

Biographisches Jahrbuch und deutscher Nekrolog

Anton Bettelheim



Burckhardt.

Verlag von Georg Reimer Berlin

BIOGRAPHISCHES JAHRBUCH

UND

DEUTSCHER NEKROLOG

UNTER STÄNDIGER MITWIRKUNG

VON

[illegible] ALOIS BRANDL, AUGUST FOURNIER, [illegible],
[illegible] LUDWIG GEIGER, KARL GLOSSY, SIGMUND [illegible],
[illegible], OSCAR LORENZ, JACOB MINOR, FRIEDRICH [illegible],
[illegible] GÜNTHER, ERICH SCHMIDT, ANTON E. SCHÖNBACH, [illegible]

HERAUSGEGEBEN

VON

ANTON BETTELHEIM.

II. BAND.

[illegible] BILDNISSEN VON BURCKHARDT UND BRAHMS IN [illegible].

BERLIN.
DRUCK UND VERLAG VON GEORG REIMER
1898.

Vorrede.

Der erste Band unseres Biographischen Jahrbuches und Deutschen Nekrologs ist von der berufenen Kritik über Verdienst und Erwarten günstig aufgenommen worden. Die Entschiedenheit, mit der ein so sachkundiger und massgebender Richter, wie Geheimrath Otto Hartwig, in dem von ihm herausgegebenen Centralblatt für Bibliothekswesen dem Nutzen, ja der Nothwendigkeit eines solchen Unternehmens das Wort redete, wäre für sich allein die ausgiebigste Rechtfertigung unseres Versuches, dem überdies bei den Stimmführern der deutschen Presse, ebenso wie in historischen und anderen Fachzeitschriften aufmunternde, volle Billigung beschieden war.

Eindringende, fördernde Kritik, die im Geleitwort unseres ersten Jahrganges erhofft und erbeten wurde, stellte sich gleichfalls ein. Zu besonderer Genugthuung gereicht es mir, dass wir die werthvollsten Winke wiederum zwei alten, bewährten Gönnern unseres Vorhabens zu danken haben: die gehaltvollen Studien, die Excellenz v. Liliencron, No. 8 Jahrgang 1898 der Göttingischen Gelehrten Anzeigen, und Friedrich Ratzel, No. 277 Jahrgang 1898 der Beilage zur Münchener Allgemeinen Zeitung, im Anschluss an Band I unseres Biographischen Jahrbuchs und Deutschen Nekrologs veröffentlicht haben, greifen weit über den unmittelbaren Anlass hinaus — mitunter so weit, dass es trotz redlichsten Bemühens nicht möglich war, der Fülle ihrer Ideen, die für alle Folge Beherzigung und Erfüllung verdienen, sofort

und durchwegs gerecht zu werden. Im Einzelnen haben es sich Verlag und Herausgeber allerdings angelegen sein lassen, schon im vorliegenden Jahrgang den Anregungen und Ratschlägen dieser ebenso einsichtigen, als nachsichtigen Fürsprecher nachzukommen.

So erging und ergeht neuerdings im Sinne Ratzels an alle Mitarbeiter die Bitte, im Interesse der Gleichmässigkeit die Grundlage einheitlich zu gestalten und für jeden einzelnen Nekrolog zu mindesten zu bringen: 1. Name: Familienname, Vorname, bei mehreren Vornamen alle, doch der Rufname unterstrichen; 2. Stand oder Beruf; 3. Geburts- und Sterbedatum; 4. die wesentlichsten äusseren Begebenheiten des Lebenslaufes; eine Würdigung der Persönlichkeit und ihrer Leistungen; 5. eventuell Zusammenstellung der Werke; 6. Quellenverzeichnis zur Biographie; bei bedeutenderen Persönlichkeiten auch ein Wort über die erreichbaren Bildnisse. Trotz dieses Muster-Schemas und trotz der ausdrücklich und wiederholt an alle Geladenen gerichteten Mahnung, desselben eingedenk zu bleiben, war es nicht möglich, in jedem einzelnen Falle dessen genaue Einhaltung durchzusetzen. In dieser und in so mancher anderen Beziehung erübrigt uns deshalb nur, unsere Leser zu bitten, allfällige Verbesserungen und Ergänzungen dem Verlag oder dem Herausgeber freundlich bekannt zu geben. Ein Gleiches gilt in Betreff einer Reihe von anderen »Redaktions-Leiden«, deren Excellenz von Liliencron in seiner Meisterkritik gedacht hat: »Wie weit der Nekrolog auszudehnen ist, das lässt sich meiner Ueberzeugung nach vom centralen Mittelpunkt der Leitung des Unternehmens nur theilweise bestimmen. Zum anderen Theil müssen hierbei solche Mitarbeiter mitwirken, welche die einzelnen particulären Gebiete, die deutschen Lande, Grossstädte, Culturcentren (Universitäten!) u. s. w. vertreten. Zu überschauen, welche für ihr Gebiet in irgendwelcher Weise beachtenswerten Persönlichkeiten im Laufe der Tage dahingehen, ist für sie eine kleine Mühe. Dazu verhilft ihnen schon die Tagespresse mit ihren Nekrologen und Nekrologien. Ein Netz von Helfern dieser Art, ausgespannt über die ganze deutsche Welt, halte ich für ein ganz unabweisbares Bedürfnis der Redaktion.« Dass es an dem ehrlichen Streben nicht gemangelt hat, solche Nothhelfer zu suchen, wird der wohlwollende Leser von Band II nicht verkennen: an Baechtolds Stelle hat Professor Adolf Frey das

Schweizer Referat übernommen, für die Siebenbürger Sachsen ist Pfarrer Dr. F. Teutsch, für Schleswig-Holstein Hr. Joh. Sass auf mein Ersuchen eingetreten. Dass und wie viel trotz alledem noch nachzuholen bleibt für einzelne Persönlichkeiten und ganze Landstriche, ist schwerlich Jemandem deutlicher bewusst, als dem Herausgeber. Wohl war es mir vergönnt, die meisten der im vorigen Jahrgang verheissenen Nachträge, vor Allem die Nekrologe von Camphausen, Erzherzog Carl Ludwig, Fürst Stolberg-Wernigerode u. s. w., rechtzeitig zu erhalten; dagegen müssen Nekrologe wie die von Gurlitt, Victor Meyer, W. H. Riehl, von einer Reihe deutscher Theologen und sächsischer Namen auf den nächsten Band verspart bleiben, weil die Herren Verfasser, Prof. W. Gurlitt, Prof. Goldschmidt, Staatssekretär z. D. Prof. G. v. Mayr, Lic. Kohlschmidt und Dr. H. A. Lier, ihre Manuscripte nicht mehr vor Schluss des Druckes einliefern konnten.

Am schmerzlichsten traf es aber Verleger und Herausgeber, dass die schon für Band I geplante Todtenliste, die registermässig das alphabetische Verzeichnis aller im Laufe des Berichtjahres geschiedenen Deutschen von Bedeutung — einschliesslich der im Deutschen Nekrolog nicht eingehender gewürdigten — umfassen soll, auch heuer noch nicht erscheinen kann. Unser mit dieser mühsamen und verantwortlichen Aufgabe betrauter, hochgeschätzter Mitarbeiter, Bibliothekar Dr. Georg Wolff in München, dem wir auch für das Mitlesen der Correcturen verpflichtet sind, ist leider in letzter Stunde durch eine unvorhergesehene Abhaltung ausser Stande gewesen, den weitgediehenen Entwurf seiner Todtenliste für 1896 und 1897 druckreif abzuschliessen. Band III wird deshalb die Todtenliste für 1896—1898 auf einmal bringen.

So viele und so wichtige Beiträge derart auch zurückbleiben mussten, so hat uns dennoch der überreiche Stoff der Nekrologie des Jahres 1897 und der Ergänzungen zum Jahrgang 1896 genöthigt, auf urkundliche und biographische, ausserhalb der Jahre 1896/7 liegende, Mittheilungen zu verzichten. Dessenungeachtet darf unser Band meines Erachtens mit Fug und Recht seinen alten Obertitel »Biographisches Jahrbuch« weiter fortführen. Angesichts der grossen Zahl künstlerisch sorgfältig ausgeführter Einzelbiographien, wie sie, Dank der werkthätigen Förderung ausgezeichneter Mitarbeiter, der vorliegende Band von Jacob Burckhardt,

Johannes Brahms, Sachs, Stephan und manchen anderen bietet, darf sich unser Deutscher Nekrolog wohl auch als Biographisches Jahrbuch dauernd zu den Grundsätzen bekennen, die Herder einst Schlichtegrolls Nekrolog entgegenstellte: »Der Name Todtenliste ist schon ein trauriger Name. Lasst Todte ihre Todte begraben; wir wollen die Gestorbenen als Lebende betrachten, uns ihres Lebens, ihres auch nach dem Hingange noch fortwirkenden Lebens freuen und eben deshalb ihr bleibendes Verdienst für die Nachwelt aufzeichnen. Hiermit verwandelt sich auf einmal das Nekrologium in ein Athanasium, ein Mnemeion; sie sind nicht gestorben, unsere Wohlthäter und Freunde, denn ihre Seelen, ihre Verdienste um's Menschengeschlecht, ihr Andenken lebet.«

Wien, 8. November 1898.

Anton Bettelheim.

Inhalt.

Uebersicht

der

Bibliographie der biographischen Litteratur 1897.

Zusammengestellt

von

Dr. Johannes Luther,

Bibliothekar an der Königlichen Bibliothek Berlin.

Die durch ein * gekennzeichneten Aufsätze sind dem I. Band, Jahrgang 1897, unseres »Biographischen Jahrbuches und Deutschen Nekrologs« entnommen.

*Pagel: Hans Conrad Carl Theodor **Ackermann,** Arzt u. Prof. d. pathol. Anatomie. (S. 149—150.)

Wimmer, Frz. Paul: Kaiserin **Adelheid,** Gemahlin Ottos I. des Grossen, in ihrem Leben u. Wirken v. 931—973. 2. Aufl. Regensburg: J. Habbel: i. Komm. 8. III, 104 S.

Zu Friedrich **Adlers** siebenzigstem Geburtstage. (Deutsche Bauzeitung. 31. Jahrg. 4. S. 518—519, 527.)

Kolb, R.: **Adolph,** Grossherzog v. Luxemburg, Herzog v. Nassau. Wiesbaden: (H. Roemer.) 8. VIII, 182 S. m. Bildn.

Businger, L. C.: Joseph Ignatz **von Ah** †, 15. Dez. 1834—1. Sept. 1896. (Schweizer. Archiv f. Volkskunde. I. Jahrg. 8. S. 91—93.)

Hardmann: König **Alberts** Mitarbeit am Aufbau des Deutschen Reiches. (Festreden z. Geburtstagsfeier König Alberts v. Sachsen. Leipzig: O. Klemm's Sort. 8.)

Schellenberg: Ein Lebensbild unsers Königs **Albert.** (Festreden z. Geburtstagsfeier Königs Albert v. Sachsen. Leipzig: O. Klemm's Sort. 8.)

Geyer, Alb.: **Albrecht** der Bär. Eine Biographie. Nach d. Quellen. Berlin: E. Ebering. 8. 44 S. m. Ill. [Lebensbilder aus d. Geschichte. II.]

Duncker, Carl v.: Feldmarschall Erzherzog **Albrecht.** Wien: F. Tempsky. 4. XII, 330 S. m. Bildn. u. Abb.

Prinz **Albrecht** von Preussen, Regent von Braunschweig. (Zum 8. Mai 1897.) (Der Bär. 23. Jahrg. 4. S. 220—221 m. Bild.)

Prinz **Albrecht** von Preussen. (Militär-Wochenblatt. 82. Jahrg. 1. Bd. 4. Sp. 1215—1222.)

Paulus, N.: Lorenz **Albrecht.** Der Verfasser der ersten deutschen Grammatik. I. II. (Hist.-polit. Blätter f. d. kath. Deutschland. 119. Bd. 8. S. 549—560, 625—637.)

*Meyer, Alexander: Siegfried Wilhelm **Albrecht,** deutscher Politiker. (S. 203—205.)

*Granier, Hermann: **Alexander,** Prinz von Preussen, General der Infanterie. (S. 418.)

Le Roi, J. F. A. de: Michael Solomon **Alexander,** der erste evangelische Bischof in Jerusalem. Gütersloh: C. Bertelsmann. 8. 3 Bl., 230 S., 1 Bildn. [Schriften des Instit. Judaicum in Berlin. No. 22.]

Rühle, Otto: Johanna **Ambrosius.** Eine menschliche Komödie. (Monatsblätter f. deutsche Litteraturgesch. I. Jahrg. 8. S. 219—226.)

Hürbin, Jos.: Peter **von Andlau,** der Verfasser des ersten deutschen Reichsstaatsrechts. Ein Beitr. z. Gesch. d. Humanismus am Oberrhein im XV. Jahrhundert. Strassburg: J. H. Ed. Heitz. 8. XII, 286 S., 1 Taf., 1 Facs.

Euler, Carl: Professor Dr. Eduard **Angerstein.** Ein Lebensbild. [Aus: Monatsschr. f. d. Turnwesen.] Berlin: R. Gaertner. 8. 34 S. m. Bildn.

Anzengruber, Ludw.: Biographisches und Autobiographisches. (L. Anzengruber: Gesamm. Werke. 3. durchges. Aufl. Bd. 1. Stuttgart: J. G. Cotta Nachf. 8.)

Abels, Ludwig: Neues über **Anzengruber.** (Sonntagsbeil. No. 39 z. Voss. Zeitung.)

Bettelheim, Ant.: **Anzengruber.** Der Mann, sein Werk, seine Weltanschauung. 2. verm. Aufl. Berlin: E. Hofmann & C. 8. VIII, 286 S. [Geisteshelden. I. Samml. Bd. 4.]

*Baechtold, J.: J. W. **Appell.** (S. 3—5.)

*Eitner, Rob.: Karl **Armbrust.** (S. 112—113.)

Ernst Moritz **Arndt.** I—III. [Bilder aus der Erweckungsgesch. d. religiös-kirchl. Lebens in Deutschland in diesem Jahrhundert. III. Reihe. 1. (Allg. Evangel.-Luth. Kirchenzeitung. 30. Jahrg. 4. Sp. 291—296, 316—321, 345—350.)

Bendixen, Rudolf: Ernst Moritz **Arndt.** (R. Bendixen: Bilder aus d. letzten religiösen Erweckung in Deutschland. Leipzig: Dörffling & Franke. 8. S. 21—62.)

Meisner, Heinrich: Ernst Moritz **Arndt** im Parlamente. (Der Bär. 23. Jahrg. 4. S. 448—450, 459—461.) (Der »Deutschen Revue« entnommen.)

Reinthaler: Ernst Moritz **Arndt.** (Deutsch-evangelische Blätter. 22. Jahrg. 8. S. 233—249.)

Meisner, Heinrich: Ernst Moritz **Arndts** Mutter. (Sonntagsbeil. No. 36 z. Voss. Zeitung.)

Wehrmann, M.: Zur Geschichte des Bischofs **Arnold** von Camin. Monatsblätter. Hrsg. v. d. Ges. f. Pomm. Gesch. u. Alterthumskunde. 11. Jahrg. 8. S. 58—60.)

*Holland, H.: Hermann **Arnold,** Historien- u. Genremaler. (S. 47—48.)

*Brümmer, Franz: Andreas **Ascharin.** (S. 196—197.)

Ilwof, Franz: Die Grafen von **Attems,** Freiherren von Heiligenkreuz, in ihrem Wirken in u. für Steiermark. Graz: Styria. 8. 4 Bl., 216 S., 2 Bildn. [Forschungen z. Verfassungs- u. Verwaltungsgesch. der Steiermark. Bd. II. H. 1.]

Ilwof, Franz: Ferdinand Graf **Attems** (1746—1820), Landeshauptmann von Steiermark. M. Bildn. (F. Ilwof: Die Grafen von Attems. S. 25—136.)

Ilwof, Franz: Ignaz Maria Graf **Attems** (1774—1861), Landeshauptmann v. Steiermark. M. Bildn. (F. Ilwof: Die Grafen von Attems. S. 137—201.)

Schlossar, Anton: Anastasius Grün [d. i. Graf Anton Alexander **von Auersperg**] und Josef Freiherr von Hammer-Purgstall. M. ungedr. Briefen Anastasius Grüns aus d. Jahren 1831 bis 1854. (Oesterr.-Ungar. Revue. 20. Bd. 8. S. 37—57, 107—127.)

v. Weilen, Alexander: Anastasius Grün [d. i. Graf **v. Auersperg**] und Ludwig August Frankl. (Sonntagsbeil. No. 25 z. Voss. Zeitung.)

Müller, Hans: Kurfürst **August** des Starken Uebertritt zur römischen Kirche. Leipzig: Buchh. des Evang. Bundes. 8. 56 S. [Flugschriften d. Evang. Bundes. H. 134/135 (XII. Reihe, 2/3).]

Evers, Ernst: **Auguste Viktoria.** Das Lebensbild d. deutschen Kaiserin. 3. Aufl. Berlin: Berl. Stadtmission. 8. 188 S. mit Bildn.

Carstanjen, Frdr.: Richard **Avenarius.** Ein Nachruf. [Aus: Vierteljahrsschr. f. wissenschaftl. Philosophie.] Leipzig: O. R. Reisland. 8. 32 S. m. Bildn.

*Carstanjen, Fr.: Richard Heinrich Ludwig **Avenarius.** (S. 5—12.)

Frommel, Emil: **Bach** s. Händel.

Wolzogen, Hans v.: Johann Sebastian **Bach.** (H. v. Wolzogen: Grossmeister Deutscher Musik. 1. Bd. Hannover: Dunkmann. 4. S. 1—27 m. Bildn.)

Jahne, Heinrich: Ferdinand **Bachmann.** (Biographien österreich. Schulmänner. Hrsg. v. Franz Frisch. Wien: A. Pichler's Wwe & Sohn. 8. S. 112—114.)

*Brümmer, Franz: Wilhelm Emanuel **Backhaus.** (S. 195—196).

Michel, Hermann: Zur Erinnerung an Jacob **Bächtold.** (Das Magazin f. Litteratur. 66. Jahrg. 4. Sp. 1017—1018.)

Münz, Bernhard: Bernhard **Baehring.** (Briefe von und über Jakob Frohschammer. Hrsg. v. B. Münz. Leipzig: G. H. Meyer. 8. S. 24—31.)

*Weech, F. v.: Karl Anton Ernst **Baer,** badischer Jurist u. Parlamentarier. (S. 389—391.)

Stölzle, Remigius: Karl Ernst **von Baer** und seine Weltanschauung. Regensburg: Nationale Verlagsanst. 8. XI, 687 S.

Stölzle: Karl Ernst **von Baer** und seine Weltanschauung. (Die Natur. 46. Bd. 4. S. 313—316.)

*Weltner, A. J.: Friederike **Bäuerle.** (S. 335—336.)

*Eitner, Rob.: Selmar **Bagge.** (S. 113.)

Klaus, B.: Hans **Baldung** genannt Grien oder Grün. (B. Klaus: Gmünder Künstler. II. 2. in: Württembergische Vierteljahrshefte f. Landesgeschichte. N.F.V. Jahrg. 8. S. 307—313, 331—332.)

*Posner: Carl M. **Balling,** Kaiserl. Königl. Oberbergrath. (S. 411.)

Pastor, Willy: Ein Maler des Berliner Ostens (Hans **Baluschek**). (Das Magazin f. Litteratur. 66. Jahrg. 4. Sp. 774—776.)

Bussler, W.: General-Feldmarschall Graf **Barfuss.** Kurzgef. Lebensbild m. Anschluss d. Gesch. d. nach ihm genannten 4. Westfäl. Inf.-Reg. No. 17. Gotha: G. Schloessmann. 8. 22 S. m. Bildn.

Woldemar **Bargiel,** Professor, Mitglied der Königl. Akad. d. Künste. (Chronik d. Königl. Akad. d. Künste zu Berlin. 1896/97. 8. S. 82–83.)

Schubert, Gustav v.: Heinrich **Barth,** der Bahnbrecher der deutschen Afrikaforschung. Ein Lebens- nnd Charakterbild, auf Grund ungedruckter Quellen entworfen. Berlin: D. Reimer. 8. 1 Bl., X, 184 S., 3 Bildn., 1 Bildntaf., 6 Facs.

Bartholomä, Hermann: Erlebnisse eines badischen Lazareth-Unteroffiziers im Feldzuge 1870/71. Karlsruhe: J. J. Reiff. 8. VI S., 1 Bl., 141 S., 1 Kt. [Badener im Feldzug 1870/71. Bd. 14.]

R. Diestelmann: Johann Bernhard **Basedow.** Leipzig: R. Voigtländer. 8. 110 S., 1 Bildn. [Grosse Erzieher. Eine Darstellung d. neueren Pädagogik in Biographien Bd. 2.]

Rubinstein, Susanna: **Batz** s. Mainländer.

Speier, Max: **Bauernfeld** s. Grillparzer.

*Pagel: Georg Wilhelm **Baum,** Chirurg. (S. 150–151.)

*Krauss, Rudolf: Eugen **Baumann.** S. 93–94.)

*Meyer, Alexander: Karl **Baumbach,** Oberbürgermeister von Danzig. (S. 199–200.)

Gäbler, Ludwig: Schulrath (Gottlob Franz) **Baunack** in seinem Leben und Wirken für die Volksschule. Tl. 1: Seine Reden bei den Jahreskonferenzen d. Lehrer d. Schulinspektionsbezirks Oelsnitz i. V. Leipzig: Dürr. 8. 160 S., 1 Bl., 1 Bildn. (Tl. 2: Sein Leben u. Wirken, ersch. 1898.)

Wilhelm **Baur.** [Rudolf Kögel, Emil Frommel, Wilhelm Baur. 3.] (Allg. Evangel.-Luth. Kirchenzeitung. 30. Jahrg. 4. Sp. 460–464.)

Professor Dr. Franz **v. Baur** †. (Centralblatt f. das gesammte Forstwesen. 23. Jahrg. 8. S. 90–95 m. Bildn.)

Professor Dr. (Franz) **von Baur** †. (Deutsche Forst-Zeitung. 12. Bd. 8. S. 73–74.)

Fürst: Professor Dr. Franz **von Baur.** (Forstwiss. Centralbl. 8. N. F. Jahrg. 19, S. 133–136.)

Der Socialdemokrat August **Bebel** als Denunziant Preussischer Offiziere. Von einem Offizier. Berlin: R. Felix. 8. 1 Bl., 18 S.

*Kollmann, Paul: Karl **Becker.** (S. 12–32.)

*Holland, H.: Moritz **von Beckerath,** Historienmaler. (S. 48–49.)

Ritter, Herm.: **Beethoven** s. Haydn.

Wolzogen, Hans v.: Ludwig **van Beethoven.** (H. v. Wolzogen: Grossmeister deutscher Musik. 1. Bd. Hannover: Dunkmann. 4. S. 55–82, m. Bildn.)

Meyer, Alfred Gotthold: Reinhold **Begas.** Bielefeld u. Leipzig: Velhagen & Klasing. 8. 2 Bl., 128 S. m. Abb. [Künstler-Monographien. 20.]

Wolf-Harnier, Eduard: Reinhold **Begas.** Eine biograph. Skizze. M. Abb. (Der Bär. 23. Jahrg. 4. S. 570–573, 581–582, 592–594.)

*Weech, F. v.: Wilhelm Jacob **Behaghel,** Professor der Rechte an d. Univ. Freiburg. (S. 391–393.)

Ratzinger, G.: Albert **Behaim** s. Bohemus.

Bauch, Alfred: Der Aufenthalt des Malers Sebald **Beham** während der Jahre 1525–1535. (Repertorium f. Kunstwiss. 20. Bd. 8. S. 194–205.)

Schmidt, Wilhelm: Beiträge zur Kenntniss Sebald **Beham's.** (Repertorium f. Kunstwiss. 20. Bd. 8. S. 477–479.)

Edmund **Behringer.** 25 Jahre Rektor. (Akademische Monatsblätter. IX. Jahrg. 4. S. 59–62.)

Reifferscheid, Al.: Zwei Anträge auswärtiger Bibliothekarstellen für George Friedrich **Benecke.** (Centralblatt für Bibliothekswesen. 14. Jahrg. 8. S. 75–83.)

*Rudolf **Benedikt.** (S. 322–324.)

Ulzer, F.: Rudolf **Benedikt** (weil. Professor an der k. k. technischen Hochschule in Wien). (R. Benedikt: Analyse der Fette und Wachsarten. 3. erweit. Aufl., hrsg. v. F. Ulzer. Berlin: J. Springer. 8. S. III–VI.)

Miquel und **Bennigsen** s. Miquel.

Friedländer, Max J.: **Bentz** s. Pentz.

Felix **Berber.** (Musikal. Wochenblatt 28. Jahrg. 4. S. 483–484 m. Bildn.)

*Obermayer, A. v.: Hans Ernst Graf **von Berchem**-Haimhausen. (S. 32–34.)

Schmitt, Franz Jacob: Matthias **Berger,** Architekt in München, †. (Centralblatt d. Bauverwaltung. 17. Jahrg. 4. S. 224.)

Arnold **Bergsträsser** †. (Deutsche Bauzeitung. 31. Jahrg. 4. S. 24.)

*Weltner, A. J.: Alois **Berla** s. Scheichl.

*Lier, H. A.: Dietrich Otto **von Berlepsch,** Präsident des evang.-lutherischen Landesconsistoriums des Königreich Sachsen. (S. 415.)

Boehm, Willy: Götz **v. Berlichingen** mit der eisernen Hand. 2. Aufl. Gütersloh: C. Bertelsmann. 8. 152 S.

*Uhde, Hermann: Michael **Bernays** 1834–1897. (S. 17*–22*.)

Witkowsky, Georg: Michael **Bernays.** (Das Magazin f. Litteratur. 66. Jahrg. 4. Sp. 271–277.)

Hildebrandt, Max: Reinhard **Bernhardi.** Zum Gedächtniss eines deutschen Naturforschers. 1797. 11. October. 1897. (Naturwissenschaftl. Wochenschrift. 12. Bd. 4. S. 481—486.)

Aus dem Leben Theodor **von Bernhardi's.** Tl. VI. (Aus den letzten Tagen des deutschen Bundes. Tagebuchblätter aus d. J. 1864—1866.) Tl. VII. (Der Krieg 1866 gegen Oesterreich und seine unmittelbaren Folgen. Tagebuchblätter aus d. J. 1866 u. 1867. M. e. Bildn. Bernhardis.) Leipzig: S. Hirzel. 8. X, 338 S.; XIV, 378 S., 1 Bildn.

Aus den Tagebüchern Theodor **von Bernhardi's.** V. (Deutsche Rundschau. 90. Bd. 8. S. 72—95.)

Brausewetter, Ernst: Elise **Bernstein** s. Rosmer.

Gräfin Elise **von Bernstorff,** geb. Gräfin von Dernath. Ein Bild aus d. Zeit von 1789 bis 1835. Aus ihren Aufzeichnungen. 3. Aufl. (Hrsg.: Elise v. d. Bussche-Kessell.) Bd. 1. 1789 bis 1822. M. 2 Bildn. Bd. 2. 1823 bis 1835. M. 1 Bildn. Berlin: E. S. Mittler & Sohn. 8. VIII, 340 S., 2 Bildn.; V, 270 S., 1 Bildn., 1 Stammtaf.

Wehrmann, M.: Dietrich **von Bertekow,** Pfarrer in Wusseken und Neuenkirchen (1300 1304). (Monatsblätter. Hrsg. v. d. Ges. f. Pomm. Gesch. u. Alterthumskunde. 11. Jahrg. 8. S. 90—92.)

*Brümmer, Franz: Friedrich August **Berthelt.** (S. 246—247.)

Kohut, Adolph: Friedrich Justus **Bertuch.** M. 4 ungedr. Briefen Bertuchs. (Nord u. Süd. 83. Bd. 8. S. 73—83.)

Zum achtzigsten Geburtstage von Friedrich **Beust.** M. d. Bildn. Beust's. Zürich: Zürcher & Furrer. 8. 34 S., 1 Bildn.

Merian, Hans: Franz Adam **Beyerlein.** (Die Gesellschaft. Jahrg. 1897, III. 8. S. 390—395 m. Bildn.)

Professor Ernst **Beyrich.** (Nekrolog.) (Deutsche Rundschau f. Geographie u. Statistik. 19. Jahrg. 8. S. 40—42 mit Bildn.)

*Blenck, E.: Heinrich Ernst **Beyrich,** Professor u. Geheimer Bergrath. (S. 193—194.)

Dr. Eduard Albert **Bielz.** (Deutsche Rundschau f. Geographie u. Statistik. 19. Jahrg. 8. S. 326—328 m. Bildn.)

*Poten, B.: Hugo Ritter **Bilimek** von Waissolm, k. u. k. Feldmarschall-Lieutenant. (S. 112.)

Schmidt, Geo: Schönhausen und die Familie **von Bismarck.** Bearb. im Auftr. d. Familie. M. zahlr. Abb. Berlin: E. S. Mittler & Sohn. 8. VIII, 196 S.

Kaiser Wilhelm I. und Fürst **Bismarck** s. Wilhelm I., Kaiser von Deutschland.

Bismarck als Redner. (Zeitschr. f. deutsche Sprache. 10. Jahrg. 8. S. 12—17.)

Diest-Daber, v.: **Bismarck** u. Bleichröder. Deutsches Rechtsbewusstsein u. d. Gleichheit vor d. Gesetze. München: Th. Wenng. 8. III, 201 S.

Everling: **Bismarck** s. Luther.

Penzler, Johs: Fürst **Bismarck** nach seiner Entlassung. Leben u. Politik des Fürsten seit seinem Scheiden aus dem Amte auf Grund aller authentischen Kundgebungen. Hrsg. u. mit histor. Erläuterungen versehen. 5 Bde. (1: 20. März 1890—11. Febr. 1891; 2: 12. Febr. 1891—5. Dec. 1891; 3: 6. Dec. 1891—27. Juni 1892; 4: 28. Juni 1892—22. Febr. 1893; 5: März 1893—Ende 1894.) Leipzig: W. Fiedler. 8. VII, 384 S.; 2 Bl., 380 S.; 2 Bl., 367 S.; 400 S.; 384 S.

Poschinger, Heinr. v.: Fürst **Bismarck** und der Bundesrath. (In 4 Bdn.) Bd. 1—3. (1: Der Bundesrath des Norddeutschen Bundes, 1867—1870; 2: Der Bundesrath des Zollvereins, 1868—1870, u. d. Bundesrath des Deutschen Reiches, 1871—1873; 3: Der Bundesrath des Deutschen Reiches, 1874—1878.) Stuttgart: Deutsche Verlags-Anst. 8. XII, 351 S.; X, 427 S.; X, 486 S.

Röhling, Carl: Otto **v. Bismarck.** Ernstes u. Heiteres aus d. Leben des grossen Kanzlers. 40 Bilder (in Farbdr.). Begleitender Text v. R. Hofmann. Berlin: A. Hofmann & C. VII, 40 S. qu. 4.

Rosinski, Adf.: Fürst **Bismarcks** Kampf gegen den Grafen Caprivi u. seine Kundgebungen üb. d. Sinken des deutschen Nationalgefühls u. üb. d. deutsche Reichsverfassung, kritisiert. Berlin: Selbstv. 8. 91 S.

Rosinski, Adf.: Fürst **Bismarcks** Verdienste u. ihre Würdigung durch den deutschen Reichstag bei der Feier seines 80. Geburtstages, kritisch beleuchtet. Berlin: Selbstv. 8. 26 S.

Diest-Daber, v.: **Bleichröder** s. Bismarck.

Zum siebzigjähr. Dienstjubiläum Seiner Excellenz des General-Feldmarschalls Grafen **v. Blumenthal** am 30. Juli 1897. (Militär-Wochenblatt. 82. Jahrg. 2. Bd. 4. Sp. 1815—1823.)

Frisch, Franz: Franz **Bobies.** (Biographien österreich. Schulmänner. Hrsg. v. F. Frisch. Wien: A. Pichler's Wwe & Sohn. 8. S. 196—203)

Richard Werner **Bode,** Geh. Baurath, †. (Centralblatt d. Bauverwaltung. 17. Jahrg. 4. S. 332.)

Schumann, Paul: Wilhelm **Bode** s. v. Werner.

Ostertag: Die Anstalten des Pastor D. **von Bodelschwingh.** Berlin: Ostdeutscher Jünglingsbund. 8. 16. S. m. Abb. [Für Feste u. Freunde d. Inn. Mission. H. 3.]

*Lützow, Carl v.: Erinnerungen an Friedrich **Bodenstedt.** S. 42*—49*.)

Grimm, Herman: Zum siebzigsten Geburtstage Arnold **Böcklin's.** Schweizerische Erinnerungen. (Deutsche Rundschau. 93. Bd. 8. S. 51—69.)

Henckell, Karl: Widmungsblatt an Arnold **Böcklin.** Zürich: K. Henckell & C. 4. 12 S. m. Bildn.

Lehrs, Max: Arnold **Böcklin.** Ein Leitfaden z. Verständnis seiner Kunst. München: F. Bruckmann. 8. 60. S.

Osborn, Max: Zum **Boecklin-Tage.** (Das Magazin f. Litteratur. 66. Jahrg. 4. Sp. 1231—1236.)

Servaes, Franz: Meister **Böcklin.** Zum siebzigsten Geburtstag. (Die Gegenwart. 52. Bd. 4. S. 249—252.)

Deussen, Paul: Jakob **Böhme.** Ueber sein Leben u. seine Philosophie. Kiel: Lipsius & Tischer. 8. 31 S.

Lasson, Adf: Jacob **Böhme.** Rede. Berlin: R. Gaertner. 8. 35 S. [Vorträge u. Abhandlungen aus d. Comenius-Ges. 5. Jahrg. 3. Stück.]

Schönwälder: Lebensbeschreibung des berühmten Schuhmachers u. Theosophen Jakob **Böhme.** Görlitz: (Selbstv.) 8. 14 S.

Löffler, J. H: Martin **Bötzinger.** Ein Lebens- u. Zeitbild aus d. 17. Jahrh. 2 Bde. Leipzig: F. W. Grunow. 8. 442 u. 441 S.

Ratzinger, G.: Albertus **Bohemus** (Albert Behaim). (Hist.-polit. Blätter f. d. kath. Deutschland. 119. Bd. S. 81—100, 177—189, 258—272, 393—407.)

*Holland, H.: Ludwig **Boller,** Landschaftsmaler. (S. 49.)

Georg Christian August **Bomhard.** [Aus der Erweckungszeit der bayerischen Landeskirche. IX.] (Allg. Evangel.-Luth. Kirchenzeitung. 30. Jahrg. 4. Sp. 223—228.)

Heinrich **Bone.** (Hist.-polit. Blätter f. d. kath. Deutschland. 120. Bd. 8. S. 767—773.)

Keiser, H. Al.: Heinrich **Bone.** Lebensbild eines deutschen Schulmannes u. Schriftstellers. Zug: Buchdr. J. M. Blunschi. 8. 50 S. m. Bildn.

Richard **Bong** 1872—1897. (Oesterr.-ungar. Buchdrucker-Zeitung. XXV. Jahrg. 4. S. 619—621.)

Richard **Bong** 1872—1897. Dem thatkräftigen Förderer d. Kunst u. Litteratur in dankbarer Verehrung gewidmet v. einem Freunde d. Hauses. (Berlin: Gedr. b. J. Sittenfeld.) 4. 36. S., 1 Bl., 1 Bildn., 14 Taf.

Lefmann, S.: Franz **Bopp,** sein Leben und seine Wissenschaft. Nachtrag. M. e. Einleitung u. e. vollst. Register. Berlin: G. Reimer. 8. 2 Bl., XLII, 129 S. (Die früheren zwei Hälften ersch. 1891 u. 1895.)

Stahl, Fritz: Eugen **Bracht.** (Die Kunst-Halle. II. Jahrg. 4. S. 241—242.)

Jacobowski, Ludwig: Otto **Brahm.** Eine Studie. (Nord u. Süd. 82. Bd. 8. S. 22 bis 36 mit Bildn.)

Johannes **Brahms,** Professor Dr., Mitglied d. Königl. Akad. d. Künste. (Chronik d. Königl. Akad. d. Künste zu Berlin. 1896/97. 8. S. 83—84.)

Zur Abwehr. Johannes **Brahms** und die »Ungarischen Tänze«. Berlin: N. Simrock. 8. 13 S.

Abel, Hedwig: Johannes **Brahms.** (Die Gegenwart. 51. Bd. 4. S. 247—248.)

Curtius, Friedrich: Johannes **Brahms.** (Die christl. Welt. 11. Jahrg. 4. Sp. 348—349.)

Ernst, Erich: **Brahms** und Wagner. (Sonntagsbeil. No. 15 z. Voss. Zeitung.)

Groth, Klaus: Erinnerungen an Johannes **Brahms.** (Die Gegenwart. 52. Bd. 4. S. 295—299, 307—310, 327—329.)

Helm, Th.: Zum Tode Johannes **Brahms'.** (Musikal. Wochenblatt. 28. Jahrg. 4. S. 229—230.)

Krebs, Carl: Johannes **Brahms.** (Deutsche Rundschau. 91. Bd. 8. S. 300—302.)

Lessmann, Otto: Johannes **Brahms †.** (Allg. Musik-Zeitung. 24. Jahrg. 4. S. 229—230 m. Bildn.)

Marsop, Paul: Johannes **Brahms.** (Die Gegenwart. 51. Bd. 4. S. 277—280.)

Morin, A.: Johannes **Brahms.** (Johannes Brahms. Erläuterung seiner bedeutendsten Werke v. C. Beyer u. a. Nebst e. Darstellung seines Lebensganges m. besond. Berücks. seiner Werke. Von A. Morin. Frankfurt a. M.: H. Bechhold. 8. S. VII—XLIV m. Bildn. [Musiker u. ihre Werke.])

Nodnagel, Ernst Otto: Johannes **Brahms.** Ein Gedächtniswort. (Das Magazin f. Litteratur. 66. Jahrg. 4. Sp. 469—472.)

Reimann, Heinrich: Johannes **Brahms.** Berlin: Harmonie. 8. VIII, 104 S. m. Bildn. u. Abb. [Berühmte Musiker. I.]

Söhle, Karl: Johannes **Brahms.** (Der Kunstwart. 10. Jahrg. 4. S. 216.)

Söhle, Carl: Johannes **Brahms** todt! (Musikal. Wochenbl. 28. Jahrg. 4. S. 210—211.)

Wichmann, H.: Noch ein Beitrag zur Charakteristik von **Brahms.** (Allg. Musik-Zeitung. 24. Jahrg. 4. S. 270—271.)

Widmann, J. V.: Erinnerungen an Johannes **Brahms.** Brahms in Italien. (Deutsche Rundschau. 92. 93. Bd. 8. 92. Bd.: S. 89—106; 93. Bd.: S. 120—141, 210—227.)

Wüllner, F.: Zu Johannes **Brahms** Gedächtniss. Worte der Erinnerung, gesprochen [bei d. Erinnerungsfeier d. Conservatoriums d. Musik in Köln]. [Köln:] Dr. v. M. Du Mont Schauberg. 8. 8 S.

Hösel, Kurt: Friedrich **Brandes.** Ein

Rezensenten-Problem. In objectiver Darstellung als Selbsthülfe der öffentl. Beurtheilung übergeben. Dresden: A. Beyer i. K. 8. 16 S.

* Dr. Franz **Brandner.** (S. 356—358.)

Christian Philipp Heinrich **Brandt.** [Aus der Erweckungszeit der bayerischen Landeskirche VIII.] (Allg. Evangel.-Luth. Kirchenzeitung. 30. Jahrg. 4. Sp. 199—204.)

* **Brausewetter,** Landgerichts-Direktor. (S. 219—220.)

Professor Dr. Jakob **Breitenlohner** †. (Centralblatt f. d. gesammte Forstwesen. 23. Jahrg. 8. S. 235—239 m. Bildn.)

Roth, F. W. E.: Adolf **von Breithart,** Kanzler zu Mainz, † 1491. (Görres-Gesellschaft. Hist. Jahrbuch. 18. Bd. 8. S. 849—857.)

Jorde, Fritz: Johann Gregor **Breuer.** Ein Lebensbild. Elberfeld: J. J. Keller. 8. 48 S. m. Bildn.

Brandes, Ernst: John **Brinckman.** (Die Grenzboten. 56. Jahrg. IV. 8. S. 117—134, 278—290, 434—435.)

Beste, Johannes: Kirchenrath. (Wilhelm) **Brodkorb** †. (Braunschweig. Magazin. 3. Bd. 4. S. 57—60.)

* Rietsch, Heinr.: Anton **Bruckner,** Tondichter. (S. 302—319.)

Söhle, Karl: Anton **Bruckner.** (Der Kunstwart. 10. Jahrg. 4. S. 28.)

* Guglia, E.: Alexander **Brückner,** Kaiserl. russ. Staatsrath u. Universitätsprof. i. R. (S. 36—38.)

* Guglia, E.: Karl **Brunnemann.** (S. 44—45.)

* Emil **Brunnenmeister.** (S. 361—364.)

Kriegs-Erlebnisse aus den Feldzügen 1864, 1866, 1870/71 von J. **Bubbe,** ehemaliger Vierundzwanziger. Neuruppin: Märkische Zeitung; 8. 2 Bl., 222 S., 1 Bl.

* Dr. Hermann von **Buchka,** Grossherzogl. Mecklenburg. Wirkl. Geheimer Rath. (S. 214.)

Christian Friedr. **Buchrucker.** [Aus der Erweckungszeit der bayerischen Landeskirche. V.] (Allg. Evangel.-Luth. Kirchenzeitung. 30. Jahrg. 4. Sp. 100—105.)

Ellissen, H.: Alexander **Büchner.** Zu seinem 70. Geburtstage. (Das Magazin f. Litteratur. 66. Jahrg. 4. Sp. 1263—1266.)

Furchtlos und treu. Aus dem Leben des verstorbenen Generalsuperint. Dr. **Büchsel.** (Schulblatt f. d. Prov. Brandenburg. 62. Jahrg. 8. S. 408—410.)

Büchsel, C., Gen.-Superint.: Erinnerungen aus d. Leben e. Landgeistlichen. 1. Bd. 8. Aufl. 3. Bd. 4. Aufl. Berlin: Wiegandt & Grieben. 8. VIII, 312 S.; 327 S.

Büchsel: Erinnerungen aus meinem Berliner Amtsleben. Bd. 4 der 'Erinnerungen aus dem Leben e. Landgeistlichen'. 4. Aufl. Berlin: Wiegandt & Grieben. 8. IV, 176 S. m. Bildn.

Marsop, Paul: Hans **v. Bülow** und die Musikkritik. I. II. (Sonntagsbeil. No. 1. 2. z. Voss. Zeitung.)

Thiele, Georg: Hans **von Bülow** als Schriftsteller. (Die Gegenwart. Bd. 51. 4. S. 232—234, 249—251.)

* Krauss, Rudolf: Johann Martin **Bürkle.** (S. 92—93.)

* Bürkner, K.: Hugo **Bürkner.** (S. 22*—42*.)

Pauli, Gustav: Der letzte Klassiker des deutschen Holzschnittes (Hugo **Bürkner.**) (Die Kunst-Halle. II. Jahrg. 4. S. 177—179.)

Graepp, L. W.: Johannes **Bugenhagen.** E. Lebensbild aus d. Reformationszeit, nach hist. Quellen zusammengest. u. neu bearb. Gütersloh: C. Bertelsmann. 8. 4 Bl., 118 S.

* Dr. F. A. **Buhl,** Gutsbesitzer in Deidesheim, früher Mitglied des deutschen Reichstags. (S. 220.)

* Marquardsen: Franz Armand **Buhl.** (S. 49*—53*.)

Diederichs, H.: Friedrich Georg **von Bunge.** Gedächtnissrede. (Baltische Monatsschrift 39. Jahrg. XLIV. Bd. 8. S. 357—386.)

Schrattenholz, Josef: August **Bungert.** Ein Sendschreiben an ihn. (Die Gegenwart. 51. Bd. 4. S. 166—169.)

Bunkofer, Wilh., Gymn.-Prof.: Mein Austritt aus d. römischen Kirche, denk. Christen gewidmet. Wertheim: (E. Buchheim Nachf.) 8. 38 S.

* Meyer, Alexander: Georg von **Bunsen,** deutscher Politiker. (S. 34—36.)

* Eitner, Rob.: Karl **Burchard.** (S. 114.)

Forst-Direktor Dr. Heinrich Christian **Burckhardt.** (Deutche Forst-Zeitung. XII. Bd. 8. S. 97—100 m. Bildn.)

Zur Erinnerung an Herrn Prof. Dr. Jakob **Burckhardt** Basel: C. F. Lendorff. 8. 22. S.

Prof. Jakob **Burckhardt,** Kunstgeschichtsforscher, †. (Centralblatt d. Bauverwaltung. 17. Jahrg. 4. S. 364.)

Jakob **Burckhardt.** (Die Grenzboten. 56. Jahrg. III. 8. S. 385—390.)

Professor Dr. Jacob **Burckhardt** in Basel. (Deutsche Bauzeitung. 31. Jahrg. 4. S. 415.)

Gothein, Eberhard: Jakob **Burckhardt.** (Preuss. Jahrbücher. 90. Bd. 8. S. 1—33.)

Mähly, Jacob: Jacob **Burckhardt.** (Das Magazin f. Litteratur. 66. Jahrg. 4. Sp. 1039—1045.)

Wölfflin, Heinrich: Jacob **Burckhardt.** (Repertorium f. Kunstwissensch. 20. Bd. 8. S. 341—346.)

Joss, G.: [Amtsrichter Joseph **Burkhalter.**] (Briefe von Jeremias Gotthelf [A. Bitzius] an Amtsrichter Burkhalter. Zu s. 100jähr. Geburtstag 4. Okt. 1897 hrsg. v. G. Joss, Pfarrer. M. e. Bildn. des J. Gotthelf. Bern: K. J. Wyss. 8. S. 3–29.)

*Karl **Busse**, Geh. Ober-Regierungsrath u. früherer Direktor der Reichsdruckerei in Berlin. (S. 215.)

Koldewey, Friedrich: Joachim Heinrich **Campe.** (Westermanns Illustr. Deutsche Monatshefte. 81. Bd. 8. S. 129–149 m. Bildn. u. Abb.)

Benrath: Petrus **Canisius**, der erste deutsche Jesuit. (Deutsch-evangel. Blätter. 22. Jahrg. 8. S. 789–801.)

Evers, Geo: Der sel. P. Petrus **Canisius**, S. J., Apostel u. Patron der katholischen Schulen Deutschlands. Osnabrück: B. Wehberg. 8. 64 S.

Knöppel, Al.: Der sel. Petrus **Canisius**, zweiter Apostel Deutschlands. Mainz: F. Kirchheim. 8. X, 236 S. [Lebensbilder kathol. Erzieher. VII.]

Leute, Josef: Die verdienstvolle Thätigkeit des seligen Petrus **Canisius** auf dem Gebiet des Unterrichts- und Erziehungswesens. (Hist.-pol. Blätter f. d. kath. Deutschland. 119. Bd. 8. S. 483–495.)

Mehler, J. B.: Der sel. Petrus **Canisius**, e. Apostel Deutschlands. Nach d. besten Quellen bearb. Berlin: Germania. 8. 120 S. [Kathol. Flugschriften z. Wehr u. Lehr. No. 117.]

Michel, L.: Vie du Bienheureux Pierre **Canisius**, Apôtre de l'Allemagne et de Fribourg. D'après le P. J. Boero et des docum. inéd. Ill. de nombr. grav. Soc. de St. Augustin, Desclée, de Brouwer & C. 8. 494 S. m. Bildn. u. Abb.

Pfülf, Otto: Der sel. P. Petrus **Canisius** in s. tugendreichen Leben dargest. Einsiedeln: Benziger & C. 8. 126 S. m. 15 Abb.

Raffler, Conr.: Der sel. Petrus **Canisius**, S. J., Apostel Deutschlands u. ehemaliger Domprediger in Augsburg. Eine kurze Lebensgesch. m. bes. Berücks. seines Wirkens in Augsburg. 2. verb. Aufl. Augsburg: Kranzfelder. 8. 71 S.

Boit, W.: Karl Hildebrand Frhr **v. Canstein**, der Bibelfreund. Berlin: Ostdeutscher Jünglingsbund. 8. 16 S. m. Abb. [Für Feste u. Freunde d. Inn. Mission. H. 7.]

Rosinski, Adf: **Caprivi** & Bismarck.

v. Lindheim, Alfred: Erzherzog **Carl Ludwig** 1833–1896. Ein Lebensbild. Wien: K.K. Hof- u. Staatsdr. 8. VIII, 384 S. m. Bildn., Abb. u. Taf.

*Weltner, A. J.: Karl Ritter von **Carro**, Schriftsteller u. Recitator. (S. 337–338.)

Geiger, Theodor: Conrad **Celtis** in seinen Beziehungen zur Geographie. Progr. d. Luitpold- Kreis-Realsch. in München. 4. 42 S.

Kohlschütter, V.: Ernst Florens Friedrich **Chladni.** Hamburg: Verlagsanst. u. Dr. A.-G. 8. 45 S. [Sammlung gemeinverst. wissensch. Vorträge. N. F. Ser. XI. (H. 261.)]

Kaemmerer, Ludwig: **Chodowiecki.** Mit Abb. Bielefeld u. Leipzig: Velhagen & Klasing. 8. 2 Bl., 131 S. [Künstler-Monographien. 21.]

*Friedjung, Heinrich: Bohuslav Graf **Chotek**, österreich. Diplomat u. Herrenhausmitgl. (S. 131–132.)

*Krauss, Rudolf: Theodor **Christaller.** (S. 99.)

Girschner, Wilhelm: Der Wandsbecker Bote (Matthias **Claudius**). (Monatsblätter f. deutsche Litteraturgesch. I. Jahrg. 8. S. 109–122.)

Lapke: Matthias **Claudius**, ein Volksschriftsteller, in seiner Bedeutung für die Schule. (Schulblatt f. d. Prov. Brandenburg. 62. Jahrg. 8. S. 42–58.)

Koch, Günther: **Clauren's** Einfluss auf Hauff. (Euphorion. 4. Bd. 8. S. 804–812.)

*Zimmermann, P.: Heinrich Wilhelm August **Clausz**, (S. 401–402.)

Kappen, Herm. Jos.: **Clemens August**, Erzbischof von Köln. Ein Lebensbild. Münster i. W.: Aschendorffsche Buchhandlung. 8. VIII, 240 S., 1 Bildn.

Professor (Karl Sebastian) **Cornelius** †. (Evangel. Schulblatt. 41. Bd. 8. S. 261–263.)

Bussler, W.: General-Feldmarschall **v. Courbière.** Kurzgefasstes Lebensbild m. Anschluss d. Gesch. des nach ihm genannten 2. Posenschen Inf.-Reg. Nr. 19. Gotha: G. Schloessmann. 8. 25 S. m. Bildn.

Baldensperger, W.: Karl August **Credner.** Sein Leben und seine Theologie. Leipzig: Veit & C. 99 S., 1 Bildn.

Jülicher: Ein Märtyrer der Studirstube (Karl August **Credner.**) (Die christl. Welt. 11. Jahrg. 4. Sp. 968–971.)

Wyzewa, Teodor de: Frédéric **Creutzer** s. de Günderode.

*Krauss, Rudolf: Ernst **Curfess.** (S. 94–95.)

Ernst **Curtius** († 11. Juli 1896). (Monatsschrift f. Deutsche Beamte. 21. Jahrg. 8. S. 352.)

Broicher, Charlotte: Erinnerungen an Ernst **Curtius.** [Aus: Preuss. Jahrbücher.] Berlin: G. Stilke. 8. II, 50 S.

Christ, W. v.: Ernst **Curtius.** (Nekrolog.) (Sitzungsberichte der philos.-philol. u. d. histor. Classe der k. b. Akademie d. Wiss. zu München. Jahrg. 1897. Bd. 1. München: Akademie. 8. S. 299–303.)

Curtius, Carl: Zur Erinnerung an Ernst **Curtius.** Ein Vortrag. Lübeck: Dr. v. H. G. Rahtgens. 8. 1 Bl., 29 S.

Fritze, H. v.: Ernst **Curtius.** (Westermanns Illustr. Deutsche Monatshefte. 81. Bd. 8. S. 449—464 m. Bildn.)

Köhler, Ulrich: Gedächtnissrede auf Ernst **Curtius.** Aus den Abhandlungen d. königl. Preuss. Akad. d. Wiss. zu Berlin. Berlin: Kgl. Ak. d. Wiss.; in Comm. b. G. Reimer. 4. 14 S.

*Michaelis, Adolf: Ernst **Curtius.** (S. 56—88.)

Plath, Konrad: Ernst **Curtius** und die Erforschung des Deutschen Altertums. Berlin: W. Hertz. 8. 33 S.

*Posner: O. **Curtmann.** (S. 411.)

v. Baer, Karl Ernst: Lebensgeschichte **Cuviers,** hrsg. v. Ludwig Stieda. [Aus: Archiv f. Anthropologie.] Braunschweig: F. Vieweg u. Sohn. 8. 125 S.

Zielsdorff, Gottfried: **Cuvier** in Deutschland. (Die Gegenwart. 51. Bd. 4. S. 134—136.)

*Weltner, A. J.: Ignaz **Czernits,** Schauspieler u. Theater-Director. (S. 338—339.)

Müller, Otto: Heinrich **Damerow.** Geb. 28. Dez. 1798. Gest. 22. Sept. 1866. Ein Lebensbild. (Festschrift anlässlich des 50-jährig. Bestehens d. Provinzial-Irren-Anstalt zu Nietleben bei Halle a. S. v. früheren u. jetzigen Aerzten d. Anstalt. Leipzig: F. C. W. Vogel. 8. S. 1—6 m. Bildn.)

Meyer, Johannes: M. Otto Chr. **Damius** und sein Catechismus Manuscriptus. (Zeitschr. d. Ges. f. niedersächs. Kirchengesch. 2. Jahrg. 8. S. 193—263.)

Kirchenrath Dr. theol. Ludwig **Danneel †.** (Allg. Evangel.-Lutherische Kirchenzeitung. 30. Jahrg. 4. Sp. 513—515.)

Kloss, Erich: George **Davidsohn †.** (Musikalisches Wochenblatt. 28. Jahrg. 4. S. 99.)

Rosenberg, Adolf: **Defregger.** M. Abb. Bielefeld u. Leipzig: Velhagen & Klasing. 8. 2 Bl., 106 S., 1 Titelbildn. [Künstler. Monographien. 18.]

Schäfer, Wilh.: Richard **Dehmel.** (R. Dehmel: 20 Gedichte, m. e. Geleitbrief v. W. Schäfer u. d. Bilde des Dichters. Berlin: Schuster & Loeffler. 8.)

Kagerer: Georg **Dengler,** geistlicher Rat u. Domvikar. (Nekrolog.) (Verhandlungen d. histor. Ver. der Oberpfalz u. Regensburg. 49. Bd. 8. S. 288—295.)

*Kagerer: Georg **Dengler,** geistlicher Rat u. Domvikar. (S. 399—401.)

Gustav **Denhardt.** (Deutsche Rundschau f. Geographie u. Statistik. 19. Jahrg. 8. S. 132—134 m. Bildn.)

Unger, W. v.: Feldmarschall **Derfflinger.** M. 1 Bildn. u. Skizzen. [Aus: Beiheft z. Militär-Wochenbl.] Berlin: E. S. Mittler & Sohn. 8. 137 S.

*Hillern, Wilhelmine v.: Johannes **Diemer.** (S. 242—243.)

Finke, Heinrich: Zur Erinnerung an Kardinal Melchior **von Diepenbrock.** 1798—1898. Nach ungedr. Briefen u. s. w. (Zeitschr. f. vaterländ. Gesch. u. Alterthumskunde. Hrsg. v. Ver. f. Gesch. u. Alterthumskunde Westfalens. 55. Bd. 8. S. 218—258.)

Kuhlmann: Heinrich Adolf **Diestelkamp.** (Zeugen und Zeugnisse aus d. christl.-kirchl. Leben von Minden-Ravensberg im 18. u. 19. Jahrh. 2. Heft. Gadderbaum b. Bielefeld: Anst. Bethel. 8. S. 17—36.)

*Weltner, A. J.: Ludmilla **Dietz,** geb. Baumgartner, Schauspielerin. (S. 339—340.)

*Brümmer, Franz: Friedrich **Dittes,** einer d. bedeutendsten Pädagogen der Neuzeit. (S. 243—245.)

Drewke, H.: (Friedrich) **Dittes.** Eine Gedächtnisrede. Bielefeld: A. Helmich. 8. 16 S. [Sammlung pädagogischer Vorträge. IX. Bd. H. 11.]

Frisch, Franz: Dr. Friedrich **Dittes.** (Biographien österr. Schulmänner. Hrsg. v. F. Frisch. 8. S. 204—225.)

Wittram, Th.: Johann Heinrich Wilhelm **Döllen.** (Nekrolog.) (Vierteljahrsschrift d. Astronom. Ges. 32. Jahrg. 8. S. 146—154 m. Bildn.)

Sybel, Heinrich v.: **Döllinger** s. v. Giesebrecht.

Witte, Leopold: Ignaz **von Döllinger.** (L. Witte: Aus Kirche u. Kunst. Leipzig: C. Braun. 8. S. 411—453.)

Nachlese zur **Dörpfeld**-Biographie. (Evangel. Schulblatt. 41. Bd. 8. S. 3—6, 53—57, 185—188.)

Carnap, Anna, geb. Dörpfeld: Friedrich Wilhelm **Dörpfeld.** Aus seinem Leben und Wirken. Von seiner Tochter. Gütersloh: C. Bertelsmann. 8. VIII, 664 S. mit Bildn.

Schmidt, Hans G.: Fabian **von Dohna.** Halle: M. Niemeyer. 8. 1 Bl., 225 S., 1 Bildn. (Hallesche Abhandlungen z. neueren Gesch. H. 34.)

Schmidt, Hans Georg: Fabian **von Dohna.** (Der Bär. 23. Jahrg. 4. S. 399—402 mit Abb.)

Tetzner, F.: Christian **Donalitius** und die Tolminkemische Schule. (Pädagog. Blätter f. Lehrerbildung u. Lehrerbildungsanstalten. 26. Bd. 8. S. 434—443.)

Vetter, Ferdinand: **Dranmor** s. Schmid, Ferdinand.

Senatspräsident am Reichsgericht, Wirkl.

Geh. Rat, Exc. Dr. **Drechsler** †. (Deutsche Juristen-Zeitung. II. Jahrg. 4. S. 338—339.)

Kreiten, Wilhelm: Lebrecht **Dreves.** Ein Lebensbild. Als Beitrag z. Literatur- u. Kirchengesch. nach d. handschriftl. Nachlass u. d. gedruckten Quellen entworfen. Mit Dreves' Bildn. Freiburg i. B.: Herder. 8. VI S., 1 Bl., 431 S., 1 Bildn.

Fick, W.: Moritz Wilhelm **Drobisch** †. (Evangel. Schulblatt. 41. Bd. 8. S. 221—224.)

Heinze, Max: Moritz Wilhelm **Drobisch.** Gedächtnissrede geh. in der königl. sächs. Ges. d. Wiss. Leipzig: S. Hirzel. 8. 25 S.

*Hermann, Conrad.: Moritz Wilhelm **Drobisch.** (S. 133—135.)

Kupsch, Th.: Zur Erinnerung an Annette **von Droste**-Hülshoff. (Monatsblätter f. deutsche Litteraturgesch. I. Jahrg. 8. S. 164—176.)

Meyer, Richard M.: Annette **von Droste**-Hülshoff. (R. M. Meyer: Deutsche Charaktere. Berlin: E. Hofmann & C. 8. S. 138—162.)

Opitz, Richard: Annette Elisabeth **von Droste**-Hülshoff. (Blätter f. literar. Unterhaltung. Jahrg. 1897 I. 4. S. 17—20.)

Poppenberg, Felix: Annette v. **Droste**-Hülshoff (geb. 10. Januar 1797). I. II. (Sonntagsbeil. No. 2. 3. z. Voss. Zeitung.)

Rick, P. J.: Annette **von Droste**-Hülshoff. (Der Schulfreund. 53. Jahrg. 8. S. 1—25.)

Riehemann: Annette **von Droste**-Hülshoff. Zum 100 jähr. Geburtstage der Dichterin. (Akadem. Monatsblätter. IX. Jahrg. 4. S. 81—88.)

Treu, Therese: Annette **von Droste**-Hülshoff. Ein Dichterbild. I—III. (Monatsschrift für kathol. Lehrerinnen. 10. Jahrg. 8. S. 36—38, 89—92, 170—175, 224—227, 289—293, m. Bildn.)

Wormstall, Jos.: Annette v. **Droste**-Hülshoff im Kreise ihrer Verwandten u. Freunde. Münster: Regensberg. 8. 28 S. mit 30 Abb.

Zottmann, A.: Deutschlands grösste Dichterin [d. i. Annette Freiin **von Droste**-Hülshoft]. Ein Jubiläums-Gedenkblatt. (Frankfurter zeitgemässe Broschüren. N. F. 18. Bd. 8. S. 51—64; H. 2, S. 19—32.)

Emil **du Bois**-Reymond †. (Der Bär. 23. Jahrg. 4. S. 65—67 m. Bildn.)

Emil **du Bois**-Reymond †. (Naturwissenschaftl. Wochenschrift. 12 Bd. 4. S. 21—22 m. Bildn.)

Bölsche, Wilhelm: **Du-Bois**-Reymond. (Das Magazin f. Litteratur. 66. Jahrg. 4. Sp. 36—44.)

Bum, Anton: Emil **Du Bois**-Reymond, 7. November 1818—26. December 1896. (Wiener Medizin. Presse. 38. Jahrg. 4. Sp. 25—26.)

Epstein, S. S.: **Du Bois**-Reymond und die Encyclopaedisten. (Die Gesellschaft. Jahrg. 1897, II. 8. S. 98—104.)

Epstein, S. S.: Emil **du Bois**-Reymond. (1818—1896.) (Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte. 82. Bd. S. S. 303—319 m. Bildn.)

Jensen, Paul: Emil **Du Bois**-Reymond. Ein Nachruf. (Die Natur. 46. Bd. 4. S. 53—56 m. Bildn.)

*Rosenthal, J.: Emile Heinrich **du Bois**-Reymond. (S. 125—131).

Schultz, P.: Emil **du Bois**-Reymond, geb. am 7. November 1818 zu Berlin, gest. am 26. December 1896 daselbst. (Deutsche Rundschau. 90. Bd. 8. S. 296—301.)

Chronik der Familie **Dürer.** M. Dürers Selbstbildn. v. J. 1493. (Ausgewählte Selbstbiographien aus d. 15. bis 18. Jahrh. Hrsg. v. Christian Meyer. Leipzig: J. J. Weber. 8. S. 21—40.)

Conway, W. Martin: **Dürer**'s visit to The Netherlands. (The fortnightly review. 62. Vol. 8. S. 358—367.)

Kalkoff, Paul: Zur Lebensgeschichte Albrecht **Dürers.** (Repertorium f. Kunstwissenschaft. 20 Bd. 8. S. 443—463.)

Allerlei Bilder aus meinem Leben auf lose Blätter gezeichnet von W. **Duisberg.** Basel: Missionsbuchhandl. 8. 207 S.

Hottinger, R.: Henri **Dunant.** Ein Abriss seines Lebens und Wirkens. Entstanden aus einem unter den Auspizien des Zürcher Friedensvereins in Zürich geh. öffentl. Vortrag. Zürich: F. Schulthess 8. 38 S.

*Brümmer, Franz: Adolf **Ebeling.** (S. 194—195.)

Buchwald, Georg: D. Paul **Eber,** der Freund, Mitarbeiter und Nachfolger der Reformatoren. Ein Bild seines Lebens u. Wirkens. Leipzig: B. Richter. 8. VI, 187 S. m. Bildn. u. Abb.

Ebers, Geo.: Die Geschichte meines Lebens. Vom Kind bis zum Manne. Stuttgart: Deutsche Verlagsanst. 8. VIII, 522 S. [G. Ebers: Gesammelte Werke. Bd. 25.]

Gottschall, Rud. v.: Georg **Ebers.** (Litteraturbilder fin de siècle. 2. Bdchn. 8.)

Wehrmann, M.: Graf Ludwig **von Eberstein** als Postulat von Camin (1469—1480). (Monatsblätter. Hrsg. v. d. Ges. f. Pommersche Gesch. u. Alterthumskunde. 11. Jahrg. 8. S. 33—37, 49—54.)

Bienenstein, Karl: Marie **von Ebner**-Eschenbach. (Nord u. Süd. 81. Bd. 8. S. 72—80 m. Bildn.)

Freidhoff, Rud.: Trauerrede auf d. Hinscheiden d. hochw. Hrn. Dekans Friedrich

Wilhelm **Eckert,** Pfarrer in Königsheim. Tauberbischofsheim: F. X. Bott. 8. 11 S.

Fliedner, Georg: Diakonissin Barbara **Eckhardt.** Kaiserswerth: Diakonissen-Anstalt. 8. 15 S.

*Holland, H.: Sigmund **Eggert,** Genremaler. (S. 49—50.)

*Wolkenhauer, W.: Dr. Johann Jakob **Egli,** schweizer. Geograph. (S. 367—368.)

Lehmann, Rudolf: Friedrich **Ehrhart.** (Festschrift z. Feier des 100jähr. Bestehens der Naturhist. Ges. z. Hannover. Geschichte u. 44.—47. Jahresbericht. Hannover: Hahn i. K. 8. S. 98—113.)

*Pagel: Karl **Eisenlohr,** Arzt. (S. 151.)

Schultze, Fr.: Dr. Karl **Eisenlohr †.** Nekrolog. (Deutsche Zeitschr. f. Nervenheilkunde. 9. Bd. S. 466—471.)

Koppen, Luise: Erinnerungsblätter an **Elisabeth,** Fürstin zur Lippe, geb. Prinzessin zu Schwarzburg-Rudolstadt. Detmold: Hinrichs. 8. VI S., 1 Bl., 104 S., 1 Bildn.

Nasemann: **Elisabeth Charlotte** von der Pfalz. (Deutsch-evangel. Blätter. 22. Jahrg. 8. S. 198—210.)

Wissowa, Felix: **Elisabeth Christine** von Preussen († 13. Januar 1797). (Sonntagsbeil. Nr. 3 z. Voss. Zeitung.)

*Guglia, E.: Christian **d'Elvert.** (S. 45—47.)

Stahl, Fritz: Erdmann **Encke.** (Westermanns Illustr. Deutsche Monatshefte. 81. Bd. 8. S. 762—780 m. Bildn. u. Abb.)

Brinzinger: Der Maler Johann Baptist **Enderle** von Donauwörth (geb. 1724 gest. 1798) und seine Fresken im Augustinerkloster zu Oberndorf a. N. (Archiv f. christl. Kunst. 15. Jahrg. 8. S. 81—83.)

Dr. Ernst **Engel.** (Nekrolog.) (Deutsche Rundschau f. Geographie u. Statistik. 19. Jahrg. 8. S. 280—282 m. Bildn.)

*Blenck, E.: Ernst **Engel.** (S. 221—230.)

Schröder, Karl: Johann Jakob **Engel.** Ein Vortrag. Schwerin: Bärensprung. 8. 67 S. m. 1 Bild.

*Poten, B.: Heinrich Peter Franz Wilhelm **Engelhard,** Kgl. Preuss. Wirkl. Geh. Kriegsrath. (S. 110—112.)

Rust, Agnes: Josef **Engelhard.** (Die Kunst-Halle. II. Jahrg. 4. S. 341—342.)

Ernst der Bekenner und die Einführung der Reformation im Lüneburgischen. Als Festschrift zur 400. Wiederkehr des Geburtstages dieses gottbegnadeten Förderers der Reformation vom Celler Lehrerver. Celle: (Hannover u. Celle: Schulbuchhandl.) 8. 38 S.

Uhlhorn, G.: Herzog **Ernst** der Bekenner. Vortrag zur Feier seines 400jähr. Geburtstages, am 27. Juni 1897 in Celle gehalten. (Zeitschrift d. Histor. Vereins f. Niedersachsen. Jahrg. 1897. 8. S. 22—36.)

Zur Geschichte Herzog **Ernsts** des Frommen. 1. Herzog Ernst der Fromme, ein Lebensbild. Von A. Zeyss. 2. Ernsts des Frommen Baumeister. Von M. Berbig. 3. Ein forstwirthschaftlicher Versuch Ernsts des Frommen. Von H. Hess. Vorträge, geh. in d. 'Vereinigung f. Gothaische Geschichte u. Alterthumsforschung' zu Gotha am 2. Nov. 1897. Erstes Ergänzungsheft zu den Blättern d. Vereinigung f. Goth. Gesch. u. Altertumsforschung 'Aus d. Heimat'. Gotha: Th. H. Wechsung Nachf. 8. 32 S.

Wertheim, Karl: Wolfram **v. Eschenbach** s. Wolfram.

Die beiden Esper (Friedrich Lorenz **Esper** u. Johann Friedrich Esper). [Aus der Erweckungszeit der bayerischen Landeskirche. III.] (Allg. Evangel.-Lutherische Kirchenzeitung. 30. Jahrg. 4. Sp. 52—57.)

Nasemann: Prinz **Eugen.** (Deutsch-evangel. Blätter. 22. Jahrg. 8. S. 329—341.)

*Brümmer, Franz: Johann Ludolf August **von Eye.** (S. 254—255.)

Eyferth, Bruno, s. Horn, Wilhelm.

*Wunder: Freiherr Lothar **von Faber.** (S. 423—428.)

Flaischlen: Johannes **Falk,** der Kinderfreund. Berlin: Ostdeutscher Jünglingsbund. 8. 16 S. m. Abb. [Für Feste u. Freunde d. Inn. Mission. H. 6.]

Rademacher, C.: Staatsminister DDr. Falk und die Volksschullehrer. Zum goldenen Amtsjubiläum des Oberlandesgerichtspräsidenten Staatsministers DDr. Paul Ludwig Adalbert **Falk** am 30. März 1897. Bielefeld: A. Helmich. 8. 17—32 S. [Pädagog. Abhandlungen. N. F. I. Bd. Heft 2.]

Wolgast, Heinrich: Gustav **Falke.** (Nord u. Süd. 82. Bd. 8. S. 174—195. M. Bildn.)

Falke, Jac. v.: Lebenserinnerungen. Leipzig: G. H. Meyer. 8. VII, 366 S. m. Bildn.

Hofrath Jacob Ritter von **Falke †.** (Deutsche Bauzeitung. 31. Jahrg. 4. S. 315—316.)

Jacobowski, Ludwig: Jacob **von Falke.** (Blätter für literar. Unterhaltung. Jahrg. 1897. I. 4. S. 209—211.)

Philippi, Adolf: Aus den Denkwürdigkeiten zweier Kunstforscher. (Sir Joseph Crowe u. Jakob **von Falke).** (Die Grenzboten. 56. Jahrg. II. 8. S. 283—290, 324—331.)

Gustav Theodor **Fechner** als Humorist. (Die Gegenwart. 51. Bd. 4. S. 312—315.)

Bölsche, Wilhelm: (Gustav Theodor) **Fechner.** Ein Charakterbild. (Deutsche Rundschau. 92. Bd. 8. S. 344—369.)

*Posner: Hugo **Feck,** Professor an der techn. Hochschule zu Dresden. (S. 411.)

Jahne, Heinrich: Johann Ignaz Melchior

von **Felbiger.** (Biographien österreich. Schulmänner. Hrsg. v. Franz Frisch. 8. S. 1—29.)

Rust, Agnes: **Fenner.** (Die Kunst-Halle. II. Jahrg. 4. S. 324—325.)

Oberstabsarzt I. Klasse Dr. Joseph **Ferber.** Nekrolog. (Kollektaneen-Blatt f. d. Gesch. Bayerns. 61. Jahrg. 8. S. 132—133.)

Wastler, Josef: Erzherzog Ferdinand (von Steiermark), später Kaiser **Ferdinand** II. (von Oesterreich). (J. Wastler: Das Kunstleben am Hofe zu Graz unter den Herzogen von Steiermark, den Erzherzogen Karl und Ferdinand. Graz: Selbstv.; Univ.-Buchdr. »Styria«. 8. S. 112—199.)

Sartorius, Ernst: Ignatz Aurelius **Fessler,** Kapuziner und Generalsuperintendent. (Die christliche Welt. 11. Jahrg. 4. Sp. 103—108.)

Drews, Arthur: **Feuerbach** s. Wagner, Richard.

Debo, F.: J. G. **Fichte** als Prophet einer nationalen Erziehung. Emmendingen: A. Dölter. 8. VII, 73 S.

Alte Erinnerungen v. P. H. **F(indeisen).** Altenburg: O. Bonde. 8. IV S., 1 Bl., 167 S.

*Puschmann, Th.: Carl Maria **Finkelnburg.** (S. 350—351.)

*Poten, B.: Karl Ernst Wilhelm Freiherr von **Fircks,** kgl. Preuss. Generalmaj. z. D. (S. 109—110).

Hauffen, Adolf: **Fischart**-Studien. III. (Euphorion. 4. Bd. 8. S. 1—16, 251—261.)

*Zimmermann, P.: Caroline **Fischer**-Achten. (S. 403—404.)

Fischer, Hermann: Erinnerungen an Johann Georg **Fischer** von seinem Sohne. M. e. Portr. in Heliogravüre. Tübingen: H. Laupp. 8. IV, 72 S., 1 Bildn.

Jacobowski, Ludwig: J. G. **Fischer.** (Das Magazin f. Litteratur. 66. Jahrg. 4. Sp. 1—6.)

Knodt, Karl Ernst: J(ohann) G(eorg) **Fischer** als Lyriker. (Monatsblätter f. deutsche Litteraturgesch. I. Jahrg. 8. S. 443—463.)

Steck, Rudolf: Johannes **Fischer** oder Piscator. Lebensabriss. (R. Steck: Die Piscatorbibel u. ihre Einführung in Bern i. J. 1684. Eine Studie z. Vorgesch. d. schweizerischen Bibelübersetzung. Rektoratsrede. Bern: Wyss. 8.)

*Zimmermann, P.: Karl Christian Julius Oskar **Fischer.** (S. 402—403.)

Windelband, Wilh.: Kuno **Fischer** u. sein Kant. Festschrift der »Kantstudien« z. 50. Doctorjubiläum Kuno Fischers. Hamburg: L. Voss. 8. 18 S.

Neubaur, Leonhard: Tobias **Fleischer.** (Euphorion. 4. Bd. 8. S. 262—272.)

*Eitner, Rob.: Friedhold **Fleischhauer.** (S. 113—114.)

Theodor **Fliedner.** I.—V. [Bilder aus der Erweckungsgeschichte des religiös-kirchlichen Lebens in Deutschland in diesem Jahrhundert. 5.] (Allg. evangel.-lutherische Kirchenzeitung. 30. Jahrg. 4. Sp. 843—850, 868—872, 892—895.)

Bendixen, Rudolf: Theodor **Fliedner.** (R. Bendixen: Bilder aus der letzten religiösen Erweckung in Deutschland. Leipzig: Dörffling & Franke. 8. S. 362—403.)

Petran, Ernst: Theodor **Fliedner,** der Diakonissenvater. Berlin: Ostdeutscher Jünglingsbund. 8. 16. S. mit Abb. [Für Feste u. Freunde d. Inn. Mission. H. 2.]

Dodgson, Campbell: Peter **Flötner** s. Schön.

Lange, Konrad: Peter **Flötner,** ein Bahnbrecher der deutschen Renaissance. Auf Grund neuer Entdeckungen geschildert. Berlin: G. Grote. 2. X S., 1 Bl., 180 S., 12 Taf.

»Mein Leipzig lob' ich mir«. Von Theodor **Fontane.** I. (Sonntagsbeil. No. 48 z. Vossischen Zeitung.)

Wyzewa, Teodor de: Un romancier naturaliste allemand. Théodore **Fontane.** (T. de Wyzewa: Écrivains étrangers. II. Série. Paris: Perrin & C. 8. S. 114—135.)

Boit: August Hermann **Francke.** Ein Vater der Waisen. Berlin: Ostdeutscher Jünglingsbund. 8. 16 S. m. Abb. [Für Feste u. Freunde d. Inn. Mission. H. 4.]

Hartmann, R. J.: August Hermann **Francke.** Ein Lebensbild. Calw & Stuttgart: Vereinsbuchh. 304 S. [Calwer Familienbibliothek. Bd. 41.]

Hertzberg, Gustav Friedrich: August Hermann **Francke** und sein Hallisches Waisenhaus. Halle a. S.: Waisenhaus. 8. 2 Bl., 164 S., 18 Taf., 1 Bl.

Palmié, Friedrich: Der Pietismus und A. H. **Francke.** Gütersloh: C. Bertelsmann. 8. 2 Bl., 48 S. [Handreichung z. Vertiefung christlicher Erkenntniss. H. III.]

*Weltner, A. J.: Dr. Adolf **Frankel,** Schriftsteller. (S. 340—341.)

*Alex **Franken,** Professor der Rechtswissenschaft. (S. 221.)

Emmer, Johs: Kaiser **Franz Joseph** I. Lfg. 1—16. Wien: C. Daberkow. 4. 264 S. m. Abb. u. 26 Taf.

Klopfer, Karl Ed.: Unser Kaiser. Ein Gedenkbuch der 50jähr. Regierung, zugleich e. Lebens- u. Charakterbild Kaiser **Franz Josefs** I. Wien: F. Schirmer. (Lfg. 1—13.) 4. 320 S. m. Abb.

Forst, H.: **Franz Wilhelm,** Bischof von Osnabrück s. v. Wartensleben.

Geh. Oberbaurath a. D. Hermann **Franz** †. (Centralblatt d. Bauverwaltung. 17. Jahrg. 4. S. 340.)

Procházka, Rudolf Frhr.: Streiflichter über Robert **Franz** und sein Lied. (Musikal. Wochenblatt. 28. Jahrg. 4. S. 3—4.)

Ignaz **Frauenhofer**, gest. 4. 5. 1897. Nekrolog. (Kollektaneen-Blatt f. d. Gesch. Bayerns. 61. Jahrg. 8. S. 133—134.)

Meyer, Richard M.: Ferdinand **Freiligrath.** (Sonntagsbeil. No. 4 z. Voss. Zeitung.)

Meyer, Richard M.: Ferdinand **Freiligrath.** (R. M. Meyer: Deutsche Charaktere. Berlin: E. Hofmann & C. 8. S. 163—176.)

Steiner, Rudolf: Karl **Frenzel.** Zu seinem 70. Geburtstage. (Das Magazin f. Litteratur. 66. Jahrg. 4. Sp. 1511—1513.)

Fuchs, G. F.: Johann Philipp **Fresenius,** der hl. Schrift Doktor, Konsistorial-Rath und des Ministerii Senior zu Frankfurt a. M. Eine Lebensskizze. (»Halte was du hast.« 20. Jahrg. 8. S. 489—499.)

Veesenmeyer: Rede am Grabe des Geh. Hofrats Prof. Dr. R. **Fresenius.** (Protestant. Monatshefte. 1. Jahrg. 8. S. 301—304.)

Frey, Adolf: Jakob **Frey.** Ein Lebensbild. 140 S. m. Bildn. (Jakob Frey: Gesammelte Erzählungen. V. Bd. Aarau: H. R. Sauerländer & C. 8.)

*Carl **von Frey.** (S. 358—359.)

Bei Gustav **Freytag.** (Deutsche Rundschau. 90. Bd. 8. S. 343—357.)

Gustav **Freytag** über plastische Kunst. (Die Kunst-Halle. II. Jahrg. 4. S. 134—136.)

Schmidt, Erich: Gustav **Freytag** als Privatdocent. (Euphorion. 4. Bd. 8. S. 91—98.)

v. Schmidt, Paul: Kurfürst **Friedrich** III. (von Brandenburg), als König Friedrich I. und König Friedrich Wilhelm I. [P. v. Schmidt: Die Hohenzollern als Bildner und Erzieher des Heeres. IV.] (Jahrbücher f. d. deutsche Armee u. Marine. 104. Bd. 8. S. 219—245.)

Winkelmann, Eduard: Kaiser **Friedrich** II. (von Deutschland). Bd. 2. 1228—1233. Leipzig: Duncker & Humblot. VIII, 529 S. (Bd. 1 ersch. 1889.) [Jahrbücher der Deutschen Geschichte.]

Mischke, Albert v.: Kaiser **Friedrich** III. (von Deutschland). (Hohenzollern-Jahrbuch. 1. Jahrg. 4. S. 7—9 m. Bildn.)

Planken, G.: **Friedrich** III. (Kaiser von Deutschland) s. Wilhelm I., Kaiser von Deutschland.

v. Schmidt, Paul: **Friedrich** I. (König v. Preussen) s. Friedrich III., Kurfürst von Brandenburg.

Friedrich der Grosse und das Eisenhüttenwesen. (Monatsschrift f. Deutsche Beamte. 21. Jahrg. 8. S. 344—349, 373—376.)

Friedrich der Grosse als Geschichtschreiber. (Schulbl. f. d. Prov. Brandenburg. 62. Jahrg. 8. S. 504—511.)

Bormann, Geo.: Kronprinz **Friedrich** v. Preussen 1730—1740. Progr. Berlin: R. Gaertner. 4. 37 S.

Heussel, Adam: **Friedrichs** des Grossen Annäherung an England i. J. 1755 u. die Sendung des Herzogs v. Nivernais nach Berlin. Giessen: J. Ricker. 8. VIII, 43 S. [Giessener Studien auf d. Gebiete d. Geschichte. H. 9.]

Hübler: **Friedrich** der Grosse als Pädagog. (Rheinische Blätter f. Erziehung u. Unterricht. 71. Jahrg. 8. S. 511—524.)

Koser, Reinhold, u. Paul Seidel: Die äussere Erscheinung **Friedrichs** des Grossen. (Hohenzollern-Jahrbuch. 1. Jahrg. 4. S. 87—112 m. Bildnissen.)

Linz, F.: **Friedrich** der Grosse und Voltaire. Hamburg: Verlagsanst u. Dr. A.-G. 8. 35 S. [Sammlung gemeinverständl. wissenschaftl. Vorträge. N. F. Ser. XI. (H. 263.)]

Mebes, August: **Friedrich** der Grosse in Urtheilen seiner Zeit. I.—III. (Sonntagsbeil. No. 2. 3. 4. z. Voss. Zeitung.)

Meyer, Johs.: **Friedrich** der Grosse. (J. Meyer: Das Hohenzollern-Buch. Bilder aus d. Geschichte unseres Herrscherhauses. Bd. 1. Langensalza: Schulbuchh. 8.)

Röchling, Carl, u. Rich. Knötel: Der alte Fritz (**Friedrich** II, König v. Preussen) in 50 (farb.) Bildern. 23. bis 25. Taus. Berlin: P. Kittel Nachf. Qu. 4.

v. Schmidt, Paul: König **Friedrich** II. der Grosse. [P. v. Schmidt: Die Hohenzollern als Bildner und Erzieher des Heeres. V.] (Jahrbücher f. d. deutsche Armee u. Marine. 105. Bd. 8. S. 1—27.)

Sybel, Heinrich v.: **Friedrich** der Grosse im Jahre 1761. Festrede 1894. (H. v. Sybel: Vorträge und Abhandlungen. München u. Leipzig: R. Oldenbourg. 8. S. 188—202. [Historische Bibliothek. Bd. 3.])

Streit, G.: Der Uebertritt des Kurfürsten **Friedrich August** II. von Sachsen zur katholischen Kirche. 1. 2. (Die christl. Welt. 11. Jahrg. 4. Sp. 557—562, 583—588.)

Hashagen, Joh. Frdr.: Die Hochschule des Leidens. Gedächtnissrede nach Ableben Sr. königl. Hoh. des Grossherzogs **Friedrich Franz III.** in der St. Marien-Kirche zu Rostock geh. Rostock: Stiller. 8. 12 S.

Weber, O.: **Friedrich Franz III.,** Grossherzog von Mecklenburg-Schwerin. Gedächtniss-Predigt, geh. im Dom zu Schwerin. Schwerin: F. Bahn. 8. 12 S.

Scheffer, S.: Erinnerungen an den Prinzen **Friedrich Ludwig Carl** von Preussen. (Der Bär. 23. Jahrg. 4. S. 327—330.)

Jähns, Max: Der Grosse Kurfürst (**Friedrich Wilhelm** von Brandenburg) bei Fehrbellin, Wolgast und Stettin 1675—1677. (Hohen-

zollern-Jahrbuch. 1. Jahrg. 4. S. 14—48 m. Bildnissen u. Abb.)

Meyer, Johs: Der Grosse Kurfürst (**Friedrich Wilhelm**). (J. Meyer: Das Hohenzollern-Buch. Bilder aus d. Geschichte unseres Herrscherhauses. Bd. 1. Langensalza: Schulbuchh. 8.)

Philippson, Mart.: Der Grosse Kurfürst **Friedrich Wilhelm** v. Brandenburg. Tl. 1. 1640—1660. Berlin: S. Cronbach. 8. VII, 452 S.

Prutz, Hans: Aus des Grossen Kurfürsten [**Friedrich Wilhelm** v. Brandenburg] letzten Jahren. Zur Geschichte seines Hauses und Hofes, seiner Regierung und Politik. Berlin: G. Reimer. 8. XVI, 410 S.

v. Schmidt, Paul: **Friedrich Wilhelm** der grosse Kurfürst. [P. v. Schmidt: Die Hohenzollern als Bildner und Erzieher des Heeres. III.] (Jahrbücher f. d. deutsche Armee u. Marine. 104. Bd. 8. S. 107—122.)

Zimmermann, A.: Der grosse Kurfürst (**Friedrich Wilhelm**) von Brandenburg. (Historisch-politische Blätter f. d. kathol. Deutschland. 120. Bd. 8. S. 942—944.)

Fehler, A.: Herzog **Friedrich Wilhelm** (von Braunschweig) und C. C. Trott. (Braunschweig. Magazin. 3, Bd. 4. S. 97—101.)

Zimmermann, Paul: Herzog **Friedrich Wilhelm** (von Braunschweig) und Drost v. Rodenberg. (Braunschweig. Magazin. 3, Bd. 4. S. 1—5, 9—13.)

Wolff: Rede am Sarge weil. Sr. Hoheit des Herzogs **Friedrich Wilhelm** zu Mecklenburg. Schwerin: M. Bahn. 8. 8 S.

Krauske, Otto: Der Regierungsantritt **Friedrich Wilhelms I.** (König von Preussen). (Hohenzollern-Jahrbuch. 1. Jahrg. 4. S. 71—86 m. Bildnissen.)

Nasemann: **Friedrich Wilhelm I.** (von Preussen). (Deutsch-evangelische Blätter. 22. Jahrg. 8. S. 666—679.)

Oncken, Wilhelm: Sir Charles Hotham und **Friedrich Wilhelm I.** im Jahre 1730. Urkundl. Aufschlüsse aus den Archiven zu London u. Wien. III. (Forschungen z. Brandenburg. u. Preuss. Geschichte. 9. Bd. 8. S. 23—53.)

v. Schmidt, Paul: **Friedrich Wilhelm I.**, König (von Preussen) s. Friedrich III., Kurfürst von Brandenburg.

Spannagel, C.: **Friedrich Wilhelm I.** und das Gymnasium zu Bielefeld. (Elfter Jahresbericht d. histor. Vereins f. d. Grafschaft Ravensberg zu Bielefeld. 8. S. 98—100.)

Winterfeld, A. v.: Zur Charakteristik König **Friedrich Wilhelms I.** von Preussen. (Der Bär. 23. Jahrg. 4. S. 316—319.)

König, B. Emil: Der Tod König **Friedrich Wilhelms II.** von Preussen. (Der Bär. 23. Jahrg. 4. S. 236—238, 248—250.)

Mebes, August: **Friedrich Wilhelm II.** Gestorben den 16. November 1797. I. II. (Sonntagsbeil. No. 46. 47 z. Voss. Zeitg.)

Meyer, Johs: König **Friedrich Wilhelm II.** (J. Meyer: Das Hohenzollern-Buch. Bilder aus d. Geschichte unseres Herrscherhauses. Bd. 2. Langensalza: Schulbuchh. 8.)

Paulig, F. R.: **Friedrich Wilhelm II.**, König v. Preussen (1744—1797). Sein Privatleben u. seine Regierung im Lichte neuerer Forschungen. 3. Aufl. Frankfurt a. O.: F. Paulig. 8. VIII, 365 S. [F. R. Paulig: Familiengesch. des Hohenzollernschen Kaiserhauses. Bd. 4.]

v. Schmidt, Paul: **Friedrich Wilhelm II.** (König v. Preussen). [P. v. Schmidt: Die Hohenzollern als Bildner und Erzieher des Heeres. VI.] (Jahrbücher f. d. deutsche Armee u. Marine. 105. Bd. 8. S. 131—146.)

Winterfeld, A. v.: König **Friedrich Wilhelms II.** (von Preussen) Verdienste um die Hebung des Berliner Musiklebens. (Der Bär. 23. Jahrg. 4. S. 546—548.)

v. Schmidt, Paul: König **Friedrich Wilhelm III.** (von Preussen). [P. v. Schmidt: Die Hohenzollern als Bildner u. Erzieher des Heeres. VII.] (Jahrbücher f. d. deutsche Armee u. Marine. 105. Bd. 8. S. 281—305.)

Meyer, Johs: König **Friedrich Wilhelm IV.** (J. Meyer: Das Hohenzollern-Buch. Bilder aus d. Geschichte unseres Herrscherhauses. Bd. 2. Langensalza: Schulbuchh. 8.)

Meyer, Richard M.: **Friedrich Wilhelm IV.** (König von Preussen). (R. M. Meyer: Deutsche Charaktere. Berlin: E. Hofmann & C. 8. S. 114—119.)

Röchling, Carl, u. Rich. Knötel: Der alte **Fritz** s. Friedrich II. König v. Preussen.

*Kohlschmidt: Otto Fridolin **Fritzsche**, Professor der Kirchengeschichte in Zürich. (S. 441—443.)

Büchner, Wilhelm: Katharina **Fröhlich** s. Grillparzer.

Fünfundzwanzig Jahre in Berlin. Seinen Freunden und Konfirmanden zur Erinnerung v. D. Emil **Frommel**. 2. Aufl. Berlin: F. Rühe. 8. 47 S.

In piam memoriam. Zur Erinnerung an Emil **Frommel**. Abiit non obiit 9. November 1896. Berlin: E. S. Mittler & Sohn. 8. 48 S. m. Bildn.

Emil **Frommel**. [Rudolf Kögel, Emil Frommel, Wilhelm Baur. 2.] (Allg. Evangel.-Luther. Kirchenzeitg. 30. Jahrg. 4. Sp. 239—242.)

Blanckmeister, Frz: Emil **Frommel**. Sein Leben u. seine Schriften. Dresden: F. Sturm & C. 8. 16 S. m. Bildn.

Kayser, C.: Emil **Frommel**. Ein Lebensbild. Karlsruhe: Evangel. Schriftenver. 8. 2 Bl., 165 S., 2 Bildn., 8 Taf.

Mayer: Zum Gedächtnis von Emil **Frommel.** (»Halte was du hast.« 20. Jahrg. 8. S. 177—179.)

*Poten, B.: D. Emil **Frommel,** Kgl. Preuss. Oberkonsistorialrath u. Hofprediger. S. 108—109.)

Reichard, Max: Zur Erinnerung an Emil **Frommel.** Strassburg: Schriftenniederl. d. Evang. Ges. 8. 39 S. m. Bildn.

Richter, [Maximilian]: Ein Kranz auf Emil **Frommels** Grab. Berlin: E. S. Mittler & Sohn. 8. 44 S.

Rogge, Christian: Zum Andenken an Emil **Frommel.** († 9. November 1896.) (Der Bär. 23. Jahrg. 4. S. 52—55 m. Bildn.)

Schöttler, J.: Emil **Frommel.** Schlichte Bilder aus seinem Leben. 1. u. 2. Aufl. Barmen: Wupperthaler Traktat-Ges. 8. 4 Bl., 141 S., 1 Bildn., 3 Taf.

Schöttler: Emil **Frommel.** Ein Erinnerungsblatt zum 5. Januar. (Allg. Konserv. Monatsschrift f. d. christl. Deutschland. 54. Jahrg. I. 8. S. 20—29, 151—162.)

Scholz: Erinnerungen an Emil **Frommel.** (Die christliche Welt. 11. Jahrg. 4. Sp. 209—213.)

*Eitner, Rob.: Moritz **Fürstenau.** (S. 114—115.)

*Karl Egon (IV.) Fürst zu **Fürstenberg.** (S. 393—394.)

*Minor, J.: Ludwig **Gabillon.** (S. 432—440.)

Gruhl, E.: Erinnerungen aus dem Leben des Geh. Ober-Regierungsrats u. Kurators der Universität Bonn Dr. Otto **Gandtner.** Vortrag, gehalten in der Gymnasiallehrerges. zu Berlin am 13. Mai 1896. (Zeitschr. f. d. Gymnasialwesen. 51. Jahrg. 8. S. 1—24.)

*Eitner, Rob.: Friedrich **Gartz.** (S. 115.)

Ein Gast auf Erden und sein Pilgerlauf in der Alten und Neuen Welt. Eine Selbstbiographie, niedergeschrieben für seine Kinder und Kindeskinder von Leopold **Gast.** Bd. 2. Gütersloh: C. Bertelsmann. 8. VI, 503 S. (Bd. 1 ersch. 1894.)

*Friedrich Heinrich **Geffcken,** Geheimer Justizrath. (S. 211—212.)

Gaedertz, Karl Theod.: Emanuel **Geibel,** Sänger der Liebe, Herold des Reiches. Ein deutsches Dichterleben. M. Abb. u. Facs. Leipzig: G. Wigand. 8. XII, 412 S.)

Warncke, Paul: Emanuel **Geibel** in seinen Beziehungen zu Berlin und zum deutschen Kaiserhause. (Preussische Jahrbücher. 90. Bd. 8. S. 486—504.)

Wychgram, J.: Emanuel **Geibel.** (Blätter für literar. Unterhaltung. Jahrg. 1897, I. 4. S. 353—354.)

*Holland, H.: August **Geiger**-Thuring, Landschaftsmaler. (S. 50—51.)

Aus der Selbstbiographie des Lucas **Geizkofler.** (Ausgewählte Selbstbiographien aus d. 15. bis 18. Jahrh. Hrsg. v. Christian Meyer. Leipzig: J. J. Weber. 8. S. 132—152.)

Zeiten und Menschen. Erlebnisse und Meinungen v. Rudolph **Genée.** M. e. Bildn. d. Vfs. aus d. J. 1868. Berlin: E. S. Mittler & Sohn. 8. XII, 360 S.

König, B. Emil: Militärische Ehrentafel eines deutschen Fürsten (Herzog **Georg II.** von Sachsen-Meiningen-Hildburghausen). (Der Bär. 23. Jahrg. 4. S. 284—285 m. Bildn.)

Hüttemann, Paul: Kurfürst **Georg Wilhelm** (von Brandenburg) in seiner Stellung zu König Gustav Adolf von Schweden. Ein geschichtlich-kritischer Streifzug. Witten: R. Gräfe. 8. 21 S.

*Krauss, Rudolf: Ludwig **Georgii.** (S. 100.)

*Pagel: Joseph **von Gerlach,** Arzt. (S. 152.)

*Eitner, Rob.: Adolf **Geyer,** Königl. Musikdirektor. (S. 115.)

*Poten, B.: Maximilian Ritter **von Giehrl,** Kgl. Bayer. Generallieutenant. (S. 107—108.)

Wieruszowski, A.: Otto **Gierke.** (Blätter für literar. Unterhaltung. Jahrg. 1897, I. 4. S. 145—148.)

*Dr. **Gieschen,** Mitglied der Bürgerschaft u. Rechtsanwalt in Hamburg. (S. 213.)

Sybel, Heinrich v.: (Wilhelm **v.**) **Giesebrecht** und Döllinger. Eröffnungsrede zur Versammlung der Historischen Kommission 1890. (H. v. Sybel: Vorträge und Abhandlungen. München u. Leipzig: R. Oldenbourg. 8. S. 321—335. [Historische Bibliothek. Bd. 3.])

Justi, G. E.: Der Königlich preussische Baugewerkschullehrer Herr Martin **Girndt** in Idstein im Taunus als Verfasser mathematischer Lehrbücher. Als Manuskript gedruckt. Detmold: (Buchdr. Fr. Preuss.) 8. 1 Bl., 18 S.

Ernst **Gladbach.** (Deutsche Bauzeitung. 31. Jahrg. 4. S. 38—40.)

*Albert **Glatzel,** Wirkl. Geh. Ober-Regierungsrath u. Präsident des Preuss. Oberlandeskulturgerichts. (S. 215—216.)

*Weech, F. v.: Rudolf **Gleichauf.** S. 394—396.)

*Edmund Josef Dejanicz **von Gliszczynski,** Generalmajor z. D. u. preuss. Landtagsabgeordneter. (S. 213—214.)

*Granier, Hermann: Adolf **von Glümer,** Königl. Preuss. General der Infanterie. (S. 418—420.)

*Ferdinand **von Gmelin,** Reichsgerichtsrath. (S. 220—221.)

Feldmarschall Graf Neithardt **v. Gneisenau.** Ein Bild aus Preussens schwerster Zeit und ruhmreicher Erhebung. Von Prem.-Lieutn.

R. 3. Aufl. Barmen: D. B. Wiemann. 8. 31 S. m. Bildn. [Aus dem Reiche für das Reich. H. 3.]

Koch, K.: **Gneisenaus** Pläne zur Einführung der Leibesübungen an den Schulen und zur Veranstaltung von Nationalfesten. (Monatsschrift f. d. Turnwesen. 16. Jahrg. 8. S. 321—329.)

Zernin, Gebhard: Das Leben des Königl. Preuss. Generals der Infanterie August **v. Goeben.** Bd. 2. Mit zahlr. Briefen Goebens an seine Familie aus den Kriegen v. 1866 u. 1870/71. M. e. Bildn. in Stahlstich. Berlin: E. S. Mittler & Sohn. 8. VIII, 574 S. (Bd. 1 ersch. 1895.)

*Holland, H.: Heinrich **Göschl,** Bildhauer. (S. 51—52.)

Blind, Karl: **Goethe** und Heine über die irische Frage. (Nord u. Süd. 80. Bd. 8. S. 312—321.)

Dase, Otto: Der vorweimarische **Goethe.** (Die Gegenwart. 52. Bd. 4. S. 57—60.)

Ehrlich, Moriz: **Goethe** und Schiller, ihr Leben u. ihre Werke. M. Ill. Berlin: G. Grote. 8. 2 Bl., VII, 500 S. m. Bildn. u. Abb.

Grimm, Hermann: **Goethe** zu Anfang dieses Jahrhunderts. (Deutsche Rundschau. 90. Bd. 8. S. 32—38.)

Haarhaus, Julius R.: Auf **Goethes** Spuren in Italien. Th. II: Mittel-Italien. Th. III: Unter-Italien. Leipzig: C. G. Naumann. 8. 4 Bl., 186 S., 1 Kt.; 4 Bl., 194 S., 1 Kt. (Th. 1 ersch. 1896.) [Kennst du das Land? Eine Büchersammlung für die Freunde Italiens. Bd. VIII. IX.]

Hoffmann, Adalbert: Neues aus dem Leben von **Goethe.** (A. Hoffmann: Deutsche Dichter im schlesischen Gebirge. Warmbrunn: M. Leipelt. 8. S. 1—50 m. Bildnissen.)

Karpeles, Gustav: **Goethe** und der Maler Moritz Oppenheim. (Berichte d. Freien Deutschen Hochstiftes zu Frankfurt a. M. N. F. 13. Bd. 8. S. 61—73.)

Koch, Max: Zur Feier von Goethes Geburtstag. **Goethe** als religiöser Epiker. (Berichte d. Freien Deutschen Hochstiftes zu Frankfurt a. Main. N. F. 13. Bd. 8. S. 1*—31*.)

Paul, L.: Zu **Goethe**'s politischem u. kirchenpolitischem Standpunkt. (Deutsch-evangel. Blätter. 22. Jahrg. 8. S. 494—501.)

Preiss, Otto: Die Massenmühle im Körnbachthal. Ein **Goethe**-Gedenkblatt a. d. Thüringer Walde. Berlin: R. Mosse. 8. 59 S. einsch. 4 Facs.

Servaes, Franz: **Goethe** am Ausgang des Jahrhunderts. Berlin: S. Fischer. 8. 4 Bl., 48 S.

Steiner, R.: **Goethes** Weltanschauung. Weimar: E. Felber. 8. X S., 1 Bl., 206 S.

Stoessl, Otto: **Goethe** und seine neuesten Biographen. (Das Magazin f. Literatur. 66. Jahrg. 4. Sp. 381—383.)

Thalmayr, Franz: **Goethe** und das classische Alterthum. Die Einwirkung der Antike auf Goethes Dichtungen im Zusammenhange mit dem Lebensgange des Dichters dargestellt. Leipzig: G. Fock. 8. XI, 185 S.

Dierauer, Johannes: Ernst **Götzinger.** Ein Lebensbild. M. Portr. Hrsg. v. Histor. Ver. in St. Gallen. St. Gallen: Fehr'sche Buchhdlg. 4. 89 S., 1 Bildn. [St. Galler Neujahrsblätter. No. 37.]

Dierauer, J.: Ernst **Götzinger,** Germanist u. Historiker. (S. 231—235.)

Laband: Levin **Goldschmidt.** †. (Deutsche Juristen-Zeitung. II. Jahrg. 4. S. 296—298.)

Pappenheim, Max: Levin **Goldschmidt.** M. e. Bildn. Goldschmidts. Stuttgart: F. Enke. 8. 1 Bl., 49 S., 1 Bildn. (SA. aus d. Zeitschrift f. d. Gesammte Handelsrecht Bd. 47.)

Riesser: L. **Goldschmidt.** Gedächtnissrede, gehalten in der Jurist. Gesellsch. zu Berlin. Nebst e. Bildn. Goldschmidts. Berlin: O. Liebmann. 8. 58 S., 1 Bildn.

Bendixen, Rudolf: Johannes Evangelista **Gossner.** (R. Bendixen: Bilder aus der letzten religiösen Erweckung in Deutschland. Leipzig: Dörffling & Franke. 8. S. 167—190.)

*Engesser, Fr.: Theodor **Gossweyler,** Grossherzogl. Baudirector. (S. 366.)

Zum hundertsten Geburtstag Jeremias **Gotthelfs.** Inhalt: 1. J. Ammann: Zur Erinnerung an J. Gotthelf. 2. H. Stickelberger: Ueber die Sprache J. Gotthelfs. M. d. Bildn. Gotthelfs. Zürich: E. Speidel. 8. 1 Bl., 45 S. [Mitteilungen d. Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich. Heft II.]

Bartels, Adolf: Jeremias **Gotthelf.** 1—4. (Die Grenzboten. 56. Jahrg. III. 8. S. 268—278, 317—329, 409—416, 502—510.)

Gottschall, Rudolf v.: Aus meiner Studentenzeit. (Die Gegenwart. 52. Bd. 4. S. 214—218, 232—236.)

Berger, Karl: Johann Christoph **Gottsched.** (Blätter für literar. Unterhaltung. Jahrg. 1897, II. 4. S. 465—467.)

Waniek, Gustav: **Gottsched** und die deutsche Literatur seiner Zeit. Leipzig: Breitkopf & Härtel. 8. XII, 698 S.

Wolff, Eugen: **Gottscheds** Stellung im deutschen Bildungsleben. 2. Bd. Kiel u. Leipzig: Lipsius & Tischer. 8. VIII, 248 S. (Bd. 1 ersch. 1895.)

Hampe, Theodor: Der blinde Landsknecht-

Dichter Jörg **Graff** und sein Aufenthalt in Nürnberg. (Euphorion. 4. Bd. 8. S. 457—472.)

Kraus, Franz Xaver: Ferdinand **Gregorovius.** (Deutsche Rundschau. 93. Bd. 8. S. 145—149.)

Stoessl, Otto: Ferdinand **Gregorovius** und die Gräfin Lovatelli. (Die Gegenwart. 51. Bd. 4. S. 346—347.)

Klaus, B.: Hans Baldung genannt **Grien** s. Baldung.

Büchner, Wilhelm: **Grillparzer** und Katharina Fröhlich. (Preussische Jahrbücher. 87. Bd. 8. S. 448—461.)

Farinelli, Arturo: **Grillparzer** und Raimund. Zwei Vorträge. Mit dem Bildn. d. Dichter. Leipzig: G. H. Meyer. 8. 87 S.

Schwering, Julius: Franz **Grillparzer** und Norddeutschland. (Monatsblätter f. deutsche Litteraturgesch. I. Jahrg. 8. S. 299—306.)

Speier, Max: Neues von **Grillparzer,** Raimund u. Bauernfeld. (Die Gegenwart. 51. Bd. 4. S. 355—359.)

Busse, Karl: Herman **Grimm** und die deutsche Culturgeschichte. (Die Gegenwart. 52. Bd. 4. S. 344—346.)

Sybel, Heinrich v.: Zur Erinnerung an Jakob **Grimm.** Vortrag in der Berliner Akad. am Geburtstag Friedrichs des Grossen 1885. (H. v. Sybel: Vorträge und Abhandlungen. München u. Leipzig: R. Oldenbourg. 8. S. 203—215. [Historische Bibliothek. Bd. 3.])

Ehrhard, Albert: Professor Dr. Joseph **Grimm.** Ein Lebensbild zugleich als Beitrag zur theologischen Litteraturgeschichte des 19. Jahrhunderts. (Gedenk-Blätter zu Ehren d. hochw. geistl. Rates Dr. Joseph Grimm, weil. Prof. d. neutest. Exegese a. d. Univ. Würzburg. Zum ersten Jahrestag seines Todes gewidmet v. Dr. Hermann Schell u. Dr. Albert Ehrhard. Würzburg: A. Göbel. 8. S. 1—113 m. Bildn.)

*Holland, H.: Josef **Grimm,** Dr. Professor, der neutestamentl. Exegese. (S. 52—53.)

Groth, Klaus: Musikalische Erlebnisse. (Die Gegenwart. 52. Bd. 4. S. 279—285.)

Groth, Klaus: Erinnerungen an Johannes Brahms s. Brahms.

Bartels, Adolf: Klaus **Groth.** (Die Heimat. 7. Jahrg. 8. S. 116—121, 133—138 m. Bildn.)

Frisch, Wilhelm: August Wilhelm **Grube.** (Biographien österreich. Schulmänner. Hrsg. v. Franz Frisch. Wien: A. Pichler's Wwe. & Sohn. 8. S. 115—127.)

Anastasius **Grün** s. Auersperg.

Klaus, B.: Hans Baldung genannt Grien oder **Grün** s. Baldung.

*Krauss, Rudolf: Jacob **Grünenwald.** S. 101—102.)

Wyzewa, Teodor de: Caroline **de Günderode,** et son aventure d'Amour avec Frédéric Creutzer. (T. de Wyzewa: Écrivains étrangers. II. Série. Paris: Perrin & C. 8. S. 27—46.)

† Dr. jur. Otto **Günther,** Vorsitzender des Directoriums d. königl. Conservatoriums d. Musik zu Leipzig. (Musikal. Wochenblatt. 28. Jahrg. 4. S. 505—506.)

Hoffmann, Adalbert: Neues aus dem Leben von (Johann Christian) **Günther.** (A. Hoffmann: Deutsche Dichter im schlesischen Gebirge. Warmbrunn: M. Leipelt. 8. S. 51—88 m. Bildnissen.)

*Pagel: Karl **Günther,** hervorragender Thierarzt. (S. 152—153.)

*Pagel: Wenzel **Güntner,** Arzt, emerit. Prof. d. Chirurgie. (S. 153.)

Augustin **Güntzers** merkwürdige Lebensgeschichte. Ein Kulturbild aus dem Jahrhundert des 30jähr. Krieges. Erzählt von ihm selbst. Barmen: Wupperthaler Traktat-Ges. 8. 159 S., 1 Bl., 3 Taf. [Barmer Bücherschatz. Bd. 3. 4.]

*Brümmer, Franz: Wilhelmine Konstanze **Guischard.** (S. 194.)

*Eitner, Rob: Ferdinand **Gumbert.** (S. 116.)

*Brümmer, Franz: Hans Christian Emanuel **Gurlitt.** (S. 245—246.)

Böckel, Alfred: **Gutenberg.** Sein Leben, sein Werk, sein Ruhm. Zur Erinnerung an die 500jähr. Geburt des Erfinders d. Buchdruckerkunst für weitere Kreise dargest. M. 34 Abb. Giessen: E. Roth. 4. 5 Bl., 122. S., 1 Bildn.

Umlauft, Friedrich: Vincenz **v. Haardt.** (Deutsche Rundschau f. Geographie u. Statistik. 19. Jahrg. 8. S. 518 f. m. Bildn.)

Haase, Frdr.: Was ich erlebte. 1846—1896. (Ill. v. Frdr. Stahl.) Berlin: R. Bong. 8. 203 S.

*Johann **Habert,** Kirchenkomponist. (S. 162—166.)

*Krauss, Rudolf: Gustav **Häcker.** (S. 95—96.

Frommel, Emil: **Händel** u. Bach. Skizze. 3. Aufl. Berlin: Wiegandt & Grieben. 8. VI, 44 S. m. Bildern. [E. Frommel: Gesamm. Schriften. I.]

Zum fünfzigjährigen Dienstjubiläum des Generals der Kavallerie **v. Hänisch,** Chef des Ulanenregiments von Katzler (Schlesischen) Nr. 2 u. Kommandirenden Generals des IV. Armeekorps am 16. Juli 1897. (Militär-Wochenblatt. 82. Jahrg. 2 Bd. 4. Sp. 1717—1720.)

Seeliger, H.: Eduard Freiherr **von Haerdtl.** (Nekrolog.) (Vierteljahrsschrift d. Astronom. Ges. 32. Jahrg. 8. S. 33—41 m. Bildn.)

Reichard, Max: Franz **Haerter.** Ein Lebensbild aus dem Elsass. Strassburg i. E.:

Buchhdlg. d. Evangel. Ges. 8. 135 S., 1 Bildn.

August **Hagen.** Eine Gedächtnissschrift zu seinem hundertsten Geburtstage 12. April 1897. M. e. Bildn. Hagens. Berlin: E. S. Mittler & Sohn. 8. 256 S., 1 Bildn.

Bunz, P.: Johann Ludwig **Hager.** Ein Lebensbild aus den Papieren meines Grossvaters. M. 3 Ansichten v. Mühlhausen. Stuttgart: Buchh. d. Evangel. Gesellschaft. 8. 72 S.

Premierlieutenant Hugo **Hahn.** (Kollektaneen-Blatt f. d. Gesch. Bayerns. 61. Jahrg. 8. S. 134—135.)

Rehbein, Reichsgerichtsrat Dr.: Friedrich **von Hahn** †. (Deutsche Juristen-Zeitung. II. Jahrg. 4. S. 139.)

Direktor im Reichs-Postamt, Wirklicher Geheimer Rath **Hake** †. Nachruf. (Archiv für Post und Telegraphie. Beihefte z. Amtsblatt des Reichs-Postamts. 25. Jahrg. 8. S. 291.)

Direktor Karl **Hammer** †. (Deutsche Bauzeitung. 31. Jahrg. 4. S. 376.)

Karl **Hammer,** Direktor d. Kgl. Kunstgewerbeschule in Nürnberg, †. (Centralblatt d. Bauverwaltung. 17. Jahrg. 4. S. 347—348.)

Schlossar, Anton: Josef Frhr. **von Hammer-**Purgstall s. Auersperg.

Hugo **Hanke.** (Deutsche Bauzeitung. 31. Jahrg. 4. S. 176.)

Dr. Emanuel **Hannak.** (Biographien österreich. Schulmänner. Hrsg. v. Franz Frisch. Wien: A. Pichler's Wwe & Sohn 8. S. 288—337.)

Friedländer, Max J.: **Hans** der Maler zu Schwaz. Nachtrag. (Repertorium für Kunstwissenschaft. 20. Bd. 8. S. 362—365.)

Hansjakob, Heinr.: Aus meiner Jugendzeit. Erinnerungen. 4., verb. u. erweit. Aufl. Heidelberg: G. Weiss. 8. VII, 287 S. mit Bildn.

Hansjakob, Heinr.: Aus meiner Studienzeit. Erinnerungen. 3. verb. u. erweiterte Aufl. Heidelberg: G. Weiss. 8. VII, 326 S. (H. Hansjakob: Ausgewählte Schriften. Bd. 2.)

Hansjakob, Heinr.: Aus kranken Tagen. Erinnerungen. 2., neu durchges. u. verb. Aufl. M. e. Ans. v. Illenau. Heidelberg: G. Weiss. 8. 297 S.

*Brümmer, Franz: Johann Caspar Christian Georg **Harms.** (S. 245.)

Bendixen, Rudolf: Klaus **Harms.** (R. Bendixen: Bilder aus der letzten religiösen Erweckung in Deutschland. Leipzig: Dörffling & Franke. 8. S. 126—146.)

Hase, Friedrich: Geplaudertes. (Die Gegenwart. 52. Bd. 4. S. 264—265.)

Lipsius, Richard Adelbert: Karl **von Hase.** Ansprache an seine Zuhörer, geh. am Morgen des 6. Januar 1890. (R. A. Lipsius: Glauben und Wissen. Ausgewählte Vorträge und Aufsätze. Berlin: C. A. Schwetschke & Sohn. 8. S. 314—320.)

Schreiner, Heinrich: Leopold **Hasner,** Ritter von Artha (Biographien österreich. Schulmänner. Hrsg. v. Franz Frisch. Wien: A. Pichler's Wwe. & Sohn. 8. S. 226—239.)

Sybel, Heinrich, v.: Hans Daniel **Hassenpflug.** (1893). (H. v. Sybel: Vorträge und Abhandlungen. München u. Leipzig: R. Oldenbourg. 8. S. 216—235. [Historische Bibliothek. Bd. 3.])

Koch, Günther: **Hauff** s. Clauren.

Bartels, Adolf: Gerhart **Hauptmann.** Weimar: E. Felber. 8. 4 Bl., 255 S.

Rode, Alb.: **Hauptmann** u. Nietzsche. Ein Beitr. z. Verständnis d. »Versunkenen Glocke«. Hamburg: J. Haring. 8. 14 S.

Woerner, U. C.: Gerhart **Hauptmann.** München: C. Haushalter. 8. 3 Bl., 82 S. [Forschungen z. neueren Litteraturgeschichte. IV.]

Ritter, Herm: **Haydn,** Mozart, Beethoven. Ein Dreigestirn am Himmel deutscher Tonkunst. Bamberg: Handels-Dr. u. Verlagsh. 8. 80 S.

Aus Friedrich **Hebbels** Tagebüchern. Auswahl. Halle a. d. S.: O. Hendel. 8. VI S., 1 Bl., 324 S., 1 Bildn. [Bibliothek der Gesamtlitteratur des In- u. Auslandes. No. 1011—1015.]

Regierungs- und Schulrat **Hechtenberg** †. (Schulblatt f. d. Prov. Brandenburg. 62. Jahrg. 8. S. 79—82.)

*Krauss, Rudolf: Gustav **Heerbrandt.** (S. 96.)

Kuhlmann: Vom blinden Wilhelm **Heermann.** (Zeugen und Zeugnisse aus d. christl.-kirchl. Leben v. Minden-Ravensberg im 18. u. 19. Jahrh. Heft 2. Gadderbaum b. Bielefeld: Schriften-Niederl. d. Anst. Bethel. 8. S. 87—95.)

Meyer, Richard M.: Viktor **Hehn.** (R. M. Meyer: Deutsche Charaktere. Berlin: E. Hofmann & C. 8. S. 177—181.)

Heiberg, Asta: Erinnerungen aus meinem Leben. 2. Aufl. Berlin: C. Heymann. 8. X S., 1 Bl., 271 S.

Dr. Carl Friedrich **Heiberg.** (Nachruf.) (Asta Heiberg: Erinnerungen aus meinem Leben. 2. Aufl. Berlin: C. Heymann. 8. S. 265—271.)

Steiner, Rudolf: Rudolf **Heidenheim.** Gest. am 13. Okt. 1897. (Das Magazin f. Litteratur. 66. Jahrg. 4. Sp. 1327—1329.)

Nettelbecks Tochter (Luise **Heidler**). (Der Bär. 23. Jahrg. 4. S. 366—368.)

Siegerist, Georg: Ernst Ludwig **Heim.** (Geboren am 22. Juli 1747.) (Sonntagsbeil. No. 29 z. Voss. Zeitung.)

Fuchs, Georg: Heinz **Heim.** (Die Kunst-Halle. II. Jahrg. 4. S. 49—52.)

Betz, Louis P.: H. **Heine** und Alfred de Musset. Eine biograph.-litterar. Parallele. Zürich: A. Müller. 8. VIII, 117 S.

Blind, Karl: **Heine** über d. irische Frage s. Goethe.

Elster, Ernst: Beiträge zu **Heine's** Biographie. Auf Grund ungedruckter Briefe des Dichters. I—V. (Deutsche Rundschau. 91. 92. Bd. 8. 91. Bd.: S. 379—408; 92. Bd.: S. 49—64.)

Elster, Ernst: **Heine** in England. (Das Magazin f. Litteratur. 66. Jahrg. 4. Sp. 31—36.)

Hüffer, Hermann: Wann ist Heinrich **Heine** geboren? (Deutsche Rundschau. 93. Bd. 8. S. 451—460.)

Kaufmann, Max: Heinrich **Heines** Liebestragödien. Litterar-histor. Studie. Zürich: Stern's litterar. Bulletin der Schweiz. 8. 71 S.

Legras, Jules: Henri **Heine.** Poète. Paris: C. Lévy. 8. XXIV, 438 S.

Panizza, Osk.: Die Krankheit **Heine's** (z. 100jähr. Wiederkehr d. Geburtstages Heine's. 13. XII. 1797.) Zürich: Züricher Diskuss. 8. 8 S. [Züricher Diskussionen No. 1.]

Wyzewa, Teodor de: Henri **Heine.** Jugé par les écrivains allemands. (T. de Wyzewa: Écrivains étrangers. II. Série. Paris: Perrin & C. 8. S. 136—144.)

*Liliencron, R. v.: Karl Christoph **Heinebuch,** Königl. Musikdirector. (S. 1—3.)

Fitte, Siegfried: Kaiser **Heinrich** IV. und die Humanisten. I. II. (Sonntagsbeil. No. 19. 20. z. Voss. Zeitung.)

Schmitt, Richard: Prinz **Heinrich** von Preussen als Feldherr im siebenjährigen Kriege. II. Die Kriegsjahre 1760—1762. Greifswald: J. Abel. 8. VIII, 322 S. (Tl. I ersch. 1885 als Greifswalder Dissert.)

Schmidt, Berthold: Graf **Heinrich** VI. Reuss ä. L., Der Held von Zeuta. Grössere Ausgabe mit Urkundenbelegen. (II—V. Jahresbericht des Vereins f. Greizer Geschichte zu Greiz. 8. S. 1—81.)

Heinrich-Feier. Gedenkblatt an das 50jähr. Amtsjub. des Rektors Claus **Heinrich** am 1. IX. 1897. (Hrsg. v. Rekt. Sell.) Kiel: Lipsius & Tischer. 8. 54 S. m. Bildn.

Hertling, Georg Frhr. v.: Zur Erinnerung an Johann Baptist **Heinrich.** Rede, gehalten in der Schlusssitzung der Generalversammlung der Görres-Gesellschaft zu Hildesheim, am 7. Oktober 1891. (G. Frhr. v. Hertling: Kleine Schriften zur Zeitgeschichte und Politik. Freiburg i. B.: Herder. 8. S. 520—538.)

*Kohlschmidt: Wilhelm **Heinzerling,** Oberlandesgerichtsrath. (S. 443.)

*Brümmer, Franz: Friedrich **Helbig.** (S. 251.)

Grünhagen, C.: (Hans **von) Held** s. Zerboni.

Heemstede, C. v.: Dr. Friedrich Wilhelm **Helle.** Biographisch-litterar. Skizze mit einigen nicht streng zur Sache gehörigen, aber keineswegs überflüssigen Glossen. Heiligenstadt (Eichsfeld): F. W. Cordier 8. 63 S., 1 Bildn. [Biographien katholischer Dichter der Gegenwart. Bdchn I.]

*Brümmer, Franz: Clementine **Helm,** Jugendschriftstellerin. (S. 247—248.)

Du Bois-Reymond, Emil: Hermann **von Helmholtz.** Gedächtnissrede. Leipzig: Veit & C. 8. 80 S.

Hengstenberg, H.: Bilder aus dem Leben des Evangelisten **Hengstenberg** nebst einem Anhang seiner Gedichte. Witten a. d. Ruhr: Stadtmission. 8. 2 Bl., 176 S., 1 Bildn.

Lamprecht, Karl: Karl **Hengstenberg.** (K. Lamprecht: Bilder von der roten Erde. Hamm, Westf.: C. Dietrich. 8. S. 31—47.)

Bendixen, Rudolf: Aloys **Henhöfer.** (R. Bendixen: Bilder aus der letzten religiösen Erweckung in Deutschland. Leipzig: Dörffling & Franke. 8. S. 191—209.)

Frommel, Emil: Dr. Aloys **Henhöfer.** Ein süddeutsches Pfarroriginal. (E. Frommel: Erzählungen. Ges.-Ausg. III. Stuttgart: J. F. Steinkopf. 8. S. 284—374 m. Bildn.)

*Krauss, Rudolf: Philipp Jacob Wilhelm **Henke.** S. 96—98.)

Eggeling, Otto: Wilhelm **Henke.** (Geb. 1834, gest. 1896.) (Braunschweig. Magazin. 3. Bd. 4., S. 113—116.)

Wirkl. Geh.-R. Reichsger.- u. Senatspräs. a. D. Dr. **Henrici:** Lebenserinnerungen eines Schleswig-Holsteiners. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt. 8. VII, 192 S.

Herbart u. die Herbartianer. E. Beitr. zur Gesch. d. Philosophie und d. Pädagogik. SA. aus d. encyklop. Handb. d. Pädagogik v. W. Rein in Jena, zsgest. aus d. Arbeiten v. Thilo, Flügel, Rein, Rude. Langensalza: H. Beyer & Söhne. 8. 154 S.

Hieronymus, D.: **Herbarts** Regierung und Zucht oder Welche Bedeutung hat die von Herbart durchgeführte Unterscheidung von Regierung und Zucht für die Pädagogik, und wie ist sie zu beurteilen? Berlin: Buchhandlg. d. Deutschen Lehrerzeitung. 8. 27 S.

Maerkel, Paul: **Herbart** und der Religions-Unterricht an höheren Lehranstalten. Progr. Berlin: R. Gaertner. 4. 28 S.

Nehring, Adolf: Ueber (Sigmund Frhr. von) **Herberstain** und (Augustin) **Hirsfogel.**

Beiträge z. Kenntnis ihres Lebens u. ihrer Werke. M. 10 Abb. i. Text. Berlin: F. Dümmler. 8. VIII, 100 S.

Nehring, A.: Hirsfogel's Beziehungen zu **Herberstain's** Werken. (Repertorium f. Kunstwissenschaft. 20. Bd. 8. S. 121—129.)

Haug, Eduard: **Herder** s. Müller, Joh. Georg.

Lamprecht, K.: **Herder** und Kant als Theoretiker der Geschichtswissenschaft. (Jahrbücher für Nationalökonomie u. Statistik. 69. Bd.; III. Folge 14. Bd. 8. S. 161—203.)

Nirschl, Jos.: Gedächtnisrede auf Cardinal Joseph **Hergenröther** bei d. Enthüllungsfeier seines Grabdenkmals. Bregenz: J. N. Teutsch. 8. 16 S.

Kirchhoff, Albrecht: Michael **Hering's** in Hamburg Verbindungen mit Schweden (1617). (Archiv f. Geschichte d. Deutschen Buchhandels. XIX. 8. S. 54—59.)

Jahne, Heinrich: Franz **Herrmann.** (Biographien österreich. Schulmänner. Hrsg. v. Franz Frisch. Wien: A. Pichler's Wwe & Sohn. 8. S. 179—186.)

Autobiographie et Journal de Mathias **Hertzog**, d'Egisheim, communiqué par M. l'Abbé Hoffmann. A. M. P. Ingold: Miscellanea alsatica. III série. Colmar: H. Huffel; Paris: A. Picard & f. 8. S. 181—193.)

Zolling, Theophil: Georg **Herwegh** s. Wagner, Richard.

*Kohlschmidt: Theodor **Herzog**, Dekan. (S. 443—444.)

Erinnerungen aus dem amtlichen Leben des Wirklichen Geheimen Rats Dr. theol. Bernhard **Hesse** in Weimar. Frankfurt a. M.: M. Diesterweg. 8. 84 S.

Sutermeister, Paul: Aus dem Leben einer Verborgenen (Meta **Heusser**-Schweizer). 1—5. (Die christl. Welt. 11. Jahrg. 4. Sp. 332—333, 345—348.)

Sauren, Wilh.: Johann Wilhelm **Hey**, seine Fabeln und deren Verwendung im Dienste der Schule. (Der Schulfreund. 53. Jahrg. 8. S. 115—129.)

Todt: Wilhelm **Hey**, der Kinderfreund. (Schulblatt für die Provinz Brandenburg. 62. Jahrg. 8. S. 499—504.)

Sommert, Hans: J(oseph) **Hiebsch.** (Pädagog. Blätter für Lehrerbildung und Lehrerbildungsanstalten. 26. Bd. 8. S. 755—757.)

*Weltner, A. J.: Franz Arnold **Hirsch**, Schriftsteller. (S. 341—342.)

Nehring, Adolf: (Augustin) **Hirsfogel** s. Herberstain.

Vetter, Ferdinand: † Ludwig **Hirzel.** (Euphorion. 4. Bd. 8. S. 830—833.)

Aus dem Lebensgang eines evangelischen Geistlichen und Gelehrten im 17. u. 18. Jahrhundert (d. i. Johann Ludwig **Hocker**, Prediger u. Geschichtschreiber zu Kloster Heilsbronn in Mittelfranken.) (Ausgewählte Selbstbiographien aus d. 15. bis 18. Jahrh. Hrsg. v. Christian Meyer. Leipzig: J. J. Weber. 8. S. 187—248. Der Schluss ist von seinem Schwiegersohn und Amtsnachf. Johann Ludwig Heydenreich. M. Bildn.)

*Franz Xaver **Hoermann**, Bildhauer. (S. 359.)

*Brümmer, Franz: Nanny **vom Hof.** (S. 253—254.)

Bendixen, Rudolf: Ludwig **Hofacker.** (R. Bendixen: Bilder aus der letzten religiösen Erweckung in Deutschland. Leipzig: Dörffling & Franke. 8. S. 147—166.)

Hacker: E. H. **Hoffmann** †. (Deutsche Bauzeitung 31. Jahrg. 4. S. 106—108.)

Marx, A. B.: Zur Beurtheilung E. T. A. **Hoffmann's** als Musiker. (Allg. Musik-Zeitung. 24. Jahrg. 4. S. 413—414, 433—434.)

Berg, Leo: Hans **Hoffmann** als Märchenerzähler. (Die Gegenwart. 52. Bd. 4. S. 299—301.)

Beck, Fritz: Die Errichtung des Landgräfl. Hessen-Darmstädt. Kreis-Regiments i. J. 1697 u. sein erster Kommandeur Hartmann Samuel **Hoffmann von Löwenfeld.** Festschrift z. 200j. Jubiläum des Grosshzgl. 3. Infanterie-Rgts. (Leib-Regiment) No. 117 am 10. Juni 1897. M. e. Titelb. Darmstadt: Dr. v. L. C. Wittich. 8. 20 S., 1 Bildn.

Schlecht, Jos.: Der Augustiner Johann **Hoffmeister** als Dichter. (Der Katholik. 77. Jahrg., II. 8. S. 188—192.)

Pniower, Otto: Julius **Hoffory.** (Das Magazin f. Literatur. 66. Jahrg. 4. Sp. 481—487.)

Eduard R. v. **Hofmann** †. 27. Januar 1837 bis 27. August 1897. (Wiener Medizinische Presse. 38. Jahrg. 4. Sp. 1112.)

Mittenzweig: Eduard **von Hofmann** †. (Zeitschr. f. Medizinal-Beamte. 10. Jahrg. 8. S. 690.)

Aus meinem Leben. Aufzeichnungen des Prinzen Kraft **zu Hohenlohe**-Ingelfingen, weiland General der Artillerie und Generaladjutant Seiner Majestät des Kaisers und Königs Wilhelm I. Bd. 1. Vom Revolutionsjahr 1848 bis zum Ende des Kommandos in Wien 1856. Nebst einer Lebensskizze und dem Bildniss des Verfassers. Berlin: E. S. Mittler & Sohn. 8. LIII, 379 S., 1 Bildn., 1 Stammtaf.

*Kraus, F. H.: Cardinal **Hohenlohe.** (S. 449—455.)

Rust, Hermann: Reichskanzler Fürst Chlodwig **zu Hohenlohe**-Schillingsfürst und seine Brüder Herzog von Ratibor (Prinz Victor Hohenlohe), Cardinal Hohenlohe (Prinz Gustav Adolf Hohenlohe-Schillingsfürst) und Prinz Constantin Hohenlohe. Düsseldorf: W. Deiters. 8. XL, 931 S., 4 Bildn.

*Edler, Karl Erdm.: Constantin Prinz **zu Hohenlohe**-Schillingsfürst, erster Obersthofmeister des Kaisers von Oesterreich. (S. 176—191.)

Miller, Edm.: Konradin **v. Hohenstaufen.** Mit 6 Illustrationen und einem Titelbl. von Karl Behr, sowie 1 Plane des Schlachtfeldes v. Tagliacozzo. Berlin: E. Ebering. 8. 108 S. m. 2 Stammtaf. [Lebensbilder aus der Geschichte. I.]

Kelterborn, Rudolf: Hans **Holbein.** Sitten- und Lebensbild aus der Reformationszeit. Leipzig u. Zürich: Th. Schröter. 8. 112 S.

Meissner, Franz Hermann: Hans **Holbein** der Jüngere. Eine Studie. (Westermanns Illustr. Deutsche Monatshefte. 81. Bd. 8. S. 314—329, 465—477 mit Bildern und Abbildg.)

Aus der Selbstbiographie des Elias **Holl.** (Ausgewählte Selbstbiographien aus d. 15. bis 18. Jahrh. Hrsg. v. Christian Meyer. Leipzig: J. J. Weber. 8. S. 153—186 m. 1 Bildnisstaf.)

Bernhard **v. Holleben** gen. v. Normann †. Königlich Sächsischer General der Infanterie z. D. * 30. Juli 1824 zu Unter-Köditz in Schwarzburg-Rudolstadt, † 11. Oktober 1897 zu Dresden. (Militär-Wochenblatt. 82. Jahrg. 2. Bd. 4. Sp. 2543—2545.)

Zum Gedächtnis Karl **Holsten's.** (Der Protestant. 1. Jahrg. 4. Sp. 137—139.)

Hausrath, Adolf: Karl **Holsten.** Worte der Erinnerung, gesprochen bei der Gedächtnisfeier am 29. Januar in d. Aula d. Universität zu Heidelberg. Heidelberg: O. Petters. 8. 15 S.

Hönig, Wilhelm: Rede am Sarge Karl **Holsten's.** (Protestantische Monatshefte. 1. Jahrg. 8. S. 77—81.)

Mehlhorn, P.: Zum Gedächtnis Karl **Holsten's.** I—III. (Der Protestant. 1. Jahrg. 4. Sp. 215—218, 231—233, 248—251.)

Storch, O.: Karl **von Holtei.** Ein Gedenkblatt zum 24. Januar 1898. Waldenburg i. Schl.: G. Knorrn. 8. 108 S.

*Guglia, E.: Johann Jacob **Honegger.** (S. 38—40.)

*Brümmer, Franz: Wilhelm **Honoré.** (S. 254.)

Herzogl. braunschweig. Geheimer Kammerrat Ludwig Wilhelm **Horn** †. (Forstwiss. Centralbl. N. F. 19. Jahrg. 8. S. 343—345.)

Ludwig Wilh. **Horn** (Geh. Kammerrath) †. (Centralblatt f. d. gesammte Forstwesen. 23. Jahrg. 8. S. 338—339 m. Bildn.)

† Geheimer Kammerrat Wilhelm **Horn** aus Braunschweig. (Deutsche Forst-Zeitung. XII. Bd. 8. S. 268.)

Wilhelm **Horn** und Bruno Eyferth †. (Braunschweigisches Magazin. 3. Bd. 4. S. 129—131.)

Weinitz, Franz: Theodor **Hosemann.** E. kunstgesch. Studie z. Erinnerung an die 90ste Wiederkehr d. Tages seiner Geburt. Berlin. 8. 21 S. m. Bildn. (S. A. aus: Schriften d. Ver. f. d. Gesch. Berlins. H. 34.)

Parisius, Ludolf: Leopold Freiherr **von Hoverbeck** (geboren 1822, gestorben 1875). Ein Beitrag z. vaterländ. Geschichte. Tl. 1. M. 3 Bildnissen. Berlin: J. Guttentag. 4 Bl., 224 S., 3 Bildn., 1 Facs.

*Walzel, Oskar F.: Rudolf Graf **Hoyos.** (S. 142—147.)

*Schölermann, W.: Rudolf C. **Huber,** Maler. (S. 268—274.)

Geiger, Ludwig: Aus Therese **Hubers** Herzensleben. (Westermanns Illustr. Deutsche Monatshefte. 81. Bd. 8. S. 623—642, 714—725 m. Bildn. u. Abb.)

Gedan, Paul: Johann Christian **Hüttner.** Ein Beitr. z. Gesch. d. Geographie. (Mitteilungen d. Ver. f. Erdkunde zu Leipzig. 8. S. 1—37.)

Zur Erinnerung an die Feier des 25jähr. Jubiläums des Herrn Pfarrer H. **Hugendubel** an der Nydeckkirche in Bern. Sonntags u. Montags, d. 14. u. 15. II. 1897. Bern: K. J. Wyss. 8. 39 S. m. Bildn.

*Conze: Carl **Humann.** (S. 369—377.)

Dr. Martin Luthers Freundschaft mit Ulrich **von Hutten** s. Luther.

Roth, F. W. E.: Johann **Huttich.** (Euphorion. 4. Bd. 8. S. 772—789.)

Hartstein, Rudolf: Friedrich Ludwig **Jahn's** Staatsexamen. Ein Beitrag zur Lebensgeschichte des Turnvaters. (Monatsschrift f. d. Turnwesen. 16. Jahrg. 8. S. 97—106, 196—203.)

Müller, Ant.: Zur Geschichte (Wenzel) **Jamnitzers.** (Görres-Gesellschaft. Historisches Jahrbuch. 18. Bd. 8. S. 857—863.)

*Brümmer, Franz: Franziska **Jarke.** (S. 259—260.)

Spielmann, C.: Karl **v. Ibell.** Lebensbild e. deutschen Staatsmanns. 1780—1834. Mit zahlr. urkundl. u. briefl. Beilagen, 1 Stammtaf. u. 1 Bildn. in Heliograv. Wiesbaden: C. W. Kreidel. 8. XI, 271 S.

Jehle, Frdr., Stadtpfr.: Antrittspredigt — m. Lebenslauf — in der Friedenskirche zu Stuttgart geh. Stuttgart: Evangel. Gesellsch. 8. 16 S.

Sander, Herm.: Zur Erinnerung an Jakob **Jehly**. Innsbruck: Wagner. 8. 31 S.

Riedhauser, J. R.: Georg **Jenatsch**. Biographische Skizze mit einem Anhang: Historische Gedichte. Zum 300jähr. Geburtstag desselben. Davos: H. Richter. 8. 62 S.

Fulda, Ludwig: Wilhelm **Jensen** als Lyriker. Zu seinem 60. Geburtstag. (Sonntagsbeil. No. 7 z. Voss. Zeitung.)

Jacobowski, Ludwig: Wilhelm **Jensen**. (Das Magazin f. Literatur. 66. Jahrg. 4. Sp. 161—164.)

Sosnosky, Theodor von: Wilhelm **Jensen**. (Blätter f. literar. Unterhaltung. Jahrg. 1897, I. 4. S. 97—100.)

Frisch, Franz: Asmus Christian **Jessen**. (Biographien österreich. Schulmänner. Hrsg. v. F. Frisch. Wien: A. Pichler's Wwe & Sohn. 8. S. 187—195.)

*Brümmer, Franz: Albert **Ilg**, Kunstschriftsteller. (S. 417—418.)

Meyer, Richard M.: Karl **Immermann**. (R. M. Meyer: Deutsche Charaktere. Berlin: E. Hofmann & C. 8. S. 120—127.)

Minor, J.: Epilog zum Jubiläum **Immermanns**. (Das Magazin f. Literatur. 66. Jahrg. 4. Sp. 759—761.)

W. H. **Jobelmann**, geboren am 3. Oktober 1800, gestorben am 14. August 1878. (W. H. Jobelmann u. W. Wittpenning: Geschichte der Stadt Stade. Neubearb. v. M. Bahrfeldt. Stade: Dr. v. A. Pockwitz. 8. S. XI—XII.)

Kuhlmann: **Jobstharde**, der »Tersteegen Ravensbergs«. (Ein Bauersmann nach dem Herzen Gottes.) (Zeugen und Zeugnisse aus d. christl.-kirchl. Leben von Minden-Ravensberg im 18. u. 19. Jahrh. 2. Heft. Gadderbaum b. Bielefeld: Anst. Bethel. 8. S. 5—17.)

Baumgarten, Hermann, u. Ludwig Jolly: Staatsminister (Julius) **Jolly**. Ein Lebensbild. Tübingen: H. Laupp. 8. VII, 294 S.

Brandes, Wilhelm: Aus den Aufzeichnungen des Staatsministers **Jolly**. (Die Gegenwart. 52. Bd. 4. S. 38—41.)

Klages, Ludwig: Wilhelm **Jordan**. (Die Gegenwart. 51. Bd. 4. S. 68—71.)

Bright, J. Frank: **Josef II**. London: Macmillan & C. 8. 222 S. [Foreign Statesmen.]

Magnette, F.: **Joseph II**. et la liberté de l'Escaut. La France et l'Europe. Brüssel: Lebègue & C. II, 254 S. [Bd. 55 der Schriften der kgl. belg. Akademie.]

Erinnerung an Gottfried **Ischer**, Pfarrer in Mett 1832—1896. Der Kirchgemeinde Mett gewidmet v. einigen Freunden. Biel: (E. Kuhn). 8. 16 S. m. Bildn.

*Schlenther, Paul: Marie **Kahle** geb. Kessler. (S. 294—296.)

Ilwof, Frz.: Franz Freiherr v. **Kalchberg** (1807—1890). Sein Leben und Wirken im Ständewesen der Steiermark und im Dienste des Staates. Graz: U. Moser. 8. 72 S.

v. Danckelmann, Eberhard Frhr: **Kant** als Mystiker?! Eine Studie. Leipzig: H. Haacke. 8. 24 S.

Katzer: **Kants** Bedeutung f. d. Protestantismus. Leipzig: J. C. B. Mohr. 8. 50 S. [Hefte z. Christlichen Welt. 30.]

Kronenberg, M.: **Kant**. Sein Leben und seine Lehre. München: C. H. Beck. 8. VII, 312 S.

Lamprecht, K.: **Kant** s. Herder.

*Wolkenhauer, W.: Dr. Ernst **Kapp**. (S. 368.)

Wehrmann, M.: Kaiser **Karl IV**. in seinen Beziehungen zu Pommern. (Monatsblätter. Hrsg. v. d. Ges. f. Pommersche Gesch. u. Alterthumskunde. 11. Jahrg. 8. S. 113—121, 130—139, 152—157.)

Karl V. und die Fugger. (Die Grenzboten. 56. Jahrg. I. 8. S. 520—526.)

Fitte, Siegfried: Kaiser **Karl VII**. (Sonntagsbeil. No. 32 z. Voss. Zeitung.)

Aus dem Leben König **Karls** von Rumänien. Aufzeichnungen eines Augenzeugen. 3. Bd. Stuttgart: J. G. Cotta. 8. IV, 502 S.

Loserth, J.: Erzherzog **Karl II**. und die Frage der Errichtung e. Klosterrathes f. Innerösterreich. Nach d. Acten d. steiermärk. Landesarchivs. [Aus: Archiv für österr. Gesch.] Wien: C. Gerold's Sohn i. K. 8. 97 S.

Wastler, Josef: Erzherzog **Karl** (II, Herzog v. Steiermark). (J. Wastler: Das Kunstleben am Hofe zu Graz unter den Herzogen von Steiermark, den Erzherzogen Karl und Ferdinand. Graz: Selbstv.; Univ.-Buchdr. »Styria«. 8. S. 15—90.)

Baurath Fr. **Katz** †. (Centralblatt d. Bauverwaltung. 17. Jahrg. 4. S. 272.)

*Posner: August **Kekulé**, Chemiker. (S. 412—414.)

Eine Selbstbiographie Gottfried **Kellers** aus dem Jahre 1847. Mit einem Brief an Staatsarchivar Gerold Meyer von Knonau. Veröffentlicht von Baechtold. (Sonntagsblatt des »Bund« No. 1.)

Baechtold, Jak.: Gottfried **Keller**'s Leben. Seine Briefe u. Tagebücher. 3. (Schluss-) Bd.: 1861—1890. Berlin: W. Hertz. 8. 1 Bl., 671 S.

Fässler, Osc.: Drei Essais. Gottfried **Keller**. — Nikolaus Lenau. — Der Stil. St. Gallen: Fehr. 8. III, 66 S.

Huber, Hans H.: Gottfried **Keller** in seinen

Briefen. (Die Gegenwart. 51. Bd. 4. S. 150 —155.)

Kinzel, Karl: Gottfried **Keller** und seine Novellen. (Die Grenzboten. 56. Jahrg. I. 8. S. 444—451, 488—498, 526—542.)

Necker, Moritz: Zur Beurtheilung Gottfried **Keller's**. (Blätter für literar. Unterhaltung. Jahrg. 1897, II. 4. S. 513—516.)

Necker, Moritz: Gottfried **Kellers** Leben. (Blätter für literar. Unterhaltung. Jahrg. 1897, I. 4. S. 241—243, 261—264.)

Schott, Sigmund: Aus Gottfried **Kellers** Leben. (Beilage zur [Münchener] Allgem. Zeitung No. 81—82.)

Lebensblätter. Erinnerungen aus der Schulwelt v. Dr. L. **Kellner**, weiland Geh. Regierungs- und Schulrath. M. d. Bilde d. Vfs. 3. Aufl. (Unveränd. Abdr. d. 2., ergänzten Aufl.) (Hrsg. v. Prof. Dr. K. A. H. Kellner.) Freiburg i. B.: Herder. 8. VII S., 2 Bl., 606 S., 1 Bildn.

Leineweber, H., und A. Görgen: Dr. Lorenz **Kellner**. Ein Gedenkbuch für seine Freunde und Verehrer. Heiligenstadt (Eichsfeld): F. W. Cordier. 8. VIII, 330 S., 1 Bl., 2 Bildn., 2 Taf.

Kümmel, Konrad: Eugen **Keppler** †. (Archiv für christliche Kunst. XV. Jahrg. 8. S. 45—49, 59—62.)

Krauss, Rudolf: Justinus **Kerner**. (Blätter für literar. Unterhaltung. Jahrg. 1897, II. 4. S. 769—772.)

*Puschmann, Th.: Josef **von Kerschensteiner**. (S. 351—352.)

v. Hertling, Georg Frhr: Bischof **Ketteler** und die katholische Socialpolitik in Deutschland. Vortrag. (Histor.-polit. Blätter f. d. kathol. Deutschland. 120. Bd. 8. S. 873—900.)

Hans Adolph **Kiehne**, von 1871 bis 1883 Missionar in Indien. Hermannsburg: Missionshandlung. 8. 20 S. [Kleine Hermannsburger Missionsschriften. No 16.]

Johann Tobias **Kiessling**. [Aus der Erweckungszeit der bayerischen Landeskirche. II.] (Allg. Evangel.-Lutherische Kirchenzeitung. 30. Jahrg. 4. Sp. 31—35.)

Jahne, Heinrich: Ferdinand **Kindermann** Ritter von Schulstein. (Biographien österreich. Schulmänner. Hrsg. v. Franz Frisch. Wien: A. Pichler's Wwe & Sohn. 8. S. 30 —55.)

Mau: Rede zur Begräbnisfeier des Herrn Johannes **Kipp**. Kiel: (Chr. Donath.) 8. 2 Bl.

Der Fall des Professors **v. Kirchenheim** in seiner Bedeutung f. das badische Beamtentum u. die politischen Parteien Badens. Pforzheim: E. Haug. 8. 32 S.

[Burger, Conrad:] Herrn Dr. Albrecht **Kirchhoff** zur Feier des 70. Geburtstages am 30. Januar 1897. Leipzig: Dr. v. Ramm & Seemann. 8. 23 S., 1 Bildn. (SA. aus dem Börsenblatt f. d. Deutschen Buchhandel 1897, No. 24.)

Münz, Bernhard: Friedrich **Kirchner**. (Briefe von und über Jakob Frohschammer. Hrsg. v. B. Münz. Leipzig: G. H. Meyer. 8. S. 31—41.)

*Pagel: Moritz **Kirstein**, Arzt u. Geh. Sanitätsrath. (S. 154.)

*Pagel: Philipp Jacob Johann Leo **Klein**, Arzt u. Geh. Sanitätsrath. (S. 154—155.)

Franz Heinrich **Kleinschmidt**. Ein Missionsleben aus Süd-Afrika. 3. Aufl. Barmen: Missionshaus. 8. 68 S. [Rheinische Missions-Schriften. No. 81.]

Minde-Pouet, Georg: Heinrich **von Kleist**. Seine Sprache und sein Stil. Weimar: Felber. 8. VIII, 302 S.

Minde-Pouet, Georg: Zu Heinrich **von Kleist**. (Euphorion. 4. Bd. 8. S. 537—545.)

Sadger, J.: Heinrich **von Kleist**. Eine pathologische Studie. (Die Gegenwart. 52. Bd. 4. S. 149—153, 169—173.)

Finanzrath Otto **Klette** in Dresden †. (Deutsche Bauzeitung. 31. Jahrg. 4. S. 571—572, 599—600.)

Horn, D.: Georg **Klingenberg** und seine Schulgemeinde. Ein Bild aus d. niederrhein. Schulleben. Vortrag. [Aus: Evang. Schulbl.] Gütersloh: C. Bertelsmann. 8. 24 S.

Aus Maximilian **Klingers** Leben. (Die Grenzboten. 56. Jahrg. IV. 8. S. 29—36.)

Merian, Hans: Max **Klinger**. (Die Gesellschaft. Jahrg. 1897, I. 8. S. 84—99 m. Bildn.)

Vogel, Jul.: Max **Klinger**. [Aus: Zeitschr. f. bildende Kunst.]. Leipzig, Seemann & C. 4. 14 S. m. 2 Taf.

Schmidt, Gg.: Hans Kaspar **von Klitzing** der erste Brandenburgische General. Nach ungedruckten Quellen. M. 3 Abb. (Der Bär. 23. Jahrg. 4. S. 558—560.)

Schmalenbach, Th.: Der alte Valentin (d. i. Johann Heinrich **Klöpper**). (Zeugen und Zeugnisse aus d. christl.-kirchl. Leben von Minden-Ravensberg im 18. u. 19. Jahrh. 2. Heft. Gadderbaum b. Bielefeld: Anst. Bethel. 8. S. 95—107.)

Schulz, W.: Die Wiege eines Geistesheros (Fr. Gottl. **Klopstock**). (Der Bär. 23. Jahrg. 4. S. 128—131.)

Werneke, Bernh.: F. G. **Klopstock**. (F. G. Klopstock: Ausgewählte Oden und Elegieen nebst einigen Bruchstücken aus d. Messias. M. erkl. Anm. u. e. Biographie des Dichters herausg. v. Dr. B. Werneke. 3. Aufl. Paderborn: F. Schöningh. 8. [Schöninghs Ausgaben deutscher Klassiker. Bd. 12.])

Verus, Just.: Vater **Kneipp**, sein Leben u.

sein Wirken. M. e. Anh. über s. letzten Lebenstage, die Beisetzungsfeierlichkeiten u. d. Zukunft Wörishofens. Kempten: J. Kösel. 8. Ausg. A. 2. Aufl. 76 S. m. Bildn.; Ausg. B. 2. Aufl. 167 S. m. Bildn.

Sägmüller: Prof. Dr. Franz Quirin **von Kober**, geb. 6. März 1821, gest. 25. Januar 1897. (Archiv f. kathol. Kirchenrecht. 67. Bd.; 3. Folge. Bd. 1. 8. S. 417—421.)

Sägmüller: Zur Erinnerung an Prof. Dr. Franz Quirin **von Kober**. (Theologische Quartalschrift. 79. Jahrg. 8. S. 569—579.)

Rudolf **Kögel**. [Rudolf Kögel, Emil Frommel, Wilhelm Baur. 1.] (Allg. Evangel.-Lutherische Kirchenzeitung. 30. Jahrg. 4. Sp. 237—239.)

Hoffmann, P.: Rudolf **Kögel** als Dichter. (Die christl. Welt. 11. Jahrg. 4. Sp. 258—262.)

*Kohlschmidt: Rudolph **Kögel**. (S. 285—287.)

Mayer: Zum Gedächtnis von Rudolf **Kögel**. (»Halte was du hast«. XX. Jahrg. 8. S. 20—25.)

Sellin: August **Köhler**. Nekrolog. (Neue Kirchl. Zeitschrift. 8. Jahrg. 8. S. 273—297.)

*Poten, B.: Karl Heinrich Gustav **Köhler**, Königl. Preuss. Generallieutenant z. D. (S. 106—107.)

Edgar **Koenig** †. (Oesterreichisch-ungarische Buchdrucker-Zeitung. XXV. Jahrg. 4. S. 459—460.)

Hoffmann, Adalbert: Neues aus dem Leben von (Theodor) **Körner**. (A. Hoffmann: Deutsche Dichter im schlesischen Gebirge. Warmbrunn: M. Leipelt. 8. S. 89—136 m. Bildn.)

Der Oberkirchenrat und Pfarrer **Kötzschke**. Eine Darstellung des Disziplinarverfahrens gegen Herrn Pastor Kötzschke zu Sangerhausen. Hrsg. unter Mitw. mehrerer Mitglieder eines bes. Ausschusses d. St. Ulrichsgemeinde zu Sangerhausen v. P. Scheven. Erfurt: W. Wellendorf & Sohn. 8. 77 S.

Kornhuber, Andr.: Zur Erinnerung an Josef **Kolbe** (11. Mai 1825—27. Februar 1897). (Zeitschrift f. d. Realschulwesen. XXII. Jahrg. 8. S. 321—348 m. Bildn.) (Auch bes. ersch.)

Bildhauer Prof. Karl **Kopp** †. (Deutsche Bauzeitung. 31. Jahrg. 4. S. 128.)

Daun, Berthold: Adam **Krafft** und die Künstler seiner Zeit. Ein Beitrag zur Kunstgeschichte Nürnbergs. M. 48 Lichtdruckbildern auf 10 Taf. Berlin: W. Hertz. 8. 1 Bl., X, 143 S., 10 Taf.

Daun, Berthold: Noch etwas über Adam **Krafft**. (Repertorium f. Kunstwissenschaft. 20. Bd. 8. S. 366—373.)

Geheimer Baurath Theodor **Krancke** †. (Centralblatt d. Bauverwaltung. 17. Jahrg. 4. S. 67.)

Alfred **Krasselt**. (Musikal. Wochenblatt. 28. Jahrg. 4. S. 362—363 m. Bildn.)

Berling, K.: Der Kursächsische Hofbuchbinder Jakob **Krause**. Mit Unterst. d. Königl. Ministeriums d. Innern. Dresden: W. Hoffmann. 4. 18 S., 1 Bl., 12 Taf.

Ernst **Kreidolf**. (Der Kunstwart. 10. Jahrg. 4. S. 123—124.)

Klinkhardt, Fr.: Gerhard **Kremer** gen. Mercator. Ein Beitrag zur Würdigung des Reformators der Kartographie. (Pädagog. Blätter f. Lehrerbildung u. Lehrerbildungsanstalten. XXVI. Bd. 8. S. 63—70.)

Gymnasialrektor Dr. **Kreussler** †. (Allg. Evangel.-Lutherische Kirchenzeitung. 30. Jahrg. 4. Sp. 246—249.)

Noch eine Erinnerung an † Professor Dr. Otto **Kreussler**. (Allg. Evangel.-Lutherische Kirchenzeitung. 30. Jahrg. 4. Sp. 395—396.)

Geh. Baurath Eduard **Kreyssig** †. (Centralblatt d. Bauverwaltung. 17. Jahrg. 4. S. 127.)

Grimm: Geheimer Baurath **Kreyssig** †. (Deutsche Bauzeitung. 31. Jahrg. 4. S. 164, 174—175.)

Prestel, J.: Eduard **Kreyssig**, Stadtbaumeister in Mainz. (Centralblatt d. Bauverwaltung. 17. Jahrg. 4. S. 187—188.)

Eitner, Rob.: Adam **Krieger**. (Monatshefte f. Musik-Gesch. 29. Jahrg. 8. S. 45—49, 61—66, 78—83, 112—114.)

Eitner, Rob.: Johann Philipp **Krieger**. (Monatshefte f. Musik-Gesch. 29. Jahrg. 8. S. 114—117.)

*Meyer, Alexander: Adolph **Kröber**, demokratischer Reichstagsabgeordneter. S. 197—199.)

Franz **Krolop**, Königl. preuss. Kammer- u. Hofopernsänger, Lehrer an d. Königl. Hochschule f. Musik. (Chronik d. Königl. Akad. d. Künste zu Berlin. 1896/97. 8. S. 85.)

Bogler, W.: Hartmuth **von Kronberg**. Eine Charakterstudie aus der Reformationszeit. M. Bildn. Halle: Ver. f. Reformationsgesch.; Commv. v. M. Niemeyer. 8. VI S., 1 Bl., 96 S., 1 Bildn. [Schriften d. Vereins f. Reformationsgesch. No 57.]

Adalbert **Krueger**. (Nekrolog.) (Deutsche Rundschau f. Geographie u. Statistik. 19. Jahrg. Wien, Pest, Leipzig: A. Hartleben. 8. S. 134—135 m. Bildn.)

*Dr. Daniel Friedrich **Krüger**, ausserordentl. Gesandter u. bevollmächtigter Minister der Freien u. Hansestädte in Berlin. (S. 216.)

Friedrich Adolf **Krummacher**. [Bilder aus der Erweckungsgeschichte des religiös-kirchlichen Lebens in Deutschland in diesem Jahrhundert. 4.] (Allg. Evangel.-

Lutherische Kirchenzeitung. 30. Jahrg. 4. Sp. 748—752, 775—778, 798—802, 820—823.)

Bendixen, Rudolf: Friedrich Adolf **Krummacher.** (R. Bendixen: Bilder aus der letzten religiösen Erweckung in Deutschland. Leipzig: Dörffling & Franke. 8. S. 318—361.)

*Ratzel, F.: Johann Stanislaus **Kubary,** Reisender u. Ethnograph. (S. 324—325.)

(Carl Frhr) **Kübeck** (v. Kübau) u. Metternich. Denkschriften und Briefe. Hrsg. v. Adolf Beer. [Denkschriften d. kaiserl. Akademie d. Wissenschaften. Philos.-histor. Classe. 45. Bd. 4. 157 S.]

Kühne, Käthe, Miss.-Lehrerin: Tagebuchblätter, beschrieben während der J. 1891 bis 1895 in Südafrika. 2. Aufl. Berlin: Evang. Missionsges. 8. 110 S. m. Abb.

Zum Gedächtnis an den Heimgang des Pfarrers Karl **Kuhlmann,** Hirten u. Seelsorgers der evang.-lutherischen Gemeinde zu Werther, gest. am 9. Januar 1897. Gadderbaum b. Bielefeld: Schriften-Niederlage d. Anstalt Bethel. 8. 40 S. einschl. 1 Bildn.

*Poten, B.: Franz Freiherr **Kuhn** von Kuhnenfeld, K. u. K. Feldzeugmeister. (S. 104—106.)

Kuhlmann: Karl Ludwig **Kunsemüller** und die Erweckungszeit im Kreise Lübbecke und besonders in der Gemeinde Oldendorf. (Zeugen und Zeugnisse aus d. christl.-kirchl. Leben von Minden-Ravensberg im 18. u. 19. Jahrh. 2. Heft. Gadderbaum b. Bielefeld: Anst. Bethel. 8. S. 36—49.)

Seraphim, Ernst: Der Feldoberst Klaus **Kursell** und seine Zeit. Ein Bild Esthlands in der ersten Zeit schwedischer Herrschaft. Reval: F. Kluge. 8. X S., 2 Bl., 168 S., 3 Bl. [Bibliothek Livländischer Geschichte. Bd. 1.]

Bienenstein, Karl: Isolde **Kurz.** (Die Gegenwart. 51. Bd. 4. S. 328—331.)

Krauss, Rudolf: Isolde **Kurz.** (Deutsche Rundschau. 92. Bd. 8. S. 300—303.)

*Friedjung, Heinrich: Josef Freiherr von **Kutschera** - Eichlandt. (S. 131.)

*Kohlschmidt: Otto **de la Croix,** Dr. theol., Consistorialpräsident u. Oberregierungsrath. (S. 441.)

Websky, Julius: Georg **Längin** †. (Protestant. Monatshefte. 1. Jahrg. 8. S. 419—420.)

Websky, J.: Georg **Längin** †. (Der Protestant. 1. Jahrg. 4. Sp. 728—730.)

Meyer, Richard M.: Paul **de Lagarde.** (R. M. Meyer: Deutsche Charaktere. Berlin: E. Hofmann & C. 8. S. 197—212.)

*Golther, W.: Ludwig **Laistner.** (S. 142.)

*Lamey, D.: August **Lamey.** (S. 266—268.)

*Ferdinand Freiherr **von Lamezan,** deutscher Generalkonsul in Antwerpen. (S. 210—211.)

Rudolf **Lange** und die Feier seines 80. Geburtstages. (M. 2 Abb.) (Der Bär. 23. Jahrg. 4. S. 292—294.)

Aus dem Leben des Oberforstmeisters (Johann Georg) **von Langen.** (Deutsche Forst-Zeitung. 12. Bd. 8. S. 650—652.)

*Holland, H.: Diedrich **Langko,** Landschaftsmaler. (S. 53—54.)

Seillière, Ernest: Études sur Ferdinand **Lassalle,** fondateur du parti socialiste allemand. Paris: E. Plon, Naurrit & C. 8. XVI, 398 S., 1 Bl.

Erinnerungen an Josef Freiherrn **von Lassberg.** (Monatsblätter f. deutsche Literaturgesch. I. Jahrg. 8. S. 258—266.)

*Hans **Lassen,** Gutsbesitzer, früherer preuss. Landtagsabgeordneter. (S. 218.)

Will, C.: Paul Joseph **Laux.** (Nekrolog.) (Verhandlungen d. histor. Vereines der Oberpfalz u. Regensburg. 49. Bd. 8. S. 285—287.)

Funck, Heinrich: **Lavater** und Cagliostro. (Nord und Süd. 83. Bd. 8. S. 41—63.)

Haug, Eduard: Aus dem **Lavater**'schen Kreise s. Müller, Joh. Georg.

Müller, Gust. Adf: Aus Lavaters Brieftasche. Neues v. Johann Kaspar **Lavater.** Ungedruckte Handschriften nebst anderen Lavater-Erinnergn. m. Faesms. hrsg. München: Seitz & Schauer. 8. 81 S.

Norden, J.: Ein neuer Farbensymboliker (Melchior **Lechter**). (Beilage z. Baltischen Monatsschrift. Bd. 44. 8. S. 25—33.)

Schur, Ernst: Melchior **Lechter.** (Ausstellung im Salon Gurlitt in Berlin.) (Die Gesellschaft. Jahrg. 1897, I. 8. S. 375—390.)

Vahlen: **Leibnitz** als Schriftsteller. (Sitzungsberichte der Königl. Preuss. Akad. d. Wiss. zu Berlin. Jahrg. 1897. II. 8. S. 687—701.)

Diakonissin Martha **Leistert** (1866—1897). (Der Armen- u. Kranken-Freund. 49. Jahrg. 8. S. 131 f.)

Storck, Karl: Otto **v. Leixner.** Eine Studie. Berlin: Schall & Grund. 8. 72 S., 1 Bildn.

Fässler, Osc.: Nikolaus **Lenau** s. Keller.

Weinrich, O. F.: **Lenau**'s Geburtsort. (Die Gegenwart. 52. Bd. 4. S. 75—77.)

Franz **von Lenbach** als Erzieher. Zum 60. Geburtstag. Von Ernst v. der Isar. (Die Kunst-Halle. II. Jahrg. 4. S. 83—84.)

Anwand, O.: Beiträge zum Studium der Gedichte von J. M. R. **Lenz.** München: (K. Schüler.) 8. 118 S.

Meyer, Richard M.: Jakob Michael Reinhold **Lenz.** (R. M. Meyer: Deutsche Cha-

raktere. Berlin: E. Hofmann. 8. S. 105—113.)

*Brümmer, Franz: Ludwig **Lenz.** (S. 253.)

Tito: Reinhold **Lepsius.** (Preussische Jahrbücher. 90. Bd. 8. S. 524—527.)

Braun, Jul. W.: **Lessing** im Urtheile seiner Zeitgenossen. 3. Bd. Berlin: F. Stahn. 8. XI, 178 S.

August Wilhelm **Leu.** (Chronik d. Königl. Akad. d. Künste zu Berlin. 1896/97. 8. S. 85—87.)

Ernst, Adf Wilh.: Neue Beiträge zu Heinrich **Leuthold's** Dichterportrait. M. 49 Orig.-Uebersetzgn. u. m. literarhistor. Aufsätzen Leutholds. Hamburg: C. Kloss. 8. III, 126 S.)

Klaus, B.: (Gottlob) Emanuel **Leutze.** (B. Klaus: Gmünder Künstler. II. 16. in: Württembergische Vierteljahrshefte f. Landesgeschichte. N. F. V. Jahrg. 8. S. 323—326.)

*Wolkenhauer, W.: Rudolf **Leuzinger,** Schweizer Lithograph u. Kartograph. (S. 369.)

*Meyer **Levy,** Justizrath, Rechtsanwalt und Notar. (S. 218—219.)

Lewald, Fanny: Lebenserinnerungen. I—III. (Westermanns Illustr. Deutsche Monatshefte. 82. Bd. 8. S. 440—454, 616—631, 702—726.)

*Pagel: Georg Richard **Lewin,** Arzt, Professor d. Hautkrankheiten. (S. 155—156.)

*Dr. Otto Fr. Maximilian **von Liebeherr,** Vizekanzler der Universität Rostock. (S. 217.)

Wallé, Peter: Geheimrath Professor Wilhelm **Liebenow** †. M. Portr. (Der Bär. 23. Jahrg. 4. S. 487.)

Norden, J.: Max **Liebermann.** (Beilage z. Baltischen Monatsschrift. Bd. 44. 8. S. 291—300.)

*Friedjung, Heinrich: Georg **Lienbacher,** österreich. Abgeordneter. (S. 347—350.)

Binder, Franz: Erinnerungen an Emilie **Linder** (1797—1867). Zum Säculargedächtniss ihrer Geburt. München: J. J. Lentner. 8. 2 Bl., 96 S., 1 Bl.

Frisch, Franz: Dr. Gustav Adolf **Lindner.** (Biographien österreich. Schulmänner. Hrsg. v. F. Frisch. Wien: A. Pichler's Wwe & Sohn. 8. S. 240—248.)

Graf Ernst **zur Lippe**-Biesterfeld, der gegenwärtige Regent und demnächstige Thronfolger im Fürstenthum Lippe. M. 3 Abb. (Der Bär. 23. Jahrg. 4. S. 519—521.)

*Frieda Freifrau **von Lipperheide.** (S. 137—139.)

Lessing, J.: Frieda **von Lipperheide.** M. Portr. (Der Bär. 23. Jahrg. 4. S. 499—502.) (Der »Modenwelt« entn.)

Zur Erinnerung an Friedrich **List.** (Archiv für Post und Telegraphie. Beihefte zum Amtsblatt des Reichs-Postamts. 25. Jahrg. 8. S. 28—30.)

Solinger, Rudolf: Friedrich **List.** († 30. November 1846.) Sein Stil. (Zeitschr. für deutsche Sprache. 10. Jahrg. 8. S. 383—388.)

Zum fünfzigjährigen Dienstjubiläum des Generalobersten der Kavallerie Frhrn. **v. Loë.** (Militär-Wochenblatt. 82. Jahrg. 1. Bd. 4. Sp. 965—972, 983, 1015.)

Stenglein: Reichsgerichtsrat a. D. Oskar **Loebell** †. (Deutsche Juristen-Zeitung. II. Jahrg. 4. S. 99.)

Bauer: Elbstrombaudirector Geh. Baurath Jakob **Loenartz** †. (Centralblatt der Bauverwaltung. 17. Jahrg. 4. S. 516.)

Niggli, A.: Karl **Löwe,** der Meister der Ballade. Ein Gedenkblatt zur 100. Wiederkehr seines Geburtstages, 30. XI. 1896. Zürich: Fäsi & Beer. 4. 31 S. m. 1 Bildn. [85. Neujahrsblatt d. allg. Musik-Ges. in Zürich auf d. J. 1897.]

Zitelmann, K.: Karl **Löwe** s. Schubert, Franz.

Beck, Fritz: Hartmann Samuel Hoffmann **von Löwenfeld** s. Hoffmann.

Lang, W.: Rudolf **Lohbauer.** (Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte. N. F. V. Jahrg. 8. S. 149—188.)

*Pagel: Emil **Lommer,** Generalarzt I. Kl. u. Korpsarzt des IV. Armeekorps. (S. 156.)

*Otto Ferdinand **Lorenz,** Königl. preuss. Oberbaudirektor u. vortr. Rath im Ministerium d. öffentl. Arbeiten. (S. 217.)

Lorm, Hieronymus: Persönliche Eindrücke. (Die Gegenwart. 52. Bd. 4. S. 390—393.)

Hertling, Georg Frhr v.: Zur Erinnerung an Karl August **Lossen.** Rede, gehalten zur Eröffnung der 17. Generalversammlung der Görres-Gesellschaft in Fulda am 2. October 1895. (G. Frhr. v. Hertling: Kleine Schriften zur Zeitgeschichte und Politik. Freiburg: B. Herder. 8. S. 550—561.)

Brandes, Wilhelm: Ein Professor und Journalist (Ferdinand **Lotheissen**). (Die Gegenwart. 51. Bd. 4. S. 75—76.)

Kirstein, A.: Hermann Rudolf **Lotze,** ein Repräsentant der modernen deutschen Philosophie. (Der Katholik. 77. Jahrg. II. 8. S. 289—308.)

Kronenberg, Moritz: Zum Gedächtnisse **Lotzes.** (Geboren am 21. Mai 1817.) (Sonntagsbeil. No. 21 z. Voss. Zeitung.)

*Brümmer, Franz: Franz **Ludorff.** (S. 248.)

Hertling, Georg Frhr v.: Gedächtnissrede auf König **Ludwig I.,** gehalten bei der Centenarfeier im Jahre 1888 im katholi-

schen Casino zu München. (G. Frhr. v. Hertling: Kleine Schriften zur Zeitgeschichte und Politik. Freiburg i. B.: Herder. 8. S. 492—520.)

Beyer, C.: **Ludwig II.**, König von Bayern. Ein Charakterbild nach Mitteilungen hochstehender und bekannter Persönlichkeiten und nach anderen authentischen Quellen. Des Königs Aufenthalt am Vierwaldstättersee und sein Verkehr mit Josef Kainz. Mit Portr. Ludwigs II. in Lichtdruck u. 29 weiteren Illustrationen. 3. Aufl. Leipzig: G. Fock. 8. 176 S., 1 Bildn.

Forster, J. M.: Prinz **Ludwig** von Bayern. Biographie und Reden Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Ludwig von Bayern. 2. verm. Aufl. München: E. Pohl. 8. 122 S., 1 Bl., 1 Bildn.

Knille, Otto: Zur Erinnerung an Heinrich **Ludwig.** (Die Gegenwart. 52. Bd. 4. S. 185—187.)

Prof. Dr. Karl **von Lützow** †. (Deutsche Bauzeitung. 31. Jahrg. 4. S. 216.)

Karl **v. Lützow**, Prof. d. Kunstgesch. zu Wien, †. (Centralblatt d. Bauverwaltung. 17. Jahrg. 4. S. 196.)

Schmid, M.: C. **von Lützow** †. (Das Magazin f. Litteratur. 66. Jahrg. 4. Sp. 548—549.)

Bailleu, Paul: Aus der Brautzeit der Königin **Luise.** (Hohenzollern-Jahrbuch. 1. Jahrg. 4. S. 187—195.)

Felseneck, Marie v., (Maria Mancke): Königin **Luise.** Ein Lebensbild, nach authent. Quellen bearb. Berlin: A. Weichert. 8. 160 S. m. Bildern.

Geyer, Otto: Königin **Luise.** Ein Lebensbild. Leipzig: P. Beyer. 8. 32 S.

Röchling, Carl, u. W. Friedrich: Die Königin **Luise** (v. Preussen) in 50 (farb.) Bildern. 12. bis 18. Taus. Berlin: P. Kittel Nachf. qu. 4.

Heidenstam, O. G.: Une soeur du Grand Frédéric. **Louise-Ulrique** Reine de Suède. Avec une introduction de M. René Millet, Ancien Ministre de France à Stockholm. Portr. en héliogr. Paris: E. Plon, Nourrit & C. 8. 3 Bl., VIII, 472 S., 1 Bildn.

Frisch, Franz: Dr. Josef **Lukas.** (Biographien österreich. Schulmänner. Hrsg. v. F. Frisch. Wien: A. Pichler's Wwe & Sohn. 8. S. 281—287.)

Dr. Martin **Luthers** Freundschaft mit Ulrich von Hutten. (Der Katholik. 77. Jahrg. II. 8. S. 325—335.)

Böhtlingk, Arth.: Doctor Martin **Luther** und Ignaz v. Loyola. Eine geschichtl. Parallele. Heidelberg: J. Hörning. 8. 48 S.

Ehrecke, G.: Dr. Martin **Luther** und seine Käthe. Ein Familienbild f. alle Volkskreise. Cöthen: Schriftenniederl. d. evangel. Vereinshauses. 8. 30 S.

Ehwald, R.: **Luther** s. Melanchthon.

Enders: War **Luther** am 24. Februar 1539 in Grimma? (Theolog. Studien u. Kritiken. 70. Jahrg. 8. S. 641—667.)

Everling: **Luther** und Bismarck, zwei deutsche Männer. Festrede, geh. am 8. Nov. 1896 beim Lutherfest des Evang. Bürger-Vereins im grossen Saale d. Stadthalle. (Pfarrer Lic. Everling: Vaterländisches u. Evangelisches aus Crefeld. Crefeld: Dr. v. Kramer & Baum. 8. S. 5—16.)

Fauth, Franz: Dr. Martin **Luthers** Leben, dem deutschen Volke erzählt. Mit 25 Original-Abb. v. Eduard Kaempffer. Leipzig: G. Freytag. 8. 4 Bl., 228 S.

Hausrath, Adolf: Alexander und **Luther** auf dem Reichstage zu Worms. E. Beitrag zur Reformationsgeschichte. Berlin: G. Grote. 8. 4 Bl., 392 S.

Kawerau, G.: **Luther** s. Melanchthon.

Köstlin, J.: Zur Frage über **Luthers** Grab. (Theolog. Studien u. Kritiken. 70. Jahrg. 8. S. 192—194.)

Kuhn, F.: Les récentes polémiques sur la mort de **Luther** (18. févr. 1546). (Soc. de l'hist. du protestantisme franç. Bulletin histor. et littér. 46. T. 8. S. 57—71.)

Kuhn, Felix: **Luther** s. Melanchthon.

Lenz, Max: Martin **Luther.** Festschrift der Stadt Berlin zum 10. November 1883. M. e. Titelbilde. 3. verb. Aufl. Berlin: R. Gaertner. 8. 2 Bl., 224 S., 1 Bildn.

Lorrenz, L. B.: La fin de **Luther** d'après les dernières recherches historiques. 3. éd., revue et considérablement augmentée. Paris: V. Retaux & f.; Bruxelles: Soc. belge de librairie. 8. VII, 210 S., 1 Bildn.

Ruete, H.: Martin **Luther** als Reformator des religiösen, geistigen, bürgerlichen und nationalen Lebens unseres Volkes. (Schulblatt f. d. Prov. Brandenburg. Jahrg. 61. 62. 8. 61 (1896): S. 61—78, 244—260; 62 (1897): S. 8—18, 134—150.)

Ruete, H.: **Luther** s. Melanchthon.

Schäfer, Ernst: **Luther** als Kirchenhistoriker. Ein Beitrag zur Geschichte der Wissenschaft. Gütersloh: C. Bertelsmann. 8. VIII, 515 S.

Schott, Th.: **Luther** und Melanchthon, ein deutsches evangelisches Freundespaar. Zum 16. Febr. 1897. (Daheim. 33. Jahrg. 4. S. 314—318, 331—334.)

Schubert, H. v.: Was **Luther** ins Kloster hinein- u. wieder hinausgeführt hat. Halle: M. Niemeyer i. Komm. 8. 27 S. [Schriften f. d. deutsche Volk. H. 30.]

Solle, R. W.: Reformation u. Revolution. Der deutsche Bauernkrieg u. **Luthers** Stellung in demselben. Halle: M. Niemeyer i.

Komm. 8. 82 S. [Schriften f. d. deutsche Volk. H. 31/32.]
Türk, G.: **Luthers** Romfahrt in ihrer Bedeutung für seine innere Entwicklung. Mich.-Progr. d. Fürsten- u. Landesschule St. Afra in Meissen. Meissen: gedr. b. C. E. Kinkicht & Sohn. 4. 39 S.
Ziegler, Theob.: **Luther** s. Melanchthon.
Luthmer, Konr.: Die Geschichte meiner Erblindung. 1. u. 2. Taus. Heidelberg: J. Hörning i. Komm. 8. II, 106 S.
Bliedner, A.: Karl **Magers** philosophische Entwicklung. (Zeitschr. f. Philosophie u. Pädagogik. IV. Jahrg. 8. S. 423—446.)
Nodnagel, Ernst Otto: Gustav **Mahler**. (Musikal. Wochenblatt. 28. Jahrg. 4. S. 526—527, 544—545, 562—563 m. Bildn.)
Rubinstein, Susanna: Ein Dichter-Philosoph (Philipp **Mainländer**, recte Batz). (Das Magazin f. Litteratur. 66. Jahrg. 4. Sp. 818—820.)
Meyer, Justizrat: Justizrat Hermann **Makower** †. (Deutsche Juristen-Zeitung. II. Jahrg. 4. S. 162.)
Theobert **Maler**. (Deutsche Rundschau f. Geographie u. Statistik. 19. Jahrg. 8. S. 85—88 m. Bildn.)
Hertling, Georg Frhr. v.: Hermann **von Mallinckrodt**. (1893.) (G. Frhr. v. Hertling: Kleine Schriften zur Zeitgeschichte und Politik. Freiburg i. B.: Herder. 8. S. 223—247.)
*Weech, F. v.: Jacob **Malsch**, Oberbürgermeister von Karlsruhe. (S. 396—398.)
Ahn, Friedrich: Johann **Mannel**, Laibachs erster Buchdrucker (1575—1580). (Archiv f. Geschichte d. Deutschen Buchhandels. XIX. 8. S. 45—53.)
Thonemann, C.: Gräfin Agnes **von Mansfeld**, die »schöne Mansfelderin«. (Mansfelder Blätter. Mittheilungen d. Ver. f. Gesch. u. Alterthümer d. Grafschaft Mansfeld zu Eisleben. 11. Jahrg. 8. S. 122—126.)
Doniel, Henri: M. Thiers, le Comte de St.-Vallier, le général **de Manteuffel**. La libération du territoire 1871—1873. Documents inédits. Paris: Colin & C. 8. XVI, 452 S.
Tagebuch des Grafen Gotthard **Manteuffel**, geführt während seiner Reise aus Livland nach Deutschland im Jahre 1783. Hrsg. v. G. Wrangell. (Beilage zur Baltischen Monatsschrift. Bd. 44. 8. S. 317—336.)
*Hermann **Manz**. (S. 137.)
Imhof, Franz: Ludwig **Manzel**. (Die Kunst-Halle. II. Jahrg. 4. S. 68.)
Jahne, Heinrich: Josef Dionys **Manzer**. (Biographien österreich. Schulmänner. Hrsg. v. Franz Frisch. Wien: A. Pichler's Wwe. & Sohn. 8. S. 106ff.)
Blum, J.: Zur Erinnerung an Dr. med. Johann Michael **Mappes**. (Bericht d. Senckenbergischen naturforsch. Ges. in Frankfurt a. Main. Frankfurt a. M.: Gebr. Knauer. 8. S. CXLV—CXLVIII m. 1 Bildn.)
Wastler, Josef: Erzherzogin **Maria** (v. Steiermark). (J. Wastler: Das Kunstleben am Hofe zu Graz unter den Herzogen von Steiermark, den Erzherzogen Karl und Ferdinand. Graz: Selbstv.; Univ.-Buchdr. »Styria«. 8. S. 91—111.)
Bright, J. Frank: **Maria Theresia**. London: Macmillan & C. 8. 224 S. [Foreign Statesmen.]
Nasemann: **Maria Theresia**. (Deutsch-evangel. Blätter. 22. Jahrg. 8. S. 391—404.)
Thambayn, Willy: Zur Lebens- und Familiengeschichte Fr. Wilh. **Marpurg**'s. (Monatshefte f. Musikgesch. 29. Jahrg. 8. S. 105—112.)
Heinrich **von Marquardsen** †. (Deutsche Juristen-Zeitung. II. Jahrg. 4. S. 488.)
Brausewetter, Ernst: Emil **Marriot** s. Mataja.
Wittmann, Max. Emil: **Marschner**. Leipzig: Ph. Reclam jun. 8. 119 S. [Musiker-Biographien. 20. Bd. Universal-Bibliothek. No. 3677.]
Brandt, L. O.: Karl **Marx**. (Blätter für literar. Unterhaltung. Jahrg. 1897, II. 4. S. 737—739.)
Lange, Ernst: Karl **Marx** als volkswirtschaftlicher Theoretiker. (Jahrbücher f. Nationalökonomie u. Statistik. Bd. 69. 3. Folge. Bd. 14. 8. S. 540—578.)
Walcker, Karl: Karl **Marx**. Gemeinverständliche, krit. Darlegung seines Lebens u. seiner Lehren. Leipzig: Rossberg. 8. XVII, 43 S.
Euler, C.: Hans Ferdinand **Massmann**. Zu seinem hundertsten Geburtstage. (Monatsschrift f. d. Turnwesen. 16. Jahrg. 8. S. 259—265.)
Euler, C., u. R. Hartstein: Hans Ferdinand **Massmann**. Sein Leben, seine Turn- u. Vaterlandslieder. Zur Erinnerung an d. 100. Geburtstag hrsg. M. 5 Abb. Charlottenburg: R. Heinrich. 8. IV, 176 S.
Hartstein, Rudolf: Hans Ferdinand **Massmann**. Zu seinem hundertjährigen Geburtstage. M. Abb. (Der Bär. 23. Jahrg. 4. S. 402—403.)
Brausewetter, Ernst: Eine katholische Romandichterin. Emilie **Mataja** (Emil Marriot). (Das Magazin f. Litteratur. 66. Jahrg. 4. Sp. 952—958.)
Oberbaurath **von Matheis** in München. (Deutsche Bauzeitung. 31. Jahrg. 4. S. 111.)
Schanzenbach, Otto: Königin **Mathilde** von Württemberg und die Ludwigsburger.

Ludwigsburg: J. Aigner. 8. 47 S. [Schanzenbach, O.: Alt-Ludwigsburg. [No. 2]].

*Schlenther, Paul: Chéri **Maurice**, Director des Thaliatheaters in Hamburg. (S. 297—302.)

Lippmann, Edm. v.: Robert **Mayer** und das Gesetz v. d. Erhaltung d. Kraft. Vortr. [Aus: Zs. f. Naturwissensch.] Leipzig: C. E. M. Pfeffer. 8. 36 S.

*Brümmer, Franz: Richard **von Meerheimb.** (S. 258—259.)

Baumann, Franz Ludwig: Der bayerische Geschichtsschreiber Karl **Meichelbeck** 1669—1734. Festrede, geh. in d. öffentl. Sitzung d. k. b. Akad. d. Wiss. zu München. München: K. B. Akademie. 4. 53 S.

Oberhofprediger D. **Meier.** (Allg. evangel.-lutherische Kirchenzeitung. 30. Jahrg. 4. Sp. 1014—1018.)

*Eitner, Rob.: Ludwig Siegfried **Meinardus.** (S. 116—117.)

Philipp **Melanchthon.** Zum 16. Februar 1897. (Der Protestant. 1. Jahrg. 4. Sp. 107—109.)

Philipp **Melanchthon.** 16. Februar 1497. (Beiträge v. Beyschlag, Harnack, Benrath, Häring, Drews, Herrmann, v. Schubert, Troeltsch, Schultz, Wendt, Gottschick, Lobstein, Kawerau, Brieger, Köstlin, Link, Ficker, Weizsäcker, Loofs, Kattenbusch, Sell, Ritschl.) (Die christl. Welt. 11. Jahrg. 4. Sp. 121—147.)

Zum vierhundertjährigen Geburtstag Philipp **Melanchthons.** (Der Bär. 23. Jahrg. 4. S. 75—79 m. Bildn.)

Le quatrième centenaire de la naissance de **Mélanchton.** (Société de l'histoire du protestantisme français. Bulletin histor. et littér. 46 T. 8. S. 113—117 m. Bildn. u. Facs.)

Bacher, G. W.: Philipp **Melanchthon,** der Lehrer Deutschlands. Karlsruhe: Evang. Schriftenverl. 8. 32 S. m. Abb.

Bernhardt: Philipp **Melanchthon** als Mathematiker und Physiker. Wittenberg: P. Wunschmann. 8. VI, 74 S.

Beyschlag, Willibald: Zum vierhundertjähr. Geburtstag **Melanchthons.** Festrede zu Halle. (Deutsch-evang. Blätter. 22. Jahrg. 8. S. 145—160.)

Beyschlag, Willib.: Philipp **Melanchthon** und sein Antheil an der deutschen Reformation. 1.—3. Aufl. Freiburg i. B.: P. Waetzel. 8. III, 82 S. m. 1 Bildn.

Bibl, Victor: **Melanchthon** und (Caspar von) Nidbruck. Aus d. Handschriften der k. k. Hofbibliothek in Wien. (Jahrbuch der Ges. f. d. Gesch. d. Protestantismus in Oesterreich. 18. Jahrg. 8. S. 34—47.)

Blachny, Frdr.: Philipp **Melanchthon,** der Lehrer Deutschlands. Sein Leben und Wirken. 1. u. 2. Aufl. Dessau. P. Baumann. 8. 48 S. m. Abb.

Blass, F.: **Melanchthon** als Humanist und Pädagoge. (Neue Kirchl. Zeitschr. 8. Jahrg. 8. S. 165—194.)

Bornemann, W.: **Melanchthon** als Schulmann. Rede. Magdeburg: Creutz. 8. 26 S.

Braun (Stuttgart): **Melanchthon.** Festrede. (»Halte was du hast«. XX. Jahrg. 8. S. 350—356.)

Brecher, Ad.: **Melanchthon** in Berlin. (Der Bär. 23. Jahrg. 4. S. 79—80 m. Bildn.)

Buchwald, Geo.: Philipp **Melanchthon.** Eine Schilderung seines Lebens u. Wirkens in Wort u. Bild. 7.—14. Taus. Leipzig: B. Richter. 8. 94 S.

Cohrs, Ferdinand: Philipp **Melanchthon,** Deutschlands Lehrer. Halle: Ver. f. Reformationsgesch. 8. VI S., 1 Bl., 76 S. [Schriften d. Ver. f. Reformationsgesch. No 55.]

Correvon, Ch.: Philippe **Mélanchthon.** A propos du 400e anniversaire de la naissance du réformateur. (Le Chrétien évangélique. IV. Année. 8. S. 93—102.)

Dorner, A.: Festrede zur 400jährigen Geburtstagsfeier **Melanchthons.** Königsberg: Hartungsche Verlagsdr. 8. 35 S.

Ehwald, R.: Philippus **Melanchthon** als Gelehrter, Lehrer, Schulmann u. Genosse Luthers. Rede. Gotha: F. A. Perthes. 8. 22 S.

Evers, Georg: Einige Kapitel aus dem Leben Philipp **Melanchthons.** Regensburg: Nationale Verlagsanst. 8. 86 S.

Fleischmann, Max: Zu **Melanchthons** 400. Geburtstag. (Die Gegenwart. 51. Bd. 4. S. 101—103.)

Formey, Alfr.: Philipp **Melanchthon.** Festrede. Wien; (Leipzig: Literar. Anst., A. Schulze.) 8. 26 S.

Gustav, G.: Melanchthon-Büchlein für die Jugend. Zum 400jähr. Geburtstage Philipp **Melanchthons.** Breslau: G. Sperber. 8. 48 S.

Gutmann, Karl A.: M. Philipp **Melanchthons** Leben u. Wirken. M. Ill. v. Geo. Krämer. Ansbach: C. Brügel & Sohn. 8. IV, 96 S.

Hakenberg, A.: Philipp **Melanchthon.** Festrede. Duisburg: J. Ewich. 8. 20 S. m. Bildn.

Haering, Theodor: Rede zum vierhundertjährigen Geburtstag Philipp **Melanchthons,** in d. Aula d. Tübinger Universität. (Zeitschr. f. Theologie u. Kirche. VII. Jahrg. 8. S. 385—397.)

Harnack, A.: Philipp **Melanchthon.** Rede, geh. in d. Aula d. Königl. Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin. Berlin: J. Becker. 4. 22 S.

Harnack, Adolphe: Philippe **Mélanchthon.** (Discours prononcé, le 16 février 1897, à l'Université de Berlin, traduit de l'allemand p. René Puaux.) (Revue chrétienne. 3. Série. 6. T. 8. S. 161—177.)

Hausrath, Adolf: Philipp **Melanchthon.** (Protestant. Monatshefte. I. Jahrg. 8. S. 41—52.)

Kawerau, G.: **Melanchthon** neben Luther. Festrede, geh. in d. Aula d. Breslauer Universität. (Theolog. Studien u. Kritiken. 70 Jahrg. 8. S. 668—686.)

Keferstein, Horst: Zur Erinnerung an Philipp **Melanchthon** als Praeceptor Germaniae. Langensalza: H. Beyer & Söhne. 8. IV, 51 S. [Pädagogisches Magazin. H. 91.

Kirn, Otto: **Melanchthons** Verdienst um die Reformation. Rede, geh. in d. Paulinerkirche zu Leipzig. Leipzig: Dörffling & Franke. 8. 31 S.

Klopp, Onno: Philipp **Melanchthon** 1497—1560. Erweit. Abdruck des gleichnamigen Aufsatzes in d. Wissenschaftl. Beil. d. Germania. Berlin: Verlag der Germania. 8. 53 S.

Köstlin (Giessen): Zum Gedächtniss **Melanchthons.** Festrede bei d. Universitätsfeier. (»Halte was du hast«. XX. Jahrg. 8. S. 293—303.)

Küssner, Paul: Philipp **Melanchthon.** Ein kurzes Lebensbild. Liegnitz: Christl. Schriften-Niederl. 8. 46 S.

Kuhn, Félix: Philippe **Mélanchthon,** collaborateur de Luther. (Société de l'histoire du protestantisme français. Bulletin historique et littéraire. 46. T. 8. S. 118—136.)

Lang, A.: **Melanchthon** und Calvin. I—IV. (Reformirte Kirchen-Zeitung. 20. Jahrg. 4. S. 58—60, 67—68, 75—78, 81—85, 89—91, 97—99.)

Ledderhose, Karl Friedr.: Philipp **Melanchthon.** Barmen: Wupperthaler Traktat-Ges. 8. 102 S., 5 Taf. [Barmer Bücherschatz. Bd. 1.]

Lehmann, Rudolf: **Melanchthon.** Geboren den 16. Februar 1497. (Sonntagsbeil. No. 7 z. Voss. Zeitung.)

Lenz, Max: Philipp **Melanchthon.** (Als Vortrag im Evangel. Bunde zu Berlin geh.) (Preussische Jahrbücher. 87. Bd. 8. S. 490—502.)

Lezius, Fr.: Zur Charakteristik **Melanchthons.** (Neue Kirchl. Zeitschr. 8. Jahrg. 8. S. 101—125.)

Lipsius, Richard Adelbert: Philipp **Melanchthon.** Jenaer Rosenvorlesung. 1891. (R. A. Lipsius: Glauben und Wissen. Ausgew. Vorträge u. Aufsätze. Berlin: C. A. Schwetschke & Sohn. 8. S. 248—274.)

Loesche, Georg: Zu **Melanchthon**'s vierter Säcularfeier. Melanchthon's Beziehungen zu Oesterreich-Ungarn. Akademische Festrede. (Jahrbuch d. Ges. f. d. Gesch. d. Protestantismus in Oesterreich. 18. Jahrg. 8. S. 1—33.)

Loofs, Friedrich: **Melanchthon** als Humanist und Reformator. Festrede, geh. in d. Aula der Universität Halle-Wittenberg. (Theolog. Studien u. Kritiken. 70. Jahrg. 8. S. 641—667.)

Moser, P.: Philipp **Melanchthon.** (Monatsblätter f. deutsche Litteraturgesch. I. Jahrg. 8. S. 200—210.)

Neubert, Karl Heinr.: Philippus **Melanchthons** Beziehungen zu Dresden. Dresden: J. Naumann. 8. 45 S.

Osten, H. H. v.: Philipp **Melanchthon.** Uebersichtl. Darstellung seines Lebens u. Wirkens. Uetersen: N. W. J. Koopmann's Seminar-Buchh. 8. 18 S.

Pasig, Johs: Philipp **Melanchthon,** der Lehrer Deutschlands. Ein Lebensbild. Leipzig: A. Deichert Nachf. 8. 40 S. m. Abb.

Paulus, N.: **Melanchthon** und die Gewissensfreiheit. I—III. (Der Katholik. 77. Jahrg. II. 8. S. 460—469, 534—550.)

Poulsen, A. S.: Philip **Melanchthon** i aaret 1521. Et leilighedsskrift i firehundredaaret for hans foedsel. Kjoebenhavn: F. Hegel & soen. 8. 35 S.

Reinhard, Johannes: Philipp **Melanchthon.** (Blätter f. literar. Unterhaltung. Jahrg. 1897, I. 4. S. 113—115.)

Rinn, Heinr.: **Melanchthons** Beziehungen zu Hamburg. Hamburg: L. Gräfe & Sillem. 8. 25 S.

Rogge, Bernh.: Melanchthon-Büchlein. Zur 400 jähr. Gedächtnissfeier des Geburtstages Philipp **Melanchthons.** Hannover: C. Meyer. 8. 40 S. m. Abb.

Ruete, H.: Philipp **Melanchthon,** der Kampfgenosse und Mitarbeiter Luthers. (Schulblatt f. d. Prov. Brandenburg. 62. Jahrg. 8. S. 275—302.)

Scherer, Heinrich: **Melanchthons** Leben und seine Bedeutung für die Schule. Bielefeld: A. Helmich. 8. 11 S. [Pädagog. Abhandlungen. H. 33.]

Seeberg, R.: **Melanchthons** Stellung in der Geschichte des Dogmas und der Dogmatik. (Neue Kirchl. Zeitschr. 8. Jahrg. 8. S. 126—164.)

Seeberg, Rhold.: Die Stellung **Melanchthons** in der Geschichte der Kirche und der Wissenschaft. Festrede an der k. b. Univers. Erlangen. 2. durchges. Ausg. Erlangen: F. Junge. 8. 42 S.

Sell, Karl: Philipp **Melanchthon,** der Lehrmeister des protestantischen Deutschland. Rede in der Aula d. Universität zu Bonn.

Freiburg i. B. u. Leipzig: J. C. B. Mohr. 8. 31 S.

Sell, Karl: Philipp **Melanchthon** und die deutsche Reformation bis 1531. Halle: Ver. f. Reformationsgesch. 8. IV, 126 S., 1 Bl. [Schriften d. Ver. f. Reformationsgesch. No 56.]

Simon: Philipp **Melanchthon.** (Reformirte Kirchen-Zeitung. 20. Jahrg. 4. S. 50—53.)

Simons, [Eduard]: **Melanchthon** in Bonn. Vortrag. Bonn: Röhrscheid & Ebbecke. 8. 28 S.

Sintenis, F.: Philippus **Melanchthon,** Praeceptor Germaniae. (Baltische Monatsschr. 39. Jahrg. Bd. 44. 8. S. 179—199.)

Spanuth-Pöhlde: Philipp **Melanchthon** und seine Wirksamkeit in der Reformation. Stuttgart: Ch. Belser. 8. 52 S. [Zeitfragen d. christl. Volkslebens. Bd. 22. H. 1.]

Stählin, Adf v.: Philipp **Melanchthon.** Festrede. Augsburg: J. A. Schlosser. 8. 29 S.

Thoma, Albr.: Philipp **Melanchthons** Leben. 1. u. 2. Aufl. Karlsruhe: J. J. Reiff. 8. III, 155 S. m. Bild. — Dass. Kleine Ausg. Ebda. 8. III, 84 S. m. Bild.

Thoma, A.: Praeceptor Germaniae (Philipp **Melanchthon**). (Pädagog. Blätter f. Lehrerbildung u. Lehrerbildungsanstalten. 26. Bd. 8. S. 399—415.)

Tschackert, Paul: **Melanchthons** Bildungsideale. Rede im Namen d. Georg-Augusts-Universität. Göttingen: (Vandenhoeck & Ruprecht.) 8. 21 S.

Vogt, O.: **Melanchthon**'s Stellung als Reformator. I—IV. (Zeitschr. f. wissenschaftl. Theologie. 40. Jahrg.; N. F. 5. Jahrg. 8. S. 87—131; 161—210.)

Walther: Zum Gedächtniss Philipp **Melanchthon**'s. I—V. (Allg. Evangel.-Lutherische Kirchenzeitung. 30. Jahrg. 4. Sp. 121—124, 145—148, 174—176, 193—196, 218—220.)

Walther, Wilh.: **Melanchthon** als Retter des wissenschaftlichen Sinnes. Vortrag. [Aus: Allg. evang.-luth. Kirchenzeitung.] Leipzig: Dörffling & Franke. 8. 24 S.

Wehrmann, M.: Philipp **Melanchthons** Beziehungen zu Pommern. (Monatsblätter. Hrsg. v. d. Ges. f. Pommersche Gesch. u. Alterthumskunde. 11. Jahrg. 8. S. 17—23.)

Weimann, Eugen: Philipp **Melanchthons** Leben, m. e. Vorwort v. Presting. Elberfeld: S. Lucas. 8. 155 S., 1 Bildn.

Weiss, N.: Pourquoi **Mélanchthon** ne vint pas à Paris en 1535, d'après un texte contemporain inédit. (Société de l'histoire du protestantisme français. Bulletin historique et littéraire. 46. T. 8. S. 311—313.)

Wolter, A.: **Melanchthon**-Büchlein. 4. Tausend. Barmen: D. B. Wiemann. 8. 64 S.

Zahn, Adolf: Philipp **Melanchthon** und das Gesetz Moses. Auch ein Wort zum 16. Februar 1897. Gütersloh: C. Bertelsmann. 8. 16 S.

Ziegler, Theob.: Philipp **Melanchthon,** der humanistische Genosse Luthers. Vortrag, geh. in d. Nikolaikirche zu Strassburg. Strassburg: C. F. Schmidt. 8. 24 S.

Ziethe, W.: Philipp **Melanchthon,** der Lehrer Deutschlands. 1.—6. Aufl. Berlin: Hauptverl. f. christl. Erbauungsschriften. 8. 51 S. m. Bildn.

Zitzlaff: **Melanchthons** Persönlichkeit und häusliches Leben. (Allg. Konservat. Monatsschrift f. d. christl. Deutschland. 54. Jahrg. I. 8. S. 123—138.)

*Granier, Hermann: Albert **von Memerty,** Königl. Preuss. Generallieutenant. (S. 420.)

Klatte, Wilhelm: Zur 50. Wiederkehr des Todestages Felix **Mendelssohn**-Bartholdi's. (Allg. Musik-Zeitung. 24. Jahrg. 4. S. 653—654.)

Loewengard, Max: Felix **Mendelssohn**-Bartholdy. (Das Magazin f. Litteratur. 66. Jahrg. 4. Sp. 1365—1367.)

Winterfeld, A. v.: Felix **Mendelssohns** erster Ausflug nach Paris. Ein Blatt der Erinnerung zur fünfzigsten Wiederkehr seines Todestages, zum 4. November 1897. (Der Bär. 23. Jahrg. 4. S. 521—523.)

*Brümmer, Franz: Rudolf **Menger.** (S. 257—258.)

Gottfried **Menken.** I. II. [Bilder aus der Erweckungsgeschichte des religiös-kirchlichen Lebens in Deutschland in diesem Jahrhundert. 3.] (Allg. Evangel.- Lutherische Kirchenzeitung. 30. Jahrg. 4. Sp. 700—706, 725—730.)

Bendixen, Rudolf: Gottfried **Menken.** (R. Bendixen: Bilder aus der letzten religiösen Erweckung in Deutschland. Leipzig: Dörffling & Franke. 8. S. 282—317.)

Tambor, M.: Elisabeth **Mensing.** In ihrem Leben und Wirken dargestellt. Berlin: Germania. 8. 47 S.

Knackfuss, H.: **Menzel.** Mit 141 Abb. v. Gemälden, Holzschnitten u. Zeichnungen. 3. Aufl. Bielefeld: Velhagen & Klasing. 8. 132 S. [Künstler-Monographien. VII.]

Hansen, Jos.: Arnold **Mercator** und die wiederentdeckten Kölner Stadtpläne von 1571 u. 1642. (M. 2 Stadtpl.) [Aus: Mitteilungen aus dem Stadtarchiv v. Köln.] Köln: M. Du Mont-Schauberg i. Komm. 8. 20 S.

Klinkhardt, Fr.: Gerhard Kremer gen. **Mercator** s. Kremer.

Düntzer, Heinrich: (Joh. Heinr.) **Merck**'s Anfänge bis zur Rückkehr nach Darmstadt und zur ersten Anstellung. (Zeitschr. f. deutsche Philologie. Bd. 30. 8. S. 117—122.)

*Friedmann, Otto: Adolf **Merkel**, Criminalist u. Rechtsphilosoph. (S. 430—432.)

Merkel, Georg J.: Erinnerungen an meine fünfundzwanzigjährige Thätigkeit als Bürgermeister von Göttingen. Göttingen: L. Horstmann. 8. 2 Bl., 104 S.

Franz **Mertens** †. (Deutsche Bauzeitung. 31. Jahrg. 4. S. 288.)

Architekt Franz **Mertens** †. (Centralblatt d. Bauverwaltung. 17. Jahrg. 4. S. 260.)

*Granier, Hermann: Friedrich **von Mertens**, Königl. Preuss. Generallieutenant. (S. 420—422.)

Merz, Johann: Erlebnisse eines Soldaten des 3. bad. Infant.-Regiments »Markgraf Ludwig Wilhelm« No. 111 im Feldzuge 1870/71. Karlsruhe: J. J. Reiff. 8. 4 Bl., 155 S. [Badener im Feldzuge 1870/71. Bd. 13.]

Messner, P.: Leben Josef **Messners**. (J. Messner: Ausgew. Werke. Hrsg. u. eingel. v. P. Messner. M. Portr. Prag: F. Tempsky & G. Freytag. 8. S. IX—XV. [Bibliothek deutscher Schriftsteller in Böhmen. Bd. 7.])

(Carl Frhr) Kübeck (v. Kübau) u. **Metternich** s. Kübeck.

Lanna, Adalbert v.: **Metternich** und seine Politik bis zum Sturze Napoleons. Triest: F. H. Schimpff. 8. 2 Bl., 43 S.

Bürgermeister Frz. Anselm v. **Meyenburg**-Rausch: Lebenserinnerungen (1785—1859). II. Hälfte. Schaffhausen: C. Schoch in Komm. 4. II, 34 S. m. 2 Lichtdr.-Bildn. [Neujahrsblatt d. hist.-antiquar. Ver. u. des Kunstver. in Schaffhausen f. 1897.]

*Pagel: Julius **Meyer**, Arzt u. Geheimer Sanitätsrath. (S. 156—157.)

Knodt, Karl Ernst: Konrad Ferdinand **Meyer** als Liederdichter. (Monatsblätter f. deutsche Litteraturgesch. I. Jahrg. 8. S. 503—518.)

Mauerhof, Emil: Konrad Ferdinand **Meyer** oder Die Kunstform des Romans. 2. Aufl. Zürich u. Leipzig: K. Henckell & C. 8. 59 S.

Trog, Hans: Conrad Ferdinand **Meyer**. 6 Vorträge. Basel: R. Reich. 8. VII, 147 S.

Maehly, J.: Dumas der Aeltere und **Meyerbeer**. (Das Magazin f. Litteratur. 66. Jahrg. 4. Sp. 847—850.)

Wendt, F. M.: Dr. Josef **Mich**. (Biographien österreich. Schulmänner. Hrsg. v. Franz Frisch. Wien: A. Pichler's Wwe & Sohn. 8. S. 277—280.)

Michaëlis, Carl Thd.: Gustav **Michaëlis**. (Mit Briefen von Varnhagen v. Ense, Alexander v. Humboldt, Jakob Grimm, Karl Müllenhoff etc.) Progr. Berlin: R. Gaertner. 4. 29 S.

His, [Wilh.]: F(ritz) **Miescher**. (Die histochemischen und physiologischen Arbeiten v. Friedrich Miescher. Ges. u. hrsg. v. seinen Freunden. Bd. 1. Leipzig: F. C. W. Vogel. 8. S. 5—32.)

Jahne, Heinrich: Vincenz Eduard **Milde**. (Biographien österreich. Schulmänner. Hrsg. v. Franz Frisch. Wien: A. Pichler's Wwe & Sohn. 8. S. 60—78.)

Morold, Max: Stephan **Milow**. Eine literar. Skizze. Mit d. Bildn. des Dichters. Leipzig: G. H. Meyer. 8. 2 Bl., 108 S. 1 Bildn.

Miquel und Bennigsen. (Die Grenzboten. 56. Jahrg. III. 8. S. 337—346.)

Sellers, Edith: Dr. **von Miquel**, 'The Kaiser's own man'. (The nineteenth century. Vol. 42. 8. S. 472—485.)

Friedrich **Mitterwurzer**. (Der Kunstwart. 10. Jahrg. 4. S. 167.)

David, J. J.: Friedrich **Mitterwurzer**. (Das Magazin f. Litteratur. 66. Jahrg. 4. Sp. 218—222.)

Dr. Franz Ritter **von Močnik**. (Biographien österreich. Schulmänner. Hrsg. v. Franz Frisch. Wien: A. Pichler's Wwe & Sohn. 8. S. 128—132.)

Schumacher, K.: Schulrat Johann **Modemann**. †. (Der Schulfreund. 53. Jahrg. 8. S. 249—260.)

Schmid, Alois v.: Der geistige Entwicklungsgang Johann Adam **Möhlers**. (Görres-Gesellschaft. Hist. Jahrbuch. 18. Bd. 8. S. 322—356, 572—599.)

Ferdinand **Möhring**. Sein Leben und sein Schaffen. Das Denkmal. Seine Werke. (Festschr. z. Enthüllung d. Denkmals f. Ferdinand Möhring zu Alt-Ruppin. Neu-Ruppin: K. Michaelis. 8.)

Bormann, Walter: Albert **Moeser**. Ueberschau seines Lebens u. Dichtens. (Nord u. Süd. 80. Bd. 8. S. 39—57 m. Bildn.)

Donalies, Hans: **Moltke** als Dichter. (Sonntagsbeil. No 30 z. Voss. Zeitung.) (Dazu die Bemerkung v. Friedländer in No 32.)

Köppen, Fedor v.: Helmuth **von Moltke**. Ein Lebensbild. 2. verm. Aufl. Glogau: C. Flemming. 8. VIII, 260 S., 1 Bildn.

Jonas, Fritz: Zum achtzigsten Geburtstage Theodor **Mommsen's**. (Deutsche Rundschau. 93. Bd. 8. S. 399—416.)

Hirsch, Fritz: Hans **Morinck**. (Repertorium f. Kunstwiss. 20. Bd. 8. S. 257—292.)

Kade, O.: Die Organistenfamilie **Mors** im XVI. Jahrh. nach urkundl. Aktenstücken der Geh. Staatsarchive zu Dresden u. Schwerin. (Monatshefte f. Musik-Gesch. 29. Jahrg. 8. S. 43—45.)

Ritter, Herm.: **Mozart** s. **Haydn**.

Wolzogen, Hans v.: Wolfgang Amadeus **Mozart**. (H. v. Wolzogen: Grossmeister deutscher Musik. Bd. 1. Hannover: Dunkmann. 4. S. 29—54 m. Bildn.)

Sterne, Carus: Erinnerungen an Fritz

Müller. (Sonntagsbeil. No 22 z. Voss. Zeitung.)

Hans **Müller.** (Chronik d. Königl. Akad. d. Künste zu Berlin. 1896/97. 8. S. 87—88.)

Haug, Eduard: Aus dem Lavater'schen Kreise. II. Joh. Georg **Müller** als Student in Göttingen und als Vermittler zwischen den Zürichern und Herder. Beil. z. Jahresber. d. Gymn. Schaffhausen 1896/97. Schaffhausen: Buchdr. v. P. Schoch. 8. 2 Bl., 122 S.

Wernicke, Konrad: Karl Otfried **Müller.** Ein Gedenkblatt. (Die Grenzboten. 56. Jahrg. III. 8. S. 369—379.)

*Pagel: Max **Müller**, Sanitätsrath u. hervorrag. Chirurg. (S. 157.)

Foerster, Richard: Otfried **Müller.** Rede. Breslau: M. & H. Marcus. 8. 29 S.

*Schlenther, Paul: Theodor **Müller**, Schauspieler. (S. 296—297.)

Pommeranus: Eine Beamtenlaufbahn des vorigen Jahrhunderts (d. i. Johann **Mützell**, Sekretärs, zeitweiligen Lieutenants u. späteren Salzdirektors). (Preuss. Jahrbücher 87. Bd. 8. S. 515—528.)

*Holland, H.: Joseph **Munsch**, Historien- u. Genremaler. (S. 54—55.)

Wustmann, Rudolf: Zu Thomas **Murner** (Blätter für literar. Unterhaltung. Jahrg. 1897, I. 4. S. 361—363.)

Pickel, A.: **Muthesius** und die Stellung des Rechenunterrichts im Lehrplan der Volksschule. (Zeitschr. f. Philosophie u. Pädagogik. IV. Jahrg. 8. S. 38—52, 94—114.)

(Mutzenbecher, August:) Zur Erinnerung an den Generalsuperintendenten Esdras Heinrich **Mutzenbecher** in Oldenburg. Oldenburg, Schulze. 8. 2 Bl., 84 S.

Lamprecht, Karl: Bernhard Christoph Ludwig **Natorp.** (K. Lamprecht: Bilder von der roten Erde. Hamm, Westf.: C. Dietrich. 8. S. 87—96.)

*Poten, B.: Ernst Hans Karl Gneomar **von Natzmer.** (S. 103—104.)

*Guglia, E.: Albert **Naudé.** (S. 42—44.)

Schmoller, Gustav: Zum Andenken an Albert **Naudé.** (Forschungen z. Brandenburg. u. Preuss. Gesch. 9. Bd. 8. S. V—XVIII.)

Rust, Agnes: Ein Münchener Portraitmaler (Paul **Nauen**). (Die Kunst-Halle. II. Jahrg. 4. S. 146—147.)

Bendixen, Rudolf: August **Neander.** (R. Bendixen: Bilder aus d. letzten religiösen Erweckung in Deutschland. Leipzig: Dörffling & Franke. 8. S. 236—253.)

† Wasserbau-Direktor **Nehls.** (Deutsche Bauzeitung. 31. Jahrg. 4. S. 459—460.)

Wasserbaudirektor Johann Christian **Nehls** †. (Centralblatt d. Bauverwaltung. 17. Jahrg. 4. S. 411 m. Bildn.)

Buchheister: Wasserbaudirektor Joh. Chr. **Nehls.** (Deutsche Bauzeitung. 31. Jahrg. 4. S. 606—607, 610—611.)

Frisch, Franz: Dr. Eugen **Netoliczka.** (Biographien österreich. Schulmänner. Hrsg. v. F. Frisch. Wien: A. Pichler's Wwe & Sohn. 8. S. 172—178.)

Nettelbecks Tochter s. Heidler.

Reichl, Anton: Goethes Faust und Agrippa **von Nettesheim.** (Euphorion. 4. Bd. 8. S. 287—301.)

Schlenther, Paul: Die **Neuberin.** Geboren 9. März 1697. (Sonntagsbeil. No 10 z. Voss. Zeitung.)

C. L. **Neubourg,** geb. d. 22. Dez. 1808, gest. d. 31. Januar 1895, Bürgermeister der Stadt Stade 1839—1891. (W. H. Jobelmann u. W. Wittpenning: Geschichte d. Stadt Stade. Neubearb. v. M. Bahrfeldt. Stade: Dr. v. A. Pockwitz. 8. S. IX—XI.)

Will, C.: Georg **Neuffer.** (Nekrolog.) (Verhandlungen d. histor. Ver. d. Oberpfalz u. Regensburg. 49. Bd. 8. S. 281 f.)

Will, C.: Wilhelm **v. Neuffer.** (Nekrolog.) (Verhandlungen d. histor. Ver. d. Oberpfalz u. Regensburg. 49. Bd. 8. S. 283 f.)

Dorn, Wilhelm: Benjamin **Neukirch,** sein Leben und seine Werke. Ein Beitrag z. Gesch. d. zweiten schles. Schule. Weimar: E. Felber. 8. X, 140 S. [Litterarhist. Forschungen. Heft IV.]

*Braunmühl, A. v: Franz Ernst **Neumann,** Wirklicher Geheimer Rat, Exc. (S. 205—207.)

Bibl, Victor: (Caspar **von) Nidbruck** s. Melanchthon.

Sommert, Hans: Robert **Niedergesäss.** (Biographien österreich. Schulmänner. Hrsg. v. Franz Frisch. Wien: A. Pichler's Wwe & Sohn. 8. S. 261—271.)

Förster-Nietzsche, Elisab.: Das Leben Friedrich **Nietzsche's.** Bd. 2. Abth. 1. Leipzig: C. G. Naumann. 8. IX, 341 S. m. 1 Bildn. (Bd. 1 ersch. 1895.)

Fuchs, Georg Friedrich: Friedrich **Nietzsche.** Sein Leben u. seine Lehre m. bes. Berücksichtigung seiner Stellung z. Christentum. Stuttgart: Chr. Belser. 8. 41 S. [Zeitfragen d. christl. Volkslebens. Bd. XXII. H. 8.]

König, Karl: **Nietzsche.** I. II. (Der Protestant. 1. Jahrg. 4. Sp. 907—909, 931—933.)

Paulsen, Friedrich: Zum **Nietzsche**-Kultus. (Sonntagsbeil. No 11 z. Voss. Zeitung.)

Riehl, Alois: Friedrich **Nietzsche** der Künstler und der Denker. Ein Essay. Stuttgart: Fr. Frommanns Verlag. 8. 192 S., 1 Portr. [Frommanns Klassiker d. Philosophie. VI.]

Rode, Alb.: **Nietzsche** s. Hauptmann.
Saenger, S.: Friedrich **Nietzsche** und die Kathederphilosophie I. II. (Sonntagsbeil. No 24. 25 z. Voss. Zeitung.)
Schellwien, Rob.: **Nietzsche** u. seine Weltanschauung. E. krit. Studie. Leipzig: A. Janssen. 8. 45 S.
Seth, Andrew: Friedrich **Nietzsche.** His Life and Works. (Blackwood's Magazine. Vol. 162. 8. S. 476—493.)
Wilhelmi, J. H.: Th. Carlyle und F. **Nietzsche.** Wie sie Gott suchten, und was für einen Gott sie fanden. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. 8. 2 Bl., 88 S.
Heinrich **Noé.** (Nekrolog.) (Deutsche Rundschau f. Geographie u. Statistik. 19. Jahrg. 8. S. 185—187 m. Bildn.)
*Brümmer, Franz: Heinrich August **Noë**, Reiseschriftsteller. (S. 447—448.)
Bei der Schwertprobe. Erinnerungen aus dem letzten deutsch-dänischen Kriege. Von Wilhelm **Nöldechen.** Altenburg: Stephan Geibel. 8. VII, 187 S.
Oberforstrath Dr. Hermann **v. Nördlinger** †. (Centralblatt f. d. gesammte Forstwesen. 23. Jahrg. 8. S. 137—145 m. Bildn.)
Graner: Zum Andenken an Oberforstrat Dr. Hermann **v. Nördlinger.** (Forstwiss. Centralbl. N. F. Jahrg. 19. 8. S. 291—297.)
Bernhard **v.** Holleben gen. **v. Normann** s. v. Holleben.
Menčik, Ferd.: Caspar **Nydbruck**'s Verhältniss zu den Calixtinern in Böhmen. (Jahrbuch d. Ges. f. d. Gesch. d. Protestantismus in Oesterreich. 18. Jahrg. 8. S. 48—55.)
Rust, Agnes: Hermann **Obrist.** (Die Kunst-Halle. II. Jahrg. 4. S. 211—212.)
*Alexander Freiherr **von Oer**, Geheimer Hofrath, Professor. (S. 366—367.)
*Krauss, Rudolf: Ludwig **Ofterdinger.** (S. 99—100.)
*Pagel: Adolf **Oldendorff.** Arzt u. Sanitätsrath. (S. 158.)
Knodt, Emil: Gerdt **Omeken.** Eine reformationsgesch. Skizze. Gütersloh: C. Bertelsmann 8. VII, 236 S. [E. Knodt: Christl. Lebenszeugen aus u. in Westfalen. Bd. 1.]
Jäckel, Rudolf: Martin **Opitz** von Boberfeld. Ein Gedenkblatt z. Dreihundertsten Wiederkehr s. Geburtstages. Bunzlau: G. Kreuschmer. 8. 48 S., 1 Bildn.
Opitz, Richard: Martin **Opitz.** (Zum 23. December 1897.) (Blätter für literar. Unterhaltung. Jahrg. 1897, II. 4. S. 801—803.)
Karpeles, Gustav: Der Maler Moritz **Oppenheim** s. Goethe.
*Brümmer, Franz: Andreas **Oppermann.** (S. 263.)
*Zimmermann, P.: Bernhard **Ornstein,** Generalarzt der griechischen Armee. (S. 404—405.)
In memoriam. Dr. Karl Ritter **von Otto** †. (Jahrbuch d. Ges. f. d. Gesch. d. Protestantismus in Oesterreich. 18. Jahrg. 8. S. 111.)
Stiassny, Robert: Ein mittelalterlicher Alpenkünstler (Michael **Pacher**). (Deutsche Rundschau. 92. Bd. 8. S. 415—437.)
Bienemann, Friedrich: Georg Friedrich **Parrots** Jugendleben (1767—1801). (Sep.-Abdr. aus d. 'St. Petersburger Zeitung'.) St. Petersburg: Buchdr. d. 'St. Petersb. Ztg.' 8. 110 S.
Levinstein, Gustav: Professor **Paulsen** und die Judenfrage. Berlin: M. Poppelauer. 8. 24 S.
Friedländer, Max J.: Georg **Pentz**, Jörg Bentz, der Meister »J. B«. (Repertorium f. Kunstwiss. 20. Bd. 8. S. 130—132.)
Pauli, Gustav: Der Meister J. B. und Georg **Pencz.** (Repertorium f. Kunstwiss. 20. Bd. 8. S. 298—300.)
Bendixen, Rudolf: Friedrich **Perthes.** (R. Bendixen: Bilder aus d. letzten religiösen Erweckung in Deutschland. Leipzig: Dörffling & Franke. 8. S. 1—20.)
Berdrow, Otto: Friedrich **Perthes**, e. deutscher Buchhändler. Gotha: F. A. Perthes 8. V, 153 S. m. 2 Bildn.
Willms-Wildermuth, Agnes: Friedrich **Perthes**, e. deutscher Buchhändler u. Patriot. Stuttgart: J. F. Steinkopf. 8. 164 S. m. Titelbild.
Blochmann, Karl Justus: Heinrich **Pestalozzi.** Züge aus dem Bilde seines Lebens u. Wirkens nach Selbstzeugnissen, Anschauungen u. Mitteilungen. (Neue Ausg.) Langensalza: F. G. L. Gressler. 8. X, 169 S. [Pädagog. Quellenschriften. Bd. 1.]
Hechtenberg, Albert: Zum Gedächtniss **Pestalozzis.** Ein Vortrag. (Hrsg. v. W. Heinze.) (Gütersloh: C. Bertelsmann. 8. 28 S.)
Heussler, A.: **Pestalozzis** Leistungen im Erziehungsfach. (Neue Ausg.) Langensalza: F. G. L. Gressler. 8. 3 Bl., 90 S. [Pädagog. Quellenschriften. Bd. 4.]
Ramsauer, Johs: **Pestalozzi** und seine Anstalten. Neue Ausg. Langensalza: Schulbuchhandl. 8. VII, 87 S. [Pädagog. Quellenschriften. Bd. 3.]
E. v. Sallwürk: **Pestalozzi.** M. e. Bildn. Leipzig: R. Voigtländer. 8. 105 S., 1 Bildn. [Grosse Erzieher. Bd. 1.]
Kirchenrath Karl **Peter.** (Allg. evangel.-luth. Kirchenzeitung. 30. Jahrg. 4. Sp. 904.)
Das Disziplinarverfahren gegen Dr. Carl **Peters.** Zwei Aufsätze aus d. »Deutschen Wochenblatt«. Berlin: H. Walther. 8. 24 S.

Sellers, Edith: Dr. Carl **Peters.** The leader of the recent anti-english agitation in Germany. (The fortnightly review. Vol. 61. N. S. 8. S. 125—138.)

Brennert, Hans: Rothe Erde. (Zum Gedächtniss an Julius **Petri.**) (Das Magazin f. Litteratur. 66. Jahrg. 4. Sp. 550—553.)

Osborn, Max: Julius **Petri.** (Sonntagsbeil. No 19 z. Voss. Zeitung.)

Ludwig Adolf **Petri.** I. II. [Bilder aus der Erweckungsgeschichte des religiös-kirchlichen Lebens in Deutschland in diesem Jahrhundert. 7.] (Allg. evangel.-luth. Kirchenzeitung. 30. Jahrg. 4. Sp. 1211—1219, 1237—1245.)

Karl **Pfannschmidt.** (Die Grenzboten. 56. Jahrg. IV. 8. S. 636—639.)

Weizsäcker, Heinrich: (C. G.) **Pfannschmidt.** (Die christl. Welt. 11. Jahrg. 4. Sp. 12—15.)

Schöll, Th.: **Pfeffel** und (Jakob) Sarasin. Mitteilungen. (Jahrbuch f. Gesch., Sprache u. Litt. Elsass-Lothringens. 13. Jahrg. 8. S. 133—150.)

Zimmermann: Engelbert **Pfeiffer.** Gest. 18. Oct. 1896. (Die Kunst-Halle. II. Jahrg. 4. S. 214.)

*Ludwig Graf **von Pfeil**-Burghausz, erbliches Mitglied und Alterspräsident des Herrenhauses. (S. 212—213.)

Kühn, E.: Christoph Karl Ludwig **v. Pfeil,** e. Edelmann nach d. Herzen Gottes. 8. 24 S. [Schillingsbücher. Hamburg: Agentur d. Rauhen Hauses. No. 179.]

Marsop, Paul: Hans **Pfitzner.** (Die Gegenwart. 52. Bd. 4. S. 10—12.)

Joh. Christoph Ludwig **Pflaum.** [Aus d. Erweckungszeit der bayerischen Landeskirche. VII.] (Allg. Evangel.-Luth. Kirchenzeitung. 30. Jahrg. 4. Sp. 151—159.)

Turba, Gustav: Verhaftung und Gefangenschaft des Landgrafen **Philipp** von Hessen 1547—1550. (Arch. f. österr. Gesch. 83. Bd. 8. S. 107—232.)

Ankel, Otto: Graf **Philipp Ludwig II.** und die Gründung von Neu-Hanau. Hanau: Waisenhaus-Buchdr. 4. 1 Bl., 66 S.

Ernst, Adolf Wilhelm: Adolf **Pichler.** (Die Gegenwart. 52. Bd. 4. S. 166—169.)

Rusch, Gustav: Dr. Adolf Josef **Pick.** (Biographien österreich. Schulmänner. Hrsg. v. Franz Frisch. Wien: A. Pichler's Wwe & Sohn. 8. S. 249—260.)

*Brümmer, Franz: Alphons Friedrich **Pick.** (S. 248—249.)

Lied und Leben. Erinnerungen an Ferdinand **Piper,** Doktor und Professor der Theologie in Berlin. Gesammelt v. seiner Schwester u. Lebensgefährtin Luise. Berlin: Buchhandlung d. Berliner Stadtmission. 8. 63 S., 1 Bildn.

Steck, Rudolf: Johannes Fischer oder **Piscator** s. Fischer.

Heussi u. Romberg: Gedächtnissreden bei d. Trauerfeier f. d. heimgegangenen Pastor emer. Martin **Pistorius** zu Schwerin am 1. XI. 1897. Schwerin: F. Bahn. 8. 16 S.

(August Graf v.) **Platens** Tagebücher. (Die Grenzboten. 56. Jahrg. III. 8. S. 71—83.)

Busse, Karl: **Platens** Tagebücher. (Blätter für literar. Unterhaltung. Jahrg. 1897, I. 4. S. 305—308.)

Meyer, Richard M.: August Graf **von Platen**-Hallermund. (R. M. Meyer: Deutsche Charaktere. Berlin: E. Hofmann & C. 8. S. 128—137.)

Rehorn, K.: Was bedeutet uns **Platen** heute? Zur Platenfeier. 25. October 1896. (Berichte d. Freien Deutschen Hochstiftes zu Frankfurt am Main. N. F. 13. Bd. 8. S. 33*—56*.)

Rühle, Otto: Graf August **von Platen.** (Monatsblätter f. deutsche Litteraturgesch. I. Jahrg. 8. S. 128—133.)

Aus der Selbstbiographie von Thomas und Felix **Platter.** (Ausgew. Selbstbiographien aus d. 15. bis 18. Jahrh. Hrsg. v. Christian Meyer. Leipzig: J. J. Weber. 8. S. 41—94 m. Bildn. d. Felix Pl.)

*Eitner, Rob.: Friedrich **Plengroth.** (S. 117.)

Hirschfeld, Hartwig: Salomon **Plessner.** (Biblisches u. Rabbinisches aus Salomon Plessner's Nachlass. Zu seinem hundertsten Geburtst. hrsg. v. Rabbiner Dr. Elias Plessner. M. Bildn. Frankfurt a. M.: J. Kauffmann. 8. S. 5—25.)

*Eitner, Rob.: Dr. Richard **Pohl.** (S. 117—118.)

Smolian, Arthur: Richard **Pohl.** Nekrolog. (Musikal. Wochenblatt. 28. Jahrg. 4. S. 25—26.)

*Kohlschmidt: Johann Wilhelm **Preger,** Oberconsistorialrath. (S. 444—445.)

Steiner, Rudolf: Wilhelm **Preyer.** Gest. am 15. Juli 1897. I—III. (Das Magazin f. Litteratur. 66. Jahrgang. 4. Sp. 879—882, 911—915, 943—945.)

Philo vom Walde [d. i. Johannes Reinelt]: Vincenz **Priessnitz** als Begründer des Wasser- und Naturheilverfahrens. Eine Studie. Berlin: W. Möller. 8. 35 S., 1 Bildn.

*Krauss, Rudolf: Dionys **Pruckner.** (S. 102—103.)

Krack, Otto: Der Flötenspieler **Quanz.** (Sonntagsbeil. No 6 z. Voss. Zeitung.)

Nagel, Wilibald: (Hans Joachim **Quantz.**) (Monatshefte f. Musik-Gesch. 29. Jahrg. 8. S. 69—78.)

Gerber, Paul: Wilhelm **Raabe.** Eine Würdigung seiner Dichtungen. Leipzig: W. Friedrich. 8. VIII, 338 S.

Lange, Robert: Wilhelm **Raabe.** (Blätter für literar. Unterhaltung. Jahrg. 1897, II. 4. S. 577—579.)

Warneke, Alb.: Wilhelm **Raabe.** (Monatsblätter f. deutsche Litteraturgesch. I. Jahrg. 8. S. 13—27.)

In fremdem Dienst. Erlebnisse in der französischen Fremdenlegion. Wahrheitsgetreu geschildert v. Theodor Leopold **Raif,** Sergeant im 2. bad. Feldartillerie-Regiment Nr. 30. Karlsruhe: J. J. Reiff. 8. VIII, 312 S.

Farinelli, Arturo: **Raimund** s. Grillparzer.

Speier, Max: **Raimund** s. Grillparzer.

Ramsauer, Johannes: Kurze Skizze meines pädagogischen Lebens. M. bes. Berücks. auf Pestalozzi u. seine Anstalten. (Langensalza: F. G. L. Gressler.) 8. VI S., 1 Bl., 86 S., 1 Bl. [Pädagog. Quellenschriften. Bd 3.]

*Brümmer, Franz: Joseph **Rank.** (S. 448—449.)

Sybel, Heinrich v.: Gedächtnisrede auf Leopold **v. Ranke,** geh. 1886. (H. v. Sybel: Vorträge und Abhandlungen. München und Leipzig: R. Oldenbourg. 8. S. 290—308. [Historische Bibliothek. Bd 3.])

*Weltner, A. J.: Hugo **Ranzenberg,** recte Ranzenberger, Schauspieler. (S. 342—343.)

Klaus, B.: Jerg **Ratgeb.** (Klaus, B.: Gmünder Künstler. II. 1. in: Württembergische Vierteljahrshefte f. Landesgesch. N. F. V. Jahrg. 8. S. 305—307.)

Zum fünfzigjährigen Dienstjubiläum des Generals der Infanterie und Chefs der Landgendarmerie Albert **v. Rauch** am 22. April 1897. (Militär-Wochenblatt. 82. Jahrg. Bd. 1. 4. Sp. 1057—1058.)

Wolfsgruber: Ein Gedenktag an Cardinal **Rauscher.** (Hist.-polit. Blätter f. d. kath. Deutschland. 120. Bd. 8. S. 477—497.)

*Weltner, A. J.: Heinrich Thalboth, Pseudonym für Heinrich **Razga** von Rasztoka, Schauspieler u. Bühnendichter. (S. 343—344.)

*Wustmann, G.: Anton Philipp **Reclam,** Buchhändler in Leipzig. (S. 88—89.)

Rabenlechner, Michael Maria: Oscar **von Redwitz'** religiöser Entwicklungsgang. Frankfurt a. M.: P. Kreuer. 8. 31 S. [Frankfurter zeitgem. Broschüren. Bd. 18. H. 1.]

Andreas **Rehberger** in Nürnberg. [Aus der Erweckungszeit der bayerischen Landeskirche I.] (Allg. Evangel.-Luth. Kirchenzeitung. 30. Jahrg. 4. Sp. 5—8.)

*Eitner, Rob.: Adolf **Reichel.** (S. 118.)

Websky, Julius: Ernst **Reimer** †. (Protestant. Monatshefte. 1. Jahrg. 8. S. 463.)

*Magnus Anton **Reindl,** Geistlicher Rath u. Stadtpfarrer in Günzburg, deutscher Reichstags- u. bayerischer Landtagsabgeordneter. (S. 219.)

Ein Deutsch-Franzos. (Graf **Reinhard.**) (Die Gegenwart. 52. Bd. 4. S. 136—139.)

*Kohlschmidt: Josef Hubert **Reinkens.** (S. 287—292.)

Reinthaler, Paul: Karl **Reinthaler,** Königl. Rektor des Marienstiftes in Erfurt, und seine Familie. Aus dessen Aufzeichnungen u. nach eigener Erinnerung. Nebst Porträt. Hamburg: Verlag d. Agentur des Rauhen Hauses. 8. VIII, 122 S., 1 Bl., 1 Bildn.

*Eitner, Rob.: Karl Martin **Reinthaler.** (S. 118—119.)

Reitzenstein, Hans Frhr **v.,** Oberstlieut. a. D.: Erinnerungen u. Aufzeichnungen aus den Kriegsj. 1870/71 als Compagnie-Chef im Brandenburg. Füs.-Reg. Nr. 35, jetzigen Füs.-Reg. Prinz Heinrich v. Preussen (Brandenburg.) Nr. 35. Rathenow: M. Babenzien. 8. 2 Bl., 180 S.

*Brümmer, Franz: Franziska **von Reizenstein.** (S. 256—257.)

Jostes, Franz: Meister Johannes **Rellach,** ein Bibelübersetzer des 15. Jahrhunderts. (Görres-Gesellschaft. Hist. Jahrbuch. 18. Bd. 8. S. 133—145.)

Tielo, A. K. T.: Gustav **Renner.** (Die Gegenwart. 51. Bd. 4. S. 359—362.)

Renouard, M. v., Oberst z. D.: Erinnerungen eines alten Rossleber's aus den Jahren 1838 bis 1842. Berlin: Schall & Grund. 8. 98 S.

*Krauss, Rudolf: Wilhelm Theodor **Renz.** (S. 102).

Oberforstmeister Friedrich Gustav **Rettstadt.** (Deutsche Forst-Zeitung. XII. Bd. Neudamm: J. Neumann. 8. S. 446—448 m. Bildn.)

Retzlaff, Herm., Oberstlieut. z. D.: Aus meinem Tagebuche. Erlebnisse u. Erinnerungen aus d. deutsch-französ. Kriege 1870/71. Berlin: E. S. Mittler & Sohn. 8. VII, 79 S.

Antonius, Johs: Fritz **Reuter.** (Monatsblätter f. deutsche Litteraturgesch. I. Jahrg. 8. S. 64—77.)

Gaedertz, Karl Thdr.: Aus Fritz **Reuters** jungen u. alten Tagen. Neues üb. des Dichters Leben u. Werden, auf Grund ungedruckter Briefe u. kleiner Dichtgn. mitgetheilt. 2. Aufl. Wismar: Hinstorff. 8. XVI, 162 S.

Gaedertz, Karl Thdr.: Aus Fritz **Reuters** jungen u. alten Tagen. 2. Folge. Wismar: Hinstorff. 8. XV, 170 S.

Wychgram, J.: Aus den Kreisen Fritz

Reuters. (Blätter für literar. Unterhaltung. Jahrg. 1897, I. 4. S. 226—228.)

Buchwald, Georg: Der Wittenberger Buchdrucker Georg **Rhau** als »theologischer Schriftsteller«. (Archiv f. Gesch. d. deutschen Buchhandels. XIX. 8. S. 38—44.)

Traeger, Albert: Eugen **Richter.** (Nord und Süd. 83. Bd. 8. S. 32—40 m. Bildn.)

*Klarbach, Alfred Frhr. Mensi v.: Heinrich **Richter**, Königl. Professor, Hofschauspieler u. Regisseur am Königl. Hoftheater zu München. (S. 279—284.)

*Biographische Aufzeichnungen Ludwig **Richter's**. Aus Otto Jahn's Nachlass. Eingeleitet u. mitgetheilt v. Ad. Michaelis. (S. 1*—11*.)

Budde, K.: Ludwig **Richter.** (Preuss. Jahrbücher. 87. Bd. 8. S. 261—280.)

Erler, Johs.: Ludwig **Richter**, der Maler des deutschen Hauses. Die erziehl. Bedeutung Ludwig Richters in seinem Lebensbilde u. in seinen Werken. Leipzig: Siegismund & Volkening. 8. 163 S. m. 48 Holzschn.

Landgrebe, W.: Ludwig **Richters** häusliches Glück. Nach den Lebenserinnerungen eines deutschen Malers. (Monatsblätter f. deutsche Litteraturgesch. I. Jahrg. 8. S. 552—561.)

Mohn, V. Paul: Ludwig **Richter.** 2. Aufl. Bielefeld: Velhagen & Klasing. 8. 154 S. m. Abb. [Künstler-Monographien. 14.]

Doehler, Gottfried: Karl Louis **Riedel** und seine Schriften in vogtländischer Mundart. Eine Studie. Plauen i. V.: F. E. Neupert. 8. 1 Bl., 71 S., 1 Bildn. [L. Riedel: Gedichte u. Erzählungen in vogtl. Mundart. 35. Lfg.]

Wendt, F. M.: Karl **Riedel.** (Biographien österreich. Schulmänner. Hrsg. v. Franz Frisch. Wien: A. Pichler's Wwe & Sohn. 8. S. 272—276.)

Halm, Ph. M.: Geheimrath Dr. Wilhelm Heinrich Ritter **v. Riehl,** Director d. bayer. Nationalmuseums u. Generalconservator d. Kunstdenkm. u. Alterthümer Bayerns, †. (Centralblatt d. Bauverwaltung. 17. Jahrg. 4. S. 546—548.)

*Pagel: Karl Theodor Johannes **Rigler,** Arzt. (S. 158—159.)

Rinck, Chrph. Frdr., Hof- u. Stadtvikar: Studienreise 1783/84, unternommen i. A. d. Markgrafen Karl Friedrich von Baden. Nach dem Tagebuch d. Verf. hrsg. von Gymn.-Prof. Dr. Mor. Geyer. Altenburg: St. Geibel. 8. VIII, 257 S.

Lessmann, Otto: Eduard **Risler.** (Allg. Musik-Zeitung. 24. Jahrg. 4. S. 333—334 m. Bildn.)

Ecke, Gustav: Albrecht **Ritschl** nach seiner individuellen Eigenart als Dogmatiker. (G. Ecke: Die theologische Schule Albrecht Ritschls u. d. evangel. Kirche d. Gegenwart. 1. Bd. Berlin: Reuther & Reichard. 8. S. 13—41.)

Harnack, Adolf: **Ritschl** und seine Schule. 1—8. (Die christl. Welt. 11. Jahrg. 4. Sp. 869—873, 891—897.)

Scholz, H.: Albrecht **Ritschl.** 1—5. (Die christl. Welt. 11. Jahrg. 4. Sp. 604—611.)

*Eitner, Rob.: Alexander **Ritter.** (S. 119.)

Jacobowski, Ludwig: Emil **Rittershaus.** (Das Magazin f. Litteratur. 66. Jahrg. 4. Sp. 361—368.)

Stelter, Karl: Erinnerungen an Emil **Rittershaus.** (Die Gegenwart. 51. Bd. 4. S. 202—204.)

*Lehmann, Alfred: Alexander Baron **von Roberts.** (S. 263—266.)

Rodenberg, Julius: Erinnerungen aus der Jugendzeit. I. II. (Deutsche Rundschau. 90. 91. Bd. 8. Bd. 90: S. 391—414; Bd. 91: S. 52—72.)

Zimmermann, Paul: **v. Rodenberg** s. Friedrich Wilhelm v. Braunschweig.

Jacobowski, Ludwig: Der Lyriker Friedrich **Roeber.** (Das Magazin f. Litteratur. 66. Jahrg. 4. Sp. 1146—1149.)

Engelbert **Röntgen** †. (Musikal. Wochenblatt. 28. Jahrg. 4. S. 698—699.)

Krebs, Carl: Friedrich **Rösch** als Erzieher. (Sonntagsbeil. No 21 z. Voss Zeitung.)

Baurath a. D. Adalbert **Roesener** in Neisse (†). (Deutsche Bauzeitung. 31. Jahrg. 4. S. 111.)

Delbrück, Hans: Constantin **Rössler.** (Preuss. Jahrbücher. 90. Bd. 8. S. 189—212.)

*Meyer, Alexander: Constantin **Rössler,** deutscher Publicist. (S. 200—203.)

*Brümmer, Franz: Rudolf **Röttger.** (S. 249—250.)

Aus sieben Jahrzehnten. Erinnerungen aus meinem Leben von D. Bernhard **Rogge,** Königl. Hofprediger in Potsdam. Bd. 1: Von 1831 bis 1862. Hannover, Berlin: C. Meyer. 8. VII, 308 S.

*Ratzel, F.: Gerhard Friedrich **Rohlfs.** (S. 325—332.)

Schweinfurth, Georg: Zur Erinnerung an Gerhard **Rohlfs.** (Westermanns Illustr. Deutsche Monatshefte. 82. Bd. 8. S. 565—577 m. Bildn.)

Meyer, Richard M.: Friedrich **Rohmer.** (R. M. Meyer: Deutsche Charaktere. Berlin: E. Hofmann & C. 8. S. 182—196.)

Reden, geh. an den Särgen der teuren Toten Albrecht **Romann,** weil. Diakonus a. U. L. Frauen zu Liegnitz, u. seiner Tochter Augusta-Gottfrieda **Romann.** Liegnitz: E. Scholz. 8. 16 S.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben des General-Feldmarschalls Kriegsministers (Al-

brecht) Grafen **von Roon.** Sammlung von Briefen, Schriftstücken und Erinnerungen. (Hrsg. v. Waldemar Graf Roon, Generallt.) 4. berichtigte u. verm. Aufl. 3 Bde. Breslau: E. Trewendt. 8. 1: XVI, 530 S., 1 Bildn., 1 Facs.; 2: VIII, 572 S., 1 Bildn.; 3: VIII, 544 S.

*Johannes Christian **Roos**, Erzbischof von Freiburg. (S. 398—399.)

*Wulckow, Richard: Otto **Roquette.** (S. 139—142.)

Bley, Fritz: Durch! Aus dem Leben des Königlich Preussischen Generals der Kavallerie Heinrich, Rudolf, Eduard, Wilhelm, Gottschalk **von Rosenberg.** Berlin: F. Fontane & C. 8. IX S., 1 Bl., 258 S., 1 Bildn.

*Brümmer, Franz: Hermann **Rosenthal.** (S. 252—253.)

Brausewetter, Ernst: Ernst **Rosmer** (d. i. Else Bernstein). (Das Magazin f. Litteratur. 66. Jahrg. 4. Sp. 1268—1273.)

*Wustmann, G.: Ludwig Adolf Herrmann **Rost,** Buchhändler. (S. 89—90.)

Weise, O.: Der Orientalist Dr Reinhold **Rost,** sein Leben u. sein Streben. Leipzig: B. G. Teubner i. Komm. 8. 71 S.

Söhle, Carl: Bertrand **Roth.** (Musikalisches Wochenblatt. 28. Jahrg. 4. S. 106—107 m. Bildn.)

Cropp, Johannes: Zur Erinnerung an Richard **Rothe.** (Protestant. Monatshefte. I. Jahrg. 8. S. 425—435, 481—488.)

Planitz, Ernst Edler v. der: Die volle Wahrheit üb. d. Tod des Kronprinzen **Rudolf** von Oesterreich nach amtl. u. publicist. Quellen, sowie den hinterlassenen Papieren. 23. Aufl. Berlin: A. Piehler & C. 8. 256 S. m. Bildn.

*Brümmer, Franz: Ludwig **Rudolph.** (S. 250.)

Beyer, Conr.: Friedrich **Rückerts** Leben u. Bedeutung. (F. Rückert: Werke in 6 Bdn. Hrsg. v. C. Beyer. Leipzig: G. Fock. 8.)

Zu Leopold Immanuel **Rückert**'s Gedächtnis (Protestant. Monatshefte. 1. Jahrg. 8. S. 82—83.)

Böhme, Richard: Friedrich **Rückert.** (Rückert's Werke. Ausw. in 6 Bdn. M. e. biogr. Einl. v. R. Böhme. Berlin: Bibliogr. Anst. 8.)

Kuttner, Bernh.: Friedrich **Rückert.** (F. Rückert: Gedichte. Ausgew. u. erl. v. B. Kuttner. M. e. Lebensabriss u. d. Bildn. d. Dichters. Frankfurt a. M: J. D. Sauerländer. 8.)

de Lagarde, Paul: Erinnerungen an Friedrich **Rückert.** Ueber einige Berliner Theologen, und was von ihnen zu lernen ist. Zwei Aufsätze. In e. neuen Abdruck überreicht v. Anna de Lagarde. Göttingen: Dr. d. Dieterichschen Univ.-Buchdr. 8. S. 3—34. (Nicht für den Buchhandel bestimmt.)

*Puschmann, Th.: Nicolaus **Rüdinger,** Anatom. (S. 353—354.)

*Christian Moritz **Rühlmann.** (S. 360—361.)

*Kohlschmidt: Louis Bernhard **Rüling,** Oberconsistorialrath. (S. 445—446.)

Iselin, L. E.: Carl Ludwig **Rütimeyer.** Basel: R. Reich. 8. 47 S. m. Bildn.

Frisch, Franz: Karl **Russheim.** (Biographien österreich. Schulmänner. Hrsg. v. Frisch. Wien: A. Richter's Wwe & Sohn. 8. S. 94—105.)

Richter, E.: † Anton **v. Ruthner.** (Mittheilungen des deutschen u. österreich. Alpenver. 23. Bd. 4. S. 287—288.)

Kirchhoff, Albrecht: Aus Johann **Rynmann**'s Geschäftsverkehr (1504). (Archiv f. Gesch. d. deutschen Buchhandels. XIX. 8. S. 4—7.)

Hofrath Franz Ritter **von Ržiha** †. (Deutsche Bauzeitung. 31. Jahrg. 4. S. 327—328, 368.)

Hofrath Franz Ritter **v. Ržiha,** Prof. d. Eisenbahn- u. Tunnelbaues an d. Wiener techn. Hochschule, †. (Centralblatt d. Bauverwaltung. 17. Jahrg. 4. S. 289 m. Bildn.)

Hammer, W. A.: Ferdinand **v. Saar.** (Litteraturbilder fin de siècle. 2. Bdchn. München: J. Schweitzer. 8.)

Minor, J.: F. **von Saar** als Lyriker. (Nord u. Süd. 81. Bd. 8. S. 302—317 m. Bildn.)

Minor, Jacob: Ferdinand **von Saar.** IV. V. (Sonntagsbeil. No 8. 9. z. Voss. Zeitung.)

Bieder: Georg **Sabinus.** (Nachtrag zur Melanchthonfeier.) (Schulblatt f. d. Prov. Brandenburg. 62. Jahrg. 8. S. 353—369.)

Zimmerer, Heinrich: Hans **Sachs** und sein Gedicht von den 110 Flüssen des deutschen Landes (1559) mit einer zeitgenössischen Landkarte hrsg. u. erl. Progr. d. Maximilians-Gymn. München. 4. 50 S. m. Nachtr.

Julius **Sachs** †. (Naturwissenschaftl. Wochenschrift. 12. Bd. 4. S. 495—496.)

Hauptfleisch, Paul: Professor Julius **von Sachs.** Gedächtnissrede, geh. in der Physikal.-med. Gesellschaft in Würzburg. M. d. Bilde v. Sachs' u. e. chronol. Verz. seiner Publicationen. Würzburg: Stahel. 8. 41 S., 1 Bildn. [Verhandlungen d. physik.-med. Ges. zu Würzburg. N. F. Bd 31. No 10.]

Geiger, Ludwig: Michael **Sachs** und Moritz **Veit.** Biographie. (Michael Sachs u. Moritz Veit. Briefwechsel, hrsg. v. L. Geiger. Frankfurt a. M.: J. Kauffmann. 8. S. IX—XXIV m. 2 Bildn.)

Zimmermann, Paul: Heinrich **Sallentien** †. (Braunschweig. Magazin. 3. Bd. 4. S. 25—28.)

Dombaumeister K. Th. Max **Salzmann** †. (Centralblatt d. Bauverwaltung. 17. Jahrg. 4. S. 72.)
Rauschenberg: Max **Salzmann**, Dombaumeister zu Bremen †. (Deutsche Bauzeitung. 31. Jahrgang. 4. S. 77.)
Daniel **Sanders**. Ein Gedenkbuch. Hrsg. v. Anna Segert-Stein. (M. biogr. Beitr. v. Franz Arz u. Reinhold Ortmann.) Neustrelitz: Barnewitz. 8. 3 Bl., 68 S., 1 Bl., 1 Bildn.
Düsel, Friedrich: Daniel **Sanders**. (Die Gegenwart. 51. Bd. 4. S. 234—236.)
Sachs, Karl: Daniel **Sanders**. (Das Magazin f. Litteratur. 66. Jahrg. 4. Sp. 345—347.)
Schöll, Th.: (Jakob) **Sarasin** s. Pfeffel.
Aus der Selbstbiographie des Bartholomäus **Sastrow**. (Ausgew. Selbstbiographien. Hrsg. v. Christian Meyer. Leipzig: J. J. Weber. 8. S. 95—131.)
*Bauer, St.: Emanuel Hans **Sax**, Professor. (S. 446—447.)
Eleonore Fürstin Reuss: Carl **von Schachmann**. Ein Bild aus dem geistigen Leben des 18. Jahrhunderts. (Allg. Konservat. Monatsschrift f. d. christl. Deutschland. 54. Jahrg., l. 8. S. 33—45, 171—181.)
General der Infanterie Hans **v. Schachtmeyer** †. (Militär-Wochenblatt. 82. Jahrg. 2. Bd. 4. Sp. 2701—2708.)
*Blumentritt, F.: Dr. Alexander **Schadenberg**, der berühmte Philippinen-Forscher. (S. 428—430.)
Eggert, Ed.: Oberamtmann **Schäffer** von Sulz. Ein Zeit- und Lebensbild aus dem Ende des vor. Jahrhunderts. Stuttgart: D. Gundert. 8. 95 S. m. 1 Bildn. [Württemberg. Neujahrsblätter. N. F. Bl. 2.]
*Weltner, A. J.: Alois Berla, Pseudonym für Alois **Scheichl**. (S. 336—337.)
Franz, Adolph: Die katholische Charitas und Professor Dr. **Schell** in Würzburg. (Hist.-polit. Blätter f. d. kathol. Deutschland. 119. Bd. 8. S. 705—717.)
*Brümmer, Franz: Ernst Viktor **Schellenberg**. (S. 252.)
Wörrlein, Joh.: Gerhard **Schepmann**, von 1871 bis 1885 Missionar in Indien. Hermannsburg: Missionshandlg. 8. 18 S. [Kleine Herrmannsburger Missionsschriften. No 15.]
Müller, Karl: Luise **Scheppler**, e. Magd des Herrn. Berlin: Ostdeutscher Jünglingsbund. 8. 16 S. m. Abb. [Für Feste u. Freunde d. Inn. Mission. H. 8.]
Buchbinder, Max: Georges Ohnet. — Johannes **Scherr**. (Das Magazin f. Litteratur. 66. Jahrg. 4. Sp. 1308—1311.)
*Ferdinand **Schichau**. (S. 364—365.)
*Ferdinand **Schieffer**, Kaiserl. Regierungsrath. (S. 365—366.)
*Pagel: Moritz **Schiff**, Arzt u. einer d. bedeutendsten Physiologen. (S. 159.)
Tümpel: Major **von Schill** und die Ravensberger. (Elfter Jahresbericht d. histor. Vereins f. d. Grafschaft Ravensberg zu Bielefeld. 8. S. 123—125.)
Ehrlich, Mor.: **Schiller** s. Goethe.
Engel, Julius: **Schiller** als Führer zur Welt des Idealen. Vortrag. Charlottenburg: Selbstv. 8. 19 S.
Weitbrecht, Carl: **Schiller** in seinen Dramen. Stuttgart: Fr. Frommann. 8. 314 S.
*Brümmer, Franz: Anna **Schimpff**-Jahn. (S. 251—252.)
Ziller, Hermann: **Schinkel**. Bielefeld u. Leipzig: Velhagen & Klasing. 8. 2 Bl., 114 S., 3 Taf. [Künstler-Monographien. 28.]
Waterstraat, H.: Johann Christoph **Schinmeyer**. Ein Lebensb. aus d. Zeit d. Pietismus. Gotha: E. F. Thienemann. 8. 4 Bl., 66 S.
*Pagel: Rudolf **Schirmer**, Augenarzt, Professor der Augenheilkunde. (S. 159—160.)
Petrich, Herm.: Ein vergessener Missionsdirektor (August Carl Friedrich **v. Schirnding**). Berlin: Evang. Missionsges. 8. 8 S. [Neue Missionsschriften. No 53.]
*Alfred Graf **von Schlabrendorff**-Seppau, Mitglied des Preuss. Herrenhauses. (S. 220.)
Sulger-Gebing, Emil: Die Brüder A. W. und F. **Schlegel** in ihrem Verhältnisse zur bildenden Kunst dargest. M. ungedr. Briefen u. Aufs. A. W. Schlegels. München: C. Haushalter. 8. 4 Bl., 199 S. [Forschungen z. neueren Litteraturgesch. III.]
Lipsius, Richard Adelbert: **Schleiermacher** und die Romantik. 1876. (R. A. Lipsius: Glauben und Wissen. Ausgewählte Vorträge u. Aufsätze. Berlin: C. A. Schwetschke & Sohn. 8. S. 275—298.)
Thrändorf, E.: **Schleiermacher** in der Schulkirchengeschichte. (Jahrbuch d. Ver. f. wissenschaftl. Pädagogik. 29. Jahrg. 8. S. 132—167.)
*Pagel: Wilhelm **Schlesinger**, Arzt und Schriftsteller. (S. 160.)
*Zimmermann, P.: Heinrich Robert Eduard **Schmelzkopf**. (S. 405—406.)
Vetter, Ferdinand: Ferdinand **Schmid** (Dranmor). E. litterar. Studie. (Vermehrter Sonder-Abdruck aus d. »Sonntagsbl. des Bund« 1897.) Bern: Schmid & Francke. 8. 60 S. m. Bildn.
*Pagel: Benno Gottlob **Schmidt**, Prof. d. Chirurgie. (S. 160—161.)
*Brümmer, Franz: Else **Schmieden**. (S. 260—261.)
*Wolff, Wilhelm P.: Emil **Schneider**, Mitglied des Stadtheaters zu Frankfurt a. M. (S. 284—285.)

Kassner, C.: Friedrich Adolph **Schneider**, alleiniger rechtmässiger Inhaber der Astrometeorologie. (Der Bär. 23. Jahrg. 4. S. 535--538.)

*Pagel: Johann Julius Moritz **Schneller**, Arzt und Augenarzt. (S. 161.)

Schaeffer, Emil: Arthur **Schnitzler**. Eine Studie. (Die Gesellschaft. Jahrg. 1897, II. 8. S. 22—33 m. Bildn.)

*Lier, H. A.: Fedor **Schnorr**, Commerzienrat. (S. 415—416.)

Dodgson, Campbell: Zum Holzschnittwerke Erhard **Schön's** und Peter Flötner's. (Repertorium f. Kunstwiss. 20. Bd. 8. S. 206—210.)

*Posner: Emil **Schöne**. (S. 414.)

Joh. Gottfried **Schöner**. [Aus der Erweckungszeit d. bayerischen Landeskirche. IV.] (Allg. Evangel.-Luth. Kirchenzeitung. 30. Jahrg. 4. Sp. 78—82.)

Grisebach, Eduard: (Arthur) **Schopenhauer**. Geschichte seines Lebens. M. Portr. Berlin: E. Hofmann & C. 8. XII, 332 S. [Geisteshelden. Bd. 25/26.]

Hecker, Max F.: **Schopenhauer** und die indische Philosophie. Köln: Hübscher & Teufel. 8. 255 S.

Thiemann, K.: A. **Schopenhauer**, ein Zeuge biblisch-evangelischer Wahrheit. Stuttgart: Chr. Belser. 8. 36 S. [Zeitfragen d. christl. Volkslebens. Bd. 22. H. 4.]

Heinemann, Otto: Julius Max **Schottky**. (Zeitschr. d. histor. Ges. f. d. Prov. Posen. 12. Jahrg. 8. S. 386—387.)

*Karl Freiherr **von Schrader**, preuss. Ceremonienmeister. (S. 219.)

*Wilhelm **Schröder**, Geheimer Oberjustizrath u. vortragender Rath im preuss. Justizministerium. (S. 217—218.)

Friedlaender, Max: Franz **Schubert**. Zu seinem hundertsten Geburtstage. (Deutsche Rundschau. 90. Bd. 8. S. 218—248.)

Grimm-Carnap, Oscar: Franz **Schubert**. Zur hundertjähr. Geburtsfeier des Tondichters. Skizze. (Monatsschrift f. kath. Lehrerinnen. 10. Jahrg. 8. S. 96—97.)

Krebs, Carl: Franz **Schubert**. Geboren am 31. Januar 1797. (Sonntagsbeil. No 5 z. Voss. Zeitung.)

Loewengard, Max: Zu Franz **Schuberts** hundertjähr. Geburtstag (31. Jan. 1797). (Das Magazin f. Litteratur. 66. Jahrg. 4. Sp. 100—103.)

Reimann, Heinrich: Franz **Schubert**. Ein Gedenkblatt zu s. 100. Geburtstage. (Allg. Musik-Zeitung. 24. Jahrg. 4. S. 65—68, 81—83 m. Bildn. u. Abb.)

Riemann, Hugo: Zur Erinnerung an den 31. Januar 1797 (Franz **Schubert**). (Musikal. Wochenblatt. 28. Jahrg. 4. S. 77—78.)

Zitelmann, K.: Franz **Schubert** und Karl Löwe. (Die Gegenwart. 51. Bd. 4. S. 52—55.)

Holczabek, Joh. W.: Karl **Schubert**. (Biographien österreich. Schulmänner. Hrsg. v. Franz Frisch. Wien: A. Pichler's Wwe & Sohn. 8. S. 160—171.)

Bendixen, Rudolf: Gotthilf Heinrich **von Schubert**. (R. Bendixen: Bilder aus d. letzten religiösen Erweckung in Deutschland. Leipzig: Dörffling & Franke. 8. S. 63—80.)

Ein Spion Napoléon's I. (Karl **Schulmeister**.) (Jahrbücher f. d. deutsche Armee u. Marine. 104. Bd. 8. S. 77—79.)

Schultes, Carl: Allerlei Theater-Erinnerungen. (Die Gegenwart. 52. Bd. 4. S. 357—358.)

Neues von Robert und Clara **Schumann**. (Die Gegenwart. 51. Bd. 4. S. 136—139.)

Franz, Ludwig: Ernestine **Schumann**-Heink. (Musikal. Wochenblatt. 28. Jahrg. 4. S. 2—3, 18 m. Bildn.)

*Eitner, Rob.: Klara **Schumann**. (S. 119—123.)

*Scholz, Bernhard: Clara **Schumann**. (S. 12*—16*.)

*Kollmann, Paul: Matthias **Schumann**. (S. 147—149.)

*Eitner, Rob.: Friedrich Gottlieb **Schwencke**. (S. 123.)

Hoffmann, Frz: Caspar **Schwenckfelds** Leben u. Lehren. 1. Th. Progr. Berlin: R. Gaertner. 4. 29 S.

Marie **Seebach**. (Der Bär. 23. Jahrg. 4. S. 550.)

Schlenther, Paul: Marie **Seebach** († 3. August 1897). (Sonntagsbeil. No 34 z. Voss. Zeitung.)

*Wolkenhauer, W.: Arthur **von Seelstrang**, Professor der Mathematik an der Universität Cordoba in Argentinien. (S. 369.)

Schwartz, C. v.: Karl **Segebrock** und Ewald Ovir. Zwei früh vollendete Missionare d. evangel.-luther. Mission zu Leipzig. Leipzig: J. Naumann's Sort. i. Komm. 8. II, 97 S. m. Abb. u. 1 farb. Kte.

Imhof, Franz: Ein neues Berliner Theater u. sein Bauherr (Bernhard **Sehring**). (Die Kunst-Halle. II. Jahrg. 4. S. 22—24.)

*Lier, H. A.: Traugott Jacob Hermann **Seidel**, Kunst- u. Handelsgärtner in Dresden. (S. 416.)

Eugen **Sell** †. (Naturwissenschaftl. Wochenschrift. 12. Bd. 4. S. 177—178.)

*Blenck, E.: Eugen **Sell**. (S. 209—210.)

Klaus, B.: Egid **Seybold**. (B. Klaus: Gmünder Künstler. II. 17. in: Württembergische Vierteljahrshefte f. Landesgesch. N. F. V. Jahrg. 8. S. 326—329.)

*Welti, Heinrich: Gustav **Siehr**. (S. 334—335.)

Lebenserinnerungen von Werner **von Siemens.** 5. Aufl. M. d. Bildn. des Verf. Berlin: J. Springer. 2 Bl., 298 S., 1 Bildn.

Amalie **Sieveking.** I. II. [Bilder aus d. Erweckungsgeschichte des religiös-kirchlichen Lebens in Deutschland in diesem Jahrhundert. 6.] (Allg. evangel.-luth. Kirchenzeitung. 30. Jahrg. 4. Sp. 1086—1092, 1108—1115.)

Bendixen, Rudolf: Amalie **Sieveking.** (R. Bendixen: Bilder aus d. letzten religiösen Erweckung in Deutschland. Leipzig: Dörffling & Franke. 8. S. 404—444.)

*Ratzel, F.: Friedrich **Simony.** (S. 332—334.)

Olshausen, R.: Ueber Marion **Sims** und seine Verdienste um die Chirurgie. Rede. Berlin: A. Hirschwald. 8. 30 S.

Hofrath Karl **Sing.** Nekrolog. (Kollektaneen-Blatt f. d. Gesch. Bayerns. 61. Jahrg. 8. S. 123—131 m. Bildn.)

Schreiner, Heinrich: Anton Martin **Slomsek.** (Biographien österreich. Schulmänner. Hrsg. v. Franz Frisch. Wien: A. Pichler's Wwe & Sohn. 8. S. 79—93.)

Baur, Joseph: Philipp (Christoph) **von Sötern,** geistlicher Kurfürst zu Trier, und seine Politik während des 30jähr. Krieges. Bd. 1. Bis zum Frieden v. Prag (1635). Speyer: Jäger. 8. 24*, 493 S., 1 Bl., 1 Bildn., 1 Kt.

*Niedermann, W.: Jacob Laurenz **Sonderegger.** (S. 166—176.)

Grossherzogin **Sophie** von Sachsen-Weimar. (Der Kunstwart. 10. Jahrg. 4. S. 205.)

Grossherzogin **Sophie** von Sachsen-Weimar †. (Der Protestant. 1. Jahrg. 4. Sp. 325—331.)

Sophie, Grossherzogin von Sachsen. (Euphorion. 4. S. 441—444.)

Rodenberg, Julius: Die Grossherzogin **Sophie** von Sachsen. (Deutsche Rundschau. 91. Bd. 8. S. 298—299.)

Steiner, Rudolf: Grossherzogin **Sophie** von Sachsen. (Das Magazin f. Litteratur. 66. Jahrg. 4. Sp. 408—409.)

Suphan, Bernhard: Grossherzogin **Sophie** von Sachsen und Ihre Verfügungen über das Goethe- und Schiller-Archiv. Bericht, der zwölften Generalversammlung der Goethe-Ges. erstattet. (Deutsche Rundschau. 93. Bd. 8. S. 301—305.)

*Puschmann, Th.: Josef **Späth,** Gynäkologe. (S. 354—355.)

Franz, Adolph: Zur Charakteristik des Erzbischofs Grafen **Spiegel** von Köln. (Hist.-polit. Blätter f. d. kath. Deutschland. 120. Bd. 8. S. 732—751.)

*Dr. Paul Emanuel **Spieker,** Königl. Preuss. Oberbaudirektor. (S. 212.)

Kurzbauer, Emil: Friedrich **Spielhagen** als Kritiker. (Die Gegenwart. 52. Bd. 4. S. 311—313.)

Zarncke, Friedrich: Johann **Spiess,** der Herausgeber des Faust-Buches, und sein Verlag. (1883.) (F. Zarncke: Kleine Schriften. Bd. 1. Goetheschriften. Leipzig: E. Avenarius. 8. S. 289—299.)

Bendixen, Rudolf: Philipp **Spitta.** (R. Bendixen: Bilder aus d. letzten religiösen Erweckung in Deutschland. Leipzig: Dörffling & Franke. 8. S. 254—281.)

*Wustmann, G.: Johannes August Ludwig **Staackmann,** Buchhändler. (S. 91—92.)

Nagel, Wilibald: Zur Biographie Joh. **Staden's** und seiner Söhne. (Monatshefte f. Musik-Gesch. 29. Jahrg. S. 53—61.)

Buchrucker: Adolf **von Stählin.** (Neue Kirchl. Zeitschrift. 8. Jahrg. 8. S. 673—703.)

Stählin, Otto: D. Adolf **von Stählin,** Präsident des bairischen Oberkonsistoriums †. I—VII. (Allg. evang.-luth. Kirchenzeitung. 30. Jahrg. 4. Sp. 916—921, 940—944, 963—968, 990—993, 1010—1014, 1039—1044, 1062—1065.)

Brause, Alb.: Johann Gottfried **Stallbaum.** Ein Beitr. z. Gesch. d. Thomasschule in der ersten Hälfte des 19. Jahrh. Tl. 1. Progr. Leipzig: (J. C. Hinrich's Sort.) 4. 40. S.

Dechent, H.: Johann Friedrich **Starck.** Ein Lebensbild aus der Zeit des spätern Pietismus. 1—9. (Die christl. Welt. 11. Jahrg. 4. Sp. 773—776, 796—799, 847—852.)

*Bachmann, A.: Fritz **Staub.** (S. 235—242.)

Hoffmann-Krayer, Ed.: Fritz **Staub** †, geb. d. 30. März 1826, gest. d. 3. August 1896. (Schweizer Archiv f. Volkskunde. I. Jahrg. 8. S. 88—90.)

Lauchert, F.: Franz Anton **Staudenmaier** nach seiner schriftstellerischen Thätigkeit dargest I.—IV. (Revue internat. de théologié. V. Année. 8. S. 370—398. 807—826.)

Schmid-Braunfels, Josef: Ottokar **Stauf** von der March. (Die Gesellschaft. Jahrg. 1897, II. 8. S. 243—246 m. Bildn.)

Heinrich **Steffens.** I—III. [Bilder aus d. Erweckungsgeschichte des religiös-kirchlichen Lebens in Deutschland in diesem Jahrhundert. III. Reihe. 2.] (Allg. Evangel.-luth. Kirchenzeitung. 30. Jahrg. 4. Sp. 364—369, 388—393, 413—419.)

Bendixen, Rudolf: Heinrich **Steffens.** (R. Bendixen: Bilder aus der letzten religiösen Erweckung in Deutschland. Leipzig: Dörffling & Franke. 8. S. 81—125.)

Lamprecht, Karl: Friedrich **Stehfen,** ein

westf. Baumeister. (K. Lamprecht: Bilder von der roten Erde. Hamm, Westf.: C. Dietrich. 8. S. 80—86.)

Graf, J. H.: Der Mathematiker Jakob **Steiner** von Utzenstorf. Ein Lebensbild u. zugleich eine Würdigung seiner Leistungen. M. d. Portr. u. d. Facs. eines Briefes Steiners. Bern: K. J. Wyss. 8. 54 S., 1 Bildn., 1 Facs.

Steingraber, Prof. Louis: Erinnerungen aus meinem Künstlerleben. Graz: Selbstv. 8. 155 S.

v. Steinle, Alphons Maria: Lebensbild Eduard **von Steinle's**. (E. v. Steinle's Briefwechsel mit seinen Freunden. Hrsg. u. durch e. Lebensbild eingeleitet v. A. M. v. Steinle. In 2 Bdn. Bd. 1. Freiburg i. B.: Herder. 8. S. 1—166. m. Bildn.)

*Zimmermann, P.: Karl Heinr. Aug. **Steinmann.** (S. 406—407.)

*Zimmermann, P.: William **Steinway.** (S. 407—408.)

Stenzel, Karl Gust. Wilh.: Gustav Adolf Harald **Stenzels** Leben. Gotha: F. A. Perthes. 8. XII, 491 S. m. Bildn.

Staatssecretair Heinrich **von Stephan** †. (Arch. f. Post u. Telegraphie. Beihefte z. Amtsblatt d. Reichs-Postamt. 25. Jahrg. 8. S. 205—207.)

Die Beisetzung des Staatssecretairs Dr. **von Stephan.** (Arch. f. Post u. Telegraphie. Beihefte z. Amtsblatt d. Reichs-Postamts. 25. Jahrg. 8. S. 237—245.)

Erinnerungen an Dr. H. **von Stephan.** (Arch. f. Post u. Telegraphie. Beihefte z. Amtsblatt d. Reichs-Postamts. 25. Jahrg. 8. S. 474—484.)

Staatssekretär Dr. Heinrich **von Stephan.** (Deutsche Bauzeitung. 31. Jahrg. 4. S. 189—190.)

Staatssekretair Dr. **v. Stephan.** (Monatsschrift f. Deutsche Beamte. 21. Jahrg. 8. S. 241—243.)

Heinrich **von Stephan** †. (Monatsschrift f. Deutsche Beamte. 21. Jahrg. 8. S. 187—189.)

Der deutsche Generalpostmeister Dr. Heinrich **v. Stephan.** (Nekrolog.) (Deutsche Rundschau f. Geographie u. Statistik. 19. Jahrg. 8. S. 422—424 m. Bildn.)

Billig, R.: Heinrich **von Stephan.** (Deutsche Rundschau. 91. Bd. 8. S. 303—306.)

Bücker, Friedrich: Aus dem Leben und Wirken des Staatssekretärs des Deutschen Reichspostamts Dr. **v. Stephan.** (Der Bär. 23. Jahrg. 4. S. 221—224.)

Hartmann, Eug.: Staatssekretär Dr. v. **Stephan**, General-Postmeister des Deutschen Reiches. Rede. Frankfurt a. M.: Gebr. Knauer. 8. 32 S.

Krickeberg, E.: Heinrich **von Stephan.** Ein Lebensbild. Dresden & Leipzig: C. Reissner. 8. 3 Bl., 320 S., 1 Bildn. [Männer der Zeit. I.]

Bartels, Adolf: Adolf **Stern.** Eine Studie. (Westermanns Illustr. Deutsche Monatshefte. 81. Bd. 8. S. 589—603 m. Bildn.)

v. Oertzen, Friedr.: Joseph **von Stichaner.** Ein Lebensbild aus dem Elsass. Mit e. Bilde von Stichaner's. Freiburg i. B., Leipzig u. Tübingen: J. C. B. Mohr. 8. 78 S., 1 Bildn.

*Kohlschmidt: Johann Gustav **Stickel.** (S. 292—294.)

*Eitner, Rob.: L. M. Adolf **Stiehle.** (S. 123.)

Widmann, Hans: Adalbert **Stifter.** (Litteraturbilder fin de siècle. 2. Bdchn. München: J. Schweitzer. 8.)

Generallieutenant z. D. **v. Stocken** †. (Militär-Wochenblatt. 82. Jahrg. 2. Bd. 4. Sp. 2987—2990.)

Witte, Carl: Prozess Witte-**Stöcker** s. Witte.

*Posner: Carl **Stölzel**, Professor für technische Chemie in München. (S. 415.)

Schulz-Hasserode, W.: Fürst Otto **zu Stolberg-Wernigerode** †. (Der Bär. 23. Jahrg. 4. S. 44—46 m. Bildn.)

Der Wiedertäufer Nikolaus **Storch** und seine Anhänger in Hof. Aus Enoch Widmanns handschriftl. Chronik d. Stadt Hof mitget. v. Christian Meyer. (Hohenzollerische Forschungen. 5. Jahrg., S. 273—281.)

Berger, Karl: Theodor **Storm.** (Blätter für literar. Unterhaltung. Jahrg. 1897, II. 4. S. 593—598.)

Remer, Paul: Theodor **Storm** als norddeutscher Dichter. Mit einem Einführungsgedicht v. Detlev von Liliencron. Berlin: Schuster & Loeffler. 8. 54 S.

*Granier, Hermann: Albrecht **von Stosch**, Königl. Preuss. General der Infanterie u. Admiral. S. 422—423.)

Andreae, C.: K(arl) V(olkmar) **Stoy.** (Pädagog. Blätter f. Lehrerbildung u. Lehrerbildungsanstalten. 26. Bd. 8. S. 343—355.)

Eck, S.: Ueber David Friedrich **Strauss.** 1—4. (Die christl. Welt. 11. Jahrg. 4. Sp. 9—12, 34—39, 54—57, 74—79.)

Bischoff, Hermann: Richard **Strauss.** (Musikal. Wochenblatt. 28. Jahrg. 4. S. 194—195, 212—213, 226—228 m. Bildn.)

Wilhelm **Streckfuss.** (Chronik d. Königl. Akad. d. Künste zu Berlin. 1896/97. 8. S. 88.)

*Pniower, Otto: Friedrich **Strehlke.** (S. 319—322.)

*Zimmermann, P.: Friedr. Herm. Richard Freiherr **v. Strombeck.** (S. 408—409.)

Maretich v. Rio-Alpon, Gedeon Frhr: Josef **Struber** u. die Kämpfe in der Umgebung des Passes Lueg i. J. 1809. [Aus:

Mittheilungen d. Ges. f. Salzburger Landeskunde.] Salzburg; (Wien: W. Braumüller.) 8. 138 S. m. Bildn.

Bussler, W.: General d. Inf. v. **Stülpnagel.** Kurzgefasstes Lebensbild m. Anschluss d. Gesch. des nach ihm genannten 5. Brandenburg. Inf. Reg. Nr. 48. Gotha: G. Schloessmann. 8. 33 S. m. Bildn.

*Brümmer, Franz: Julius Karl Reinhold **Sturm.** (S. 255—256.)

Tielo, A.: Julius **Sturm.** (Die Gegenwart. 51. Bd. 4. S. 280—281.)

Klaus, B.: Ulrich **Sturm.** (B. Klaus: Gmünder Künstler. II. 3. in: Württemberg. Vierteljahrshefte f. Landesgesch. N. F. V. Jahrg. 8. S. 313—317.)

Geh. Regierungsrath Ludwig **Suche** †. (Centralblatt d. Bauverwaltung. 17. Jahrg. 4. S. 428.)

Kawerau, Waldemar: Hermann **Sudermann.** Eine kritische Studie. Magdeburg u. Leipzig: W. Niemann. 8. 3 Bl., 199 S.

Willibald: **Sudermann.** (Monatsblätter f. deutsche Litteraturgesch. I. Jahrg. 8. S. 318—327.)

***Sulzer,** Wirklicher Geheimer Kriegsrath. (S. 213.)

Tschackert, Paul: Magister Johann **Sutel,** (1504—1575), Reformator von Göttingen, Schweinfurth und Northeim, erster evang. Prediger an d. heut. Universitätskirche u. erster Superintendent zu Göttingen. Mit Benutzung vieler unbekannter Handschriften. Nebst zwei Schriften u. zahlreichen Briefen Sutels. (Zeitschr. d. Ges. f. niedersächs. Kirchengesch. 2. Jahrg. 8. S. 1—140.) (Auch besonders ersch. Braunschweig: A. Limbach. 8. III, 134 S.)

Schmoller, Gustav: Gedächtnisrede auf Heinrich **von Sybel** und Heinrich **von Treitschke.** (Zuerst veröffentl. in d. Beilage z. Allg. Zeitung v. 2.—4. Juli 1896.) (Forschungen z. Brandenburg. u. Preuss. Gesch. 9. Bd. 8. S. 357—394.)

Varrentrapp, Conrad: Heinrich **von Sybel.** (H. v. Sybel: Vorträge und Abhandlungen. M. e. biographischen Einleitung v. C. Varrentrapp. München u. Leipzig: R. Oldenbourg. 8. S. 1—156. [Historische Bibliothek. Bd. 3.])

Roth, F. W. E.: Jakob Theodor von Bergzabern (**Tabernaemontanus**), s. Theodor.

Schoener, Reinhold: Konrad **Telmann.** (Das Magazin f. Litteratur. 66. Jahrg. 4. Sp. 151—159.)

Gerhard **Tersteegen.** Ein Gedenkblatt zu seinem 200. Geburtstage. Kaiserswerth: Diakonissen-Anst. 8. 32 S. [Geschichten u. Bilder fürs deutsche Volk. No 31/33.]

Das Leben des Gerhard **Tersteegen.** Dinglingen (Frankfurt a. M.: J. Schergens). 8. 32 S.

Zum Gedächtniss Gerhard **Tersteegen's,** geb. 25. November 1697. (Allg. evangel.-luth. Kirchenzeitung. 30. Jahrg. 4. Sp. 1130—1134.)

Die religiöse Individualität Gerhard **Tersteegens.** (Der Protestant. 1. Jahrg. 4. Sp. 910—913.)

Augé: **Tersteegen** als Seelsorger. (Nach gedruckten und ungedruckten Briefen.) (Reformirte Kirchen-Zeitung. 20. Jahrg. 4. S. 372—373, 379—381.)

Augé, Fr.: Gerhard **Tersteegen** als Seelsorger. Erweit. Festansprache. Neukirchen: Stursberg & C. 8. 39 S.

Gründler, Ad.: Gerhard **Tersteegen.** Zu seinem 200jähr. Geburtstag am 25. Novbr 1897. Berlin: Buchhandlg d. Berliner Stadtmission. 8. 49 S., 1 Bl., 74 S., 1 Bl.

Kühn, E.: Gerhard **Tersteegen,** der Armen und Verlassenen Leibarzt. Ein Lebensbild. Hamburg: Rauhes Haus. 8. 24 S.

Lang, A.: Gerhard **Tersteegen.** (Reformirte Kirchen-Zeitung. 20. Jahrg. 4. S. 156—158, 162—164.)

Nelle, Wilh.: Gerh. **Tersteegen.** (G. Tersteegen: Geistliche Lieder. M. e. Lebensgesch. des Dichters u. s. Dichtung v. W. Nelle. Gütersloh: C. Bertelsmann. 8.)

Offe: Gerhard **Tersteegen.** (Schulblatt f. d. Prov. Brandenburg. 62. Jahrg. 8. S. 607—617.)

Schimmelbusch, E. W.: Zur Würdigung Gerh. **Tersteegens** als Dichters. Ein Vortrag mit besonderer Berücksichtigung der Nelle'schen Schrift »G. Tersteegens Geistliche Lieder«. Düsseldorf: C. Schaffnit. 8. 32 S.

Wereckshagen, C.: Gerhard **Tersteegen.** Lebensbeschreibung. (G. Tersteegen's Lieder und Sprüche. Ausgew. u. hrsg. v. C. Werckshagen. Berlin: H. Friedrich. 8. S. 1—31.)

*Krauss, Rudolf: Ludwig **Thaden.** (S. 93.)

Weltner, A. J.: Heinrich **Thalboth** s. Razga.

Roth, F. W. E.: Jakob **Theodor** von Bergzabern (Tabernaemontanus). Biobibliographisch geschildert. (Centralblatt f. Bibliothekswesen. 14. Jahrg. 8. S. 84—104.)

Meine Reise in den brasilianischen Tropen v. **Therese** Prinzessin von Bayern (Th. von Bayer*). Berlin: D. Reimer. 8. XVI, 544 S., 1 Bildn., 2 Ktn, 4 Taf.

Bendixen, Rudolf: August **Tholuck.** (R. Bendixen: Bilder aus d. letzten religiösen Erweckung in Deutschland. Leipzig: Dörffling & Franke. 8. S. 210—235.)

Rougemont, H. de: **Tholuck.** (Le Chrétien évangélique. IV. Année. 8. S. 10—25, 68—83.)

Emil **Thomas:** 40 Jahre Schauspieler. Er-

innerungen aus meinem Leben. (Bd. 2.) Berlin: C. Duncker. 8. 1 Bl., 286, III S. (Bd. 1 ersch. 1895.)
H. J. **Thommen.** Geb. 28. Mai 1795. Gest. 3. Nov. 1897. Personalien u. Leichenreden, gespr. b. d. Beerdigung am Freitag, 5. Nov. 1897 zu Hölstein. Liestal: (Gebr. Lüdin). 8. 16 S. m. Bildn.
[Thümmel, Mathilde:] Julius Sigismund **Thümmel.** Ein Charakterbild. Halle a. S.: Dr. v. E. Karras. 8. 50 S.
*Schölermann, W.: Victor Oscar **Tilgner.** (S. 275—279.)
Baechtold, J., u. Bachmann, A.: Ludwig **Tobler.** (L. Tobler: Kleine Schriften z. Volks- und Sprachkunde. Hrsg. v. J. Baechtold u. A. Bachmann. M. Portr., Lebensabriss u. Bibliographie. Frauenfeld: J. Huber. 8. S. VII—XVI.)
Tobler, Ludwig: Salomon **Tobler.** (L. Tobler: Kleine Schriften z. Volks- und Sprachkunde. Hrsg. v. J. Baechtold u. A. Bachmann. Frauenfeld: J. Huber. 8. S. 1—24.)
Umlauft, Friedrich: Dr. Franz **Toula.** (Deutsche Rundschau f. Geographie u. Statistik. 19. Jahrg. 8. S. 569—572 m. Bildn.)
*Friedjung, Heinrich: Ferdinand Graf **Trauttmannsdorff,** Präsident d. österreich. Herrenhauses. (S. 132—133.)
Bussler, W.: Generalmajor Hennigs **v. Treffenfeld.** Kurzgefasstes Lebensbild m. Anschluss d. Gesch. des nach ihm genannten Altmärk. Ulanen-Reg. Nr. 16. Gotha: G. Schloessmann. 8. 31 S. m. 1 Abb.
*Bailleu, P.: Heinrich **von Treitschke.** (S. 377—389.)
Kohl, Horst: Heinrich **von Treitschke.** (Blätter für literar. Unterhaltung. Jahrg. 1897, I. II. 4. I: S. 3—6; II: S. 468—470.)
Schmoller, Gust.: Heinrich **von Treitschke** s. v. Sybel.
Stamper, Georg: Heinrich **von Treitschke.** (Westermanns Illustr. Deutsche Monatshefte. 81. Bd. S. 271—283 m. Bildn.)
Oberst **v. Trotha:** Meine Bereisung von Deutsch-Ostafrika. Vortrag. Berlin: B. Brigl. 8. 96 S.
Fehler, A.: C. C. **Trott** s. Friedrich Wilhelm v. Braunschweig.
*Lier, H. A.: Heinrich August **Trübenbach,** Pfarrer. (S. 416—417.)
Bütler, Placid: **Ulrich** von Eppenstein, Abt von St. Gallen und Patriarch von Aquileja. (Jahrbuch f. Schweizer. Gesch. 22. Bd. 8. S. 251—291.)
*Brümmer, Franz: Carl **Ulrici.** (S. 262—263.)
Hartwig, Otto: François Sabatier und Caroline Sabatier — **Unger.** (Deutsche Rundschau. 91. Bd. S. 227—243.)
Johann August **Urllperger.** [Aus der Erweckungszeit d. bayerischen Landeskirche. VI.] (Allg. Evangel.-luth. Kirchenzeitung. 80. Jahrg. 4. Sp. 127—131.)
Düsel, Friedr.: Johann Peter **Uz.** (Zeitschr. f. deutsche Sprache. 10. Jahrg. 8. S. 281—292.)
Vasen, Prof. Dr.: Aus zwei Kriegen. Selbsterlebtes aus 1866 u. 1870/71. Berlin: Liebel. 8. 2 Bl., 100 S.
Geiger, Ludwig: Moritz **Veit** s. Sachs, Michael.
Krosigk, Anna v.: Werner **v. Veltheim.** E. Lebensgesch. zum Leben. Aus Tagebüchern u. Briefen zusammengest. Bernburg: (O. Dornblüth.) 8. 354 S.
*Zimmermann, P.: Karl Friedrich Hilmar **von Veltheim.** (S. 409—411.)
Branky, Franz: Theodor **Vernaleken.** (Biographien österreich. Schulmänner. Herausg. von Franz Frisch. Wien: A. Pichler's Wwe & Sohn. 8. S. 133—159.)
Dahlerup, Verner: Karl (Adolf) **Verner.** (Arkiv för nordisk filologi. N. F. 9. Bd. 8. S. 270—281.)
Hartwig, O.: Karl Adolf **Verner** als Bibliothekar. (Centralbl. f. Bibliothekswesen. 14. Jahrg. 8. S. 249—263.)
*Weltner, A. J.: Anna **Versing**-Hauptmann, Schauspielerin u. Schriftstellerin. (S. 344—345.)
Hermann **v. Vicari,** Erzbischof von Freiburg. Ein Vorkämpfer f. d. Freiheit d. Kirche. Berlin: Germania. 8. 62 S. [Kathol. Flugschriften z. Wehr u. Lehr. No 118.]
Höber, Eduard: Clara **Viebig.** (Das Magazin f. Litteratur. 66. Jahrg. 4. Sp. 1115—1118.)
Wendt, F. M.: Franz Michael **Vierthaer.** (Biographien österreich. Schulmänner. Hrsg. v. Franz Frisch. Wien: A. Pichler's Wwe & Sohn. 8. S. 56—59.)
Zum Gedächtnis an D. Corn. Rudolf **Victor.** 1. Rede am Sarge v. Past. Lahusen. 2. Gebet am Grabe v. Past. prim. Thikötter. Bremen: J. Morgenbesser. 8. 15 S.
Virchow's goldenes Universitäts-Jubiläum. (Wiener Medizin. Presse. 38. Jahrg. 4. Sp. 1483—1484.)
Seeger, Georg: Peter **Vischer** der Jüngere. Ein Beitrag zur Geschichte der Erzgiesserfamilie Vischer. Mit 27 Abb. Leipzig: E. A. Seemann. VI S., 1 Bl., 168 S. [Beiträge z. Kunstgesch. Neue Folge 23.]
Moser, Joh.: Thomas **Vocke,** der erste evangelische Pastor zu Dietersdorf. (Zeitschr. d. Harz-Vereins f. Gesch. u. Altertumskunde. 30. Jahrg. 8. S. 501—505.)
Bölsche, Wilhelm: Erinnerungen an Karl

Vogt. (Neue Deutsche Rundschau. VIII. Jahrg. 8. S. 551—561.)
Kuhlmann: Johann Heinrich **Volkening.** (Zeugen u. Zeugnisse aus d. christl.-kirchl. Leben von Minden-Ravensberg im 18. u. 19. Jahrh. 2. Heft. Gadderbaum b. Bielefeld: Anst. Bethd. 8. S. 63—87.)
*Friedjung, Heinrich. Maximilian Graf **Vrints,** österreich. Diplomat u. Herrenhausmitgl. (S. 132.)
Professor Fritz A. **Wachtl.** (Centralblatt f. d. gesammte Forstwesen. 23. Jahrg. 8. S. 1—3 m. Bildn.)
*Pagel: Guido Richard **Wagener,** Professor d. Anatomie. (S. 161—162.)
Büchner, Ludwig: Ein unmoderner Naturforscher (Adolf **Wagner**). (Die Gegenwart. 52. Bd. 4. S. 218—220.)
*Brümmer, Franz: Camillo **Wagner** von Freinsheim. (S. 250—251.)
Fränkel, Ludwig: Camillo **Wagner** von Freynsheim, Dichter. (A. D. B. 42. Bd. Leipzig: Duncker & Humblot. S. 741—744.)
Geheimer Baurath Heinr. **Wagner.** (Deutsche Bauzeitung. 31. Jahrg. 4. S. 164, 178—179.)
Geh. Baurath Prof. Dr. Heinrich **Wagner** in Darmstadt †. (Centralblatt d. Bauverwaltung. 17. Jahrg. 4. S. 147—148.)
Bulthaupt, Heinr.: Richard **Wagner** als Klassiker. (Aug. Göllerich: R. Wagners Bühnenfestspiel Der Ring der Nibelungen. Einleitung. Leipzig: C. Wild. 8.)
Drews, Arthur: (Richard) **Wagner** und Feuerbach. (Die Gegenwart. 52. Bd. 4. S. 342—344, 358—362.)
Kaefferlein, Eduard: Ein Jubiläum. Zum 22. Mai. (Richard **Wagner.**) (Musikal. Wochenblatt. 28. Jahrg. 4. S. 285—286, 297—298, 313—314, 325—326.)
Mayreder, Rosa: Richard **Wagner,** der Christ. (Das Magazin f. Litteratur. 66. Jahrg. 4. Sp. 1367—1373.)
Mayreder, Rosa: Richard **Wagner,** der Heide. (Das Magazin f. Litteratur. 66. Jahrg. 4. Sp. 1333—1338.)
Monaldi, Gino: Giuseppe Verdi und Richard **Wagner.** (Allg. Musik-Zeitung. 24. Jahrg. 4. S. 669—672.)
Schmieder, Jos.: Richard **Wagner** und die Oper. (Akademische Monatsblätter. IX. Jahrg. 4. S. 253—259.)
Zolling, Theophil: Richard **Wagner** und Georg Herwegh. Mit ungedruckten Briefen von Wagner, Herwegh, König Ludwig II. usw. (Die Gegenwart. 51. Bd. 4. S. 8—12, 26—29.)
Münz, Bernhard: Rudolph **Wagner.** (Briefe von und über Jakob Frohschammer. Hrsg. von B. Münz. Leipzig: G. H. Meyer. 8. S. 17—24.)
Dieter, Heinrich: Der salzburgische Dichter Sylvester **Wagner.** Eine Skizze seines Lebensganges m. Proben seiner Mundartdichtungen. Vortr. Salzburg: H. Dieter. 8. 29 S. m. Bildn.
Sybel, Heinrich v.: Georg **Waitz.** (H. v. Sybel: Vorträge und Abhandlungen. München u. Leipzig: R. Oldenbourg. 8. S. 309—314. [Histor. Bibliothek. Bd. 3.])
Forst, H.: Lebensgang und geschichtliche Stellung Franz Wilhelms (Grafen **v. Wartenberg,** Bischofs von Osnabrück). Seine Correspondenz. (Politische Correspondenz des Grafen Franz Wilhelm von Wartenberg, Bischofs von Osnabrück, aus den Jahren 1621—1631. Hrsg. v. H. Forst. Leipzig: S. Hirzel. 8. S. IX—XVIII. [Publicationen aus den K. Preuss. Staatsarchiven. Bd. 68.])
Droysen, Joh. Gust.: Das Leben des Feldmarsch. Grafen York **v. Wartenburg.** 10. Aufl. Neue Ausg. 2 Tle in 1 Bd. Leipzig: Veit & C. 8. XIII, 462 S.; III, 467 S. m. Bildn.
*Eitner, Rob.: Joseph Wilhelm **von Wasielewsky.** (S. 123—124.)
Wasiliewski, Wilh. Jos. v.: Aus siebzig Jahren. Lebenserinnerungen. Stuttgart: Deutsche Verl.-Anstalt. 8. VII, 278 S. m. Bildn.
Der Maler Friedrich **Wasmann.** Ein deutsches Künstlerleben. (Hist.-pol. Blätt. f. d. kath. Deutschl. 119. Bd. 8. S. 561—581.)
Pfülf, Otto: Friedrich **Wasmann,** Künstler und Convertit. (Stimmen aus Maria-Laach. Bd. 53. 8. S. 62—75, 140—154.)
Steig, Reinhold: Friedr. **Wasmann.** (Deutsche Rundschau. 93. Bd. 8. S. 471—472.)
Ernst **Wasmuth.** (Nekrolog.) (Deutsche Bauzeitung. 31. Jahrg. 4. S. 527—528.)
Hampe, Theodor: Benedikt **von Watt.** (Euphorion. 4. Bd. 8. S. 16—38.)
Keiter, Heinrich: Fr. W. **Weber,** der Dichter von »Dreizehnlinden«. Eine Studie. 5., verm. u. verb. Aufl. M. d. Portr. d. Dichters. Paderborn: F. Schöningh. 8. 68 S., 1 Bildn.
Wilms, Wilhelm: Friedrich Wilhelm **Weber.** Ein Lebensbild. (Monatsblätter f. deutsche Litteraturgesch. I. Jahrg. 8. S. 268—282.)
*Frey, Ad.: Robert **Weber.** (S. 191—193.)
Aus dem Tagebuch weiland des Geheimrats und Direktors des Königl. Sächsischen Hauptstaatsarchives Dr. Carl **von Weber** in Dresden. (Allg. Konservat. Monatsschrift f. d. christl. Deutschland. 54. Jahrg., I. 8. S. 239—262.)
Wolzogen, Hans v.: Karl Maria **von Weber.** (H. v. Wolzogen: Grossmeister deutscher Musik. Bd. 1. Hannover: Dunkmann. 4. S. 83—110 m. Bildn.)

Geschichte eines Offiziers im Kriege gegen Russland 1812, in russischer Gefangenschaft 1813 bis 1814, im Feldzuge gegen Napoleon 1815. Lebenserinnerungen v. Carl Anton Wilhelm Grafen **von Wedel.** (Herausgegeben v. Graf Ernst von Wedel.) Berlin: A. Asher & C. 8. 1 Bl., II, 309 S., 1 Fasc.

Lampe, Emil: Karl **Weierstrass.** Gedächtnissrede. Leipzig: J. A. Barth. 8. 24 S.

Kaemmel, Otto: Christian **Weise,** ein sächsischer Gymnasialrektor aus der Reformzeit des 17. Jahrhunderts. Leipzig: B. G. Teubner. 8. IV, 85 S.

Wintterlin, A.: Der Bildhauer Georg Konrad **Weitbrecht.** Ein Beitrag zur Geschichte des württembergischen Kunstgewerbes. 1796—1836. (Württemberg. Vierteljahrshefte f. Landesgesch. N. F. V. Jahrg 8. S. 333—359.)

Sybel, Heinrich v.: Worte der Erinnerung an Julius **Weizsäcker.** (H. v. Sybel: Vorträge und Abhandlungen. München und Leipzig: R. Oldenbourg. 8. S. 315—320. [Historische Bibliothek. Bd. 3.]).

Meinhold: **Wellhausen.** 1—5. (Die christl. Welt. 11. Jahrg. 4. Sp. 461—465, 487—492, 539—543, 555—557, 578—583.)

Meinhold, J.: **Wellhausen.** Leipzig: J. C. B. Mohr. 8. 44 S. (Verbesserter SA.) [Hefte zur 'Christl. Welt'. No 27.]

Meyer, Ed.: Julius **Wellhausen** u. meine Schrift Die Entstehung des Judenthums. Eine Erwiderung. Halle: M. Niemeyer. 8. 26 S.

Hantzsch, Viktor: Justinian Ernst **v. Welz,** Baron von Eberstein. (A. D. B. 42. Bd. S. 744—746.)

Johann Andreas **Wendel,** Gymnasialdir. in Coburg. (A. D. B. 42. Bd. S. 746—747.)

Heinze: Amadeus **Wendt,** Prof. d. Philosophie. (A. D. B. 42. Bd. S. 747—748.)

*Pagel: Ernst **Wenzel,** Professor d. Anatomie. (S. 162.)

Varnhagen, Herm.: **Werder** gegen Bourbaki. Der Kampf des 14. deutschen Korps gegen die französ. Ostarmee im Jan. 1871. Berlin: Schall & Grund. 8. VI, 104 S. m. Abb., 1 Bildn. u. 1 eingedr. Kte.

Salis, A. v.: Peter **Werenfels,** Dr. theol., Prof. a. d. Univ. zu Basel. (A. D. B. 42. Bd. S. 1—4.)

Salis, A. v.: Samuel **Werenfels,** Dr. u. Prof. d. Theologie von Basel. (A. D. B. 42. Bd. S. 5—8.)

Beck, P.: Albert **Werfer,** kathol. Schriftsteller u. Dichter. (A. D. B. 42. Bd. S. 8—10.)

v. Schulte: Benedict Maria Leonhard **von Werkmeister,** katholischer Theolog. (A. D. B. 42. Bd. S. 11—13.)

Pyl: Lambert **von Werle,** Abt des Klosters Eldena. (A. D. B. 42. Bd. S. 13—14.)

Hartfelder, K.: Veit **Werler,** Humanist u. Philologe. (A. D. B. 42. Bd. S. 14—15.)

Eisenhart: Johann **Werlhof,** Rechtslehrer. (A. D. B. 42. Bd. S. 15—16.)

Pagel: Paul Gottlieb **Werlhof,** berühmter Arzt des 18. Jahrh. (A. D. B. 42. Bd. S. 16—17.)

Dickinger: Josef **Werndl,** Generaldirektor der österreich. Waffenfabriks-Ges. (A. D. B. 42. Bd. S. 17—18.)

Knott, Robert: Johann Friedrich Christian **Werneburg,** Prof. d. Mathematik. (A. D. B. 42. Bd. S. 19.)

Hess, R.: Johann Wilhelm Adolf **Werneburg,** Forstmann. (A. D. B. 42. Bd. S. 19—21.)

Pagel: Wilhelm **Werneck,** österr. Militär- u. Augenarzt. (A. D. B. 42. Bd. S. 21.)

Hess, W.: Franz **Wernekink,** Medicinalrath. (A. D. B. 42. Bd. S. 21—22.)

Hess, W.: Friedr. Christ. Gregor **Wernekink,** Prof. d. Medicin. (A. D. B. 42. Bd. S. 22.)

v. Gümbel: Abraham Gottlob **Werner,** Mineralog. (A. D. B. 42. Bd. S. 33—39.)

Hartfelder, Karl: Adam **Werner** von Themar, humanist. Dichter u. Jurist. (A. D. B. 42. Bd. S. 39—41.)

Bolte, J.: Adam Friedrich **Werner,** deutscher Hofpoet König Friedrichs III. von Dänemark. (A. D. B. 42. Bd. S. 41—42.)

Schott, Theodor: August Hermann **Werner,** Arzt u. Gründer v. Kinderheilanstalten. (A. D. B. 42. Bd. S. 42.)

Seiffert, Max: Christoph **Werner,** Musiker. (A. D. B. 42. Bd. S. 43.)

Reusch: Franz **Werner,** katholischer Theologe. (A. D. B. 42. Bd. S. 43—44.)

Siegfried, C.: Friedrich **Werner,** Theologe. (A. D. B. 42. Bd. S. 48.)

Hippe, Max: Friedrich Bernhard **Werner,** schlesischer Zeichner. (A. D. B. 42. Bd. S. 48—49.)

Sulger-Gebing: (Friedrich Ludwig) Zacharias **Werner.** (A. D. B. 42. Bd. S. 66—74.)

v. Hatzbach, Knoblauch: Georg Friedrich **Werner,** Vorkämpfer f. d. Lehre vom Lichtäther. (A. D. B. 42. Bd. S. 49—50.)

Mandyczewski, E.: Gregor Joseph **Werner,** Componist. (A. D. B. 42. Bd. S. 50.)

Schott, Theodor: Gustav **Werner,** evangelischer Theologe. (A. D. B. 42. Bd. S. 50—56.)

Günther: Johannes **Werner,** Astronom u. Mathematiker. (A. D. B. 42. Bd. S. 56—58.)

Pagel: Johannes **Werner,** Arzt. (A. D. B. 42. Bd. S. 58.)

Reusch: Karl **Werner,** katholischer Theologe. (A. D. B. 42. Bd. S. 60—61.)
Lier, H. A.: Karl Friedrich Heinrich **Werner,** Aquarellmaler. (A. D. B. 42. Bd. S. 61—63.)
Landsberg, Ernst: Michael Gottfried **Werner,** Jurist. (A. D. B. 42. Bd. S. 63.)
Schumann, Paul: Anton **von Werner** u. Wilhelm Bode. (Der Kunstwart. 10. Jahrg. 4. S. 332—334.)
Fränkel, Ludwig: Franz **von Werner,** Diplomat u. Dichter unter d. Namen Murad Efendi. (A. D. B. 42. Bd. S. 44—48.)
Poten, B.: Johann Paul **von Werner,** kgl. preuss. Generallieutenant. (A. D. B. 42. Bd. S. 63—66.)
v. Györy, Joseph Freiherr **von Werner,** Diplomat. (A. D. B. 42. Bd. S. 58—60.)
Gurlt, E.: Adolf **Wernher,** gelehrter Chirurg. (A. D. B. 42. Bd. S. 80—81.)
v. Eisenhart: Johann Georg **Wernher,** Jurist u. Landsyndikus. (A. D. B. 42. Bd. S. 87.)
Wernher: Johann Wilhelm **Wernher,** grossherz. hess. Geh. Staatsrath. (A. D. B. 42. Bd. S. 81—86.)
v. Eisenhart: Michael Gottlieb **Wernher,** Rechtsgelehrter. (A. D. B. 42. Bd. S. 86—87.)
*Puschmann, Th.: Agathon **Wernich.** (S. 355—356.)
Fränkel, Ludwig: Fritz **Wernick,** Reiseschriftsteller. (A. D. B. 42. Bd. S. 87—90.)
Schmidt, Erich: Christian **Wernicke,** Epigrammatiker. (A. D. B. 42. Bd. S. 90—92.)
Bahlmann, P.: Christian Friedrich **Wernsdorf,** Pfarrer. (A. D. B. 42. Bd. S. 95.)
Bahlmann, P.: Christian Gottlieb **Wernsdorf,** Prof. d. Philosophie. (A. D. B. 42. Bd. S. 95—96.)
Bahlmann, P.: Ernst Friedrich **Wernsdorf,** Prof. d. Philosophie u. Theologie. (A. D. B. 42. Bd. S. 96.)
Bahlmann, P.: Gottlieb **Wernsdorf,** Prof. der Theologie und Generalsuperint. der Diöcese Wittenberg. (A. D. B. 42. Bd. S. 96.)
Bahlmann, P.: Gottlieb **Wernsdorf,** Prof. d. oriental. Sprachen am akad. Gymn. zu Danzig. (A. D. B. 42. Bd. S. 96—97.)
Bahlmann, P.: Gottlieb **Wernsdorf,** Prof. d. Jurisprudenz zu Wittenberg. (A. D. B. 42. Bd. S. 97.)
Müller, Georg: Gregor Gottlieb **Wernsdorf,** angesehener sächsischer Schulmann. (A. D. B. 42. Bd. S. 97—98.)
Koldewey, Friedrich: Johann Christian **Wernsdorf,** Prof. d. Eloquenz u. Poesie zu Helmstedt. (A. D. B. 42. Bd. S. 98—101.)
Frensdorff, F.: August **von Wersebe,** Geschichtsforscher. (A. D. B. 42. Bd. S. 101—102.)
Poten, B.: Johann Graf **von Werth,** kurfürstl. bair. u. k. k. österreich. General d. Cavallerie. (A. D. B. 42. Bd. S. 103—111.)
Pagel: Gustav **Wertheim,** Dermatolog. (A. D. B. 42. Bd. S. 111.)
Oppenheimer: Theodor **Wertheim,** Chemiker. (A. D. B. 42. Bd. S. 111.)
v. Petersdorff, H.: Heinrich August Alexander Wilhelm Freiherr **von Werther,** preussischer Diplomat. (A. D. B. 42. Bd. S. 111—113.)
v. Petersdorff, H.: Karl (Anton Philipp) Freiherr **von Werther,** preussischer Diplomat. (A. D. B. 42. Bd. S. 113—116.)
Lippert, W.: Dietrich **von Werthern,** Kanzler des deutschen Ordens u. Rath Herzog Georgs v. Sachsen. (A. D. B. 42. Bd. S. 116—119.)
Lippert, W.: Ernst Friedrich Karl Aemilius Freiherr **von Werthern,** königl. sächsischer Consistorialdirector, Kanzler u. Conferenzminister. (A. D. B. 42. Bd. S. 122—125.)
Lippert, W.: Georg **von Werthern,** kursächsischer Staatsmann. (A. D. B. 42. Bd. S. 125—127.)
Lippert, W.: Georg Graf **von Werthern,** kursächsischer Gesandter, Cabinetsminister u. Kanzler. (A. D. B. 42. Bd. S. 127—130.)
Georg Freiherr **von Werthern,** Jurist u. Diplomat. (A. D. B. 42. Bd. S. 130—132.)
Lippert, W., Philipp **von Werthern,** Jurist u. Diplomat. (A. D. B. 42. Bd. S. 121.)
Lippert, W.: Wolfgang **von Werthern,** Diplomat und Sprachkenner. (A. D. B. 42. Bd. S. 119—121.)
Mendheim, Max: Friedrich August Clemens **Werthes,** Dichter. (A. D. B. 42. Bd. S. 132—133.)
Bolte, J.: Heinrich **Wescht.** (A. D. B. 42. Bd. S. 134.)
Keussen: Gerhard **von Wesel,** Kölner Rathsherr. (A. D. B. 42. Bd. S. 134.)
v. Eisenhart: Mathäus **Wesenbeck,** Rechtsgelehrter. (A. D. B. 42 Bd. S. 134—138.)
Granier, Hermann: Matthaeus **von Wesenbeck,** kurbrandenb. Staatsmann. (A. D. B. 42. Bd. S. 758—761.)
Otto **Wesendonck** †. (Allg. Musik-Zeitung. 24. Jahrg. 4. S. 7—8. m. Bildn.)
Arnold **Wesenfeld,** Prof. in Frankfurt a. O. (A. D. B. 42. Bd. S. 138—139.)
Bahlmann, P.: Andreas **Wesling** (Wisling), Prof. d. hebräischen Sprache in Rostock. (A. D. B. 42. Bd. S. 139.)
Pyl: Franz **Wessel,** Bürgermeister von Stralsund u. Förderer d. Reformation. (A. D. B. 42. Bd. S. 139—141.)
Hach, Th.: Hans **Wessel** (Wechsel, Wesel),

Goldschmied in Lübeck. (A. D. B. 42. Bd. S. 141—142.)
Brecher: Johann **Wessel**, vorreformat. Theolog u. Humanist. (A. D. B. 42 Bd. S. 761—763.)
Müller, Rudolf: Eduard **Wessely**, Bildhauer. (A. D. B. 42. Bd. S. 142—144.)
Lier, H. A.: Josefine **Wessely**, Schauspielerin. (A. D. B. 42. Bd. S. 145—146.)
Zimmermann, P.: Joseph Eduard **Wessely**, Kunstschriftsteller. (A. D. B. 42. Bd. S. 144—145.)
Pagel: Moritz August **Wessely**, Arzt. (A. D. B. 42. Bd. S. 146.)
Löffler, Alexander: Wolfgang **Wessely**, Orientalist u. Rechtsgelehrter. (A. D. B. 42. Bd. S. 146—147.)
Kühner, Karl: Ignatz Heinr. **von Wessenberg** und seine Zeitgenossen, Lichtgestalten aus dem Katholizismus des 19. Jahrhunderts. M. 1 Abb. Heidelberg: J. Hörning. 8. 2 Bl., 51 S., 1 Bildn. [Bilder aus der evang.-prot. Landeskirche des Grossherzogtums Baden. III.]
v. Schulte: Ignaz Heinrich Karl Freiherr **von Wessenberg.** (A. D. B. 42. Bd. S. 147—157.)
v. Arneth: Johann Freiherr **von Wessenberg.** (A. D. B. 42. Bd. S. 157—173.)
Heigel: Lorenz **von Westenrieder**, Historiker. (A. D. B. 42. Bd. S. 173—181.)
Brecher: Gerhard **Westerburg**, Jurist. (A. D. B. 42. Bd. S. 182—184.)
Zimmermann, P.: George **Westermann**, Verlagsbuchhändler. (A. D. B. 42. Bd. S. 184—186.)
Redlich: Johann **Westermann**, Theologe. (A. D. B. 42. Bd. S. 186.)
Reusch: Anton **Westermayer**, katholischer Geistlicher. (A. D. B. 42. Bd. S. 186—187.)
Grotefend, W.: Christiane Henriette Dorothea **Westermayr**. (A. D. B. 42. Bd. S. 187—188.)
Grotefend, W.: Daniel Jakob **Westermayr** (Westermayer), Goldarbeiter. (A. D. B. 42. Bd. S. 188—189.)
Grotefend, W.: Konrad **Westermayr** (Westermayer), Maler u. Kupferstecher. (A. D. B. 42. Bd. S. 189—191.)
Steiff, K.: Joachim **Westfal**, Buchdrucker. (A. D. B. 42. Bd. S. 191.)
v. Gümbel: Christian Friedrich Gotthard **Westfeld**, hannov. Obercommissär u. Klosteramtmann, Cameralist u. Mineralog. (A. D. B. 42. Bd. S. 191—192.)
Keussen: Dietrich **Westhof**, Chronist. (A. D. B. 42. Bd. S. 192.)
Reusch: Elbert Wilhelm **Westhoff**, katholischer Geistlicher. (A. D. B. 42. Bd. S. 192—193.)
Bahlmann, P.: (Joseph) Ferdinand **Westhoff.** (A. D. B. 42. Bd. S. 193.)
Pyl: Andreas **Westphal**, Historiker. (A. D. B. 42. Bd. S. 196—197.)
Landsberg, Ernst: Ernst Christian **Westphal**, Jurist. (A. D. B. 42. Bd. S. 197—198.)
Joachim **Westphal**, lutherischer Theologe. (A. D. B. 42. Bd. S. 198—201.)
Günther: Johann Heinrich **Westphal**, Astronom. (A. D. B. 42. Bd. S. 202—203.)
Günther: Justus Georg **Westphal**, Astronom. (A. D. B. 42. Bd. S. 203—204.)
Korn, G.: Karl (Friedrich Otto) **Westphal**, Arzt. (A. D. B. 42. Bd. S. 204—205.)
Rossbach, A.: Rudolf (Georg Hermann) **Westphal.** (A. D. B. 42. Bd. S. 205—216.)
Mendheim, Max: Engel Christine **Westphalen**, Dichterin. (A. D. B. 42. Bd. S. 217—218.)
v. Krogh: Heinrich Christian **Westphalen**, Etatsrath. (A. D. B. 42. Bd. S. 226—227.)
Günther: Hermann Libert **Westphalen**, Astronom. (A. D. B. 42. Bd. S. 227—228.)
Joachim, Hermann: Nicolaus Adolf **Westphalen**, Jurist u. Historiker. (A. D. B. 42. Bd. S. 228.)
Zimmermann, P.: Christian Heinrich Philipp (Edler v.) **Westphalen.** (A. D. B. 42. Bd. S. 228—231.)
Carstens: Ernst Joachim **von Westphalen**, Gelehrter u. Staatsmann. (A. D. B. 42. Bd. S. 218—221.)
Thimme, Friedrich: Ferdinand Otto Wilhelm Henning **von Westphalen**, preussischer Minister. (A. D. B. 42. Bd. S. 221—226.)
Oppenheimer: Johann Friedr. **Westrumb**, Apotheker. (A. D. B. 42. Bd. S. 231.)
Sillem, W.: Hermann **Wetken**, Bürgermeister von Hamburg. (A. D. B. 42. Bd. S. 234—237.)
Sillem, W.: Johann **Wetken**, Bürgermeister von Hamburg. (A. D. B. 42. Bd. S. 231—234.)
Lipsius, Richard Adelbert: Zur Säkularfeier (Wilhelm Martin Leberecht) **de Wettes.** 1880. (R. A. Lipsius: Glauben und Wissen. Ausgewählte Vorträge u. Aufsätze. Berlin: C. A. Schwetschke & Sohn. 8. S. 299—313.)
Dierauer, J.: Laurenz **Wetter**, Landammann von Appenzell-Ausserorden. (A. D. B. 42. Bd. S. 238—239.)
Salis, A. v.: Johann Jacob **Wettstein.** Prof. der Theologie. (A. D. B. 42. Bd. S. 251—254.)
Fäh, Franz: Johann Rudolf **Wettstein**, Bürgermeister von Basel. (A. D. B. 42. Bd. S. 240—248.)
Salis, A. v.: Johann Rudolf **Wettstein I.**,

Prof. d. Theologie. (A. D. B. 42. Bd. S. 248—250.)

Salis, A. v.: Johann Rudolf **Wettstein II.**, Prof. d. Theologie. (A.. D B. 42. Bd. 250—251.)

Metz, L.: Hieronymus **Wetzel**, niederhess. reformirter Theolog. (A.D.B. 42.B. S. 254—256.)

Johann Caspar **Wetzel**, Theologe. (A. D. B. 42. Bd. S. 256—257.)

Haeberlin, C.: Johann Christian Friedrich **Wetzel**, Rector des Lyceums zu Prenzlau. (A. D. B. 42. Bd. S. 257—259.)

Metz: Thomas **Wetzel**, reformirter Geistlicher Niederhessens. (A. D. B. 42. Bd. S. 259—260.)

v. Györy: Heinrich Joseph **Wetzer**, Theologe. (A. D. B. 42. Bd. S. 261—263.)

Pagel: Johann Evangelist **Wetzler**, Arzt. (A. D. B. 42. Bd. S. 263.)

Klenz, Heinrich: Friedrich Karl **Wex**, Schulmann u. Philolog. (A. D. B. 42. Bd. S. 263—265.)

v. Schulte: Jakob **Wex**, Prof. d. Theologie u. Philosophie. (A.B.B. 42. Bd. S. 265—266.)

Holland, Hyac.: Wilibald **Wex**, Landschaftsmaler. (A. D. B. 42. Bd. S. 266.)

Lier, H. A.: Julius **Weyde**, Genremaler. (A. D. B. 42. Bd. S. 266.)

Binz, C.: Johann **Weyer**, Arzt. (A. D. B. 42. Bd. S. 266—270.)

Heyd, W.: Albrecht **Weyermann**, Theolog u. Litterarhistoriker. (A. D. B. 42. Bd. S. 270—271.)

Brümmer, Franz: Friedrich **Weyermüller**, Dichter geistlicher Lieder. (A.D.B. 42. Bd. S. 271.)

Poten, B: Hermann **Weygand**, grossherzl. hessischer Major u. Militärschriftsteller. (A. D. B. 42. Bd. S. 272—273.)

Katzenstein, Louis: Sebastian **Weygandt**, Maler. (A. D. B. 42. Bd. S. 273)

Redlich: Maximilian Friedrich **Weyhe**, Botaniker u. Hofgärtner. (A. D. B. 42. Bd. S. 277—278.)

Lange, Wilhelm Christian: Eberhard **von Weyhe**, Jurist u. Staatsmann. (A. D. B. 42. Bd. S. 273—277.)

Tschackert, P.: Johann Heinrich **Weyhenmayer**, luth. Prediger u. Erbauungsschriftsteller. (A. D. B. 42. Bd. S. 278.)

Lier, H. A.: Georg Gottfried **Weyhenmeyer**, Bildhauer. (A. D. B. 42. Bd. S. 279.)

Fränkel, Ludwig: Josef **Weyl**, Humorist u. Uebersetzer. (A. D. B. 42. Bd. S. 280—282.)

Sauer, W.: Joseph **Weyland**, päpstlicher Hausprälat. (A. D. B. 42. Bd. S. 282—283.)

Ratzel, F.: Karl **Weyprecht**, Polarfahrer. (A. D. B. 42. Bd. S. 763—774.)

Escherich, G. v.: Emil **Weyr**, Prof. d. Geometrie. (A. D. B. 42. Bd. S. 283—284.)

Mayer, Christian: Stephan **Weyrer**, Kirchenmeister zu Nördlingen. (A. D. B. 42. Bd. S. 284—285.)

Stieda, L.: (Karl Rufus) Victor **Weyrich**, Arzt. (A. D. B. 42. Bd. S. 285—286.)

Müller, Rud.: Clemens Ritter **v. Weyrother**, Schriftsteller. (A. D. B. 42. Bd. S. 286—287.)

Criste, Osk.: Franz **v. Weyrother**, Generalmajor. (A. D. B. 42. Bd. S. 287—289.)

Eitner, Rob.: Christoph Ernst Friedrich **Weyse**, Componist u. Musiktheoretiker. (A. D. B. 42. Bd. S. 289—290.)

Steiff, K.: Johannes **Weyssenburger**, Priester u. Drucker. (A. D. B. 42. Bd. S. 290—291.)

Hantzsch, Viktor: Wolfgang **Weyssenburger**, reformirter Theolog u. Geograph. (A. D. B. 42. Bd. S. 291—292.)

Anemüller: Johann Karl **Wezel**, Lustspieldichter. (A. D. B. 42. Bd. S. 292—293.)

Wagner, P.: Tileman Dothias **Wiarda**. (A. D. B. 42. Bd. S. 293—298.)

Günther, Rudolf: Johann Christian **Wibel**, Hofprediger u. Kirchenhistoriker. (A.D.B. 42. Bd. S. 300—302.)

Wetzel: Peter **Wiben**. (A. D. B. 42. Bd. S. 302—303.)

Pagel: Karl August **Wibmer**, Arzt u. Medicinalbeamter. (A. D. B. 42. Bd. S. 303—304.)

Cuno: Johannes **Wichelhaus**, reformirter Theologe. (A. D.B. 42. Bd. S. 306—309.)

Hennig, Mart.: Johann Heinrich **Wichern**, der Herold d. Inn. Mission. Berlin: Ostdeutscher Jünglingsbund. 8. 16 S. m. Abb. [Für Feste u. Freunde der Inn. Mission. H. 1.]

Sander: Johann Hinrich **Wichern**, Begründer des Rauhen Hauses. (A. D. B. 42. Bd. S. 775—780.)

Holstein, H.: George Heinrich Robert **Wichert**, Schulmann. (A. D. B. 42. Bd. S. 309—310.)

Bolte, J.: Albert **Wichgrevius**, Dichter. (A. D. B. 42. Bd. S. 310—312.)

Lier, H. A.: Adolf **Wichmann**, Maler. (A. D. B. 42. Bd. S. 312—313.)

Pagel: Johann Ernst **Wichmann**, Arzt. (A. D. B. 42. Bd. S. 313.)

Weisbach, Werner: Karl Friedrich **Wichmann**, Bildhauer. (A.D.B. 42. Bd. S. 313—314.)

Weisbach, Werner: Ludwig Wilhelm **Wichmann**, Bildhauer. (A.D.B. 42. Bd. S. 314—316.)

Günther: Moritz Ludwig Georg **Wichmann,** Astronom. (A. D. B. 42. Bd. S. 316.)

Siegfried, C.: Johann (Christoph) **Wichmannshausen.** (A. D. B. 42. Bd. S. 316.)

Wunschmann, E.: Max Ernst **Wiehura,** preussischer Regierungsrath. (A. D. B. 42. Bd. S. 316—318.)

*Brümmer, Franz: Julius **von Wickede.** (S. 261—262.)

Poten, B.: Julius **v. Wickede,** Schriftsteller. (A. D. B. 42. Bd. S. 318—319.)

Schäfer, Dietrich: Thomas **v. Wickede,** Bürgermeister von Lübek. (A. D. B. 42. Bd. S. 319—320.)

Ilwof, Franz: Matthias Constantin Capello Graf **von Wickenburg.** (A. D. B. 42. Bd. S. 320—325.)

Schlossar, A.: Wilhelmine Gräfin **Wickenburg-Almásy,** deutsch-österreichische Dichterin. (A. D. B. 42. Bd. S. 326—327.)

Kaindl, R. F.: Franz Adolf **Wickenhauser,** Geschichtsforscher. (A. D. B. 42. Bd. S. 327—328.)

Schmidt, Erich: Jörg **Wickram.** (A. D. B. 42. Bd. S. 328—336.)

Ney: Joh. Goswin **Widder,** pfälz. Historiker. (A. D. B. 42. Bd. S. 338.)

Cuno: Friedrich **Widebram,** reformirter Schulmann und Dichter. (A. D. B. 42. Bd. S. 338—340.)

Steiff, K.: Johannes **Widenast** (Vydenast). (A. D. B. 42. Bd. S. 340—341.)

Lauchert: Franz Xaver **Widenhofer,** katholischer Theologe. (A. D. B. 42. Bd. S. 341—342.)

v. Winckel, F.: Barbara **Widenman(nin).** (A. D. B. 42. Bd. S. 342—343.)

Tschackert, Paul: Philipp Ehrenreich **Wider** (Wieder), evang. Theologe. (A. D. B. 42. Bd. S. 343.)

Fränkel, L.: Achilles Jason **Widman(n).** (A. D. B. 42. Bd. S. 345—346.)

Lier, H. A.: Christian Adolf Friedrich **Widmann,** Dichter u. Politiker. (A. D. B. 42. Bd. S. 352—354.)

Meyer, Christian: Enoch **Widmann,** Geschichtsschreiber. (A. D. B. 42. Bd. S. 354—355.)

Fränkel, L.: Erasmus **Widman(n),** Musiker u. musikal. Dichter. (A. D. B. 42. Bd. S. 346—350.)

v. Schulte: Franz **Widmann,** Kanonist. (A. D. B. 42. Bd. S. 355.)

Fränkel, L. Georg **Widman(n),** Chronist. (A. D. B. 42. Bd. S. 345.)

Fränkel, L.: Georg Rudolf **Widman(n),** Bearb. d. Faust-Volksbuchs. (A. D. B. 42. Bd. S. 350—352.)

Widmann, J. V.: Erinnerungen an Johannes Brahms. s. Brahms.

Heyd: Johann **Widmann** (Salicetus). (A. D. B. 42. Bd. S. 355—357.)

Cantor: Johannes **Widmann** von Eger, Mathematiker. (A. D. B. 42. Bd. S. 355.)

v. Oefele: Leonhart **Widmann,** Regensburger Chronist. (A. D. B. 42. Bd. S. 357.)

Riezler: Johann Albrecht **Widmanstetter,** Staatsmann u. Humanist. (A. D. B. 42. Bd. S. 357—361.)

Lauchert: Joseph **Widmer,** katholischer Theologe. (A. D. B. 42. Bd. S. 361—362.)

Holland, Hyac.: Max Ritter **von Widnmann,** Bildhauer und Akademieprofessor. (A. D. B. 42. Bd. S. 362—364.)

v. Hoyer, E.: Friedr. Karl Hermann **Wiebe,** Ingenieur. (A. D. B. 42. Bd. S. 370—372.)

Frölich, H.: Johann Wilhelm **v. Wiebel,** deutscher Militärarzt. (A. D. B. 42. Bd. S. 372.)

Eitner, Rob., Friedrich **Wieck,** Musiker u. Musikpädagoge. (A. D. B. 42. Bd. S. 373—375.)

v. Hoyer, E.: Friedrich Georg **Wieck,** technologischer Schriftsteller u. Industrieller. (A. D. B. 42. Bd. S. 372—373.)

Günther; Basilius Christian Bernhard **Wiedeburg,** Astronom. (A. D. B. 42. Bd. S. 375.)

Wegele: Friedrich **Wiedeburg,** Historiker. (A. D. B. 42. Bd. S. 375.)

Stalmann, W.: Friedrich August **Wiedeburg,** Universitätsprof. u. Schulmann. (A. D. B. 42. Bd. S. 376—377.)

Günther: Johann Bernhard **Wiedeburg,** Theolog u. Astronom. (A. D. B. 42. Bd. S. 379—380.)

Günther: Johann Ernst Basilius **Wiedeburg,** Physiker u. Astronom. (A. D. B. 42. Bd. S. 380.)

Koldewey: Justus Theodor **Wiedeburg.** (A. D. B. 42. Bd. S. 378—379.)

v. Winckel, F.: Christian Rudolf Wilhelm **Wiedemann,** Anatom. (A. D. B. 42. Bd. S. 381.)

Lauchert: Georg Friedrich **Wiedemann,** katholischer Theologe u. Historiker. (A. D. B. 42. Bd. S. 381—383.)

Hess, R.: Wilhelm **v. Wiedenmann,** Forstmann. (A. D. B. 42. S. 383—385.)

Schneider, Eugen: Konrad **Wiederhold.** (A. D. B. 42. Bd. S. 386—388.)

Brandt, Otto: Ludwig Heinrich **Wiederhold.** (A. D. B. 42. Bd. S. 388—389.)

Brandt, Otto: Johann Ludwig **Wiederholdt,** hervorragender Jurist. (A. D. B. 42. Bd. S. 385—386.)

Carstens: Karl Johannes Friedrich Wilhelm **Wieding,** gelehrter Jurist. (A. D. B. 42. Bd. S. 389—390.)

Oppenheimer, Carl: Johann Christian

Wiegleb, Apotheker. (A. D. B. 42. Bd. S. 390.)

Daelen, Eduard: Rudolf **Wiegmann**, Architekt u. Maler. (A. D. B. 42. Bd. S. 390—391.)

v. Stamford, Carl: Ernst Heinrich **Wiegrebe**, kurfürstl. hessischer Oberst. (A. D. B. 42. Bd. S. 391—395.)

Pagel: Joseph **Wiel**, schweizer Arzt. (A. D. B. 42. Bd. S. 395.)

Koch, Max: (Christoph) Martin **Wieland**. (A. D. B. 42. Bd. S. 400—419.)

Meyer v. Knonau: P. Johann Baptist **Wieland**, gelehrter Benedictiner. (A. D. B. 42. Bd. S. 398—399.)

Fränkel, Ludwig: Johann Sebastian **Wieland**, Dichter. (A. D. B. 42. Bd. S. 395—398.)

v. Salis, Arnold: Karl Dietrich **Wieland**, Jurist. (A. D. B. 42. Bd. S. 399—400.)

Carstens: Ludolf Christian **Wienbarg**. (A. D. B. 42. Bd. S. 419—420.)

*Braunmühl, A. v.: Christian **Wiener**, Geh. Hofrat. (S. 207—209.)

Wiener, Hermann: Christian **Wiener**, Mathematiker, (A. D. B. 42. Bd. S. 790—792.)

Behrend, Reichsgerichtsrat Dr.: Heinrich **Wiener**. (Deutsche Juristen-Zeitung. II. Jahrg. 4. S. 466—467.)

Steiff, K.: Johannes **Wiener** (Wienner), Buchdrucker der Incunabelzeit. (A. D. B. 42. Bd. S. 420.)

Elze, Th: Paul **Wiener**, Mitreformator in Krain, erster evang. Bischof in Siebenbürgen. (A. D. B. 42. Bd. S. 420—422.)

Focke: Arnold **Wienholt**, Arzt. (A. D. B. 42. Bd. S. 422.)

Bahlmann, P.: Franz **Wieniewski**, Philologe. (A. D. B. 42. Bd. S. 422—423.)

Bahlmann, P.: Eberhard **Wiens**, Schulmann. (A. D. B. 42. Bd. S. 423—424.)

Beim Generalkapellmeister **Wieprecht**. Eine 30 jähr. Erinnerung an den Sieg der Musik der preuss. Garde bei dem internat. Wettkampf der Europ. Militärmusik auf der Pariser Weltausstellung 1867. (Der Bär. 23. Jahrg. 4. S. 18—21.)

Eitner, Rob.: Wilhelm Friedrich **Wieprecht**, Generalmusikdirector des preuss. Gardecorps. (A. D. B. 42. Bd. S. 424—425.)

Christianus **Wierstraat**. (A. D. B. 42. Bd. S. 427.)

v. Eisenhart: Georg Stephan **Wiesand**, Rechtslehrer. (A. D. B. 42. Bd. S. 427—429.)

*Weltner, A. J.: Wilhelm **Wiesberg**, österr. Volksschriftsteller. (S. 345—347.)

Klenz, Heinrich: Georg Walter Vicent (von) **Wiese**, Kanonist, Staatsmann. (A. D. B. 42. Bd. S. 429—430.)

Müller, Albert: Friedrich (Julius August **Wieseler**. (A. D. B. 42. Bd. S. 430—433.)

Tschackert, Paul: Karl Georg **Wieseler**, evang. Theologe. (A. D. B. 42. Bd. S. 433.)

Häckermann: Christian Enoch **Wiesener**, Theologe u. Dichter. (A. D. B. 42. Bd. S. 433—434.)

Landsberg, Ernst: Just Karl **Wiesenhauern**, protestant. Kanonist. (A. D. B. 42. Bd. S. 434—435.)

Lauchert: Georg Franz **Wiesner**, kathol. Theologe. (A. D. B. 42. Bd. S. 435—436.)

Müller, Rudolf: Konrad **Wiesner**, Kupferstecher. (A. D. B. 42. Bd. S. 436—440.)

v. Schulte: Jakob **Wiessner**, Kanonist. (A. D. B. 42. Bd. S. 440.)

Lauchert: Stephan **Wiest**, kathol. Theologe. (A. D. B. 42. Bd. S. 440—442.)

Lier, H. A.: Heinrich **Wiethase**, Architekt. (A. D. B. 42. Bd. S. 442.)

v. Schulte: Maximilian **Wietrowski**, Jesuit. (A. D. B. 42. Bd. S. 442.)

Pfau, Karl Fr.: Georg **Wigand**, Verleger. (A. D. B. 42. Bd. S. 449—451.)

Brecher: Johann **Wigand**, lutherischer Theolog. (A. D. B. 42. Bd. S. 452—454.)

Wunschmann, E.: (Julius Wilhelm) Albert **Wigand**, Botaniker. (A. D. B. 42. Bd. S. 445—449.)

Stieda, L.: Justus Heinrich **Wigand**, Arzt. (A. D. B. 42. Bd. S. 454—457.)

Pfau, Karl Fr.: Otto **Wigand**, Buchhändler. (A. D. B. 42. Bd. S. 457—458.)

Lauchert: Martin **Wigandt**, kathol. Theologe u. Philosoph. (A. D. B. 42. Bd. S. 458.)

Pagel: Franz Jacob **Wigard**, Arzt u. Stenograph. (A. D. B. 42. Bd. S. 458—459.)

Krause: Dr. (Peter Gottlieb Daniel) Friedrich **Wigger**. (A. D. B. 42. Bd. S. 461—463.)

Klenz, Heinrich: Gustav (Adam) Friedrich **Wiggers**, Theolog. (A. D. B. 42. Bd. S. 463—465.)

Pagel: Heinrich August Ludwig **Wiggers**, Pharmakolog. (A. D. B. 42. Bd. S. 465.)

Lauchert: Johann **Wiggers**, kathol. Theologe. (A. D. B. 42. Bd. S. 465.)

Klenz, Heinrich: Moritz (Karl Georg) **Wiggers**, Politiker (A. D. B. 42. Bd. S. 465—468.)

Holstein, H.: Friedrich **Wiggert**, hervorragender Schulmann. (A. D. B. 42. Bd. S. 468—469.)

Fränkel, Ludwig: Ludwig **Wihl**, Philolog und Litterat. (A. D. B. 42. Bd. S. 469—472.)

Lier, H. A: Christian **Wilberg**, Maler. (A. D. B. 42. Bd. S. 472—473.)

Koldewey: Friedrich (Wilhelm) **Wilberg,** Schulmann. (A. D. B. 42. Bd. S. 473—474.)
Klenz, Heinrich: Christian (Ludwig Theodor) **Wilbrandt,** Aesthetiker. (A. D. B. 42. Bd. S. 476—477.)
v. Stamford, Carl: Ernst Ludwig **v. Wilcke,** kurf. sächs. General d. Infanterie. (A. D. B. 42. Bd. S. 477—479.)
Schrauf: Heinrich Wilhelm Graf **Wilczek.** (A. D. B. 42. Bd. S. 479—481.)
Goldmann, A.: Johann Joseph Maria Graf **v. Wilczek.** (A. D. B. 42. Bd. S. 482—486.)
Mandyczewski, E.: Franz **Wild,** Tenorist. (A. D. B. 42. Bd. S. 486—487.)
Hantzsch, Viktor: Johannes **Wild,** Reisender. (A. D. B. 42. Bd. S. 487—488.)
Becker, F.: Johannes **Wild,** Ingenieur. (A. D. B. 42. Bd. S. 488—489.)
Steiff, K.: Leonhard **Wild,** Buchdrucker. (A. D. B. 42. Bd. S. 489—490.)
Holstein, H.: Sebastian **Wild,** Meistersänger u. Dramatiker. (A. D. B. 42. Bd. S. 490—491.)
v. Eisenhart: Wilhelm Eduard **Wilda,** Professor der Rechte. (A. D. B. 42. Bd. S. 491—493.)
Lier, H. A.: Mathilde **Wildauer,** Schauspielerin u. Sängerin. (A. D. B. 42. Bd S. 493—495.)
Pagel: Christian Friedrich Ludwig **Wildberg,** Arzt. (A. D. B. 42. B. S. 495.)
Gurlt, E.: Johannes **Wildberger,** Orthopäde. (A. D. B. 42. Bd. S. 495.)
Gurlt, E.: Johann Christian **Wilde,** Anatom. (A. D. B. 42. Bd. S. 496.)
Stieda, L.: Peter Ernst **Wilde.** (A. D. B. 42. Bd. S. 496—498.)
Riezler: Ritter Hans Ebran **von Wildenberg,** bairischer Chronist. (A. D. B. 42. Bd. S. 498—499.)
Hippe, M.: Hieronymus Gürtler **von Wildenberg.** (A. D. B. 42. Bd. S. 499.)
Fränkel, Ludwig: Karl August **Wildenhahn,** Erbauungsschriftsteller. (A. D. B. 42. Bd. S. 500—503.)
Rée: Georg Christian **Wilder,** Architekturzeichner u. Kupferstecher. (A. D. B. 42. Bd. S. 504.)
Schott, Theodor: Ottilie **Wildermuth.** (A. D. B. 42. Bd. S. 504—507.)
Cuno: Johann Daniel **Wildius,** reform. theolog. Schriftsteller. (A. D. B. 42. Bd. S. 507.)
Hess, R.: Ludwig Karl Eberhard Heinrich Friedrich **von Wildungen,** Forstmann. (A. D. B. 42. Bd. S. 513—515.)
v. Eisenhart: Christian **Wildvogel,** sächs.-eisenach. Geheimrath, Senior d. Jenenser Juristenfacultät. (A. D. B. 42. Bd. S. 515—516.)
Ambrosius **Wilflingseder,** Diakonus u. Musikschriftsteller. (A. D. B. 42. Bd. S. 516—517.)
Krieger: **Wilhelm,** Markgraf von Baden (-Baden). (A. D. B. 42. Bd. S. 697—699.)
Poten, B: **Wilhelm** Ludwig August, Prinz u. Markgraf von Baden. (A. D. B. 42. Bd. S. 699—701.)
Poten, B.: Ludwig **Wilhelm** August, Prinz von Baden. (A. D. B. 42. Bd. S. 701—703.)
Riezler: **Wilhelm III.,** Herzog von Baiern-München. (A. D. B. 42. Bd. S. 703—705.)
Riezler: **Wilhelm IV.,** Herzog v. Baiern. (A. D. B. 42. Bd. S. 705—717.)
Riezler: **Wilhelm V.,** der Fromme, Herzog von Baiern. (A. D. B. 42. Bd. S. 717—723.)
Redlich: **Wilhelm I.,** Herzog von Berg. (A. D. B. 42. Bd. S. 723—727.)
Zimmermann, P.: **Wilhelm** der Aeltere, Herzog zu Braunschweig u. Lüneburg. (A. D. B. 42. Bd. S. 733—738.)
Zimmermann, P.: **Wilhelm** der Jüngere, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg. (A. D. B. 42. Bd. S. 738—741.)
Wilhelm der Grosse. 1797. 1897. Berlin: A. Weichert. 8. 16 S. m. 1 Abb.
Aus dem Tagebuche Kaiser **Wilhelm I.** Berlin: H. Steinitz. 8. 2 Bl., 71 S.
Wilhelm der Grosse. Ein Lebensbild. Zabern: A. Fuchs. 8. 32 S. m. Bild.
Kaiser **Wilhelm** d. Grosse. Jubiläums-Schrift v. Sächs. Gustav-Adolf-Boten. Dresden: F. Sturm & C. 8. 16 S. m. Abb.
Wilhelm der Grosse, Deutschlands Helden-Kaiser. Dargest. in 20 Portraits v. 1802—1882. Neue Ausg. M. e. einl. Dichtg. v. Jul. Wolff u. Illustr. von A. v. Heyden. München: F. Bruckmann. 4. 54 S. Text.
Eine Lebensbeschreibung Kaiser **Wilhelms I.** (Die Grenzboten. 56. Jahrg. IV. 8. S. 169—180.)
Kaiser **Wilhelm** der Siegreiche. Zur 100jähr. Feier seines Geburtstages. (Die Grenzboten. 56. Jahrg. I. 8. S. 513—516.)
König **Wilhelm** auf seinem Kriegszuge in Frankreich 1870. Von Mainz bis Sedan. Zum 22. März 1897 hrsg. v. Grossen Generalstabe. Nebst Plänen. Berlin: E. S. Mittler & Sohn. 8. 82 S. [Kriegsgeschichtl. Einzelschriften. Hrsg. v. Gr. Generalst.-Abth. f. Kriegsgesch. H. 19.]
Kaiser **Wilhelm I.** und Fürst Bismarck. (Der Bär. 23. Jahrg. 4. S. 162—164.)
Adami, Frdr.: Das Buch vom Kaiser **Wilhelm.** Ein Lebensbild, nach d. Aufzeichnungen v. Augenzeugen u. Zeitgenossen. 2. [Titel-]Aufl. 2 Bde. Bielefeld: Velhagen & Klasing. 8. V, 466 S.; V, 567 S.

Beck, Schulrat: Der Ruhm Kaiser **Wilhelms I.** Festrede. (Der Schulfreund. 53. Jahrg. 8. S. 85—95.)
Below, H. v.: Kaiser **Wilhelm** der Grosse. Berlin: K. Siegismund. 8. 93 S. m. 1 Bildn.
Berner, Ernst: **Wilhelm** der Grosse. Ein Bild seines Lebens. Historisch erforscht. Berlin: A. Duncker. 8. S. 1—160.
Beyschlag, Willibald: Zum Centenarium Kaiser **Wilhelms I.** (Deutsch-evangel. Blätter, 22. Jahrg. 8. S. 271—277.)
Bickerich, W.: Festrede z. 100jähr. Geburtstage Kaiser **Wilhelms I.** Lissa: F. Ebbecke. 8.
Dietz, Rud.: **Wilhelm** der Grosse. 1—3. Aufl. Düsseldorf: L. Schwann. 8. 16 S.
Disselhoff, Julius: Kaiserbüchlein oder Kaiser **Wilhelms** Lehr- und Meisterjahre. 5., neu durchges. u. verm. Aufl. Kaiserswerth: Diakonissen-Anstalt. 8. 166 S, 2 Bildn., 1 Beil.
Erdmannsdörffer, B.: Kaiser **Wilhelm I.** Festrede d. Universität Heidelberg. Heidelberg: J. Hörning. 8. 25 S.
Falke, Rob.: Kaiser **Wilhelm** der Grosse. Basel: F. E. Perthes. 8. 48 S. m. Titelbild.
Fischer, Glieb: Deutschlands grosser Heldenkaiser. Bilder aus d. Leben d. grossen Kaisers **Wilhelm I.** 4.—7. Aufl. 31—65. Taus. Herborn: Buchh. d. Nass. Colportagever. 8. 64 S. m. Abb.
Fischer-Sallstein, M. Konr.: Kaiser **Wilhelm** der Grosse. Berlin: A. Weichert. 8. 159 S. m. Abb.
Fitzner, Br.: Kaiser **Wilhelm I.** als Freimaurer in Wort u. That. 5. unveränd. Aufl. Hannover: A. Kiepert. 8. VIII, 80 S.
Fleischmann, Paul: Vom lieben alten Kaiser **Wilhelm.** Allerlei aus seinem Leben. Berlin: Deutsche Sonntagsschul-Buchh. 8. 20 S. m. Abb.
Geyer, Alb.: Kaiser **Wilhelm** der Grosse. Berlin: A. W. Hayn's Erben. 8. III, 123 S. m. Illustr.
Goebel, Herm.: Kaiser **Wilhelm I.**, der Grosse, e. evangelischer Glaubensheld. 3.—5. Aufl. Cöthen: Schriftenniederl. d. evang. Vereinshauses. 8. 138 S. m. 1 Bildn.
v. Gossler, Gust.: **Wilhelm** der Grosse in seinen Beziehungen zur Kunst. Rede. Nebst urkundl. Anlagen. Berlin: E. S. Mittler & Sohn. 4. 57 S.
Grahl, Otto de: Kaiser **Wilhelm** der Grosse. Mit 73 Text-Illustr. u. 1 Titelb. Berlin: W. Pauli's Nachf. 8. 160 S.
Grimm-Carnap, Oscar: **Wilhelm** der Grosse und die preussische Volksschule. (Monatsschrift für kathol. Lehrerinnen. 10. Jahrg. 8. S. 136—141.)
Heinke, F.: Unser Soldatenkaiser **Wilhelm I.** 12.—17. Aufl. Als Anh.: Aus den letztwill. Aufzeichnungen Kaiser Wilhelms I. Berlin: Liebel. 8. 20 S. m. Bildn.
Hermann, Ernst: Kaiser **Wilhelm I.** Osterwieck a./H.: A. W. Zickfeldt. 8.
Hilger, Jos.: Zur Jubelfeier des 100. Geburtstages Kaiser **Wilhelms** des Grossen. Mayen: L. Schreder. 8. 15 S.
Hoffmeyer, L.: Kaiser **Wilhelm** d. Grosse. 1.—4. Aufl. Breslau: F. Hirt. 8. 48 S. m. 18 Abb.
Hoischen, G.: Vier Bilder aus dem Leben Kaiser **Wilhelms I.** Hamm: Breer & Thiemann. 8. 16 S. m. Bild.
Jahnke, Ernst: Festgabe zum 100jähr. Geburtstage Kaiser **Wilhelms** des Grossen. Danzig: R. Barth. 8. 32 S. m. Abb.
Jahnke, Herm.: Wilhelm-Gedenkbuch. Zum Andenken an den 100jähr. Geburtstag Kaiser **Wilhelms** des Grossen. M. 1 Kunstbeil. u. Abb. Berlin: P. Kittel. 4. Kl. Ausg. 72 S. Gr. Ausg. 106 S.
Kohl, Horst: Kaiser **Wilhelm I.** (Blätter für literar. Unterhaltung. Jahrg. 1897, II. 4. S. 721—725.)
Kortüm, Frdr. Wilh.: Kaiser **Wilhelm** der Grosse. Hannover: Göhmannsche Buchdr. 8. 36 S. m. Abb. u. Bildn.
Kürschner, Jos.: Heil Kaiser Dir! Das Leben und Wirken Kaiser **Wilhelms I.** Berlin: H. Hillger. 8. 416 S. m. Abb.
Kugler, Bernh.: Kaiser **Wilhelm** der Grosse u. seine Zeit. Mit zahlr. Illustr. Leipzig: R. Walther. 4. 408 S.
Laband: Zum hundertsten Geburtstage Kaiser **Wilhelms.** (Deutsche Juristen-Zeitung. II. Jahrg. 4. S. 109--110.)
Liliencron, A. v.: Kaiser **Wilhelm** der Grosse. Berlin: Christl. Zeitschriftenverein. 8. 152 S. m. 40 Abb. [Neue Volksbücher. Hrsg. v. d. Vereinig. v. Freunden christl. Volks-Litt. Bdchn 36.]
Litzmann, B.: Zu Kaiser **Wilhelms** Gedächtnis. Rede. Bonn: E. Strauss. 8.
Lorenz, Ottokar: Kaiser **Wilhelm I.** (Deutsche Rundschau. Bd. 90. 8. S. 321—342.)
Lüttichau, Max Graf v.: Lose Blätter aus dem Leben **Wilhelms** d. Grossen. (M. e. Anh.) Leipzig: G. Wigand. 8. 48 S.
Maraun, W.: Kaiser **Wilhelm** des Grossen Denken u. Wollen nach Selbsteigenem Wort und letztwilligen Aufzeichnungen. Herrliche Zeugnisse erhabener Seelengrösse u. edlen, frommen Sinnes. Berlin-Schöneberg: Militär-Verlagsanst. 8. 72 S. m. 1 Bildn.
Marcks, Erich: **Wilhelm I.** Deutscher Kaiser, König von Preussen. (A. D. B. 42. Bd. S. 517—692.)

Marcks, Erich: Kaiser **Wilhelm I.** Leipzig: Duncker & Humblot. 8. XIII, 370 S.
Martinius, Paul: Kaiser **Wilhelm** der Grosse. Berlin: W. H. Osterwald. 8. 77 S.
Ohl, H.: Zum Gedächtnis Kaiser **Wilhelms I.** Festrede. Ratzeburg: M. Schmidt. 8. 15 S.
Oncken, Wilh.: Unser Heldenkaiser. Festschrift z. 100jähr. Geburtstage Kaiser **Wilhelms** d. Grossen. Hrsg. v. d. Komitee f. d. Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche. Bilderschmuck unter Berücks. d. Kunstschätze d. Hohenzollern-Museums u. d. königl. Schlösser. Briefe aus d. königl. Haus-Archive u. d. königl. Staats-Archive. Berlin: Schall & Grund. 4. III, 272 S.
Pasig, Paul: Der grosse Kaiser in seiner menschlichen Grösse. Erzählungen aus d. Leben Kaiser **Wilhelms I.** Leipzig: B. Richter. 8. VII, 42 S. m. Bildn.
Petersdorff, Herman v.: Der erste Hohenzollernkaiser im Dienste preussischer und deutscher Grösse. Zum 100jährigen Geburtstage **Wilhelms I.** Leipzig: Breitkopf & Härtel. 8. IV S., 1 Bl., 119 S., 1 Bildn.
Pfister, Alb.: Kaiser **Wilhelm I.** Sein Leben u. Wirken. 4. Aufl. Neue Ausg. Stuttgart: W. Kohlhammer. 8. VIII, 242 S. m. Bildn.
Planken, G.: **Wilhelm I. u. Friedrich III.** Der ersten deutschen Kaiser Leben, Wirken, Leiden, Sterben, Beisetzung. Erinnerungsblätter. (Neue Ausg.) Leipzig: P. Friesenhahn. 8. IV, 124 S.
Rheinländer, C.: Kaiser **Wilhelm I.**, der Grosse. Ein Lebensbild. 17.—22. Aufl. Düsseldorf: L. Schwann. 8. 32 S. mit Bild.
Rönnberg, C.: Eine biographische Darstellung des Lebens Sr. Majestät (Kaiser **Wilhelms I.**). M. e. Portr. (Zum 100jähr. Geburtstage Weil. Sr. Maj. des Kaisers u. Königs Wilhelm I. Tl. 2. Berlin: Exped. d. Neuen Militär. Blätter. 8.)
Roethe, Gust.: Rede zur Feier d. 100jähr. Geburtstages Kaiser **Wilhelms I.** Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. 8. 20 S.
Rogge, Bernh.: Kaiserbüchlein. Zur Erinnerung an Kaiser **Wilhelm** den Grossen. M. zahlr. Abb. 20. u. 21. Aufl. Bielefeld: Velhagen & Klasing. 8. 88 S.
Rogge, Bernh.: Kaiser **Wilhelm I.** Illustr. Gedenkbüchlein. 15.—25. Aufl. Dresden-Blasewitz: Gustav-Adolf-Verlag. 8. 24 S. m. Abb.
Rosenthal, M.: Zu Kaisers **Wilhelms** Gedächtnis. An seinem 100jähr. Geburtstage. Delitzsch: R. Pabst. 8.
Ruete, H.: Kaiser **Wilhelm** der Grosse als Christ, Mensch, Soldat und Herrscher. Ein Charakterbild. Leipzig: Dürr'sche Buchh. 8. 55 S. m. 1 Bildn.
Schmeidler, Joh.: Zu Kaiser **Wilhelm's** Gedächtnis. (Der Protestant. 1. Jahrg. 4. Sp. 197—199.)
Schmidt, P. W.: Rede bei der Jahrhundertfeier Kaiser **Wilhelms I.** im Basler Münster gehalten. (Protestant. Monatshefte 1. Jahrg. 8. S. 170—176.)
Schmoller, Gustav: Der erste Hohenzollern-Kaiser (**Wilhelm I.**). Eine Gedächtnissrede. (Hohenzollern-Jahrbuch. 1. Jahrg. 4. S. 1—6, m. Bildnissen.)
Schreck, Ernst: **Wilhelm** d. Grosse, des neuen deutschen Reiches erster Kaiser. Trier: H. Stephanus. 8.
Stamper, Georg: Kaiser **Wilhelm I.** (Westermanns Illustr. Deutsche Monatshefte. Bd. 82. 8. S. 1—8 m. 1 Bildn.)
Sterzenbach, K.: Kaiser **Wilhelm I.**, d. Siegreiche. Seine Lebensgeschichte und glorreiche Regierung. Neuwied: Heuser. 8. III, 112 S.
Stockhorner v. Starein, Otto Frh.: Kaiser-Büchlein. **Wilhelm** d. Grosse als Christ im Leben u. im Sterben. 29. stark verm. Aufl. Berlin: Christl. Zeitschriftenver. 8. 142 S. m. Bildn.
Streissler, Frdr.: Kaiser **Wilhelm** der Grosse, der Einiger Deutschlands. Reutlingen: R. Bardtenschlager. 8. 80 S. m. 2 Bild. [Vaterländische Bücherei. Bd. 8.]
Trapet, Augustin: Kaiser **Wilhelm I.** Rede. Coblenz: W. Groos. 8. 25 S.
Volz, Berthold: **Wilhelm** d. Grosse. Deutscher Kaiser u. König v. Preussen. Sein Leben u. Wirken. Leipzig: O. Spamer. 8. VIII, 585 S.
Waldemar, K.: Kaiser **Wilhelm** d. Grosse. Breslau: F. Hirt. 8. 40 S. m. 14 Abb.
v. **Werner**, A.: Rede zur Gedächtnisfeier des 100. Geburtstages weiland Kaiser **Wilhelms** des Grossen in der Hochschule f. d. bildenden Künste. (Der Bär. 23. Jahrg. 4. S. 186—188, 195—198.)
Wiermann, Heinr.: Anekdoten aus dem Leben Kaiser **Wilhelm I.** Berlin: H. Steinitz. 8. 104 S.
Windelband, Wilh.: Gedenkrede auf Kaiser **Wilhelm I.** Strassburg: W. Heinrich i. Komm. 8. 14 S.
Wolter, A.: Kaiser **Wilhelm** der Grosse als Herrscher, Mensch u. Christ. Ein Charakterbild, aus seinem Leben geschildert. Berlin: E. S. Mittler & Sohn. 8. IV, 124 S. m. 55 Abb.
Zehlicke, Ad.: Kaiser **Wilhelm** d. Grosse, Deutschlands Retter und Rächer. Geschichte seiner Zeit u. der von ihm geführten Nationalkriege bis zu seinem Tode m. histor. Einleitung. 2 Bde. Berlin: L.



C. Brasch Berlin phot — Hel. Meisenbach Riffarth & Co



Verlag von Georg Reimer Berlin

DEUTSCHER NEKROLOG

VOM 1. JANUAR BIS 31. DECEMBER

1897.

Homo liber de nulla re minus, quam de morte cogitat et ejus sapientia non mortis, sed vitae meditatio est.

Spinoza. Ethices pars IV. Propos. LXVII.

Deutscher Nekrolog vom 1. Januar bis 31. December 1897.

Reimer, Ernst Heinrich, Buchhändler in Berlin, * in Berlin am 5. Juli 1833, † in Jena am 19. October 1897. — Nach einer sonnigen Kindheit, in den weiten Räumen und Gärten des heutigen Hausministeriums, wurde Ernst Reimer, der älteste Sohn von Georg Reimer, zunächst nicht Buchhändler, sondern Seemann. Neigung und Wesen leiteten den lebensfrohen und leibesgewandten Jüngling, als er 1850 das Friedrichs-Werdersche Gymnasium verliess und mit erwirkter väterlicher Zustimmung seine erste Seereise auf einem Bremer Kauffahrteischiffe antrat. Es führte ihn — als Schiffsjungen, dann als Matrosen — westwärts über Lima, Hongkong und Ceylon bis zum Cap der Guten Hoffnung, wo es Havarie erlitt. Erst Februar 1854 kehrte er auf fremdem Schiffe heim, war zweimal in Nordamerika und erwarb sich 1855 auf der Navigationsschule zu Danzig den Grad eines Obersteuermanns. Wieder auf einer Reise nach Ostindien und China begriffen, starb ihm 1858 in der Heimath der Bruder Max im Beginn der buchhändlerischen Ausbildung.

Das bedeutete für Ernst Reimer, dessen seelische Entwickelung die geistigen Entbehrungen seines Berufes und die geselligen Härten seiner Umgebung mit wachsendem Unbehagen reflectirte, den freiwilligen Verzicht auf Steuer und Compass, und es erfüllte sich ihm und dem Vater ein Wunsch, als 1860 für den Siebenundzwanzigjährigen im Frommann'schen Hause in Jena nach den Wanderjahren die Lehrjahre begannen. 1861 wurde ihm Adolf Marcus in Bonn zum Lehrherrn und vertrauten Freunde, ein Jahr darauf arbeitete er in Leipzig bei Arthur Felix und 1863 öffnete sich dem als jungen Gatten Heimkehrenden die Handlung des Vaters. Von da an war die Firma Georg Reimer, die Georg Andreas Reimer — der Freund Arndt's und Schleiermacher's — 1819 aus der Realschulbuchhandlung hatte erstehen lassen, ein Menschenalter hindurch die Stätte seines Wirkens. 1865 wurde er Procurist, 1876 Theilhaber der Firma, von 1884 an war er ihr Alleininhaber, bis er am 1. Januar 1897 das Erbe seiner Väter der Hand anvertraute, die diese Zeilen schreibt und die unter seiner Leitung für ihren Beruf sich schulen durfte. Im Sommer darauf liess er sich auf der Helgoländer Düne von den fluthen-

den Wellen nochmals den Traum der Jugend erzählen, betrieb dann heiter und verlangend die Uebersiedelung nach Jena und erlag hier wenige Wochen darauf einem Leiden, das schon Jahre an seiner Kraft und Spannung gezehrt hatte.

Ernst Reimer war ein feinsinniger und hingebender Vertreter seines Berufes, aus der Schule seiner Vorgänger. Das Buch, das er verlegte, war ihm Selbstzweck; bestand es vor der Kritik wie vor dem eigenen Gefallen, so hatte er den besseren Theil seines Lohnes dahin. Zu dem Autor, für den er verlegte, suchte er gerne ein persönlich vertieftes Verhältniss. Seinen Verlag als Pflegstätte der Wissenschaft, wie er ihm überkommen war, zu verwalten, war ihm Pflicht und Genugthuung. So spannen sich unter ihm auch die Fäden verdichtend fort, die seine Handlung mit der Preussischen Akademie der Wissenschaften und dem Deutschen Archäologischen Institut verknüpften und bei den Vertretern jener Körperschaften stand das stille Wirken des tüchtigen und bescheidenen Mannes in hoher Geltung.

Dem literarischen Sachverständigenverein gehörte Ernst Reimer, als Nachfolger des Vaters, bis zu seinem Todesjahre an. In der Stadtverordnetenversammlung, in die man ihn 1875 an Stelle des Vaters wählte, blieb er nur fünf Jahre.

Im öffentlichen Leben war er niemals heimisch. In sich geschlossen, ein Mann der Ueberzeugung und des klaren freien Urtheils, machte ihn doch Widerspruch schon im engen Kreise schweigsam. Nicht aus Zaghaftigkeit, dass man ihm wehe thue, sondern aus Besorgniss, Anderen wehe zu thun. Aber Zartsinn hat eine leise Stimme und wo er im lauten Streit des Lebens die Führung übernimmt, da wird ihm leichtlich die Resignation zur Zuflucht. So erzählten wenigstens die seelenvollen Augen denen, die Ernst Reimer in den letzten Jahren seines Lebens näher getreten. Als habe in dem harten und treuen Kampf um sein Lebensideal die Entsagung die Oberhand behalten.

Conze im Archäol. Anzeiger 1897 S. 167; Diels in einer Beilage des Archivs für Geschichte der Philosophie XI, 1 und des Archivs für system. Philosophie IV, 1; Laehr in der Allgem. Zeitschrift für Psychiatrie LIV S. 950; Virchow im Archiv für pathol. Anatomie und Physiologie CL S. 388; Websky in den Protest. Monatsheften I S. 463.

W. de Gruyter.

Holsten, Karl, Universitätsprofessor der Neutestamentlichen Exegese in Heidelberg, * am 2. April 1825 in Güstrow, † am 26. Januar 1897 in Heidelberg. — Unter den Verlusten, die das Jahr 1897 der evangelischen Kirche gebracht hat, ist einer der schmerzlichsten der des gründlichen neutestamentlichen Forschers und hochbeliebten Universitätslehrers Karl Holsten. Mit ihm ist einer der letzten Vertreter der kritischen Schule dahingegangen, der selbst sich als Schüler des Tübinger Meisters, Chr. Ferdinand Baur, zu bezeichnen pflegte.

Dieser letzte grosse Vertreter der Tübinger Schule stammte aus dem Lande der norddeutschen Orthodoxie, aus Mecklenburg. H. wurde geboren 1825 zu Güstrow in Mecklenburg. Sein Vater hatte Jurisprudenz studiert, war aber vor Beendigung seiner Studien als freiwilliger Jäger in die Freiheitskriege gezogen und hatte sich dann als Notar in Güstrow niedergelassen. So vererbten die patriotischen Erinnerungen des Vaters sich auf den Sohn, der in den Schulen seiner Vaterstadt seine erste Bildung erhielt. Da die Mutter mit dem grossen Hauswesen viel zu thun hatte, wurde der Kleine schon in

seinem dritten Lebensjahre zur Schule geschickt. Träumerisch und in sich gekehrt, entwickelte der Knabe sich langsam und hatte in den ersten Schuljahren viel unter der unverständigen und rohen Pädagogik einer wenig zu lobenden Anstalt zu leiden. Der sehnliche Wunsch der frommen und gemüthstiefen Mutter war, ihren Karl als Pastor zu sehen und der Sohn, der mit ganzer Seele an dieser Mutter hing, lebte sich durch seine Liebe zu ihr gleichfalls in diesen Gedanken ein. Aus der Dumpfheit seiner ersten Schulzeit erwacht, fand er in den oberen Klassen Lehrer, die ihn verstanden und an die er sich mit der vollen Begeisterung seines weichen Knabenherzens anschloss. Von heilsamem Einfluss auf sein ganzes Leben wurde es, dass einer der Apostel der edlen Turnkunst im Sinne des Turnvaters Jahn an der Anstalt wirkte. Ihm verdankte es H., dass aus dem allzu runden und lang verzärtelten Kinde ein straffer, elastischer, zu allen Leibesübungen geschickter Jüngling und Mann wurde, hart gewöhnt, genügsam und ausdauernd, wie wenige. Das deutsche Turnerthum jener Jahre war aber mehr als blosse Leibesübung. Der Knabe las Jahn's Leben, Seume's Spaziergang nach Syracus und um diese Helden der Enthaltsamkeit zu erreichen, fing er an, alles Entbehrliche abzuwerfen und machte in der Bedürfnisslosigkeit solche Fortschritte, dass kein Knecht, noch Taglöhner ihn in der Härte des Lagers oder Einfachheit der Verpflegung erreichte. Dass er alle Bettstücke ausser dem Strohsack entfernte und zum Kopfkissen zwar nicht einen Stein, aber sein Brettspiel erwählte, nennt er selbst eine Thorheit, aber er verdankte diesem Sport seinen stahlharten Körper. Die Gewohnheit mit Sonnenaufgang sich zu erheben und den Tag mit einem gewaltigen Marsch zu beginnen, hat er bis in sein siebzigstes Jahr beibehalten. Dabei nahm er alle jene Grundsätze der Jahn'schen Schule in sich auf, die frisch, frei, fromm das Deutschthum pflegte und die seiner Persönlichkeit jenen Stempel der aufrichtigen und fröhlichen Tapferkeit aufprägten, durch die er überall die Herzen, zumal die der Jugend gewann. Im Jahre 1843 verliess er Rostock, um in Leipzig Theologie und Philologie zu studieren. Bei einem jungen Manne dieser Art gehörten die ersten Semester dem Studentenleben und der Führung der Klinge und bis in sein Alter freute er sich der schönen Erinnerungen, mit denen diese frohen Tage der Jugendlust zu Leipzig, Berlin und Rostock sein Leben bereichert haben. Die drei theologischen Fakultäten, an denen er studierte, zumal die der Heimath, gehörten alle drei der theologischen Richtung an, der er selbst nachmals nicht angehörte. So scheint sein Beispiel die Erfahrung zu bestätigen, dass sich die theologische Richtung des Mannes oft im Gegensatze zu der Schule feststellt, die der Jüngling durchlaufen. In der That wusste H. selbst mit Humor davon zu erzählen, mit welchen Glossen er und seine Freunde so manche Auslegung der Hengstenberg'schen Exegese begleiteten und wie wenig Neander's wohlgemeinte Apologetik bei ihnen verfing. Dennoch hat auch er seine entscheidenden Anregungen, wenn auch nicht im theologischen Hörsaal, so doch im akademischen Leben erhalten. Seine Studienjahre seit 1843 fielen in die Zeit, in der die jüngere Hegel'sche Schule ihre gewaltige Wirkung auf die heranwachsende Generation übte und eine stürmische, mit Geist und Witz gehandhabte Kritik gerade die begabten und lebendigen Naturen in ihre Kreise verstrickte. Der Streit über das Leben Jesu und die christliche Glaubenslehre von David Friedrich Strauss bewegte noch immer die theologische Welt. Die Schriften von Ludwig Feuerbach, die Halle'schen Jahrbücher von Arnold Ruge, die Tübinger Jahrbücher von Ferdinand Christian Baur, die

Paradoxieen und Quertreibereien des jungen Bruno Bauer hatten die philosophischen und theologischen Studien zu einer Arena voll Kampfruf und Staubwirbeln gemacht und H. glich sein Leben lang einem edeln Streitross, das die Ohren spitzt, wenn die Fanfare geblasen wird und gern dabei ist, wo Schwert und Schild an einander klirren. Eifrig vertiefte sich schon der Berliner Student in das Studium der Hegel'schen Philosophie. Namentlich die dreibändige Geschichte der Philosophie aus Hegel's Nachlass war eines seiner Lieblingsbücher und ihrer Grundanschauung von der Selbstentfaltung der Idee in der Geschichte und dem Hegel'schen Begriffe der Entwickelung ist er niemals untreu geworden. Aber die eigentliche Leuchte, die seinem theologischen Schifflein auf der wildbewegten See die Richtung wies, wurde schliesslich doch Schleiermacher. So wenig der tapfere Mann alle Vermittelungen Schleiermacher's und dessen Neigung zu vorsichtig ausbeugenden Formeln guthiess, die Grundprincipien seiner eigenen Religionsphilosophie stammen aus Schleiermacher's Schule. Mit diesen Anregungen, die ihn mehr aufgeregt als geklärt hatten, kehrte er nach Rostock zurück. Er selbst bekennt, das eigentliche ernste Studium habe für ihn erst in diesen späteren Semestern begonnen.

Einem jungen Theologen von seiner Richtung konnten die Wege in der mecklenburgischen Heimath keine leichten Wege sein, aber sein offener, fröhlicher Sinn und eine glückliche Gabe, alle Gegensätze von ihrer humoristischen Seite zu nehmen, erleichterten ihm die Schwierigkeiten, an denen eine schwerere und minder helle Natur gescheitert wäre. Krabbe, Delitzsch, Hofmann, Kliefoth und wie die gestrengen Lehrer und Examinatoren alle hiessen, seiner Liebenswürdigkeit widerstanden sie nicht. Sie wollten ihn sogar festhalten, wo er selbst bedenklich war. »Predigen Sie sich in's Christenthum hinein!« sagte ihm Krabbe. Bereits aber war in ihm der forschende und sondernde Geist erwacht, der ihn drängte, die einzelnen Vorstellungen und Lehrbegriffe strenger in's Auge zu fassen und jeden neutestamentlichen Schriftsteller als literarische Individualität zu studieren. So geht eine seiner epochemachenden Untersuchungen über den Begriff der σάρξ im Neuen Testamente in ihren Anfängen bis in die Studienzeit zurück, denn H. hatte durch eine Preisaufgabe der theologischen Fakultät zu ihr den ersten Anstoss erhalten. Dann war es Delitzsch, der ihn anwies, das alte Testament mit der Feder in der Hand zu lesen, um sich über das Verhältniss der Propheten und Psalmisten zum Ritualgesetz eine selbständige Meinung zu bilden und ihn so darauf leitete, auch die neutestamentlichen Begriffe überall auf ihre alttestamentliche Grundlage anzusehen. Er selbst bekennt, dass er damals sich gewöhnt habe, jedes Problem auf Grund der Sammlung und Verarbeitung des gesammten thatsächlichen Materials zu lösen und nicht das Material erst nachträglich zur Begründung seiner Ideen, oder wie er gern sagte, seiner Blaumontagseinfälle, beizuziehen. »Nach dem zweiten theologischen Examen«, so schreibt H. in einer eigenen Aufzeichnung, die mir vorliegt, »stand nun zur Frage, ob er um eine Pfarre sich bewerben solle. Nun hatte«, so heisst es in dieser eigenhändigen Niederschrift, »seit einer Reihe von Jahren das Kliefoth'sche Regiment in Mecklenburg ein starres Bekenntnisslutherthum zur ausschliesslichen Herrschaft gebracht und jeden Widerstand dagegen mit der Hilfe der Staatsregierung niedergeschlagen. In der Voraussicht, dass er mit diesem Regimente sofort in Streit gerathen und in diesen Streit auch die Gemeinde hineinziehen werde, entsagte er seinem ursprünglichen Lebensideale

und trat in den Schuldienst.« Auch als im Laufe der nächsten Jahre dem bereits Verheiratheten eine der schönsten Pfarreien der Heimath von der Gemeinde angeboten wurde, lehnte er ab, nicht, weil er an seinem Rechte zweifelte oder den Kampf für sich scheute, sondern weil er nicht Unfrieden und Streit in eine Gemeinde tragen wollte, die sich bis dahin des Friedens erfreut hatte. Siebzehn Jahre wirkte er so an dem Gymnasium zu Rostock, von 1853 bis 1870, anfänglich hauptsächlich als Religionslehrer, später auch als vortrefflicher Lehrer der deutschen und griechischen Literatur in den Oberklassen. Er dachte wohl auch an die Herausgabe einer deutschen Grammatik zum Schulgebrauche. »Aber die Theologie«, so schreibt er selbst, »blieb Herrscherin in seinem Gemüthe«. Wie aber alle seine literarischen Impulse immer zugleich moralische waren, so war seine erste grosse Publikation, durch die er das Auge der gesammten theologischen Welt auf sich lenkte, ein Ritterdienst, den er einem Todten zu schulden glaubte. Im Jahre 1860 starb Christian Ferdinand Baur, der Theologe, den H. von allen lebenden am höchsten stellte und dem er selbst für seine wissenschaftliche Entwickelung am meisten verdankte. Landerer aber sprach in seiner Rede am Grabe des Collegen, Baur's ganze Lebensarbeit sei auf Beseitigung des Wunders im Neuen Testamente gerichtet gewesen. Nun habe er aber erklärt, dass die Bekehrung des Paulus weder durch eine historische, noch logische, noch psychologische Analyse zu begreifen sei. Und da er also ein Wunder habe stehen lassen müssen, so habe er damit alle Wunder stehen lassen. Seine Lebensarbeit sei also vergeblich gewesen. Das war nach H.'s eigener Niederschrift der Anlass zu seinem berühmten Aufsatze: »Die Christusvision des Paulus«. Er wollte Landerer zeigen, dass die natürliche und psychologische Erklärung der Paulusvision keineswegs unmöglich sei. Gleich bei dieser ersten grösseren Studie zeigte sich der Gewinn seines Grundsatzes, jede Frage auf Grund des ganzen Materials zu entscheiden. Der Streit über eine Frage, die von den Meisten auf Grund ihrer dogmatischen Principien und ihrer ganzen Weltanschauung entschieden wird, wurde für ihn zu der Frage nach der Christologie des Paulus überhaupt. Um festzustellen, wie hat Paulus den Messias auf dem Wege nach Damaskus geschaut, fragte er, wie hat er ihn in seinen Briefen beschrieben, denn er wird ihn nicht anders beschrieben haben, als er ihn schaute. Dieses Christusbild des Apostels verglich er dann wieder mit den Messiasbildern des alten Testaments, mit der Lehre vom himmlischen und irdischen Menschen bei Philo und so wurde der Streit über eine einzelne Thatsache für ihn der Punkt, von dem aus er überhaupt in die paulinische Theologie eindrang. Die Abhandlung erregte das grösste Aufsehen und wurde zum Ausgangspunkt einer neuen Phase der kritischen Schule, die mit erneutem Eifer begann, von den vier grossen Paulusbriefen her sich nicht nur über die Anschauungen des Apostels, sondern über das apostolische Zeitalter selbst zu unterrichten. Die früheren Lichter waren durch die Strauss'sche Kritik ausgelöscht, hier aber waren Anhaltspunkte gegeben, an denen weiter tastend man sich im Dunkeln orientirte. Was aber H.'s Auge geschärft und ihn die Kunst gelehrt hatte, im Dunkeln zu sehen, das war sein unermüdlicher Fleiss, der es nicht müde wurde, jeden paulinischen Ausdruck immer und immer wieder zu prüfen, was er enthalte und was er voraussetze. Zunächst machte H. von den Ergebnissen seiner ersten Arbeit die Anwendung auf die Erforschung des Glaubensinhalts des Judenchristenthums. Aus den Aeusserungen des Paulus, zumal im Galaterbrief, construirte er sich die Messiasvision des

Petrus, die ja gleichfalls durch Paulus bezeugt ist, und sodann das ganze judenchristliche Dogma. Nicht aus der Apostelgeschichte, sondern aus den paulinischen Briefen studierte er den Petrinismus. Die neue Arbeit konnte erst 1867 erscheinen, da er eben nur die kurzen Schulferien für seine theologischen Forschungen zur Verfügung hatte und das Aufrücken in den Unterricht der obersten Klassen vermehrte Schularbeit mit sich brachte. Bald darauf wurde er zum Director des Gymnasiums vorgeschlagen, aber er unterlag mit einer einzigen Stimme; die Majorität wählte einen ansässigen Lehrer, der in allen Stücken H.'s Widerpart war, so dass dieser sich um die Leitung der Bürgerschule bewarb, um sich diesem misslichen Verhältnisse zu entziehen. Gerade in diesem Augenblicke kam zu H.'s Freude ein Ruf nach der Schweiz. Der Erziehungsrath der Universität Bern, der die theologische Fakultät lang in positivem Sinne besetzt hatte, nachdem Zeller's Berufung in den vierziger Jahren mancherlei Schwierigkeiten bereitet hatte, war durch die Bemühungen des Sohnes von Jeremias Gotthelf, des einflussreichen Pfarrers Bitzius, und der beiden Berner Prediger Langhans für die Berufung H.'s gewonnen worden. Auch die Züricher Theologen Hirzel, Lang, Furrer hatten auf ihn hingewiesen, dessen Abhandlung über die Paulusvision sie als die bedeutendste wissenschaftliche Arbeit der letzten Jahre bezeichneten. Da zur Dotation einer neuen theologischen Stelle keine Mittel zur Verfügung standen, wurde H. 1870 zunächst als Lehrer am Gymnasium und als Extraordinarius an der Universität angestellt, trat aber schon im folgenden Jahre als Ordinarius ganz zur theologischen Fakultät über. Die sechs Jahre seines Aufenthalts in der Schweiz hat H. stets als eine glückliche und frohe Zeit bezeichnet. Sein frisches und männliches Wesen gefiel den Oberländern. Er hatte etwas Sieghaftes in seiner Erscheinung, dem sich alles von selbst unterordnete. Ein schöner Mann, nicht im banalen Sinne des Wortes, sondern von ernster Schönheit des feingeschnittenen Profils, des fesselnden Auges und der durchgearbeiteten, streng männlichen Züge. Aber während er frei und frank mitten im Volksleben schwamm und mit seiner herzlichen und aufrichtigen Liebenswürdigkeit überall Freunde fand, hielt er sich doch streng an seine Lehraufgaben und vermied so die Klippe, an der so viele Deutsche scheiterten, er mischte sich nicht in die Fragen des Kantons. »Ihr habt stets Zwecke«, pflegte er seinen neuen Freunden zu sagen, während er, ein Idealist im edelsten Sinne, sich nur für die Ideen interessirte und für die Wahrheit. Wo aber in das Gebiet, das er zu vertreten hatte, die Gegner einen Einbruch machten, da stellte er seinen Mann. So trat er schon im zweiten Jahre seiner Berufung dem Kirchenvorstande der Münstergemeinde, der dem Reformvereine zu seinem Festgottesdienste die Kirche mit einer sehr unduldsamen Motivirung verweigerte, in einer Reihe von schneidigen Aufsätzen in den »Zeitstimmen« entgegen, indem er jeden Satz des Präsidenten von Wurstemberger-Steiger zum Thema einer eigenen Abhandlung nahm.

Hatten seine wissenschaftlichen Arbeiten sich bis dahin auf das ganze Gebiet der paulinischen Theologie erstreckt, so brachte es seine Lehrpflicht nun mit sich, Semester für Semester sich auch mit den Evangelien zu beschäftigen. Mit gewohntem Fleiss und grossem Scharfsinn griff er die vielbehandelten Probleme der Evangelienkritik auf und trat auch hier den Aufstellungen Baur's bei, dass Matthäus das älteste Evangelium und Markus ein Auszug aus Matthäus und Lukas sei. Das Ergebniss dieser Forschungen, die wiederum zeigten, mit welcher geistigen Energie er jede Frage ergriff und

mit welchem Fleisse er sie bis in's Minutiöse verfolgte, war seine Schrift über die synoptischen Evangelien, die aber erst 1885 zu Heidelberg erschien. Denn so wohl er sich auch in der Schweiz fühlte, dem Rufe in die Heimath widerstand er dennoch nicht, nachdem die neue Sonne des deutschen Reiches so glänzend aufgegangen war. So übernahm er 1876 den Lehrstuhl für Neues Testament an der Universität Heidelberg. Wie er in treuer Arbeit half, diese Fakultät von ihrem geringen Besuch zu einer erfreulichen Frequenz emporzuheben, mit welcher jugendlichen Begeisterung er sich seinem Lehrberufe widmete, lebt noch in der Erinnerung der theologischen Welt. Literarisch aber sind die Heidelberger Jahre für ihn die Jahre der Ernte, in denen er die gereiften Halme als Garben unter Dach brachte. In dem gross angelegten Werke »Das Evangelium des Paulus« gab er seine Auslegung des Galater- und ersten Korintherbriefes. In der Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie begründete er eingehend seine Kritik der Aechtheit des Philipperbriefes. Die synoptischen Studien zeitigten eine Reihe von Aufsätzen über die Grundbegriffe der Bergrede, Reich Gottes, Menschensohn, Gottessohn, durch die er in ahnlicher Weise ein Bild des Selbstbewusstseins Jesu zu zeichnen versuchte, wie er zuvor das Selbstbewusstsein des Apostels genau beschrieben hatte. Wohl konnte uns dabei zuweilen der Zweifel kommen, ob diese strikte Auslegung der griechischen Ausdrücke Geltung habe für den, der nicht griechisch, sondern aramäisch geredet hat, doch verlor dieser Einwand viel an seiner Schärfe bei der Gewissenhaftigkeit, mit der der Exeget der hebräischen Grundlage der griechischen Vorstellungen nachgegangen war und für das Verständniss des griechischen Textes jedenfalls war seine gewissenhafte und tiefgehende Untersuchung von bleibendem Werthe. Auch als einer der letzten Vertreter der grossen spekulativen Epoche unserer Wissenschaft trat er jetzt unter uns auf, indem er über Religionsphilosophie las und einzelne Abhandlungen aus diesem Gebiete veröffentlichte. Erinnerte seine rein deduktive Methode an die Hegel'sche Schule, aus der auch einer seiner Vorgänger, Daub, hervorgegangen war, so ist seine Definition der Religion als Gefühl der Abhängigkeit von dem All, das dem Menschen lebenhemmend und lebenfördernd gegenübersteht, im Wesentlichen die Schleiermachers.

So sahen wir ihn bis über sein siebzigstes Lebensjahr hinaus in reger geistiger Arbeit, stets den Kopf voll neuer exegetischer Probleme, stets seinen Paulus in der Hand, den er doch schliesslich völlig im Gedächtniss hatte, so dass er weder bei der Vorlesung, noch bei dem Examen eines Textes bedurfte. Das führt denn auf die andere Seite seiner Wirksamkeit, auf seine Lehrthätigkeit. H. war das Ideal eines akademischen Lehrers. Nicht nur dass er mit zündender Beredsamkeit sprach und die Hörer mit sich fortriss, er wusste vor allem auch, wie man unterrichtet. In seiner langen Schulthätigkeit hatte er gelernt, wie man lehrt; er hielt nicht bloss Reden, sondern gab Lektionen; er ging so vor, dass die Vorstellungen auch Zeit hatten, Wurzel zu schlagen und dass er ein Fundament legte, auf dem er fortbauen konnte. Dabei war in jedem Wort sein ganzes Herz, seine ganze liebevolle Persönlichkeit. Wenn die Studierenden sich für ihn begeisterten wie für keinen anderen Lehrer, so war es, weil sie wussten, dass er für jeden Theilnahme hatte, der sich ihm anschloss. Er hatte eine seltene Gabe, die Jugend zu verstehen und auch unausgesprochenes Interesse herauszufühlen. So war er auch als Lehrer ein glücklicher Mensch; wo wir Anderen oft nur Mittelmassigkeit und Schläfrigkeit zu sehen vermochten: da sah er eine Jünglings-

seele, die mit allen Keimen zum Lichte ringt und eben dadurch hob er die jungen Leute, dass er sie von Seiten ihrer Ideale nahm und nicht von Seiten ihrer Schwächen. Das macht, er war selbst ein Idealist, ein so reiner und edler Idealist, wie es in unserer Zeit nur wenige gegeben hat. Dieses Sehen des Guten war das grosse Glück seines Lebens. Es war auch ein Theil seiner Erfolge; er wirkte das Gute, weil er an das Gute und Edle in der Menschennatur geglaubt hat.

A. Hausrath.

Baechtold, Jakob, Professor der deutschen Literaturgeschichte an der Universität Zürich, * am 27. Januar 1848 zu Schleitheim, † am 8. August 1897 in Zürich. — Dem Manne, der unserem Gottfried Keller das grossartige biographische Denkmal errichtet, der uns so manchen Schriftsteller der Schweiz alter und neuerer Zeit in richtigem Lichte gezeigt, der mit so scharfem Blicke und doch mit so viel Liebenswürdigkeit Wesen und Geist der Vergangenheit wie der Gegenwart unserer Literatur darzustellen vermocht hat, dem akademischen Lehrer und dem fruchtbaren Gelehrten, der uns stets Vorbild sein wird, hier einen Nachruf zu widmen, fühle ich mich unter dem frischen Eindruck des erlittenen Verlustes weder berechtigt noch berufen. Nur der ausdrückliche Wunsch der Leiter der Neuen Zürcher Zeitung, die es als eine Pflicht betrachten, vom Leben und Wirken des Dahingeschiedenen ihren Lesern ein Bild zu geben, kann mich veranlassen, eine biographische Skizze zu wagen, doch einfach und prunklos, lediglich Thatsachen bietend, wie es der verstorbene Freund und Kollege gefordert haben würde.

An einem frischen Julimorgen des Jahres 1867 — es war der 6. — eilten wir jüngeren Schaffhauser Gymnasiasten auf den Herrenacker, um das Schauspiel des Abzuges der eidgenössischen Schützenfahne uns anzusehen. Die Spitze des Zuges war längst die »Tanne« hinunter und an der Frohnwaage vorbeimarschiert, als die letzten den Sammelplatz verliessen, und wir in der hintersten Reihe einen wohlbekannten älteren Mitschüler erblickten, der sich, mit einer kleinen schwarzen Reisetasche ausgerüstet, den abziehenden Schützen angeschlossen hatte. Als er uns sah, rief er uns zu, wir sollten nur brav in die Schule gehen, er habe Ferien und reise mit an's eidgenössische Schützenfest nach Schwyz. Das weckte unseren Neid; und wenn wir auch ahnten, dass die Festberichterstattung, zu der er sich verpflichtet hatte, nicht eitel Freude sei, so waren verfrühte Ferien zu solchem Zwecke doch etwas Unerhörtes. Und als wir gar im August beim Wiederbeginn der Schule vernahmen, es sei dem jungen Journalisten der sonst in allen Klassen obligate Ferienaufsatz erlassen worden, weil er dem Lehrer des Deutschen seine Festberichte im Druck zugesandt, da fingen wir an, den Bevorzugten mit ganz besonderen Augen anzusehen. Wir wussten auch noch anderes von dem schwarzen Lockenkopf: schon zweimal hatte er einer Zeitschrift, die damals in alle Familien kam, Novellen zugesandt, und staunend hatten wir seine Werke gelesen; in unserer Phantasie sahen wir bereits den künftigen berühmten Romanschriftsteller: er hiess Jakob Baechtold.

B. war etwas älter als seine Klassengenossen; denn ein regelmässiger Gang durch die auf einander folgenden Schulstufen war ihm nicht beschieden gewesen. Am 27. Januar 1848 hatte er zu Schleitheim im Kanton Schaffhausen das Licht der Welt erblickt. Man hatte sonst von den Bewohnern jenes durch den Randen vom übrigen Kanton abgeschnittenen Thales die

Vorstellung, dass sie nicht leicht den Weg in die Weite finden. Mit B. war es ganz anders. Sein Vater, ein angesehener Arzt, starb schon im Oktober des folgenden Jahres; seine Mutter, eine geborene Maurer aus Aarau, eine treffliche Frau, verheirathete sich wieder, und der Wandertrieb des Stiefvaters brachte dem heranwachsenden Knaben ein wechselndes Herumziehen von Schule zu Schule. Im thurgauischen Affeltrangen genoss er den Unterricht der Volksschule, dann war er ein Jahr lang in Aarburg, dann in Muri, wo er die Bezirksschule durchlief, und kam von dort an's Gymnasium in Frauenfeld. Die strenge Zucht jener Schule behielt er, trotz dem nur einjährigen Aufenthalte, bleibend, aber dankbar im Gedächtniss. Schon stand er reisefertig auf dem Bahnhofe Frauenfeld, um seiner Familie nach Schaffhausen zu folgen, als ihm ein Mitschüler meldete, er hätte eigentlich wegen irgend eines kleinen Streiches noch eine Strafe abzusitzen. Der ängstliche Schüler kehrt zurück, büsst sein Verbrechen und macht sich mit erleichtertem Gewissen erst mit einem späteren Zuge auf die Reise.

In Schaffhausen wehte ein anderer Geist. Die kleinen Verhältnisse gewährten dem Gymnasiasten merkwürdiger Weise grosse Freiheit. An der Spitze der Schule stand ein Mann, der durch seine Person wie durch sein Wissen und Wirken imponirte und der die Handhabung einer ängstlichen Disciplin verschmähte. Der würdige Rektor Adolf Morstadt, ein gelehrter Grieche, der als Kenner des Sophokles sich einen Namen erworben, liess manches geschehen, was anderswo gerügt worden wäre; er schaute mehr auf's Ganze als auf's Einzelne — und Viele wissen ihm heute dafür noch Dank. Die Lehrerschaft war bunt zusammengesetzt, nicht lauter pädagogische Talente, aber unter ihnen geistreiche, tüchtige Männer, die vielleicht manchmal in ihren Voraussetzungen zu hoch gingen, für den Augenblick wenig greifbare Resultate erzielten, aber viel Anregung boten. Der hessische Flüchtling Adam Pfaff, später Professor in Karlsruhe, unterrichtete nicht, er trug Geschichte vor, und zwar von der untersten Klasse an; ausser ein paar Zahlen für's Examen lernte man wenig und doch trugen seine Schüler Eindrücke davon, die für's Leben wohl mehr werth sind, als das reiche Examenwissen, das andere Lehrer vermitteln. Der Germanist Frauer, vor wenigen Jahren als Professor in Stuttgart gestorben, weckte in Baechtold das Interesse für die ältere deutsche Literatur, während dessen Nachfolger Rümelin ihn auf die Schönheiten Goethe's hinwies. Antistes Mezger, ein Mann von reichem Wissen und freiem Geiste, ertheilte den Religionsunterricht, der in den obersten Klassen vielfach in Religions-, Kultur- und Kunstgeschichte, sowie in Religionsphilosophie überging und reiche Anregung brachte. Im Gymnasialverein war B. ein geschätztes und geliebtes Mitglied und die Annalen dieser Verbindung wissen allerlei Lobenswerthes von ihm zu melden. Wer in jenen Jahren das Schaffhauser Gymnasium verliess, war zwar nicht mit einem gleichmässig belasteten Schulsack beschwert, das mathematische Wissen namentlich (sofern einer nicht Talent hiefür von Hause mitbrachte) kam zu kurz; aber er war doch gut ausgerüstet zum Studium, hatte Freude an der Wissenschaft und Achtung vor ihr, hatte die Geselligkeit schätzen gelernt und hatte auch Gelegenheit gehabt, den edeln Genuss der Natur wie der Kunst, zumal der Musik würdigen zu lernen.

In Heidelberg, wohin B. im Wintersemester 1867/68 zog, wurde Adolf Holtzmann sein Hauptlehrer. Er trieb germanische Philologie im weitesten Umfang, ganz nach dem Vorbilde seines Meisters. Wie dankbar er ihm aber

auch war, so sprach er doch später gelegentlich mit Bedauern davon, dass Holtzmann's Auftreten gegen die Schule Lachmann's ihm eine Uebersiedelung nach Berlin unmöglich gemacht habe, denn ein Uebergang von Holtzmann in den Kreis Müllenhoff's wäre einem völligen Lossagen von dem berühmten und in seiner Art vorzüglichen Heidelberger Gelehrten gleichgekommen. Und doch hätte B. gerne auch norddeutsches Wesen und Berliner Methode kennen gelernt.

München bot ihm seit Herbst 1868 einen Ersatz, der seiner Art wahrscheinlich besser entsprach, als es die damaligen Berliner Verhältnisse vermocht hätten. In Konrad Hofmann fand er einen vielseitigen Gelehrten, dem er bald näher trat; der feinsinnige Wilhelm Hertz zog ihn an, Künstlerkreise öffneten sich ihm und damit eine Welt, die ihn zeitlebens mit ihrem Zauber umfangen sollte. Aus jener Zeit datirt auch das Zusammentreffen mit Heinrich Leuthold, dem er ein Jahrzehnt später den letzten und grössten Liebesdienst, die Herausgabe seiner Gedichte, erwies. Sicher ist die Münchener Zeit für B. die an wichtigen und nachhaltigen Eindrücken reichste gewesen; gerne erinnerte er sich an sie und kehrte mit besonderer Vorliebe als Gast in die Stadt zurück, der er viel verdankte und die er auch in ihren Sehenswürdigkeiten gründlich kannte. Als wir vor einigen Jahren durch das alte München gingen, wusste er mich auf hundert Dinge aufmerksam zu machen und selbst bei eingebrochener Dunkelheit führte er mich noch durch einen Thorweg, der ihm zu interessant schien, als dass man ihn hätte übergehen dürfen.

Den äusseren Abschluss seiner Studien bezeichnete B. mit dem Markstein einer Dissertation, die er in Tübingen einreichte, von welcher Hochschule er den Doktortitel erhielt. »Der Lanzelet des Ulrich von Zatzikhoven«, Frauenfeld 1870, war damals schon eine bemerkenswerthe Schrift; heute, beim Ueberblicken des Lebenswerkes des Verstorbenen, erhebt sie sich geradezu zur Bedeutung eines Lebensprogrammes. Was an den sorgfältigen Forschungen B.'s über den Thurgauer Epiker des ausgehenden zwölften Jahrhunderts (aus Zezikon im Lauchthale) heute noch Gültigkeit hat, ist in die »Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz« (S. 87 ff.) übergegangen, wo der Verfasser im Gegensatze zu seiner früheren Ansicht annimmt, Ulrich sei das Vorbild für den grossen Hartmann von Aue geworden; für uns aber ist jetzt wichtiger zu vernehmen, wie der zweiundzwanzigjährige Doktorand damals schon seine Aufgabe darin sah, der Literatur seines Vaterlandes zur richtigen Würdigung zu verhelfen:

»Es regen sich in unseren Tagen so viele Stimmen, um Klage zu führen über den Mangel an ästhetischer und literarischer Begabung bei den Schweizern. Mit welchem Unrechte dies geschieht, davon kann uns ein Blick in unsere heimischen sprachlichen Denkmäler überzeugen. Leider ist die Zeit für uns noch nicht da, da wir uns dessen bewusst sind, welch einen kostbaren Schatz wir an unserer älteren vaterländischen Literatur besitzen. Man will sich oft nicht mehr daran erinnern, dass in der althochdeutschen Periode St. Gallens Entwickelungsgang der Entwickelungsgang der deutschen Kultur- und Literaturgeschichte überhaupt war; man denkt nicht an die fröhliche Zeit der Lyrik und Epik des 13. Jahrhunderts und der folgenden Jahrzehnte, nicht an den mächtigen Impuls, der im 16. Jahrhundert von der Schweiz aus dem deutschen Drama gegeben wurde, nicht an unsere grossen Chronisten u. s. w. Und dürfen wir uns darüber beschweren, dass die Fremde uns missachte,

wenn wir uns selbst nicht achten? Unsere Literatur schlingt um das ganze deutsch-schweizerische Vaterland und um all unsere zerrissenen Länder und Ländchen innig ihr altes Band; ihr Verständniss lehrt uns die Heimath besser kennen, treuer lieben und soll endlich der Nation ein Segen werden! Und diesen herbeizuführen, ist die grosse Aufgabe der deutschen Sprachforscher in der Schweiz.«

Dann zählt B. all die Männer auf, die sich um die Erforschung der Literatur in der Schweiz Verdienste erworben: Theodor Bibliander, Melchior Goldast, Christ. Heinrich Myller, J. J. Bodmer, Franz Joseph Stalder, Franz Pfeiffer, Wilhelm Wackernagel, Mörikofer, hebt hervor, wie viel noch zu thun sei, bis der reiche Stoff geordnet vor uns liege — — und wer will heute bestreiten, dass unter den zahlreichen Arbeitern auf dem Gebiete schweizerischer Literaturkunde kein Name besseren Klang hat als der Jakob B.'s?

Die Wellen des grossen Kriegsjahres sollten auch an das Lebensschiff des jungen Doktors schlagen. Für die »Neue Zürcher Zeitung« reiste er nach dem Kriegsschauplatze und gab die gewaltigen Eindrücke, die er dort empfing, in Schilderungen wieder, die mit besonderem Interesse gelesen wurden. Heute noch erinnere ich mich, wie uns die Lebendigkeit und Unmittelbarkeit seiner Darstellungen ergriff. Bald aber kehrte der Kriegsberichterstatter zu wissenschaftlicher Arbeit zurück. Er begab sich nach Paris, hörte Vorlesungen an der Sorbonne und an der Ecole des Hautes Etudes, erging sich in den Schätzen der Bibliothèque Nationale, erwarb sich die Freundschaft von Gaston Paris und die Vertrautheit mit der altfranzösischen Nationalepik, zu welcher ihn schon sein Ulrich von Zatzikhoven hinübergeleitet hatte.

Ein nur kurzer Aufenthalt in England (im Frühjahr 1872) gab B. Veranlassung zu seiner zweiten wissenschaftlichen Publikation: »Deutsche Handschriften aus dem Britischen Museum«, Schaffhausen 1873, in welcher er sehr sorgfältige Nachrichten über Manuskripte der späteren mittelhochdeutschen Zeit bietet und die Legende von Karl dem Grossen und den schottischen Heiligen ausführlich behandelt.

So hatte der junge Gelehrte sich über sein Können und Streben hinlänglich ausgewiesen, um bei der Besetzung einer Gymnasiallehrerstelle in Betracht gezogen zu werden. Nachdem er kurze Zeit hindurch bei einer Familie Bühler im Hard (Ermatingen) Hauslehrer gewesen, schied er von dort — unter Aufrechterhaltung der freundlichsten Beziehungen auf Lebenszeit —, um im Herbste 1872 einem Rufe an die solothurnische Kantonsschule zu folgen, wo er als Ersatz für den trefflichen Rektor Schlatter den Unterricht in der deutschen Sprache und Literatur zu übernehmen hatte.

Fünfeinhalb glückliche Jahre verbrachte B. in der alterthümlichen Stadt. Er hatte gefunden, was seiner Art zusagte: eine lohnende Unterrichtsthätigkeit vor nicht allzu grossen Klassen, tüchtige Kollegen, wie Franz Misteli, Dompropst Fiala u. A., freundliche, gesellige Leute, eine schöne Umgebung, kurz Verhältnisse, die ihn zu ernster Arbeit und heiterem Lebensgenuss in gleicher Weise aufforderten. Für ihn bedeutete die Kleinstadt nicht Verbannung; reger brieflicher Verkehr verband ihn mit Freunden und Fachgenossen, Besuche auswärtiger Gelehrter — wie z. B. der Wilhelm Scherers — brachten Anregung; mit dem ihm eigenthümlichen Eifer, den Boden, auf dem er stand, auch historisch und literarisch kennen zu lernen, versenkte er sich in die Geschichte Solothurns. Schon im zweiten Jahre seines Aufent-

haltes hatte er die wissenschaftliche Beilage zum Schulprogramm zu schreiben und wählte dazu den Minoriten »Georg König von Solothurn und seine Reisebeschreibungen (1664—1736)«. Wichtiger als die Abhandlung selbst ist für uns heute die Einleitung »Ueberblick über den Antheil Solothurns an der deutschen Literatur«, wo an bekannte Thatsachen eine Reihe von Einzelangaben geknüpft sind, hinter denen eine gewaltige Arbeit steckt. Er hat später den wackeren Geistlichen »mit seiner herzgewinnenden Art, seiner oft rührenden Naivität und seinen Anekdoten« nicht aus den Augen verloren und im »Urkundio« weitere werthvolle Abschnitte aus dessen Reiseschilderungen veröffentlicht.

Inzwischen wandte er sich einem derberen Gesellen zu, dem Luzerner Chronisten und Dichter Hans Salat, welcher — 1498 in Sursee geboren — als Seiler, Wundarzt, Reisläufer, Gerichtsschreiber, katholischer Historiker, Pamphletär und Schulmeister ein unstetes Leben geführt hatte, dessen Spuren sich im Jahre 1552 verlieren. Trotz verschiedener Vorarbeiten und der unschätzbaren Mithilfe des Luzerner Staatsarchivars, Herrn Theodor von Liebenau, hatte B. doch auch hier wieder Bahn zu brechen und dem interessanten Abenteurer und Schriftsteller seinen richtigen Platz anzuweisen. (Hans Salat, ein schweizerischer Chronist und Dichter aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Sein Leben und seine Schriften. Hg. von Jakob Baechtold. Basel 1876. Und später: Hans Salat's Drama vom verlornen Sohn. Bd. 36 des Geschichtsfreundes. Einsiedeln 1881.) Es ist ein überaus wichtiger Beitrag zur Sittengeschichte des Reformationszeitalters, wie zur Literaturgeschichte jenes Abschnittes, den wir hier empfangen, und der fleissige und gelehrte Verfasser bereitete damals viel Freude durch eine Ankündigung im Vorworte, dass er in nicht allzu ferner Zeit seinen Landsleuten eine Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz »vorläufig bis zum 18. Jahrhundert« hoffe vorlegen zu können. »Es scheint doch mehr als blosse Phrase zu sein« — fährt er fort —, »ein solches Werk wirklich ein Bedürfniss zu nennen. Wenige Länder werden sich rühmen können, treulicher als die Schweiz ihre Vergangenheit durchforscht zu haben. Seit neuerer Zeit freuen wir uns sogar einer Schweizerischen Kunstgeschichte, Musikgeschichte etc. Wo aber bleibt unsere überaus reiche deutsche Literatur? Hoffentlich mag der Leser bald einen Gang durch die erschlossenen Hallen unseres vaterländischen Schriftenthums mit mir wagen.«

Aber es mussten noch gewaltige Bausteine herbeigeschafft werden, bevor man zur Errichtung dieser »Hallen« schreiten konnte. Ein anderes Unternehmen sollte hiezu dienen: die »Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz und ihres Grenzgebietes. Herausgegeben von Jakob Baechtold und Ferdinand Vetter. Frauenfeld, Huber«. In Deutschland hatte der Stuttgarter Literarische Verein längst Aehnliches zu Tage gefördert; neuerdings hatte der rührige Verlag von Niemeyer in Halle unter Wilhelm Braune's Auspicien in billigerer Form, aber deswegen nicht weniger wissenschaftlich, das Gleiche für einen späteren Zeitabschnitt in Angriff genommen; warum sollte die Schweiz nicht Schritt halten können? Herausgeber und Verleger waren guter Hoffnungen voll und überschätzten in ihrer Begeisterung die Grösse der literarischen Interessen in der Schweiz und für die Schweiz, wie sie auch die Arbeit, die zu bewältigen war, kaum hoch genug anschlugen. Auch hier war B. wiederum mit dem grössten Einsatze an Energie und Fleiss bereit. Am Sonntag Jubilate 1877 konnte er fröhlichen Herzens das Vorwort zum ersten

Band, zur »Stretlinger Chronik« unterzeichnen, die unverzüglich in überraschender Ausstattung auf dem Büchermarkte erschien.

Darf der fleissige Kirchherr von Einigen am Thunersee, Eulogius Kiburger, den Rang eines Geschichtschreibers nicht beanspruchen, so hat er doch in seinen zwölf Kapiteln der sogenannten Stretlinger Chronik einen reichen Schatz von erbaulichen, für Kultur- und Sittengeschichte, Sage und Mythe bedeutsamen Erzählungen angehäuft, der wohl verdiente gehoben zu werden. Manches was Cäsarius von Heisterbach im Dialogus miraculorum, Jacobus de Voragine in der Legenda aurea und andere anderswo in lateinischer Sprache niedergelegt, das wird hier um die Mitte des 15. Jahrhunderts in fliessendem Deutsch zugänglich gemacht, und man wundert sich billig, dass das merkwürdige Buch nicht schon früher zum Drucke befördert worden.

Als Herold für das neue Unternehmen der »Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz« eignete sich aber der Verfasser der Stretlinger Chronik namentlich auch wegen seines zweiten Werkes, seiner Abhandlung »Vom Herkommen der Schwyzer und Oberhasler«, einer Schrift, die längst bekannt war, jedoch erst von B. dem wahren Verfasser zugewiesen und kritisch herausgegeben wurde.

An zweite Stelle sollte abermals ein Berner treten, Niklaus Manuel (Frauenfeld 1878. CCXXIII und 467 SS.), der Freund unseres Zwingli, der Maler, Dichter und Staatsmann, der mit Wort und Schrift so muthig für die Sache der Reformation eingetreten war. Mit voller Begeisterung widmete sich B. dem Studium dieses sympathischen Mannes, und imposant ist das Denkmal, das er ihm gesetzt hat. Dankbar erkennt er an, was der geistvolle Karl von Grüneisen († 1878) unserem Landsmann erwiesen; doch es war nach vierzig Jahren wohl angezeigt, mit der Forschung auf's neue einzusetzen, und freudig hob die Kritik damals hervor, welch grossen Dienst B. der Literatur des Reformationszeitalters im Allgemeinen durch sein Buch geleistet. Mehr als dreissig Bibliotheken des In- und Auslandes hatte er gewissenhaft durchforscht, eine ganze Reihe von Einzelheiten entdeckt, mit deren Hilfe er seinen Helden in ein völlig neues Licht zu stellen vermochte.

Von Zürich aus ist die Vorrede zu Niklaus Manuel datirt, das Werk selbst war noch in Solothurn entstanden. Dort hatte er schon im Jahre 1873 eine Ehe geschlossen, die das Glück seines Lebens ausmachte, und was der Verstorbene selbst in festlicher Stunde öffentlich ausgesprochen, darf auch hier ohne Indiskretion wiederholt werden: B. fand in seiner Lebensgefährtin die treueste Genossin und verständnissvollste Helferin auch in seinen geistigen Arbeiten, ohne die er das riesige Werk seines Lebens nie hätte bewältigen können.

Der Uebersiedelung nach Zürich war ein Ruf an's Schaffhauser Gymnasium vorangegangen, den er ablehnte; eine Veränderung konnte für ihn nur von Werth sein, wenn sie ihn in eine grössere Umgebung, in einen weiteren Wirkungskreis versetzte. Zürich bot ihm, was es eben damals zu vergeben hatte: eine arbeitsvolle Stelle an der kürzlich reorganisirten und durch ein Lehrerinnenseminar erweiterten Höheren Töchterschule, und B. setzte seit Ostern 1878 seine ganze Kraft für die neue Aufgabe ein, wohl wissend, dass das Feld, das er hier betreten hatte, seinem Streben auch noch weitere Ziele bot. Es ist erstaunlich, was er neben seinen Unterrichtsstunden in Deutsch und Geschichte, deren Zahl meist tüchtig in die Zwanzig hineinging, noch alles zu leisten im Stande war, und nur in allgemeinen Zügen vermögen wir von hier ab seiner Thätigkeit zu folgen.

Als Lehrer erwarb sich B. in Zürich rasch die Beliebtheit, deren er sich bei seinen Schülern in Solothurn erfreut hatte; er verstand es meisterhaft, ohne Pathos und Schönrednerei die Aufmerksamkeit zu fesseln, seine reichen und vielseitigen Kenntnisse gestatteten ihm, aus dem Vollen zu schöpfen, sein feiner Geschmack wusste stets das Beste für seine Schüler auszuwählen. Kein Wunder, dass alle, die seinen Schulunterricht geniessen durften, ihn aufrichtig verehrten und verehren. Auch ausserhalb der Lehrstunde trat er für die Anstalt ein: im Winter 1882/83 bot er den Schülerinnen und einem weiteren Publikum von Damen einen Cyklus von sechs Vorträgen über Zürichs Beziehungen zur deutschen Literatur im 18. Jahrhundert, wobei er in Einzelbildern behandelte: Das Bodmer'sche Haus, Klopstock in Zürich, Kleist, Wieland, Fichte in Zürich, Goethe in Zürich. Auch das waren Vorarbeiten zu seinem grossen Lebenswerke. Im Winter 1885/86 sprach er an zwölf Abenden über Shakespeare's Dramen, welchen Gegenstand er später auch unter seine akademischen Vorlesungen einreihte. Zum Schulprogramm von 1888 fügte er eine feine Studie über Schiller's Demetrius.

Das Grösste jedoch, was aus B.'s Schulthätigkeit hervorgegangen, ist sein Lesebuch. Er fing aus guten Gründen mit der obersten Stufe an; denn hier war das Bedürfniss am dringendsten (Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten der Schweiz. Obere Stufe. Frauenfeld 1880). Neu sind an dieser Sammlung besonders zwei Punkte: während man bisher meist mit den Romantikern schloss und im besten Falle noch einem Freiligrath und Geibel ein Plätzchen gewährte, überschritt B. kühn die alte Grenze und gab das Wort auch den Neuern wie Mörike, Storm, Hebbel, Schack, Herwegh, Jakob Burckhardt, Gottfried Keller, C. F. Meyer, Leuthold, Dranmor, Widmann, Lingg, Heyse, Hertz u. A., und zweitens schuf er — wie schon die aufgezählten Namen zeigen — ein Lesebuch für die Schweiz. Nicht in ungebührlicher Weise lässt er das einheimische Element in den Vordergrund treten, aber er giebt ihm die Stelle, die ihm in einem schweizerischen Lehrbuch gebührte. Kein ruhiger und sachverständiger Beurtheiler wird B. des Chauvinismus zeihen, sein warmer Patriotismus trübte das scharfe kritische Urtheil nicht. Mit diesen beiden Haupteigenthümlichkeiten vereinigt das Lesebuch eine ganze Reihe anderer Vorzüge: die früheren Jahrhunderte sind unendlich viel mannigfaltiger illustrirt als bisher, die so lehrreiche Briefliteratur ist herbeigezogen, Reiseschilderungen und naturwissenschaftliche Beschreibungen finden eine Stelle, Reden werden in vollem Umfange geboten, klassische Darstellungen der literarischen Zustände früherer Jahrhunderte (von Uhland, Wackernagel, Strauss, Freytag, Wilhelm Scherer u. A.) sind passend eingeordnet, und in der Poesie ist eine Vertretung der verschiedensten Gattungen und Formen sorgfältig berücksichtigt. Ein Literaturunterricht, wie ihn B. im Vorworte skizzirt, wird für die Oberklassen unserer schweizerischen Mittelschulen auf lange hinaus ein Ideal bleiben, und wer nach diesem strebt, der wird kein besseres Lehrmittel den Schülern in die Hand geben können, als B.'s Lesebuch, eine Sammlung, die dem Lehrer die werthvollsten Winke giebt und dem Schüler Freude macht, »ein Buch, das nicht, sobald man den bekannten Stuben entronnen ist, mit den verschiedenen Grammatiken und Leitfäden ungesäumt zur Vertrödelung gelangen sollte«.

Während die obere Stufe des Lesebuches keine besonders weite Verbreitung fand, wurde die nach denselben Grundsätzen bearbeitete untere und mittlere Stufe (Frauenfeld 1881, seither wiederholt neu herausgegeben) freudig

begrüsst. Die neue Richtung war den Lehrern an Sekundar- und Bezirksschulen und an den Unterklassen des Gymnasiums offenbar willkommen, was B. für die ungenügende Theilnahme der Lehrer höherer Klassen einigermaassen entschädigte. Die zur Mode gewordene vornehme Ablehnung des Lesebuches zu Gunsten der Lektüre ganzer Literaturdenkmäler trat ihm in den Weg, und doch hatte er deutlich genug erklärt, dass sein Lesebuch eben gleichzeitig mit und neben jener Art der Lektüre eine Stelle fordere. Möglicherweise hat ein anderer, der den B.'schen Gedanken wieder aufnimmt, auf der Oberstufe mehr Glück: unserer lernenden Jugend wäre es von Herzen zu gönnen.

Schriftstellerisch reihte B. eine Gabe an die andere. Er hatte 1879 die Leitung des Feuilletons der »Neuen Zürcher Zeitung« übernommen und sorgte fünf Jahre lang mit feiner Auswahl dafür, dass die Leser mit dem Gange der neuesten deutschen und ausländischen Literatur bekannt wurden. Manchmal mag diese Arbeit hart und mühselig gewesen sein, und er erinnerte sich später nicht mehr gerne daran (selbst als sein ihm sonst so lieber Freund, Professor Viktor Meyer in Heidelberg, den das Todesschicksal nun fast in derselben Stunde wie B. ereilt hat, ihm im Jahre 1893 die hübschen »Märztage im Canarischen Archipel« widmete und dabei auf seine Feuilletonistenthätigkeit anspielte, verbitterte ihm das die schöne Gabe), aber jene Stellung hat ihm doch allerlei Förderung gebracht. Er begnügte sich nicht mit Anordnung des Stoffes, er wollte selbst auch seinen Beitrag leisten. Und wie manch hübsches Kabinettstück hat er in jenen Jahren den gähnenden Spalten, dem »Danaidenfasse«, anvertraut! Was für eine feine Studie ist sein »Armer Mann in Toggenburg« (Februar 1882), wie prächtig schildert er uns (1884) Josua Maler (1529 bis 1599), den Lexikographen, als fahrenden Schüler, als Pfarrherrn in Elgg, Bischoffszell, Winterthur und Glattfelden! Das konnte nur ein Mann leisten, der mit dem Geschick und Wissen des Forschers das glücklichste Erzählertalent vereinigte.

Dabei brachte ihn diese Art der Journalistik in Verbindung mit einer Reihe von hervorragenden Schriftstellern und Literaten. Ueberallhin reichten seine Fäden, immer wusste er für eine bestimmte Aufgabe auch den richtigen Mann zu finden. So gelang es ihm, unter Fernhaltung des blöden literarischen Tagesklatsches, dem Feuilleton seines Blattes eine höhere geistige Stellung zu erobern und dem dort ausgesprochenen Urtheile Gewicht zu verschaffen.

Und nun zur Schule und zur Redaktionsarbeit, zur Forschung und zur Publikation erst noch die akademische Lehrthätigkeit! Am 19. Januar 1880 hielt B. seine Antrittsvorlesung über »Die Verdienste der Zürcher um die deutsche Philologie und Literaturgeschichte« (vergl. Neue Zürcher Zeitung, Feuilleton vom Januar 1880). In feierlichem Zuge führt er hier die zürcherischen Gelehrten an uns vorüber: Konrad Gesner (1516—1565) mit seinem Mithridates, Caspar Waser, den Kenner des Gothischen und der älteren deutschen Literatur, die beiden Lexikographen Johannes Fries († 1565) und den schon genannten Josua Maler, den sonderbaren Kauz Jakob Redinger, Pfarrer in Dietikon († 1688), und sein »Latinish Tütshes wortbuechlin«, den gelehrten Theologen Heinrich Hottinger († 1667), der die althochdeutsche »Exhortatio« zugänglich machte, Johann Baptist Ott, den Kenner des Ulfilas, Tatian, Otfried und Notker; dann kommen Bodmer und Breitinger mit ihren überreichen Schätzen, Leonhard Meister, der die »Beiträge zur Geschichte der teutschen Sprache und National-Literatur« (1777) und anderes verfasst hat, endlich Sulzer's Schützling Christoph Heinrich Myller, der etwa 140 000 mittel-

hochdeutsche Verse publicirte. Es ist eine durch geistreiche Bemerkungen belebte Uebersicht, wie sie damals nur B. geben konnte.

Als Privatdocent begann er im Sommersemester 1880 seine Vorlesungen mit einer Einleitung in das Nibelungenlied und Erklärung ausgewählter Partien, welcher er im folgenden Winter eine allgemeine Erklärung des Nibelungenliedes anschloss. Auch Walther von der Vogelweide stand bald auf dem Programm (Sommer 1881); aber die eigentliche Literaturgeschichte in ihrem Gesammtzusammenhange war doch von Anfang an sein Ziel. Die Geschichte der deutschen Literatur im Reformationszeitalter (Sommer 1880) erweiterte sich zu einer deutschen Literaturgeschichte des 16. Jahrhunderts (Winter 1882/83), neben welcher er gleichzeitig über die deutsche Literatur des 18. Jahrhunderts las, dann kam die ausführliche Geschichte der alt- und mittelhochdeutschen Literatur, bis B. (im Sommer 1885 und im Winter 1885/86) das ganze Gebiet von den ersten Anfängen bis zum Ende des 18. Jahrhunderts vorzutragen im Stande war. Goethe's Götz und der Iphigenia auf Tauris, die er beide in kritischen Ausgaben veröffentlicht hatte (Freiburg 1882 und 1883), widmete er eine Vorlesung im Sommersemester 1882.

B. musste an sich recht erfahren, dass der Erfolg in der akademischen Laufbahn keineswegs vom eigenen Wissen und der persönlichen Leistungsfähigkeit allein abhängig sei, sondern dass der Zufall, d. h. die Wegberufung, der Rücktritt oder Tod von Vertretern des Faches, eine weit wichtigere Rolle spiele. Nachdem er vierzehn Semester lang mit dem denkbar besten Erfolge gelesen, wurde ihm 1887 ein besoldetes Extraordinariat zu theil, das es ihm möglich machte, die Hälfte seiner Schulstunden aufzugeben. Bald nachher wurde in Basel eine Professur für Germanistik frei, und die dortige Fakultät richtete ihre Augen auf B. Längere Unterhandlungen wurden geführt, welchen durch die zürcherische Regierung, die dem Begehrten ein Ordinariat anbot, ein plötzliches Ende bereitet wurde. Damit waren B.'s Wünsche nach aussen erfüllt, nach Ehre und Auszeichnung strebte er nicht; aber eine gesicherte Stellung und eine abgerundete Aufgabe durfte er mit vollstem Rechte erwarten. So lieb ihm der Unterricht an der Schule war, so hoch er sich dort von Kollegen und Schülerinnen geschätzt wusste, seine Ziele liessen sich nicht länger mit einem Amte vereinigen, das seine Zeit allzu sehr in Anspruch nahm. Wenige Monate nachher, an seinem 41. Geburtstage, verfasste er in freudigster und getrostester Stimmung seine Vita für das Album der Universität und schloss mit den Worten: »Ich gedenke mich dieser Stelle noch recht lange zu erfreuen.«

Der Ordinarius nahm es mit seinen Pflichten sehr ernst. Seine Kollegienhefte, die ein anderer vielleicht als auf Jahre hinaus genügend erachtet hätte, wurden umgearbeitet, und unbegreiflich erschien manchmal die Klage, er könne seine bisherigen Entwürfe und Sammlungen nicht mehr brauchen. B. wollte immer alles selbst nachgeprüft haben, und so erwuchs ihm auf dem ungeheuern Gebiete, das er vertrat, täglich neue Arbeit. Scheinbar nebensächliche Bemerkungen waren bei ihm oft das Resultat gewissenhaftester, langer Untersuchungen. Er taxirte seine Leistungen als Docent viel zu gering, liess sich durch allen Beifall, durch die sich rasch steigernde Zuhörerzahl nicht in Sicherheit wiegen, er setzte zu, verbesserte, goss um und schuf neu, um nach vollendetem Werke wieder von vorne zu beginnen.

Das neugegründete deutsche Seminar an der Universität hatte für ihn grossen Reiz; hier regte er zu einer Menge kleinerer literar-historischer Unter-

suchungen an, hier verwerthete er in den sogenannten deutsch-pädagogischen Uebungen seine reichen Erfahrungen als Lehrer.

Indem er die Seminarmitglieder oft an seinen eigenen Arbeiten theilnehmen liess, förderte er das Interesse an solchen Studien und zog — ohne Schule machen zu wollen — einen Kreis junger Gelehrter heran, die dem Meister zur Ehre gereichen. Eine Reihe von Dissertationen giebt hievon beredtes Zeugniss, ganz besonders aber das dreibändige Werk: »Schweizerische Schauspiele des sechszehnten Jahrhunderts. Bearbeitet durch das deutsche Seminar der Zürcher Hochschule unter Leitung von Jakob Baechtold. Zürich 1890—93«.

Seit 1889 las B. gewöhnlich in vier Semestern einen Kursus über die gesammte deutsche Literaturgeschichte; zunächst behandelte er die alt- und mittelhochdeutsche Zeit, dann die Literatur des 15. bis 17. Jahrhunderts, dann des 18. Jahrhunderts und schliesslich die Romantik. Nebenher gingen aber Vorlesungen von nicht geringerer Bedeutung: »Goethe's Leben und Werke«, »Schiller's Leben und Werke«, »aus der neueren deutschen Literatur« und — seit Winter 1894 — »die Dramatiker des 19. Jahrhunderts«. Von dem Zeitpunkte an, da B. sich mit dem Nachlasse und der Biographie Gottfried Keller's beschäftigte, widmete er diesem Dichter dreimal eine einstündige Vorlesung, welche von allen Seiten derart besucht wurde, dass das grösste Auditorium die Zuhörer kaum zu fassen vermochte; grosser Frequenz erfreuten sich auch die Kollegien über Goethe's Faust und Shakespeare's Dramen, während die Vorlesung über Johann Peter Hebel für einen intimeren Kreis berechnet war. Da ich den Verstorbenen nur in öffentlichen Vorträgen habe sprechen hören und als Gast eine Anzahl seiner Shakespeare-Vorlesungen besucht habe, bin ich nicht im Stande diese Seite seiner Thätigkeit zu schildern. Mir that die Wärme wohl, mit der B. sprach, das sorgfältige Vermeiden aller Scheingelehrsamkeit und alles Pathos, die Klarheit seiner Beweisführung, aus der die durch gewissenhaftes Studium erlangte eigene Ueberzeugung hervorbrach, ohne dass sie einer besonderen Betonung bedurft hätte.

Das rein Grammatische und das Formale überhaupt waren nicht seine Vorliebe. Von Zeit zu Zeit las er über Metrik und Poetik; den sprachlichen Forschungen auf dem Gebiete des Alt- und Mittelhochdeutschen folgte er, fühlte sich jedoch meines Wissens nie berufen, hier selber Hand anzulegen. Das überliess er gerne anderen: für ihn waren die Denkmäler der Literatur zunächst um ihres Inhaltes willen da.

Immer lebhafter wandte sich B.'s literar-historisches Interesse der Neuzeit, der Gegenwart zu. Die Herausgabe der Gedichte Leuthold's im Spätjahre 1878 (Frauenfeld 1879) war die erste Arbeit dieser Art, eine Frucht, die ihm neben dem aufrichtigen Danke Vieler auch allerlei Bitterniss eintrug. B. hat bei Anlass der dritten Auflage (Ostern 1884) eine Skizze des tragischen Dichterlebens vorausgeschickt, in welcher er seine Ansichten über die Pflichten eines Herausgebers unmissverständlich äussert. Die Zukunft wird nun lehren, ob er den richtigen Standpunkt eingenommen; wie aber auch der Entscheid falle, niemand wird die grossen Verdienste, die sich B. um unseren unglückseligen Landsmann erworben, leugnen können. Und wir Schweizer schulden ihm besondere Anerkennung dafür, dass er das läppische Geschrei von dem »undankbaren Vaterlande« gebührend zurückgewiesen.

Es war nicht ein blosser Zufall, der B. zum Herausgeber der Leuthold-schen Gedichte machte; die persönliche Bekanntschaft zusammen mit Gottfried

Keller's Wunsch war lediglich die äussere Veranlassung, neben welcher die innere Sympathie gewaltig mitwirkte. Der Dahingeschiedene stand mit seinem Herzen kaum einer Dichtungsart näher als der Lyrik. Seine ganze Natur, sein ganzes Empfinden schienen hiezu prädestinirt. Bei aller Begeisterung für andere Arten der Dichtkunst trat doch seine besondere Neigung hier offen zu Tage. Das Nachempfinden — im besten Sinne des Wortes — war seine Stärke. Kein Wunder, dass er Mörike und Storm hoch schätzte, dass er seine Arbeit gelegentlich auch Hölderlin zuwandte (vgl. Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte 1888). Etwa fünfzehn Jahre zurück — wenn nicht mehr — wird B.'s Plan zu datiren sein, ein Werk über Mörike zu schreiben. An Sammlungen und Vorbereitungen jeglicher Art fehlte es hiezu nicht. In der Deutschen Rundschau (XI, 2 S. 269—284) hatte er 1884 die Feder schon einmal angesetzt, dann folgten in Zwischenräumen, von kleineren Arbeiten abgesehen, der »Briefwechsel zwischen Hermann Kurz und Eduard Mörike« (Stuttgart 1885), fünf Jahre später der »Briefwechsel zwischen Moritz v. Schwind und Eduard Mörike« (Leipzig 1890), in welchem die romantische Phantasie des grossen österreichischen Malers und des auf seinem Gebiete nicht minder grossen schwäbischen Dichters sich die Hand reichen; endlich der Mörike-Storm-Briefwechsel (Stuttgart 1891). Auch die persönlichen Beziehungen des Verstorbenen zu Mörike's Wittwe gaben ihm Vieles in die Hand, was der Mörike-Biographie eigenthümlichen Werth verliehen hätte. Dass uns dieses Werk nicht noch geschenkt worden, haben wir wohl am meisten zu bedauern. Aber es musste vor dringenderen Aufgaben »einstweilen« zurücktreten!

Nachdem kleinere Vorarbeiten wie »die Züricher Minnesinger« (im Zürcher Taschenbuch für 1883) und die Unterstützung von Karl Bartsch's prächtiger Ausgabe der »Schweizer Minnesänger« (Frauenfeld 1887) erledigt waren, schritt B. zur Ausführung seines grossen Planes. Den ältesten Schätzen deutscher Literatur in St. Gallen machte er einen letzten Besuch und schrieb von dort in heiterster Laune an seinen Verleger nach Frauenfeld (Neujahr 1887), der Setzer möge sich nun rüsten, das Opus rücke an. Und in der That konnten im Laufe jenes Jahres die beiden ersten Lieferungen der »Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz von Jakob Baechtold« ausgegeben werden. Die Aufgabe schien genau abgegrenzt: »Dieses Buch will die Schicksale der deutschen Literatur in der Schweiz von der alten Zeit bis zum Anfang des neunzehnten Jahrhunderts erzählen«, hatte der Verfasser gleich zur Eröffnung verkündet, und nach allem, was er schon geleistet, durfte er hoffen, in absehbarer Zeit zum Ziele zu gelangen. Doch diesmal hatte sich B. getäuscht. Der Stoff, der anfänglich oft aus verborgenen Adern hergeleitet werden musste, floss ihm nach und nach aus hundert Ritzen und Spalten entgegen, kam als wilder Bergbach, als reissender Fluss herangestürmt und drohte den Lenker der Gewässer mit fortzutragen. Da hiess es durchschauen und prüfen, Rinnen graben und Dämme bauen, bis endlich der gewaltige Strom gebändigt und ruhig dahinfloss. Wie oft liessen ihn die Pioniere, die er in seinen ersten Arbeiten rühmend genannt, gänzlich im Stiche, wie manchmal musste er Forschungen, die er abgeschlossen glaubte, wieder von vorne beginnen! Kein Wunder, dass ihm etwa einmal der Muth sinken wollte, wenn in dem tollen Gewirre kein Ausweg sich zeigte, oder wenn der Setzer die kaum getrockneten Zeilen von ihm forderte. Fünf Jahre lang verrichtete er die harte Arbeit, und kein Leser wird in den prächtigen Kapiteln auch nur das leiseste Echo der Seufzer verspüren, die sich gelegentlich der Brust des unermüdlichen

Forschers entrangen. Am Tage des Sechseläutens 1892 machte er das Punktum und feierte dann fröhlichsten Herzens das zürcherische Frühlingsfest, nachdem er schalkhaft am Schlusse der Anmerkungen den Basler Hexameter versteckt: Est bona vox *schenk in,* melior *trink,* optima *gar us!*

Einer ausführlichen Werthschätzung von B.'s Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz bedarf es hier nicht; wer in dem stattlichen Bande von nahezu tausend Seiten auch nur geblättert, hat sich dessen gefreut, wer das Ganze gelesen, der hat dem Verfasser im Geiste aufrichtig gedankt für seine Riesenarbeit, wer einzelne Abschnitte nachgeprüft hat, der wird sich der Bewunderung und des Staunens über diese Sorgfalt nicht enthalten können.

Keine Lobrednerei! höre ich den Dahingeschiedenen warnen. Doch dass wir uns ehrlich freuen über sein Werk, kann und will er uns sicherlich nicht verbieten. Dass die Behandlung nicht durch den ganzen Band hindurch eine gleichmässige ist, hat er selbst hervorgehoben; wo so Vieles noch völlig aus dem Rohen herausgearbeitet werden musste, war es unmöglich, harmonische Ausgestaltung zu erreichen. Das schadet dem Werke auch gar nicht; es ist auch so weit mehr, als der Verfasser uns versprochen: »Ich wollte ein lesbares, manchmal sogar ein kurzweiliges Buch schreiben«. Es ist ein Buch, auf das jeder Schweizer mit Stolz hinweisen darf, eine Arbeit, der man, so weit die deutsche Sprache verstanden wird, nur rückhaltlose Anerkennung gezollt hat.

Von einem Torso zu sprechen ist nicht billig. B. hat sich im Einverständniss mit seinem Verleger vom ersten Satze an die Grenze gesteckt, bis zu der er gelangt ist, und es ist undankbar, darüber mit ihm rechten zu wollen. Eine Behandlung unserer Literatur im 19. Jahrhundert wäre in diesem Stile gar nicht wünschenswerth. Die mögliche Fortsetzung, von der er in der Vorrede spricht, hätte ein ganz anderes Gepräge erhalten, und B. hätte sie uns erst nach einer völligen Umarbeitung des Hauptwerkes bieten wollen.

Bedauern können wir wohl, dass dieser Plan nicht mehr verwirklicht worden, und gleichzeitig werden wir anerkennen, dass er zu Gunsten eines Unternehmens hat zurücktreten müssen, dessen Ausführung für den Augenblick viel wichtiger war: Gottfried Keller's Leben. Das Verhältniss B.'s zu unserem Dichter wird vielleicht einmal ein anderer schildern; die ersten geistigen Beziehungen gehen jedenfalls bis in's Jahr 1867 zurück, als der Verstorbene seine zweite Novelle schrieb, die ganz von der Art Gottfried Keller's durchdrungen ist. Was der Gelehrte herausgab, fand seinen Weg auf den Schreibtisch des Dichters, der die Gaben mit Verständniss und Dank entgegennahm. Mit besonderer Freude erfüllte ihn B.'s Manuel-Ausgabe, worüber er sich am 17. und 18. Februar 1879 im Feuilleton der Neuen Zürcher Zeitung in warmen Worten äusserte. Jahre hindurch war der persönliche Verkehr zwischen beiden ein überaus reger, bis Keller in seiner herben und derben Art einmal den Literarhistoriker in einer Weise angriff, die ein weiteres Zusammengehen unmöglich machte. Wer Keller gekannt, wird dies begreifen. Am 70. Geburtstage des Dichters hielt B. eine prächtige Festrede in der Aula der Universität; beim Tode Keller's ergriffen andere das Wort, und geschäftige Biographen drängten sich herbei. Und doch war für jeden Urtheilsfähigen die Lage klar: nur in B.'s Hände konnte der Nachlass gelegt werden.

Zunächst erschienen auf Weihnachten 1892 Gottfried Keller's nachgelassene Schriften und Dichtungen, und schon ein Jahr darauf konnte der erste Band von »Gottfried Keller's Leben. Seine Briefe und Tagebücher«

(Berlin, Hertz 1894) herausgegeben werden. Im Spätjahr 1896 kam die Arbeit zu ihrem Abschlusse. Die drei stattlichen Bände sind in Aller Erinnerung und in Vieler Händen; B.'s Methode hat Kritiker gefunden, man glaubte da und dort grössere Kürze, mehr Zurückhaltung fordern zu dürfen. Das alles wird nun in den Hintergrund treten gegenüber dem grossen und bleibenden Verdienst des Verblichenen. Den »enthusiastischen Ton«, den Keller verabscheute, hat B. gemieden, er hat uns den Dichter, wo immer möglich, mit seinen eigenen Worten vorgeführt; er hat uns aber gleichzeitig — und darin sehe ich das Unvergängliche in B.'s Schöpfung — ein Bild des literarischen Lebens in Zürich während eines halben Jahrhunderts gegeben, wie wir es feiner, origineller und zuverlässiger von keiner Seite hätten empfangen können.

Man sollte glauben, mit solchen Aufgaben sei die Zeit eines Menschen voll und ganz in Anspruch genommen, und doch brachte es B. fertig, noch mehr zu leisten. Er war unermüdlich darin, verborgene Schätze der Literatur an's Tageslicht zu ziehen und sie der Mit- und Nachwelt in der feinsten Politur und Fassung zu überliefern. In Schaffhausen fand er unter den Papieren Johann Georg Müller's (eines Bruders Joh. von Müller's) anmuthige Aufzeichnungen, die er 1881 mit der Ueberschrift »Aus dem Herder'schen Hause« (Berlin, Weidmann) herausgab; in Zürich prüfte er den Nachlass von David Hess (1770—1843), der uns allen als Verfasser der »Badenfahrt« und der »Rose von Jericho«, wie nicht weniger als Herausgeber von Usteris Werken lieb und theuer ist, und veröffentlichte dann die Hess'sche Biographie des unglücklichen philanthropischen Schwärmers Joh. Caspar Schweizer (Berlin 1884). Seinem gelehrten Freunde Reinhold Köhler in Weimar brachte er zum sechzigsten Geburtstage »Einen Mund voll kurzweiliger Schimpf- und Glimpfreden, observirt anno 1651—1652«, ein paar Blätter des köstlichsten Humors.

Von Deutschland her erging 1889 an B. durch seinen Freund Professor Erich Schmidt in Berlin die ehrenvolle Aufforderung, sich an der kritischen Ausgabe von Goethe's Werken, die unter der Protektion der Grossherzogin von Sachsen-Weimar erscheinen sollte, zu betheiligen und er übernahm zunächst »Wahrheit und Dichtung«, später auch die Tagebücher, zu welchem Zwecke ein Aufenthalt in Weimar nöthig war. Damals wurde B. auch zu Hofe geladen, und es gehörte zum Besten, was er einem Freundeskreise widmen konnte, wenn er sich als gewandten Hofmann schilderte.

Der Bitte um Vorträge, die an den Verstorbenen so häufig gerichtet wurde, entsprach er in früheren Jahren stets mit der grössten Bereitwilligkeit und hat damit Vielen genuss- und lehrreiche Abende bereitet. Wie füllten sich die Tische in der »Antiquarischen«, wenn es hiess: Jakob Baechtold wird sprechen! Auch für kleinere Gelegenheitspublikationen war er immer zu haben. Dem Zürcher Taschenbuche lieferte er neben der schon erwähnten Arbeit über die Züricher Minnesinger (1883) noch 1894 die Briefe von J. G. Schulthess an Bodmer; der Stadtbibliothek verfasste er 1890 ein Neujahrsblatt (Johannes Stumpf's Lobsprüche auf die dreizehn Orte, nebst einem Beitrag zu seiner Biographie); den Antiquaren publicirte er eine »Liederchronik« und gab ihnen 1880 für die »Mittheilungen« Das glückhafte Schiff von Zürich. Nach den Quellen des Jahres 1576.

Für die Zeitschriften, die ihn um seine Mitarbeiterschaft ersuchten, hatte er immer etwas bereit, so z. B. in den letzten Jahren für die Germania (Bd. 21 resp. 33) »Einundzwanzig Fabeln, Schwänke und Erzählungen des 15. Jahrhunderts«; für die »Romanischen Forschungen« Bd. V (1889) eine Studie

»Ueber die Anwendung der Bahrprobe in der Schweiz«; für die Alemannia (Bd. 20, 1892) »Zwei Hochzeitsgedichte« (von Johannes Grob 1676 und von Gotthard Heidegger 1710); und wie Vieles — von kleinerem und grösserem Umfange — findet sich nicht in der Münchener »Allgemeinen Zeitung«, im Anzeiger für Schweizergeschichte, in Nord und Süd, in der Zeitschrift für deutsches Alterthum, im Feuilleton der »Neuen Zürcher Zeitung«, in der Deutschen Rundschau; und wie manchen schweizerischen Schriftsteller hat er in der Allgemeinen deutschen Biographie nach Leben und Leistungen dargestellt[1])!

Und soll ich hinzufügen, mit welchem Eifer er seinen werthvollen Rath und seinen unermüdlichen Fleiss dem Vereine für Verbreitung guter Schriften widmete, wie gewissenhaft er die Auswahl für die Anschaffung deutscher Bücher in der Museumsgesellschaft traf? Von allen Seiten werden wir nun die Klage hören: »Ja, wenn wir nur Professor Baechtold darüber fragen könnten!« Ueberall wird man seine reiche Erfahrung, seine grosse Gefälligkeit schmerzlich vermissen.

Schon einmal haben wir ja vor dem drohenden Verluste gestanden, im Sommer 1895, als an B. der ehrenvolle Ruf nach Leipzig ergangen war. Es war ein harter, schwerer Kampf, den er damals zu bestehen hatte. Mit allen Wurzeln seiner Kraft ans Vaterland festgewachsen, Schweizer bis auf den letzten Blutstropfen, musste er doch ergriffen sein von dem grossen Vertrauen, das ihm eine der grössten deutschen Hochschulen, geistig vielleicht die regsamste, entgegenbrachte. Sollte er nicht dem Schweizernamen im Auslande neue Ehre machen, war es nicht Pflicht gegen die Seinigen, die glänzende Stellung anzunehmen? B. hat sich fürs Bleiben entschieden und heute wissen wir ihm erst recht Dank dafür. Nun, da sein Leben — und Leiden abgeschlossen vor uns liegen, zeigt sich sein damaliger Entscheid in anderm Lichte. Aeusserlich dem Rufe seiner Freunde folgend: »Verpflanze nicht den schönen Baum, Gärtner! er jammert mich!« mag sich der Verstorbene innerlich gesagt haben, dass der alte Stamm die Versetzung in neues Erdreich nicht mehr ertragen würde. Schüler, Freunde, Kollegen — die weitesten Kreise haben ihm damals gesagt, wie lieb und theuer er allen war, und selbst angesichts des bittersten Verlustes freuen wir uns, dass er uns wenigstens die zwei kostbaren Jahre noch gegönnt. Anerkennenswerth ist, wie unsere Behörden sich damals bemühten, der Universität die vorzügliche Kraft zu erhalten und wie nach dem Entscheide der Bundesrath dem Verstorbenen dadurch seine Dankbarkeit bewies, dass er ihm unter den günstigsten Bedingungen einen Lehrauftrag am Eidg. Polytechnikum ertheilte.

Aus B.'s Schriften, selbst aus der kleinsten Notiz spricht überall seine Eigenart, seine Urwüchsigkeit, und die trat im Leben vielleicht noch stärker hervor. Das Wort, für Vortrag oder Publikation sorgsam abgewogen, entfloh im Gespräche oft seinem Munde, ohne dass ihm die nöthige Vorsicht zur Seite ging. Und wie er mit seinen literarischen Leistungen gelegentlich Gegner fand, so stiess er da und dort auch mit seinen mündlichen Aeusserungen auf Widerstand. Das ist das Loos der Leute, die nicht auf ausgetretener Bahn wandeln. Aber B. war durch und durch versöhnlich; er vergass gern und durfte erwarten, dass andere — nicht minder grossmüthig —

[1]) Dankbar sei hier neuerdings erwähnt, dass Baechtold für unseren Deutschen Nekrolog das Schweizer Referat übernahm und im vorigen Jahrgang mit aller Sorgfalt förderte. (Vgl. Biographisches Jahrbuch, 1897, S. V und Baechtold's Nachruf für Appell ebenda S. 3.) D. H.

auch ihm vergessen. Nie hat er die dargebotene Hand zurückgewiesen und war nie glücklicher, als wenn er mit jedermann im Frieden leben konnte.

Als schönstes Geleite hatte er einen unverwüstlichen Humor stets neben sich, einen Genossen, der ihn von seinen ersten literarischen Versuchen bis zum letzten Federstriche nicht verliess, der im Kreise der Familie und der Freunde, wie in der Rede bei ihm stand. Was wüssten die Wände so manch wackerer Trinkstube in Zürich und anderswo nicht für heitere Geschichten zu erzählen, die sie aus dem Munde Jakob B.'s vernommen! Und hinter diesem Humor stand eben das wohlthuende Bewusstsein erfüllter Pflicht, das gute Gewissen, dass eine tüchtige Arbeit vollbracht sei. Als das zunehmende Herzleiden ihm kategorisch verbot, selbst an unschuldigen Gelagen theilzunehmen, erfreute er sich an der Lektüre humoristischer Schriftsteller. Wie oft sprach er mir im letzten Jahre von dem Vergnügen, das ihm Dickens bereitet!

Die Musik hat ihm manche glückliche und weihevolle Stunde geschenkt. Als junger Mensch spricht er von der Wirkung, die der Trauermarsch aus Händel's Saul, David's Klagegesang oder die prachtvolle Arie: »O Herr, des Güte endlos ist!« auszuüben im Stande seien — und wohl an ihm selbst ausgeübt hatten. In seinem Hause, wo es ihm wohl war wie nirgends, spielte die Musik eine wichtige Rolle; Concerte besuchte er mit Auswahl; für Brahms, mit dem ihn persönliche Freundschaft verband, hatte er grosse Vorliebe. In nachmitternächtiger Zeit phantasirte er wohl auch einmal im Freundeskreise auf dem Klaviere — und wie konnte er weidlich böse werden, wenn das Gebrüll übermüthiger Genossen ihn daran störte!

Seit dem Rufe nach Leipzig hatte B. ein Stück seiner alten Fröhlichkeit und Kraft eingebüsst. Er war nicht mehr im Stande, eine so ungeheure Arbeitslast zu tragen wie früher, sich dann wieder so ungebundener Freude ganz hinzugeben wie ehemals. Der Anfang der Krankheit traf offenbar so ziemlich mit jenem Entscheide zusammen, der ihm so viel Mühe machte. »Jetzt kann ich das Thor schliessen«, meinte er muthlos kurz nachher, raffte sich aber glücklicher Weise doch wieder auf. Ein letzter grosser Genuss war für ihn die Fahrt nach Neapel, die er von Nervi aus zu Ostern dieses Jahres in Gesellschaft seines lieben Freundes Viktor Meyer unternahm. Anfangs Juli schickte er mir die Gottfried Keller-Bibliographie (Berlin, Hertz 1897. 36 S.) hinüber; als ich ihm dankte, betonte er nur immer, wie froh er sei, auch diese Aufgabe noch abgeschlossen zu haben. Er ordnete seine Bibliothek, sichtete seinen reichen, werthvollen Briefwechsel und bestellte sein Haus. Die Redensarten, man könne bei einem Herzleiden alt werden, verfingen nicht mehr, der unerbittliche Tod hatte zu deutlich angeklopft. Da erst, als er sich nicht mehr nach der Universität zu schleppen vermochte, gab er nach. Eine Ruhepause von zehn bis vierzehn Tagen sollte es ihm möglich machen, die Vorlesungen des Semesters noch zu einem ordentlichen Abschlusse zu bringen. Mitte Juli versuchte er's noch einmal; aber ein furchtbarer Herzkrampf war die Folge der Pflichttreue.

Das Semester ging seinem Ende entgegen, ohne dass B. die Vorlesungen wieder hätte aufnehmen können. Da flackerte das Lebenslicht zum letzten Male auf. Er durfte wieder seinen kleinen Abendspaziergang unternehmen; am 31. Juli traf ich ihn auf der Fahrt zum See, am 4. August sass er ein Stündchen bei mir im Garten. Beide Male sprach er mit Wärme von einer neuen Arbeit: Die »Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz« sollte

umgegossen und dann fortgesetzt werden. Er freute sich so recht, dass er den Stoff nun völlig beherrsche und überblicke; er hoffte offenbar, der Welt ein abgerundetes, vollkommenes Kunstwerk darbieten zu können. Noch am Sonntag Vormittag brachte mir mein Junge, den ich mit einem Zettelchen hinübergeschickt, die Kunde, wie fröhlich und freundlich »Papa Baechtold« sei. Anderthalb Stunden später standen wir erschüttert an seiner Leiche.

Vor dreissig Jahren hat der Gymnasiast Jakob B. das Ende eines geistlichen Herrn geschildert, der seine letzte Predigt gehalten hatte. »Dann schaute der Herr Pfarrer, als er draussen war, recht innig die blauen Wolken und die weissen Schneeberge und sein blühendes Gärtlein an, und in seinem Stüblein angekommen, unterhielt er sich noch einmal in liebevoller Weise mit seiner Familie, nahm noch einmal das irdische Mittagsmahl inmitten der Seinen ein und dann stieg er zum letzten Mal in sein Studirzimmer hinauf, nahm sein Gesangbuch und las mit zitternder Stimme das Lied: »Wie wird mir sein, wenn ich dich, Jesu, sehe«. Erschöpft legte er sich hin zum Mittagsschläfchen, von dem er nicht wieder erwachte.« — Und wie in jenem Pfarrhause, so schauten auch hier die rankenden Reben zum Fenster hinein, ob der alte Freund nicht wieder komme. —

Die Angehörigen, die Freunde, die Universität, das Vaterland, die deutsche Wissenschaft — alle haben unendlich viel an Jakob B. verloren, und der rasche Abschied war furchtbar; ihm aber blieben die Schrecken langen Siechthums erspart, und er geniesst — um sein eigenes Citat aus Goethe zu wiederholen — den Vortheil, »als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen; denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verlässt, wandelt er unter den Schatten«. Auf der Höhe des Zürichberges, von wo er so oft die scheidende Sonne geschaut, wird seine Asche unter einem bescheidenen Denksteine ruhen; aber in seinen zahlreichen Schriften, zumal in seiner »Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz« hat er sich selbst das unvergänglichste und schönste Monument errichtet.

Mit Zustimmung des Hrn. Verfassers wiederholt aus der Neuen Zürcher Zeitung.

Theodor Vetter.

Mai, Emanuel, Antiquar, * 2. Februar 1812 in Schmiegel bei Lissa, † 27. December 1897 in Berlin, wo er seit seinem 13. Jahre gelebt hatte. — M. besuchte das Gymnasium Zum grauen Kloster und erwarb sich eine gediegene wissenschaftliche Bildung, die er später in seinem praktischen Beruf gründlich verwerthen konnte. Mehrere Jahre gehörte er als Lehrling und Gehilfe der einst berühmten antiquarischen Buchhandlung von Finke an, bis er 1836 im Hause der Polnischen Apotheke, Mittelstrasse, selbst ein Geschäft unter der Firma seines Namens errichtete. Er hatte drei grosse uralte Bibliotheken, eine Bülow'sche und eine Wolkenstein'sche, und die aus dem ehemaligen Kloster Marsberg stammende, aufgekauft, und diese bildeten den starken Grundstock seines Lagers, das sich von Jahr zu Jahr vergrösserte. Er kaufte das Haus Unter den Linden, in dem sich jetzt das Aquarium befindet, und siedelte von da später nach der Mauerstrasse über, wo das Geschäft, seit 1868 von seinem Sohne Max geleitet, noch blüht. Es gab in Deutschland keinen Liebhaber und Sammler alter oder seltener Drucke, der nicht mit Emanuel Mai in Verbindung gestanden hätte; jeder wusste in ihm nicht nur den Händler, sondern auch den Kenner und Rathgeber zu schätzen. Wie sehr M. aus eigener Liebhaberei Sammler gewesen ist, hat er gerade

während der letzten sechs Jahre als eifriger Mitarbeiter an den Sonntagsbeilagen zur Vossischen Zeitung bewiesen. Aus seiner reichen, nahezu vollständigen Sammlung von Flugblättern und anderen Schriftstücken, die sich auf die achtundvierziger Bewegung beziehen, hat er dort vieles seinen Zeitgenossen in's Gedächtniss zurückgerufen und späteren Generationen zur guten Lehre gegeben. Was er unter den Ueberschriften »Die Berliner Strassenliteratur des Jahres 1848«, »Welke Blätter des Märzsturms«, »Die Parlamente«, »Der Prinz von Preussen«, »Gedenkblätter aus der Zeit Friedrich Wilhelm IV.«, »Berliner Momentbilder«, »Zum Jubiläum des Vereinigten Landtags«, »Polens Kämpfe« veröffentlichte, entspricht nicht der wissenschaftlichen, historisch-kritischen Methode; er gab keine zusammenhängende Darstellung der Ereignisse, keine Charakteristik der handelnden Persönlichkeiten, sondern etwas willkürlich legte er Blatt an Blatt und suchte so den Eindruck jener von ihm leidenschaftlich miterlebten Tage wieder lebendig zu machen. Wie sehr ihm das gelungen ist, wie gerade dadurch, dass er die Dokumente reden liess, alles frisch und eben erst dagewesen schien, haben ihm zahllose Zuschriften, Anfragen, wohl auch kleine Berichtigungen aus dem Leserkreise bewiesen. Der alte Herr hatte seine Freude daran und trug sich zuletzt mit dem Plane, diese Aufsätze, durch andere vermehrt, in einem Buch zu sammeln und es am fünfzigsten Gedenktage des achtzehnten März zu veröffentlichen. Bereits war er mit einer altangesehenen Berliner Verlagsbuchhandlung deswegen in Verbindung getreten. Da befiel ihn, ihm selbst kaum merkbar, ein schweres unheilbares Magenübel, und kurz vor Vollendung des halben Jahrhunderts gehörte auch er nicht mehr zu den wenigen Ueberlebenden, sondern zu der grossen Heerschaar »alter Achtundvierziger«, die der Hügel deckt. Noch wenige Wochen vor seinem Tode konnte man ihn, auf seinen Stock gestützt, rüstig durch die Strassen Berlins schreiten sehen, den kurzen, stämmigen Körper leicht vornüber zur rechten Seite gebeugt, das schöne, klare, kluge Auge nachdenklich vor sich hin gesenkt, und unter dem grossen, schwarzen Schlapphut, von Haar und Bart lang und dunkel umwallt, ein prachtvolles Patriarchenhaupt, das den Neid und die Freude Rembrandt's erregt hätte. Die Frage, was aus M.'s nachgelassener Sammlung werden soll, ist für die Berliner Stadtverwaltung, die sich im Besitze der gleichwerthigen Friedländer'schen Sammlung befindet, wohl zu erwägen.

Paul Schlenther.

Schumann, Albert, Professor für Geschichte und Geographie an der Kantonsschule in Aarau, * 4. Februar 1835 in Gotha, † 24. Februar 1897 in Aarau. — Sch. studirte in Jena, Bern und Göttingen Geschichte und Germanistik und wurde Ende 1859 »wissenschaftlicher Privatsekretär« bei Johann Martin Lappenberg. Vergeblich bewarb er sich um eine Stelle an der Göttinger Bibliothek; allerhöchste Protection verhalf einem Untauglichen dazu, der bald darnach in's Irrenhaus kam. Das verdross Sch. dermassen, dass er Deutschland verliess und ein Lehramt an der Bezirksschule in Zofingen annahm, wo er beinahe 22 Jahre blieb. Hierauf wirkte er 10 Jahre an der Kantonsschule in Aarau und trat 1892 in den Ruhestand. Er war ein sehr gewissenhafter Lehrer, aber mit innerster Neigung war er es nicht. Vielmehr war er nach Fähigkeit und Beruf der geborene Bibliothekar, der durch unablässige Studien seine Kenntnisse bereicherte. Mit verhältnissmässig sehr geringen Mitteln hat er die Stadtbibliothek Zofingen, der er 30 Jahre lang

vorstand (von 1867 bis zu seinem Tode), zu einem wahren Schatzkästlein gemacht. Er war in bibliographischen Dingen bewandert, wie Wenige in der Schweiz, und besass eine ausgedehnte Bücher- und Literaturkenntniss, wie sie nur derjenige erwirbt, dem ungezählte Bände durch die Hände gehen und der eine Unmenge antiquarischer Kataloge zu Rathe zieht. Uebrigens kannte er nicht nur die Titel der Bücher und Zeitschriften, sondern wusste gar wohl, was darin stand. Er schrieb über eine beträchtliche Reihe von Männern in die »Allgemeine deutsche Biographie«, und die noch unvollendete neue Auflage von »Goedeke's Grundriss zur Geschichte der deutschen Literatur« verlor in ihm einen Beistand und Nothhelfer, den der Herausgeber schwer im Stande sein wird zu ersetzen. Er gehörte nämlich zu den seltenen Naturen, die alle die kleinen, unansehnlichen und mühseligen Arbeiten auf sich nehmen, die eben gemacht werden müssen, um die sich aber die Meisten gerne herumdrücken. Seine Specialität waren die ganz kleinen Schriftsteller und Poeten, denen Niemand gerne nachfragt und nachgräbt; seine eigenste Domäne jedoch bildete die Geschichte und Literatur des Aargaus: für jene leistete er Verschiedenes in der »Zeitschrift aus dem Wiggerthale«, die übrigens nicht lange existirte; diese behandelte er in dem zu zwei Lieferungen herangediehenen Werk: »Aargauische Schriftsteller, aus den Quellen dargestellt«. — Anderen mit seinem reichen und wohlgeordneten Wissen beizuspringen, liess er sich keine Mühe verdriessen. Trug man ihm irgend ein Anliegen vor und begehrte Dieses oder Jenes zu wissen, so notirte er sich die Sache in ein Notizbüchelchen oder brachte wohl auch nach alter Väter Weise einen Knoten im Taschentuch an. »Ich werd' einmal nachsehen«, pflegte er dann in seinem gothaisch gefärbten Deutsch gelassen zu sagen. Er vergass nie etwas. Den Kopf ein wenig zur Seite geneigt, die braunen Augen noch etwas freundlicher als sonst, kam er dann mit langen Schritten und etwas in die Knie fallend auf den Bittsteller zugegangen und brachte gewöhnlich mehr, als dieser erwartet hatte. Häufig genug übermittelte er das Gewünschte auf's säuberlichste aufgezeichnet. Vielleicht hat er nicht überall den gebührenden Dank gefunden, während ihn selbst die kleinste Gefälligkeit ausserordentlich erfreute. Er hat wohl nie Jemand etwas zu leide gethan und schwerlich einen Feind besessen.

Adolf Frey.

Rothpletz, Christian Emil, schweizerischer Oberstdivisionär und Professor der Militärwissenschaften am eidgenössischen Polytechnicum, * 21. Februar 1824 in Aarau, † 13. Oktober 1897 in Zürich. — Die Familie R. wanderte in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts aus Villingen im Schwarzwald nach Aarau, wie denn damals eine Menge der heute in der Schweiz blühenden Geschlechter aus Süddeutschland über den Rhein zogen und in den Bürgerschaften die Lücken füllten, welche die mörderischen italienischen Soldkriege gerissen hatten. R.'s Vater, Johann Heinrich, war Bezirksamtmann; die Mutter Sarah Isabella, geb. Schuster, stammte aus Neustadt an der Hardt und überragte den Gatten an Bildung und geistiger Begabung. Als R. ein Jahr alt war, wandte sich die Familie nach der Pfalz, wo die Verwandten der Mutter begütert waren. Der Vater übernahm die Leitung einer chemischen Fabrik, starb aber schon nach einem halben Decennium. Mit schwärmerischer Liebe an der Schweiz hängend, begab sich die Mutter mit den Kindern nach Aarau zurück. Hier absolvirte R. das Gymnasium und studirte dann an verschiedenen Hochschulen Jurisprudenz, so in Heidelberg. Eine

tückische Brustkrankheit, die von seinen drei Brüdern zwei früh dahingerafft hatte, bedrohte auch ihn, sodass die Aerzte einen Aufenthalt in südlichem Klima anriethen. Er begab sich nach Madeira, fand dort die erhoffte Besserung und suchte dann zu weiterer Kräftigung die Insel Helgoland auf. Hier erreichte ihn (1847) die Nachricht vom bevorstehenden Ausbruch des schweizerischen Sonderbundskrieges. Rasch der Heimath zugeeilt, meldete er sich in Aarau als Freiwilliger einer Reservescharfschützenkompagnie und kam im entscheidenden Gefecht bei Gislikon in's Feuer. Die Eindrücke, die ihm der kurze Feldzug hinterliess, blieben unverlöschlich und waren für seine spätere Laufbahn bestimmend, sodass er im Frühling 1848, zur militärischen Carriere entschlossen, als Aspirant in die Vorbereitungsschule für Infanterieoffiziere trat und dann sofort einen zweiten Kurs für Artillerieaspiranten mitmachte, dessen Leitender der Hauptmann Hans Herzog war, der spätere General. Noch im nämlichen Sommer folgte ein Instructionskurs im Tessin. Nun aber regte sich die noch immer nicht völlig gefestigte Gesundheit in unangenehmer Weise wieder und nöthigte ihn abermals zum Besuch des Seebades. Unterwegs dahin vom Waffenlärm im insurgirten Berlin angelockt, durchwanderte er Stadt und Umgebung, knüpfte mit dem Revolutionskomite Unterhandlungen an und entrann schliesslich den einrückenden Truppen und vielleicht dem Standrecht mit knapper Noth. In der Heimath förderte er seine militärische Ausbildung mit allem Nachdruck, absolvirte eine Kavallerierekrutenschule, trat dann zur Artillerie über, avancirte zum Oberlieutenant, 1855 zum eidgenössischen Artilleriehauptmann und nahm an verschiedenen Centralschulen theil. Als Artilleriehauptmann blieb er der beständige Adjutant von Hans Herzog, der als Waffenchef der Artillerie die Instructionsverhältnisse dieser Waffe in der Schweiz mit einem Schlag von Grund aus umwandelte, nicht zum mindesten unterstützt von R. Dieser begleitete seinen Obern bei verschiedenen Dienstanlässen, so 1856 beim Truppenzusammenzug im Thurgau und während der Grenzbesetzung (1856/57) infolge des sog. Neuenburger Handels. Zwei Jahre später führte ihn die Grenzbesetzung in's Tessin, wo er schon 1855 während der Grenzoccupation fungirt hatte. 1860 wurde er Major im eidgenössischen Artilleriestab, 1863 eidgenössischer Oberstlieutenant, nachdem er während mehrerer Jahre als Lehrer und Kommandant von Militärkursen, namentlich artilleristischen, gewirkt hatte. — Gleichzeitig mit der militärischen Laufbahn begann er auch diejenige eines Beamten, zuerst als Aarauer Stadtrath, dann als Gerichtspräsident, seit 1854 als Oberrichter, d. h. als Mitglied des obersten kantonalen Richterkollegiums. In dieser Stellung erhielt er, als es sich, in Vollziehung der Staatsverfassung von 1852, um die Einführung des Schwurgerichtes handelte, den Auftrag, eine neue Strafprocessordnung auszuarbeiten, und wurde 1858 Präsident des Kriminalgerichts und des Schwurgerichts. In schweren Stunden, wo er seine hoffnungslos kranke Mutter pflegte, begann er zu malen und legte dann nach ihrem Tode alle seine Aemter nieder, um ausschliesslich der Kunst zu leben. Er wollte in aller Form Maler werden und ging nach München, wo er namentlich unter Berthelli's Leitung zu arbeiten begann. Während er unverdrossen Pinsel und Palette handhabte, erhielt er 1864 vom schweizerischen Militärdepartement den Auftrag, sich sofort auf den dänisch-deutschen Kriegsschauplatz zu begeben. Er sah nur noch eine letzte Episode des Krieges, da die Düppeler Schanzen schon genommen waren. Immerhin bot sich Gelegenheit, mit Moltke und von Gablenz zusammenzutreffen. Eine ähnliche offizielle Mission führte ihn 1866 nach dem süddeutschen Kriegs-

schauplatz. Nachdem er 1867 Oberst im eidgenössischen Generalstab geworden, leitete er 1868 einen taktischen Kurs für Offiziere des Artilleriestabs; auch befasste er sich damals mehrfach mit Arbeiten über die Landesbefestigung. Er recognoscirte noch im nämlichen Jahre mit einer Kommission die Nordfront der Schweiz und die westliche bis in's Wallis. Als 1870 Hans Herzog die Wahl zum schweizerischen General angenommen hatte, berief er R., dessen Ernennung zum Generalstabschef oder Generaladjutanten sich Schwierigkeiten entgegenstellten, zu seinem Adlatus; R. arbeitete namentlich in der operativen Sektion, musste sich aber bald nach Jahresanfang legen und drei Monate das Bett hüten. 1872 verheirathete er sich mit Fräul. El. Wydler von Aarau, mit der er in glücklicher Ehe lebte. Bei der Durchführung der neuen schweizerischen Militärorganisation nach dem Gesetze von 1874 wurde R. als einer der drei Obersten dem Generalstab zugetheilt, erhielt dann aber das Kommando der V. Armeedivision und zugleich den Auftrag, mit derselben die erste sechszehntägige Divisionsübung abzuhalten, welche Aufgabe er so trefflich löste, dass seine Maassnahmen auf Jahre hinaus für die folgenden Manövers von einschneidender Bedeutung blieben. Seit 1876 wurde er als Lehrer der Centralschule IV für Oberstlieutenants verwendet, und am 7. Mai 1878 erfolgte seine Wahl zum Professor der Taktik, Strategie und Kriegsgeschichte am schweizerischen Polytechnicum in Zürich, wohin er nun übersiedelte. Die Schwierigkeiten und Aufgaben der neuen Stellung erwiesen sich als so grosse, dass er sich vom praktischen Militärdienst immer mehr zurückzog; und Gesundheitsrücksichten veranlassten ihn 1883 seine Entlassung vom Divisionscommando und bald darauf aus dem Armeeverband zu nehmen. Neun Jahre später wurde ihm auch die Leitung der Oberstlieutenantsschulen zu viel, und seit seinem siebzigsten Jahre hinderte ihn ein immer stärker werdendes Herzleiden, seine Vorlesungen abzuhalten.

Der Widerstreit zwischen wissenschaftlichen und künstlerischen Interessen, den vielseitig angelegte Naturen so oft zu kämpfen haben, wurde für R. früh complicirt durch die militärischen Neigungen und die Erfahrungen, die er im Sonderbundsfeldzug machte. »Diese waren mir«, schreibt er, »für meine spätere Laufbahn von hohem Werthe. Ich habe die Leiden und Freuden, die Leistungsfähigkeit und die Bedürfnisse eines Soldaten kennen gelernt; ich habe gesehen, wie der Soldat die Offiziere beurtheilt, was er von ihnen erwartet und welche Eigenschaften der Offizier haben muss, um das Vertrauen der Mannschaft zu erwerben und um am Tage der Gefahr Gehorsam erwarten zu dürfen.« Von seinem dreissigsten Jahre an publicirte er eine Reihe schriftstellerischer Arbeiten, die sich beinahe über alle Gebiete militärischen Wissens erstrecken: Taktik aller Waffen, Strategie, Terrainlehre, Befestigungslehre, Organisation. Die bedeutendste von allen, das Handbuch »Felddienst und Taktik der eidgenössischen Artillerie« (1866) schrieb er, einer Aufforderung seines Vorgesetzten Hans Herzog folgend, in der unglaublich kurzen Zeit von acht Tagen und acht Nächten, freilich nicht ohne diese Ueberanstrengung gesundheitlich lange empfindlich zu spüren. Es folgten: »Recognoscirungen« 1868. »Die schweizerische Armee im Feld« 1869. »Grundzüge der Organisation des Sanitätsdienstes« 1873. »Die Führung der Armeedivision« 1876. »Feldinstruction über den Sicherheitsdienst der Kavallerie und Infanterie« 1877. »Eröffnungsrede zu den Vorlesungen am eidgenössischen Polytechnicum« 1878. »Das System der Landesbefestigung, eine strategische Studie« 1880. »Das Infanteriefeuer« 1882. »Die Terrainkunde« 1885. »Die Gefechtsmethode der

drei Waffengattungen« (Geschichtliche Entwickelung 1886, Kavallerie 1886, Infanterie 1887, Artillerie 1887). »Die strategische Theilung des schweizerischen Heeres« 1891. »Die Schlacht bei Martigny« 1891. In der Schrift »Die strategische Theilung des schweizerischen Heeres« bekämpfte er die damals vorgeschlagene Eintheilung des schweizerischen Heeres in vier Armeecorps und trat für die bisherige Eintheilung in acht Divisionen ein. Er unterlag mit seiner Ansicht, wie er auch in der Frage der Landesbefestigung nicht durchdrang; er plaidirte für das System der Verriegelung, während man sich maassgebenden Ortes für dasjenige einer Centralbefestigung entschied. Er war übrigens einer der Hauptförderer der Landesvertheidigung und Landesbefestigung und ebenso (mit Welti, Herzog und Feiss) der schweizerischen Militärorganisation von 1874. Er hat die Militärwissenschaften in operativem, wie im technischen Sinne selbständig durchgearbeitet und theoretisch wie praktisch bemeistert und sich über die Grenze seines Landes hinaus einen geachteten Namen als Militärschriftsteller gemacht. Originelle und lichtvolle Behandlung des Stoffes und schöne Form zeichnen ihn aus, wie er denn aus innerstem Bedürfniss immer ein beträchtliches Gewicht auf die Form, ja auf die Formel legte. Das hing eng mit seinen Künstlergaben zusammen. Es blieb ihm zwar als Maler versagt, über das Dilettantische hinauszukommen und geschlossene Werke hervorzubringen, sei es, weil seinem Talente eine gewisse Grenze gezogen war, sei es, weil er erst sehr spät, schon beinahe ein Vierziger, sich an die Bewältigung der technischen Schwierigkeiten wagte und weil die Lehrzeit eine allzu kurze war. Aber diese Versuche schärften seinen Blick und Geschmack, die ihn in Stand setzten, eine feine Gemäldesammlung anzulegen, deren Perlen weithin leuchteten. Es befand sich u. A. darin die sog. bella Visconti, durch Weber's schönen Stich bekannt geworden, und eine Madonna mit musicirenden Engeln von A. Feuerbach (jetzt in der Dresdener Galerie). R. gründete den aargauischen Kunstverein und setzte die Erwerbung manches werthvollen Bildes zu Händen des Staates durch. Ihm ist es zu verdanken, dass Aarau in den Besitz eines der herrlichsten Bilder Arnold Böcklin's gelangte (Muse des Anakreon), und zwar zu einer Zeit — es war in den siebziger Jahren —, wo, Basel ausgenommen, noch keine andere öffentliche Sammlung der Schweiz ein Werk des grossen Meisters besass. Auch um die Erhaltung und Restauration der berühmten Wettinger Glasgemälde machte er sich verdient. Als Präsident der schweizerischen Kunstkommission veröffentlichte er 1890 »Betrachtungen über die Organisation der Kunstpflege«, worin er auf manchen Schaden auf dem Gebiete des schweizerischen Kunstlebens kräftig hinwies.

Das künstlerische Bedürfniss veranlasste ihn auch zu stilgemässer Ausschmückung der Wohnräume im sog. Schlössle zum alten Thurm in Aarau, einem in seinen ältesten Theilen megalolithischen Bauwerk aus dem frühsten Mittelalter, dem spätere Jahrhunderte zwei Wohnbauten angefügt hatten. Das Innere dieses Thurmbaus, den Gottfried Keller als einen rechten Künstler- und Poetensitz bezeichnete, liess R. mit Getäfel wieder herrichten und stellte da seine Gemäldesammlung auf. Gerne sah er seine Freunde bei sich, und sie erschienen gerne, denn er war ein liebenswürdiger Wirth. Anselm Feuerbach, Ludwig Steub, Virchow, Hermann Grimm waren gelegentlich, der am Aarauer Gymnasium wirkende Germanist E. L. Rochholz häufig hier; und als sich J. V. v. Scheffel im nahen Seethal eingehaust hatte, leerten die beiden manch fröhliches Glas zusammen, denn sie verstanden sich vorzüglich; waren

sie doch beide von Haus aus Juristen, malten und dichteten doch beide. Auch R. nämlich liebte die Poesie und warf manchen ernsten oder heiteren Vers hin. Seine Gedichte liess er auch drucken, aber nur für die Seinigen und die Freunde.

In Zürich steigerte sich der Verkehr. R. sah Gottfried Keller nicht selten bei sich und noch öfter Böcklin, der sich manches Mal Sonntags zum Abendbrod einfand und durch heitere, liebenswürdige Laune entzückte. R. war ein trefflicher Gesellschafter, geistreich, lebhaft, gewandt und liebenswürdig, dazu ein schöngewachsener Mann mit bedeutendem Gesicht. Seine gesellschaftliche Liebenswürdigkeit entsprach übrigens seiner inneren; denn er war wohlwollend und trug einen noblen Zug an sich, dem alles Pedantische widerstrebte. Die specifische Beschaffenheit seines Wesens beruhte wohl auf der Mischung zweier Stämme: in die gehaltene, mehr ernste Schweizerart, die er vom Vater geerbt, brachte die pfälzische Mutter einen leichtflüssigeren, heiteren Schuss.

(J. Hunziker): Oberst E. R. Zürich 1897 (nach den ziemlich umfänglichen ungedruckten Memoiren R.'s) »Allgem. Schweizer Zeitung« 17. Okt. 1897. »Der Bund« 18. Okt. 1897. »Schweiz. Militärische Blätter«, 10. Heft 1897. »Zum Andenken an Oberst E. R.« (o. O. u. J.). Ad. Frey: »J. V. v. Scheffel's Briefe an Schweizer Freunde.« 1897.

Adolf Frey.

Nüscheler, Arnold, Historiker, * 18. August 1811 in Zürich, † 30. Oktober 1897 ebendaselbst. — Ein Leben voller Arbeit hat am 30. Oktober 1897 seinen Lauf beschlossen. Mit dem »Herrn Rechenschreiber«, wie seine Mitbürger den Ehrendoctor nannten, ist der Nestor der Zürcherischen Historiographen zur Ruhe gegangen; aber sein Bild, welches das eines lauter wohlwollenden, im Dienste der Wissenschaft unermüdlichen und allezeit opferwilligen Mannes war, wird so lange leben, als es Zeugen seines Schaffens giebt. N. ist als Sohn eines alten, geachteten Zürcher Hauses am 18. August 1811 geboren. Zum künftigen Juristenstande bestimmt, hatte er die Universitäten Heidelberg und Berlin besucht; dann zog es ihn zu den Cameralia hin, auf die er sich in München und wiederum in Heidelberg verlegte. Andere Interessen drängten sich ebenfalls hervor, die Freude an Allem, was Kunst und Cultur vergangener Jahrhunderte hinterlassen haben und ein lebhafter Zug zu den Naturwissenschaften. Reisen, die ihn von Deutschland und Oesterreich bis nach Dänemark und Schweden und dann wieder zurück nach Frankreich bis Havre und Toulon führten, trugen dem aufmerksamen Beobachter reiche Erfahrungen und Kenntnisse ein. Seine letzte Etappe war Paris gewesen; dort wurde er von schwerer Krankheit befallen, die den kaum Genesenen 1835 zur Rückkehr in die Heimath zwang.

Hier fing nun das Wirken an, welches er in gleichem Maasse für Staat und Vaterstadt, wie für die Wissenschaft entfaltet hat. Als gründlicher Comptable wurde er schon bald nach der Heimkehr zum Rechenschreiber, das will sagen, zum Sekretär des kantonalen Finanzwesens ernannt, welche Stellung er fast drei Jahrzehnte lang mit der ihm eigenen Umsicht und Gewissenhaftigkeit versah. An anderen Aemtern und Würden gebrach es nicht und seinen vielseitigen Anlagen entsprach die Zahl der Vereinigungen, in deren meisten er ein rühriges Mitglied war. Von all den Neigungen aber, zu deren Pflege Amt und Pflicht ein Uebriges liessen, trat mehr und mehr die Eine hervor, die zur Geschichte und Alterthumskunde, welche bis an's Lebensende seine eigenste blieb.

Ein Biograph hat ausgeführt, wie bald das Amt diesen Zug auf feste Bahnen lenkte. Zu N.'s Obliegenheiten hat in der Wende der Dreissiger und Vierziger Jahre die Untersuchung über die Collaturverhältnisse der zürcherischen Kirchen gehört. Das forderte zum Studium der einschlägigen Documente heraus, womit sich der junge Gelehrte aber nicht beschied, sondern noch weiter fuhr, indem er über den berufsmässigen Rahmen hinaus sich auf das systematische Studium des gesammten ihm zugänglichen Urkundenmaterials verlegte und so den Grund zu einer Arbeit schuf, auf die sich nachmals zuvörderst sein Ruf begründet hat.

Es war auch eine Zeit, die solchen Bestrebungen vollauf zu Gute kam. 1837 hatte sich die Antiquarische Gesellschaft in Zürich aufgethan, in welcher N. von 1842—1856 das Amt des Actuars versah. Noch war der liebenswürdige Vertreter Zürcherischer Alterthumskunde, der Pfarrer und Kirchenrath Salomon Vögelin am Leben, Ferdinand Keller stund in vollster Kraft, Dr. Meyer-Ochsner, die Brüder Schulthess, Paul und Ludwig, hatten jeder nur eine Lust, die nach dem Alten zu stöbern. Die reichen Anregungen, welche Fremde brachten und ein freundschaftlicher Ton, der jetzt noch bei den zürcherischen »Antiquaren« herrscht, stimmten mit einem fast familiären Leben überein. Es war Späteren eine Freude, die letzten dieser Herren zu sehen, wenn sie auf dem Helmhause beim täglichen Stelldichein in Ferdinand Keller's Stüblein Funken schlugen.

In den Sitzungen dieser Gesellschaft hatte sich N. eingefunden, so lange die körperlichen Kräfte ihn dazu fähig machten, und wie sich Ferdinand Keller als sein Freund benahm, hat eine Episode gezeigt, die zu den köstlichsten an jenen Samstagabenden gehörte. In den Siebziger Jahren hatte N. eine Abhandlung über die Zürcherischen Ausgemeinden vorgetragen, deren Gründlichkeit die Geduld eines gewichtigen Professors zu ausgiebig beansprucht haben mochte. »Nun kann mir mein gelehrter Freund N. auch dieses oder jenes sagen«, flocht er in sein Votum ein, worauf ihn Keller mit ebenso spitziger Wendung frug: »Nun kann mir mein gelehrter Freund . . . . auch sagen, was ein Absichtsdünkel ist?« und dann den Auskunftslosen belehrte, welches Form und Gebrauch dieser auf allen Hochwachten vorhandenen Einrichtung war.

N. hat am liebsten still und emsig über Büchern und Schriften gesessen; er war ein Forscher frommen und schlichten Schlages, der keine höhere Genugthuung als die an der Arbeit und dem Dienst für Andere kannte. Einem jüngeren Freunde, der ihm noch Abends am 14. November 1874 die Kunde von dem eben gefassten Facultätsbeschluss überbrachte, erzählt, wie dem Ehrendoctor über seinem freudigen Schrecken beinahe die zum Empfang bereite Studirlampe entfallen sei. Oft habe ich ihn aus meinem Fenster durch den Garten des angestammten Hauses zum »hinteren Magazinhofe« wandeln sehen mit Sammtkäppchen und Schlafrock; er nahm sich wie ein Chorherr in seinem Stiftshöfchen aus. Es hat aber auch Zeiten eines rüstigeren Daseins gegeben, da er Seinesgleichen im Wandern suchte und unermüdlich von einem Burgstall zum anderen und von Kirche zu Kirche gepilgert ist. Auf solchen Gängen habe ich Anfangs der Sechsziger Jahre den Herrn Rechenschreiber oft begleitet und manches Sämlein heimgetragen, das nachher aufgegangen ist.

Damals fingen die Vorbereitungen zu seinem Hauptwerke an, dessen erstes Heft unter dem Titel »Die Gotteshäuser der Schweiz« im Jahre 1864 erschien, ein Verzeichniss der Kirchen, Stifter und Kapellen, nach Bisthümern

und Dekanaten geordnet, das aus quellenmässiger Umschau deren Geschichte zusammenfasst und eine knappe Beschreibung der Bauten, sowie der vornehmsten darin enthaltenen Kunst- und Alterthumsdenkmäler enthält. Es ist, wie alles Menschenwerk, nicht einwandsfrei, aber ein Wurf, mit dem die historische und antiquarische Forschung wohl bleibend rechnen wird. Warum es in der begonnenen Form schon mit dem dritten Hefte schloss, ist eine Frage, die sich aus den Betrachtungen über das Verhältniss des »Marktes« zu den idealen Bestrebungen erhebt. Eine Fortsetzung hat N. aber doch erlebt; sie ist für den Rest des Zürcherischen Theiles und der einschlägigen Dekanate in dem fünförtigen »Geschichtsfreunde« und die den Aargau betreffende Sparte in der »Argovia« erschienen und das Abendgold gewesen, an dem sich der treue Forscher sonnen durfte.

Anderes hatte er schon früher geschenkt, Abhandlungen über die Leprosenhäuser im Canton Zürich und die schweizerischen Letzinen, welche die »Mittheilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich« brachten, reiche Beiträge zu der neuen Auflage von Vögelin's »altem Zürich« und solche zur Glockenkunde, die, je nach den Kantonen, aus welchen sie stammten, in den betreffenden Vereinspublikationen und dem »Bollettino storico della Svizzera italiana« erschienen.

Und mit solchen Veröffentlichungen ging unausgesetzt der Ausbau seiner Collectaneen Hand in Hand. So kam eine Quelle zu Stande, aus welcher Bächlein auf Bächlein lief. Wer immer die Geschichte einer Gemeinde, einer Burg, oder Kirche schrieb, der sprach zuerst bei N. vor, der seinerseits gerne empfing, aber ebenso freigebig und neidlos schenkte. Seine Liberalität in wissenschaftlichen Spenden kannte keine Grenzen, wenn er nur Ernst und braves Wollen sah. Und ganz in diesem Sinne hat er dann auch über seinen Nachlass verfügt; einen öffentlichen und zugänglichen Gewahrsam werden seine Aufzeichnungen finden; die Freude an dem Werden und Wachsen des Schweizerischen Landesmuseums hat ihn bestimmt, dieser Anstalt seine reiche Sammlung von Zeichnungen, eine Auswahl von Büchern nach Belieben und kostbare Glasgemälde zu vermachen.

Wer möchte zweifeln, dass ein solcher Hüter keine Feinde hatte und wo er hinkam, zu den Willkommenen gehörte. Ganz besonders in dem »historischen Verein der fünf Orte« hat sich N. daheim gefühlt. Hier traf er mit denen zusammen, die seine ständigen Correspondenten waren, geistlichen Herren zumeist, unter denen die seligen Chorherren Lütolf, Aebi, Rohrer und der edle Bischof Friedrich Fiala zu seinen Vertrauten zählten. Und ebenso Treffliche hat er unter den Vertretern seines Bekenntnisses gepflegt: Pupikofer, Mörikofer und Sulzberger sind Männer, deren Namen sich Blatt für Blatt in seinen Collectaneen finden und mit denen er auch persönlich auf nahem Fusse stand. Wer immer sein Haus am Thalacker besuchte, war freundlicher Aufnahme gewiss. Ich höre noch die helle Stimme und den Ausruf freudigen Willkommens, womit er die jeweiligen Berichte über meine Fahrten und ihre Ergebnisse empfing.

Seit dem Jahre 1847 hatte er ein zweites Heim bezogen, das neue Landgut auf dem Homberge, das im »Amt« zwischen Rifferschwil und Mettmenstetten liegt, und wo er nun jeweilig seine Sommerfrische genoss. Hier hat neben dem Antiquar der Naturfreund gehaust. So lange N. im Amte stand, pflegte er jeweilig Samstag Abends nach dem wohl vier Stunden von Zürich entfernten Tusculum zu pilgern und wieder zu Fuss den Heimweg zu machen.

Erst als ihm das Alter den Ruhestand vergönnte, ist der Homberg sein bleibendes Sommerquartier geworden, von dem er aber unentwegt seine Märsche unternahm. An die vierzig Mal ist er von hier auf den Rigi gewandert; kein Pfad weitherum blieb unbegangen und als Botaniker kannte er sich über alle Specialitäten aus. Auf dem Homberg selber legte er eine Pflanzung ausländischer Seltenheiten an, auf die er sich ebenso stolz wie auf die unvergleichliche Fernsicht berief. Eine schönere Warte als sein Studierzimmer hätte es auch nicht geben können, aus dem man vom Säntis bis zum Stockhorn sieht, und so recht dem Verfasser der »Gotteshäuser« war es angethan, dass er von hier auf 24 Kirchthürme blicken konnte. Den Freunden ist der Homberg ein offenes Haus gewesen und als sein Erbauer die Kräfte wanken fühlte, da hat er, noch geraume Zeit vor seinem Lebensende, den traulichen Sitz seinen Neffen und Nichten geschenkt.

Die letzten Jahre sind ihm eine Zeit des schweren Duldens gewesen. Gehör und Auge versagten den Dienst; der bisher Unermüdliche war zum Feiern gezwungen. Er hat aber standhaft die Prüfung ertragen und, welche Anstrengung die immer selteneren Besuche ihm machten, doch ab und zu eine helle Theilnahme an dem gezeigt, was vordem sein Herz so warm und tief bewegte. Im Juni 1888 hatte er, noch vollkräftig an Leib und Seele, sein goldenes Hochzeitsfest begangen, und der Gattin, Katharina Usteri, blieb es beschieden, seiner hingebend und tapfer bis zu dem Stündlein zu warten, das unerbittlich einem treuen Herzensbunde schlug.

J. R. Rahn.

Auerbach, Leopold A., Universitätsprofessor der allgemeinen Biologie, besonders der Gewebelehre, in Breslau, * am 27. April 1828 daselbst, † am 1. October 1897 ebenda. — A. studirte in seiner Vaterstadt, in Leipzig und Berlin und erlangte 1849 die Doctorwürde. Darauf liess er sich 1850 als Arzt in Breslau nieder und widmete sich hier neben seiner praktischen Thätigkeit dem Specialstudium der Histologie auf Anregung und unter Leitung seines Lehrers Purkinje, sowie der Bearbeitung neuropathologischer Themata. 1863 habilitirte er sich als Privatdocent, 1872 wurde er zum Extraordinarius ernannt und war in dieser Stellung bis zu seinem Lebensende thätig. Seine zahlreichen Arbeiten bewegen sich auf den Gebieten der Anatomie bezw. Histologie, Physiologie, Embryologie und allgemeinen Biologie. Eine seiner ersten Veröffentlichungen war eine Abhandlung »über psychische Thätigkeiten des Rückenmarks« (in Günsburg's Zeitschr. f. Med. IV. 1853). 1855 folgte die grundlegende Untersuchung über die Einzelligkeit der Amöben. Weitere Arbeiten A.'s sind betitelt: »Ueber die Erscheinungen bei örtlicher Muskelreizung« (Abhandl. d. schles. Ges. f. vaterl. Cultur 1861 S. 291 bis 326); »Ueber Percussion der Muskeln« (Zeitschr. f. rat. Med. 1862); »Bau der Blut- und Lymphcapillaren« (Centralbl. f. d. med. Wissensch. 1865); »Lymphgefässe des Darms« (Virchow's Archiv XXXIII. 1865); »Wahre Muskelhypertrophie« (ebenda 1871), ferner Studien zur Mechanik des Saugens und der Inspiration und andere kleinere Abhandlungen in der Zeitschr. f. wiss. Zool., in Reichert-Du Bois' Archiv, in den Verhandl. der Berl. Med. Gesellsch., in den »Beiträgen zur Biologie der Pflanzen« herausg. von Ferd. Cohn u. A. Dazu kommen die selbständig erschienenen Schriften: »Ueber einen Plexus myentericus« (Breslau 1862) und »Organologische Studien« (ebenda 1874 Heft 1 und 2); letztere enthalten Untersuchungen über Bau, chemische Reactionen

und Lebensgeschichte der Zellkerne und über die ersten Entwickelungsvorgänge im befruchteten Ei.

Biogr. Lex. hervorr. Aerzte I, S. 226.

Pagel.

Albedyll, Emil von, Königlich Preussischer General der Kavallerie, * am 1. April 1824 zu Liebenow, Kreis Arnswalde in der Neumark, † am 13. Juni 1897 zu Potsdam. — v. A. trat am 10. April 1841 beim 2. Kürassier-Regimente zu Pasewalk in den Dienst, wurde am 9. Mai 1843 Seconde-, am 11. November 1854 Premier-Lieutenant und am 25. Mai 1858 Rittmeister. Nachdem er im Jahre 1848 Regiments-Adjutant geworden war, als solcher den Feldzug vom Jahre 1848 gegen Dänemark mitgemacht und von 1856—1859 eine Landwehr-Eskadron geführt hatte, alsdann Adjutant der 7. Division in Magdeburg gewesen war, wurde er am 22. April 1862 zur Abtheilung für die persönlichen Angelegenheiten im Kriegsministerium kommandirt und gelangte damit in einen Wirkungskreis, in welchem er länger als fünfundzwanzig Jahre hindurch in den verschiedensten Stellungen thätig gewesen ist. Eine grosse Menschen-, sowie eine ausgebreitete Personalkenntniss, ein vorzügliches Gedächtniss und eine ungewöhnliche Arbeitskraft, ein lebhaftes Gefühl für Recht und Unparteilichkeit, gepaart mit Wohlwollen, einnehmenden Formen und einem vortheilhaften Aeusseren, machten ihn für die Verwendung in diesem hochwichtigen, umfangreichen Geschäftsbetriebe ganz besonders geeignet. Schon in den Jahren 1866 und 1867 war die Vertheilung des Zuwachses an Offizieren, welcher auf der Gebietserweiterung Preussens, der Begründung des Norddeutschen Bundes und den abgeschlossenen Militärconventionen beruhte, vorwiegend sein Werk gewesen; nachdem er am 26. Februar 1871 an die Spitze der Abtheilung und ein Jahr darauf auch des bis dahin formell von jener Abtheilung getrennt gewesenen Militärkabinets getreten war, nahmen die dem Chef desselben obliegenden Arbeiten einen stets wachsenden Umfang an; die Dienste, welche v. A. als solcher leistete, waren so werthvoll, dass Kaiser Wilhelm I. seinen bewährten Mitarbeiter nicht entbehren zu können glaubte, Um A.'s Verbleiben in der Stellung zu ermöglichen, wurde, als im März 1883 General Bronsart von Schellendorf I., welcher jünger war als v. A., an die Spitze des Kriegsministeriums trat, das Militärkabinet von diesem ganz getrennt. Als Kaiser Wilhelm II. die Regierung übernommen hatte, wurde v. A., welcher inzwischen zum General der Kavallerie aufgestiegen war, am 7. August 1888 zum kommandirenden General des VII. Armeekorps ernannt, welches er im nächstfolgenden Jahre bei den alsdann abgehaltenen Kaisermanövern seinem Kriegsherrn vorführen durfte. Am 3. Juni 1893 wurde er in Genehmigung seines Abschiedsgesuches mit Pension zur Disposition gestellt. Im Frontdienste war General v. A., abgesehen von einer 1869 stattgehabten dreimonatlichen Kommandirung zur Führung des 7. Kürassier-Regiments, seit dem Jahre 1859 nicht verwendet gewesen; die Feldzüge von 1866 und von 1870/71 hatte er im Grossen Hauptquartiere mitgemacht. — Den Rest seiner Tage verlebte er zu Potsdam. — An äusseren Ehren hat es dem General von A. nicht gefehlt. So war ihm gelegentlich der Feier seines fünfzigjährigen Dienstjubiläums der Schwarze Adlerorden verliehen, zu welchem er bei seinem Ausscheiden die Brillanten empfing. Auch war er im Genusse einer Domherrenstelle zu Brandenburg.

B. Poten.

Althaus, Friedrich, Schriftsteller, * am 14. Mai 1829 zu Detmold, † am 7. Juli 1897 zu London. — Sein Vater war Generalsuperintendent in Detmold. Der Sohn machte seine Studien in Bonn und Berlin und erwarb sich in letztgenannter Stadt die Doktorwürde und die Freundschaft Alexander von Humboldt's. Mit Empfehlungen dieses grossen Gelehrten ging er 1853 nach England, wo er seitdem als Lehrer und Schriftsteller gelebt und auch seine letzte Ruhestätte gefunden hat. Als Lehrer bekleidete er eine Stelle an der königlichen Militär-Akademie in Woolwich und seit 1874 eine Professur für deutsche Sprache und Literatur am University College, examinirte auch in demselben Fache viele Jahre an der »University of London«. Daneben war er als Examinator thätig für den indischen Civil-Staatsdienst, für die Prüfungen des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, für die des Kriegsministeriums und anderer Behörden. Als Schriftsteller arbeitete A. ausschliesslich in deutscher Sprache. Er schrieb eine Anzahl Artikel über englische Gegenstände für drei Auflagen des Brockhaus'schen Conversations-Lexikons, zahlreiche Essays über politische, literarische und sociale Fragen in England für die besten deutschen Zeitschriften und Zeitungen und für den »Neuen Plutarch« (Brockhaus) die Biographien von Fox, Nelson, Lord Russel und Disraeli. Er war einer der besten Kenner Englands, seiner Institutionen, seiner Staatsmänner und des Charakters des Volkes, und sein beständiges Bestreben ging dahin, eine rechte Schätzung Englands und englischer Dinge unter seinen Landsleuten zu verbreiten. Zeuge dessen sind seine »Englischen Charakterbilder« (II, 1869—1870). Ausserdem gab er heraus »Briefwechsel und Gespräche Alexander von Humboldt's mit einem jungen Freunde« (1869); »Samuel Hartlib, ein deutsch-englisches Charakterbild« (1883); eine Biographie seines Bruders, »Theodor Althaus, ein Lebensbild« (1888), endlich die »Römischen Tagebücher« seines alten Freundes Ferdinand Gregorovius (1892). Unter seinen Uebersetzungen ist hervorzuheben »Das Leben von Dickens von J. Forster« (III, 1872 ff.). Schliesslich muss noch erwähnt werden, dass A. im Auftrage des Prinzgemahls der Königin von England im Londoner Buckingham Palaste während der Jahre 1856—64 eine Sammlung von etwa 60000 Stichen von historischen Portraits aller Zeiten und aller Nationen ordnete und den Katalog über die Ausstellung von National-Portraits in South Kensington 1868 zusammenstellte.

The illustrated London News v. 17. Juli 1897.

Franz Brümmer.

Davidsohn, George, Redacteur, * am 19. December 1835 in Danzig, † am 6. Februar 1897 zu Berlin. — Ursprünglich für den Beruf eines Kaufmanns bestimmt, trat er nach Absolvirung der Petrischule seiner Vaterstadt in ein dortiges Getreidegeschäft als Lehrling ein, war nach beendeter Lehrzeit bei einer grossen Speditionsfirma in Königsberg i. Pr. beschäftigt und ging 1856 nach Berlin, wo er zunächst sich als Berichterstatter über Vorgänge im wirthschaftlichen Leben für verschiedene Zeitungen bethätigte. Im Jahre 1860 trat er in die Redaction der »Berliner Börsenzeitung«; wenn auch vorwiegend für den Handelstheil derselben verwendet, fand er doch auch bald Gelegenheit, seine feuilletonistische Begabung in der von ihm begründeten Wochenbeilage zu dieser Zeitung, »Die Börse des Lebens« zur Geltung zu bringen. Im Jahre 1868 schuf er den »Berliner Börsen-Courier« und leitete denselben, auch nachdem dieser 1884 in eine Aktiengesellschaft umgewandelt worden,

bis zu seinem Tode als Chefredacteur. Er war der erste, der in der Berliner Presse für Richard Wagner und seine Werke eintrat, der auch zu den Begründern des ersten Berliner Wagnervereins gehörte und später lebhaft für das Bayreuther Unternehmen agitirte.

Richard Wrede und Hans von Reinfels: Das geistige Berlin. I. Band. Berlin 1897, Seite 64.

Franz Brümmer.

Schepss, Georg, Gymnasialprofessor, * am 26. December 1852 zu Schweinfurt, † am 4. September 1897 zu Speier. — Einer evangelischen Kaufmannsfamilie entstammend, besuchte der reich talentirte, nach dem frühzeitigen Tode des Vaters von der Mutter mit zärtlicher Fürsorge behütete Knabe das Gymnasium seiner Vaterstadt, deren sämmtliche Klassen er als Primus absolvirte. Die schon frühzeitig hervortretende Vorliebe des Knaben für das Studium des klassischen Alterthums wurde wohl wesentlich vertieft durch den Einfluss des als Lehrer und Philosoph gleich bedeutenden ehrwürdigen Prof. Carl Bayer, der damals am Schweinfurter Gymnasium wirkte, und dessen entzückender Enthusiasmus für die Antike auch seine Schüler mitfortriss. Der hochgestimmte Idealismus jener Schweinfurter Jugendjahre und eine nicht geringe poetische Begabung kam in einer reichen Fülle von lyrischen Dichtungen, die nur zum kleinen Theile ihren Weg in die Oeffentlichkeit fanden, zum Ausdruck. Im Herbst 1871 bezog Sch. die Universität Erlangen, an der er sich historischen und klassisch-philologischen Studien widmete, ohne dass er jedoch als begeisterter Burschenschafter, der er zeitlebens blieb, dem poetischen Reize des studentischen Lebens sich verschloss. Zu Ostern 1873 siedelte er, einem patriotischen Herzenszuge folgend, an die neugegründete Universität Strassburg über, wo er besonders eng an Studemund sich anschloss und im Winter 1875 promovirte. Im Sommer 1875 studirte er in München, legte im Herbste dieses Jahres dort sein philologisches Staatsexamen ab und fand seine erste Anstellung als Assistent am Gymnasium zu Ansbach. Im October 1876 zum Studienlehrer an der Lateinschule zu Dinkelsbühl in Mittelfranken ernannt, führte er dort die Jugendgeliebte heim. Die eifrigen handschriftlichen Studien an der benachbarten fürstlich Oettingen-Wallersteinischen Bibliothek in Maihingen, denen er während seines vierjährigen Aufenthaltes in der kleinen ehemaligen Reichsstadt nachging, sind von bestimmendem Einflusse auf Sch.'s ganze spätere schriftstellerische Thätigkeit geworden. Auch um die Erhaltung und Ordnung des bislang arg verwahrlosten städtischen Archivs von Dinkelsbühl hat Sch. sich bleibende Verdienste erworben. Seine im Jahre 1880 erfolgte Versetzung nach Würzburg brachte neben einer vielseitigeren und anregenderen Berufsthätigkeit seinen wissenschaftlichen Studien durch die sich anknüpfenden mannichfachen Beziehungen zum Universitätskreise, namentlich aber durch die Gelegenheit, so manchen handschriftlichen Schatz der dortigen Universitätsbibliothek zu heben, reiche Förderung. Der ihm nahegelegte Uebertritt in die akademische Laufbahn, für die Sch. ohne Frage so ganz berufen war, ist von ihm leider nur vorübergehend erwogen worden. Das Jahr 1890 brachte seine Ernennung zum Gymnasialprofessor in Speier, wo er mit reichem Erfolge im Lehrberufe wie als Forscher sieben Jahre hindurch gewirkt hat. Nachdem Sch. noch im Herbst 1896 durch seine Berufung als Prüfungskommissär für das philologische Specialexamen ausgezeichnet worden war, wurde er mitten in weit aussehenden wissenschaftlichen Unternehmungen

durch ein bösartiges Leber- und Darmleiden, das wohl schon länger unbeachtet an seiner Lebenskraft gezehrt, und gegen das er in heldenhafter Erfüllung seiner Berufspflichten bis zuletzt ankämpfte, aus einem höchst glücklichen Familienleben am 4. September 1897 dahingerafft.

In seiner ersten literarischen Arbeit, der 1876 erschienenen Strassburger Inauguraldissertation »*De soloecismo*«, hatte Sch. ein seinen Neigungen wohl nur wenig zusagendes Thema aus der Geschichte der Grammatik der klassischen Sprachen behandelt. Durch die von Dinkelsbühl aus mit rastlosem Eifer betriebene Durchforschung der Maihinger Bibliothek wurde sein Interesse auf die Denkmäler und die Geschichte der römischen, vorwiegend aber der spätlateinischen, mittelalterlichen und humanistischen Literatur gelenkt, die ihn fortan dauernd an sich gefesselt hat. Die ersten Früchte seiner Maihinger Handschriften-Studien legte er in den Jahrgängen 1878—80 des »Anzeigers für Kunde der Deutschen Vorzeit« in einer reichen Fülle von Aufsätzen und kleineren Mittheilungen zur Geschichte der neulateinischen Dichtung, zur Volkskunde, Gelehrten-, Kirchen- und Kultur-Geschichte des Mittelalters nieder. Werthvolle Beiträge zur Handschriften-Kunde der klassischen Autoren, namentlich des Sallust, Cicero, Terenz, Juvenal, Seneca und ihrer Commentatoren, aber auch zur Geschichte des Humanismus sind in Sch.'s zwei Dinkelsbühler Programmen (Zwei Maihinger Handschriften, 1878; Sechs Maihinger Handschriften, 1879) enthalten. Von den in Fachzeitschriften erschienenen Abhandlungen aus dieser Zeit ist die wichtige Studie über den Plautuscommentator Antonius von Palermo (Blätter f. bayer. Gymn.- u. Realschulw. XVI, 1880, S. 97—105), sowie die Veröffentlichung eines dem 15. Jahrhundert angehörenden Traktates über die Pest (Deutsches Archiv f. Gesch. d. Medicin, Bd. III, 1880, S. 348—356) hervorzuheben. Den Schriften des Boethius, dem fortan der beste Theil von Sch.'s literarischer Lebensarbeit gewidmet sein sollte, wandte er sich 1881 mit den »Handschriften-Studien zu Boethius *de consolatione philosophiae*« (Würzburger Gymnasialprogramm, 1881) zu. Unter Heranziehung bisher überhaupt nicht oder ungenügend verwertheter Handschriften wurde hier die Nothwendigkeit einer neuen Gestaltung des Textes jener Schrift dargethan, während zugleich auch die Literaturgeschichte des frühen Mittelalters durch eine Reihe scharfsinniger Beobachtungen und Combinationen reiche Förderung erfuhr. Eine neue Quelle für die allgemeine und speciell die fränkische Gelehrten- und Schulgeschichte des 15. Jahrhunderts erschloss Sch. in den von ihm mit wahrem Bienenfleiss commentirten »*Colloquia de scholis Herbipolensibus*« des Magisters Petrus Popon (Würzburg, 1882), denen er eine Ausgabe der interessanten Gedichte jenes bisher unbekannt gebliebenen Humanisten folgen liess (Archiv des hist. Ver. von Unterfranken und Aschaffenburg, Bd. 27, 1884, S. 277—305). Die in der Folge in zahlreichen Zeitschriften-Artikeln fortgesetzten Boethius-Studien Sch.'s hatten unterdessen der Kirchenväter-Commission der Wiener Akademie Veranlassung gegeben, Sch. mit der Ausgabe der Schriften des Boethius für das »Corpus« der lateinischen Kirchenväter zu betrauen; der Vorbereitung dieser Ausgabe dienten Reisen nach Paris und München, die Sch. in den Jahren 1884 und 1885 zum Studium der dortigen Handschriften unternahm. Der feurige Eifer, mit dem sich Sch. seit seiner Uebersiedelung nach Würzburg der Durchforschung der dortigen Handschriften gewidmet hatte — u. A. fertigte er 1884 für die Wiener Kirchenväter-Commission einen Katalog der Würzburger patristischen Handschriften und arbeitete 1886 für den von der Bibliothek-

verwaltung vorbereiteten Handschriftenkatalog die sämmtlichen dortigen Pergamenthandschriften durch — sollte durch eine von Sch. im Jahre 1885 gemachte Entdeckung glänzend gelohnt werden: in einer Handschrift des 5./6. Jahrhunderts wurde von Sch. ein guter Theil der verloren geglaubten literarischen Hinterlassenschaft des spanischen Bischofs Priscillianus entdeckt, der 385 in Trier als Haupt einer ketzerischen Sekte hingerichtet wurde. Dem ausserordentliches Aufsehen machenden ersten Berichte über seine Entdeckung (Priscillian, ein neu aufgefundener lateinischer Schriftsteller des 4. Jahrhunderts. Würzburg, 1886) liess Sch. im Jahre 1889 im 18. Bande des »*Corpus scriptorum ecclesiasticorum Latinorum*« seine Ausgabe des Priscillianus folgen, die von der Kritik einstimmig als ein Muster philologischer Akribie bezeichnet wurde und der Ausgangspunkt für eine von Jahr zu Jahr sich mehrende Literatur über die religiöse Stellung des spanischen Ketzers und die kirchengeschichtliche Bedeutung des Priscillianismus geworden ist. Von Sch.'s weiteren literarischen Entdeckungen aus der Würzburger Zeit erwähnen wir hier noch die Veröffentlichung von Ph. J. Hamerer's Heldengedicht über den Schmalkaldischen Krieg (Neues Archiv f. Sächs. Gesch. Bd. V, S. 239—259), einen wichtigen handschriftlichen Fund zu Cicero's Briefen (Blätter f. bayer. Gymn.-Wesen XX, 1884, S. 7—15) und die erstmalige Herausgabe der, wie es scheint, ältesten mittelalterlichen Literaturgeschichte, des »*Dialogus super auctores sive didascalon*« des Konrad von Hirschau (Würzb. Gymnas.-Progr. 1889). Um die Textkritik der neutestamentlichen Schriften machte sich die Schrift über »die ältesten Evangelienhandschriften der Würzburger Universitätsbibliothek« (Würzburg, 1887) sehr verdient, in der Sch. auf die in einer Reihe alter Würzburger Handschriften vorliegenden Spuren einer vorhieronymianischen lateinischen Uebersetzung der Evangelien erstmals hinwies. In den letzten Lebensjahren wurde Sch. durch die Vorbereitung seiner Ausgabe des Boethius mehr und mehr in Anspruch genommen, neben der er jedoch immer noch Zeit für eine lange Reihe von gehaltvollen Beiträgen, vorwiegend zur lateinischen Lexicographie und zur Geschichte der spätlateinischen und patristischen Literatur gefunden hat. Schon schwer krank, brachte er durch eine geradezu heroische Arbeitsleistung noch vor dem völligen Zusammenbruch seiner Kräfte im Sommer 1897 den ersten Band seiner Boethius-Ausgabe nahezu zum Abschluss, so dass derselbe von Freundeshand in Kurzem wird fertig gestellt und veröffentlicht werden können.

Die Wissenschaft verliert in Sch. einen Forscher, der ein seltenes Maass von Scharfsinn und Combinationsgabe mit einem rastlosen und eisernen Fleisse und umfassendster Gelehrsamkeit verband, die Schule einen pflichtgetreuen und erfolgreich wirkenden Lehrer. Die Lauterkeit seines Charakters, seine bei allen Erfolgen gleichbleibende Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit, sein wohlwollender, freundlicher Sinn und die ihn erfüllende feurige Vaterlandsliebe werden dem ehrenfesten Manne in allen Kreisen, zu denen er in Beziehung trat, ein ehrendes Andenken sichern.

Vergl. den Nekrolog im Archiv für lateinische Lexicographie u. Grammatik, Bd. X (1897/98), S. 570 f., sowie den von S. Brandt zu erwartenden Nekrolog in Bursians Biographischem Jahrbuch der Alterthumskunde, Jahrg. 1898, wo auch ein Verzeichniss von Sch.'s zahlreichen, in Zeitschriften verstreuten, kleineren Arbeiten zu finden sein wird.

Herman Haupt.

Berlin, Rudolf, Universitätsprofessor der Augenheilkunde in Rostock, * 2. Mai 1833 zu Friedland in Mecklenburg-Strelitz, † 12. September 1897 in

Rostock. — B. studirte in Göttingen, Würzburg, Erlangen und Berlin. Nachdem er am 8. August 1858 in Erlangen mit einer Arbeit zur Structurlehre der Gehirnoberfläche die Doctorwürde erworben und die Approbation als Arzt erlangt hatte, trat er als Hilfsarzt in die Augenheilanstalt von Arnold Pagenstecher in Wiesbaden ein. Darauf war B. einige Zeit Assistent an der chirurgischen Universitätsklinik in Tübingen unter Paul Victor von Bruns. 1861 liess er sich als Arzt in Stuttgart nieder und widmete sich hier neben der allgemeinen Praxis noch besonders der Augenheilkunde. Er gründete eine Privat-Augenheilanstalt und erlangte 1875 die Stellung als Docent für vergleichende Augenheilkunde an der thierärztlichen Hochschule in Stuttgart. Von hier aus folgte er 1890 dem Ruf als ordentlicher Professor seines Spezialfachs an Stelle des emeritirten Professors Zehender nach Rostock, wo er bis zu seinem Lebensende wirkte. B. hat sich um die Pflege und Ausbildung der Augenheilkunde in wissenschaftlicher und praktischer Beziehung mannigfache Verdienste erworben. Vor allem kommt ihm an Bau und Einrichtung der neuen Universitätsaugenklinik in Rostock ein erheblicher Antheil zu. Ferner rührt von ihm eine neue Methode zur Operation des Entropium her. Er publicirte ausserdem zahlreiche casuistische Beobachtungen über Erkrankungen der Orbita, über Veränderungen am Sehorgan nach Schädeltraumen (unter besonderer Berücksichtigung der pathologisch-anatomischen Verhältnisse), über Erschütterung der Netzhaut, über Weg und Verhalten der Fremdkörper im Glaskörper, ferner Aufsätze über Anatomie und Pathologie der Thränendrüse, über den anatomischen Zusammenhang zwischen Entzündungen im Augapfel und im Gehirn, über Sinusthrombose, über die Lehre vom Astigmatismus, experimentelle Untersuchungen über die Folgen der Sehnervendurchschneidung. Bemerkenswerth ist noch eine Reihe von Arbeiten B.'s zur vergleichenden Augenheilkunde, wie: über die physikalisch-optischen Erscheinungen des Pferdeauges, den Augenhintergrund des Pferdes, Netzhautablösung beim Thier, Geschwülste, Staar etc. am Thierauge, Schätzung von Entfernungen bei Thieren; ausserdem verfasste B. Studien über die Hygiene des Schreibens und die Physiologie der Handschrift. — B. war übrigens mit dem bekannten Afrikaforscher und Reisenden Gustav Nachtigal innig befreundet, über welchen B.'s Gattin Dorothea B. »Erinnerungen« veröffentlicht hat.

Biogr. Lex. hervorr. Aerzte I, S. 414; Voss. Ztg. 15. September 1897.

Pagel.

Boer, Oscar, Arzt und Hofarzt in Berlin, * 1847 daselbst, † am 11. Juli 1897 ebenda. — B. besuchte das Friedrich-Werdersche Gymnasium seiner Vaterstadt und machte von 1868 bis 1873 in Berlin und Würzburg die medicinischen Studien, die durch seine Theilnahme am Feldzuge von 1870/71 unterbrochen wurden. Nach Beendigung derselben liess er sich in Berlin als Arzt nieder, erlangte 1874 die Stellung als »Hofarzt«, die er bis zu seinem Lebensende bekleidete. B., der durch den Sanitätsraths- und Professortitel ausgezeichnet wurde, hat sich besonders in seinen letzten Lebensjahren der wissenschaftlichen Arbeit gewidmet und durch seinen Antheil an den Forschungen im Koch'schen Institut verdient gemacht. Namentlich die Behring'schen Studien über Immunität und Serumtherapie half er nach Kräften im Verein mit Ehrlich, Brieger und Wassermann ausbauen und durch kleine, nicht unwichtige Einzelheiten erweitern. Unter anderem publicirte er eine Experimentaluntersuchung über die Fähigkeit verschiedener chemischer Mittel,

die Bacillen von Typhus, Diphtherie, Erysipelas, Milzbrand und Cholera zu beeinflussen, Studien über die quantitative Bestimmung des Diphtherie-Antitoxins, im Verein mit Behring über die Jodtrichloridanwendung bei künstlich hervorgerufener Diphtherie, ferner über die Reindarstellung der Toxine der Diphtherie und des Tetanus (zusammen mit Brieger). — Die meisten dieser Abhandlungen erschienen als Aufsätze in der »Zeitschrift für Hygiene« und in der »Deutschen medicinischen Wochenschrift«.

Voss. Ztg. 13. Juli 1897.

Pagel.

Baden, Ludwig Wilhelm August, Prinz von, * am 18. December 1829 zu Karlsruhe, † am 27. April 1897 ebenda. — B. war der nächstälteste Bruder des regierenden Grossherzogs Friedrich, ist besonders militärisch hervorgetreten, aber auch dem politischen Leben nicht fern geblieben. Seine soldatischen Lehrjahre verlebte er im preussischen Dienste, in welchem er Ende 1849 seine Laufbahn beim 1. Garde-Regiment zu Fuss in Potsdam begann, aber schon 1853 zur Gardeartillerie in Berlin überging. Nach verschiedenartiger Verwendung innerhalb dieser Truppe schied er zehn Jahre später vorläufig aus demselben, indem er am 12. Mai 1863 von seinem Verhältnisse als Oberst und Kommandeur der Gardeartilleriebrigade entbunden und als Generalmajor à la suite der Armee gestellt wurde. Am 11. Februar d. J. hatte er sich zu St. Petersburg mit Maria Maximilianowna Prinzessin Romanowskaja, einer Tochter des Herzogs Maximilian von Leuchtenberg und dessen Gemahlin, einer Tochter Czar Nikolaus' I., vermählt. — Das Jahr 1866 machte den Namen des Prinzen Wilhelm in weiten Kreisen bekannt. Im November 1865 mit dem Oberbefehle über das Badische Bundescontingent bekleidet, hatte er dieses im Sommer des nächsten Jahres als die 2. Division des VIII. Bundes-Armeekorps unter Prinz Alexander von Hessen gegen Preussen in das Feld zu führen. Es waren 11 000 Mann mit 3200 Pferden, welche sich am unteren Main sammelten, anfangs die linke Flankendeckung der durch den Vogelsberg gegen Fulda rückenden süddeutschen Streitmacht bildeten, dann mit jenem Armeekorps auf Frankfurt zurückgingen und erst bei Ausführung des zur Vereinigung mit den Bayern unternommenen Marsches durch den Odenwald am 23. Juli bei Hundheim, am 24. bei Werbach, am 25. bei Gerchsheim zu unbedeutenden Gefechten kamen. Schon am 31. erklärte der Grossherzog seinen Austritt aus dem Deutschen Bunde, rief seine Truppen zurück, machte am 17. August Frieden mit Preussen und schloss sich letzterem eng an. Diese Schritte sowohl, wie das gesammte Verhalten der Badischen Division und ihres Führers während des Feldzuges, gaben der ihnen verbündet gewesenen Partei Veranlassung zu heftigen Vorwürfen und Anklagen, denen eine in Stuttgart erschienene Schrift »Aktenmässige und interessante Enthüllungen über den badischen Verrath an den Deutschen Bundestruppen« scharfen Ausdruck gab; Prinz Wilhelm antwortete darauf durch die Veröffentlichung einer Gegenschrift unter dem Titel »Zur Beurtheilung des Verhaltens der Badischen Felddivision im Kriege 1866« (Darmstadt 1866). — Am 31. December 1866 wurde dem Prinzen der Charakter als preussischer Generallieutenant verliehen; er schied aber aus seiner Stellung als Oberbefehlshaber der badischen Truppen, als an ihre Spitze der preussische General von Beyer trat, welcher berufen wurde bei der Division alle diejenigen Einrichtungen zu treffen, welche ihr noch fehlten, um eine vollständige Gleichstellung mit dem zum Muster genommenen preussischen Vorbilde herbeizuführen.

Als der Krieg des Jahres 1870 gegen Frankreich ausbrach, war Prinz Wilhelm ohne Kommando. Erst Mitte October wurde ein solches für ihn frei. Es war das der 1. Infanterie-Brigade. Am 22. d. M. konnte er an der Spitze derselben sich an den Gefechten betheiligen, welche zum Gewinne der Linie des Ognon führten, am 27. hatte er beim Vorgehen gegen die Saône ein weiteres Gefecht zu bestehen, am 30. nahm er wesentlichen Antheil an dem freilich erst am nächsten Tage ohne Anwendung von Waffengewalt zum Ziele führenden Angriffe auf Dijon, späterhin an den die Zeit bis zur Mitte des December ausfüllenden Unternehmungen des kleinen Krieges, dann aber wurde er am 18. d. M. im Gefechte von Nuits, noch bevor dieses zu Gunsten der deutschen Waffen entschieden war, so schwer verwundet, dass er den ferneren Ereignissen auf dem Kriegsschauplatze fern bleiben musste. Er brachte aber beide Klassen des Eisernen Kreuzes in die Heimath zurück. — Als am 1. Juli 1871 die Badische Division und mit ihr Prinz Wilhelm in den Verband der preussischen Armee traten, ward der letztere zum Chef des 4. Badischen Infanterie-Regiments Nr. 112 ernannt und am 22. März 1873 zum General der Infanterie befördert, auch andere militärische Ehren wurden ihm noch zu Theil, eine Verwendung im ausübenden Truppendienste aber hat er nicht mehr gefunden.

Dagegen hat er sich mehrfach am politischen Leben betheiligt, indem er sowohl in seinem engeren Vaterlande wie im deutschen Reiche parlamentarisch thätig war. In der Heimath, wo er durch seine Geburt der Ersten Kammer angehörte, trat er schon 1860 eifrig dem Abschlusse eines Konkordates entgegen und nahm mehrfach den Vorsitz in der Kammer ein; im Deutschen Reichstage, dessen Mitglied er von 1871—1873 als Vertreter des Wahlkreises Karlsruhe-Bruchsal war, schloss er sich der deutschen Reichspartei an.

Seiner Ehe entstammen zwei Kinder; die Erbprinzessin Maria von Anhalt, * 1865, und der Prinz Maximilian, Rittmeister im Garde-Kürassier-Regiment zu Berlin, * 1867.

B. Poten.

Barres, Julius von Vallet des, Königlich Preussischer General der Infanterie z. D., * am 5. August 1820 zu Mainz, † am 17. December 1897 zu Wiesbaden. — des B., ein um das Militär-Erziehungs- und Bildungswesen des Preussischen und demnächst des Deutschen Heeres hochverdienter Offizier, entstammte einer nach Aufhebung des Ediktes von Nantes aus Frankreich ausgewanderten Familie, welche sich »des Barres« nannte, bis im November 1893 mehreren Angehörigen derselben gestattet wurde diesem Namen den früher geführten Zusatz »Vallet« beizufügen. Julius des B. ward, nachdem sein Vater, welcher als Kapitän im 36. Infanterie-Regimente stand, schon im Jahre 1828 gestorben war, und er zunächst das Gymnasium in Mainz besucht hatte, in den Kadettenhäusern zu Potsdam und Berlin erzogen. Aus dem letzteren kam er am 15. August 1838 als Secondlieutenant zu dem in Mainz garnisonirenden 35. Infanterie-Regimente, kehrte aber, nachdem er 1841/42 ein Jahr lang zur dortigen Reserve-Pionierkompagnie kommandirt gewesen war, im Mai 1844 in das Kadettenkorps zurück, welchem er alsdann mit einer verhältnissmässig kurzen Unterbrechung dreissig Jahre lang angehört hat. Zuerst als Erzieher, darauf als Lehrer beim Kadettenhause zu Culm in Westpreussen, dann seit dem 10. Februar 1851 als Abtheilungs-Vorsteher, wie die jetzigen Kompagniechefs damals hiessen, in Bensberg bei Cöln. Nachdem er

1850 zum Premierlieutenant, 1854 zum Hauptmann aufgerückt war, übernahm er im Juni 1859, als Krieg gegen Frankreich in Aussicht stand, das Kommando einer Kompagnie bei seinem jetzt in Luxemburg stehenden Regimente. Damals kam es nicht zum Kampfe, dagegen war dem Hauptmann des B. im Jahre 1864 vergönnt, an der Spitze seiner Kompagnie am Feldzuge gegen Dänemark theilzunehmen. Er wohnte dem Treffen von Missunde und der Belagerung der Düppeler Schanzen bei und erhielt für sein tapferes Verhalten im Vorpostengefechte von Wiebhoi den Rothen Adlerorden 4. Klasse mit Schwertern. Am 5. April jenes Jahres, also vor Erstürmung der Befestigungen von Düppel, wurde er als Major zu dem damals auf der Insel Fehmarn befindlichen 5. Brandenburgischen Infanterie-Regimente Nr. 48 versetzt, aber schon am Weihnachtstage jenes Jahres erfolgte seine Rückberufung in das Kadettenkorps, indem er zum Kommandeur des schon genannten Kadettenhauses Bensberg ernannt wurde. Seine Thätigkeit als solcher ging bereits 1866 zu Ende, indem er, als der Krieg Preussens gegen Oesterreich und dessen Verbündete bevorstand, für die Dauer des mobilen Verhältnisses zum Kommandeur des zu jenem Ende aufgestellten 4. Bataillons des 4. Garde-Grenadier-Regiments Königin Augusta ernannt wurde und mit diesem im Verbande des II. Reserve-Armeekorps unter dem Grossherzoge Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin an dem von Leipzig aus erfolgenden Einmarsche in das nördliche Bayern theilnahm ohne zu erheblicher Thätigkeit im Felde zu kommen. Nach Friedensschlusse ward er zum Kommando des Kadettenhauses zu Berlin kommandirt, um bei den Anordnungen verwendet zu werden, welche die Erweiterung des Kadettenkorps infolge der Gebietsvermehrung des Staates erheischte, und im Sommer 1867 erhielt er selbst das Kommando des Berliner Hauses. An der Spitze desselben blieb er, seit 1868 Oberstlieutenant, seit 1870 Oberst, bis er am 7. April 1874 dem alternden Präses der Ober-Militär-Examinations-Kommission zu Berlin, General von Holleben, welchem die Reisen zu den Kriegsschulprüfungen in der Provinz erspart werden sollten, als Direktor dieser Behörde beigegeben wurde; am 27. September 1877, nachdem Holleben pensionirt war, ward des B. Präses. Es war eine Stellung, für welche er seiner ganzen Persönlichkeit nach vorzüglich geeignet war. Kenntnisse und Arbeitskraft, Gerechtigkeit gepaart mit Wohlwollen, Takt und Weltklugheit, alle diese dem Inhaber der Stellung zu deren voller Ausfüllung unentbehrlichen Eigenschaften, besass er in hohem Maasse. Sie machten den kleinen wohlbeleibten Herrn mit den freundlichen listigen Augen bei Lehrern und Schülern und darüber hinaus in den weiten von den Ergebnissen der Prüfungen zum Portepeefähnrich und zum Offizier berührten Kreisen zu einer vielgekannten und allgemein beliebten Erscheinung. Nachdem er 1874 zum Generalmajor, 1880 zum Generallieutenant befördert war und 1888 den Charakter als General der Infanterie erhalten hatte, wurde er am 21. August 1889 in Genehmigung seines Abschiedsgesuches und unter Stellung à la suite des Kadettenkorps mit Pension in den Ruhestand versetzt. Den Rest seiner Tage hat er zu Wiesbaden verlebt.

B. Poten.

Ehrlich, H. Wilhelm, Dr., Schulmann, * 1826 in Eisleben, † am 25. Juli 1897 zu Newcastle upon Tyne in England. — E. war nach Absolvirung des Gymnasiums zu Erfurt auf die Universität Halle gegangen und befand sich noch mitten in seinen Studien, als die politische Bewegung des Jahres 1848 herein-

brach, der er sich mit ganzer Seele anschloss und die er durch Redaction eines revolutionären Blattes zu fördern bestrebt war. Nach Eintritt der Reaction flüchtete er 1849 und war fünf Jahre in Frankreich als Lehrer thätig, bis er 1854 nach England ging. Im Royal College of Preceptors bestand er 1855 das Examen für Deutsch und Französisch; erhielt ein Befähigungsdiplom höchster Klasse und 1856 für Lateinisch einen Preis. 1870 gründete er in Newcastle upon Tyne eine sogenannte Modern School, die er mit grossem Erfolge bis zu seinem Tode leitete. 1895 veranstalteten zahlreiche ehemalige Schüler eine grosse Jubelfeier gelegentlich des 25jährigen Bestehens der Schule. Auch als Schriftsteller hat E. das anerkannt beste Lehrbuch der französischen Sprache für Engländer, »French Method. Theoretical and practical« (1871) veröffentlicht.

Nach Mittheilungen des Professors K. H. Schaible in Offenburg.

Franz Brümmer.

Goegg, Amand, Politiker, * am 7. April 1820 zu Renchen in Baden, † am 21. Juli 1897 daselbst. — G. führte den Ursprung seiner Familie auf den Schultheissen von Renchen Christoph von Grimmelshausen zurück, den Verfasser von »Simplicius Simplicissimus«. Nachdem G. seit 1840 in Heidelberg Finanzwissenschaften studirt hatte und schon einige Jahre im badischen Staatsdienste thätig gewesen war, betheiligte er sich in hervorragender Weise 1849 an der politischen Bewegung in seinem Heimathlande, präsidirte am 13. Mai d. J. der Offenburger Volksversammlung, wurde bald darauf Mitglied der revolutionären Regierung und zuletzt einer der drei Dictatoren. Nach Niederwerfung der Bewegung flüchtete G. in die Schweiz, wo er seine kleine Schrift »Geschichte der badischen Erhebung von 1848—49« schrieb (1850), die er später in erweiterter Gestalt unter dem Titel »Aufschlüsse über die badische Revolution von 1849« (1876) erscheinen liess. Von der Schweiz aus begab er sich nach Paris und, 1851 hier ausgewiesen, nach London, wo er mehrere Jahre weilte und sich an industriellen Unternehmungen betheiligte. Dann gründete er in Genf eine Spiegelfabrik und leitete nach der allgemeinen badischen Amnestie (1861) eine Glasfabrik in Offenburg (Baden). Sein unruhiger Geist trieb ihn aber bald wieder fort in die Schweiz, wo er ein Arbeiterblatt »Das Felleisen« redigirte, sich mehr und mehr den socialistischen Bestrebungen anschloss und schliesslich ein eifriger Anhänger und Agent von Karl Marx wurde. Im Jahre 1867 betheiligte er sich an der »Friedens- und Freiheits-Liga« in der Schweiz, vertrat 1869 auf dem internationalen Socialisten-Congress in Basel 52 deutsch-schweizerische Arbeitervereine und ging dann als socialistischer Wanderprediger in die Welt, nach Deutschland, England, Nord- und Südamerika und Australien. Endlich wandermüde, kehrte er zu Anfang der achtziger Jahre in seine kleine Vaterstadt zurück, wo er bis zu seinem Tode lebte und auch die letzte Ruhe fand. Die Musse des Alters benutzte er zur Beschreibung seiner »Ueberseeischen Reisen« (1888) und zur Darlegung seiner Stellung »Zur religiösen und socialen Frage« (1890).

Nach Mittheilungen des Prof. K. H. Schaible in Offenburg.

Franz Brümmer.

Bezzola, Andreas, schweizerischer Bundesrichter, * am 1. April 1840 in Zernetz, † am 10. Januar 1897. — B. entstammte den Bergen »alt fry Rhätiens«. Er wurde in Zernetz geboren, dem westlichen Grenzdorfe des Unter-

engadins, von wo die sanft ansteigende Strasse in wenigen Stunden nach dem weltberühmten Kurort St. Moritz führt und nach dem Süden die prächtige Strasse über den Ofenberg ins Münsterthal abzweigt mit Fortsetzung nach Bormio. An den Ufern des mit grünen Wiesen umsäumten Inns, umgeben von hohen, zu einem grossen Theil von mächtigen Waldungen bedeckten Bergen (Zernetz liegt 1497 m über Meer), ist seine Wiege gestanden. Hierher, in das herrliche Hochthal, hat es ihn immer und immer wieder gezogen, wo er seine Jugend zugebracht und in dessen Umgebung er als eifriger Jäger jeden Schritt und Tritt auf's genaueste kannte. Die Muttersprache B.'s war diejenige des Ladins; sie wurde in seiner Familie immer gesprochen. Im Kanton Graubünden beträgt die Zahl der Einwohner, die sich der rhätoromanischen Sprache bedienen, etwa 40000 (Gesammtbevölkerung 1888: 94810); sie zerfällt nach den zwei Stromgebieten in die zwei Hauptdialekte des Rheins und des Inns, welche gewöhnlich Romansch und Ladin genannt werden, beide wesentlich vom Lateinischen abstammend, aber in den Dialekten doch so verschieden, dass der Unterengadiner- und der Oberländerbauer sich kaum verstehen. Eine allgemeine rhätoromanische Schriftsprache existirt bekanntlich nicht, nicht einmal eine gemeinsame bündnerisch-rhätische, wohl aber eine unterengadinische, deren sich auch B. mit grossem Geschick bedient hat. In Zernetz besuchte B. die Gemeindeschule, bis er in die Kantonschule (Gymnasium) in Chur übertrat, wo er nun erst die deutsche Sprache kennen lernte, die er später freilich mit der gleichen Fertigkeit handhabte wie das Ladin und die von den etwa 45000 deutschsprechenden Bündnern auch am dialektfreisten gesprochen wird. Im Jahr 1860 verliess B. nach Ablegung des Maturitätsexamens die Heimath und besuchte zum Studium der Jurisprudenz die Universitäten Jena, Berlin, Heidelberg und Zürich. Das eigentliche Studentenleben genoss er in vollen Zügen in Jena, das ihm unvergesslich geblieben ist und wo er mit einigen anderen Schweizern während mehreren Semestern Mitglied und auch Sprecher der Burschenschaft Arminia war. Im Frühling 1864 kehrte B., der auf der Universität neben dem Fachstudium namentlich auch Vorlesungen über Geschichte und Nationalökonomie gehört hatte, in die Heimath zurück und liess sich in Zernetz als Rechtsanwalt nieder, ein Beruf, der ihm jedoch nicht recht behagte und der immer mehr durch die mannichfaltige Inanspruchnahme für das öffentliche Leben verdrängt wurde. Diesem wandte B. sich mit innerer Neigung und angeborenem Talent zu und diente von der Pike auf als Mitglied und Präsident der Gemeindebehörde von Zernetz bis zum Mitglied des obersten schweizerischen Gerichtshofes. Schon an der ersten Landesgemeinde nach seiner Rückkehr wählte ihn der Kreis Obtasna, zu dem Zernetz gehört, 1865 zum Kreispräsidenten (Landammann) und zum Mitglied des grossen Rathes (gesetzgebende Behörde des Kantons); später kam dazu das Amt eines Bezirksrichters und Bezirkspräsidenten. Im grossen Rath gewann B. rasch durch seine Tüchtigkeit, Beredsamkeit und Noblesse des Charakters Ansehen und Einfluss und präsidirte denselben mehrere Male. Aber auch der Volksgunst Launen blieben ihm nicht erspart. Anfangs der siebziger Jahre handelte es sich um eine Revision der schweizerischen Bundesverfassung im Sinne einer grösseren Centralisation. Scharf schieden sich in den Kantonen die Centralisten und Föderalisten aus. B. gehörte zu den ersten, während die Mehrheit des Bündnervolkes von einer strammern, eidgenössischen Centralisation nichts wissen wollte. Der vorgelegte Verfassungsentwurf wurde im Frühling 1872 von einer kleinen Mehrheit des

Schweizervolkes verworfen und an der Landsgemeinde von 1873 wurde B. wegen seiner centralistischen Gesinnung nicht mehr in den grossen Rath gewählt. Dieser wählte ihn aber sofort zum Mitglied der Regierung, nach Ablauf der gesetzlichen Amtsdauer in die Standeskommission, das Kantonsgericht, den Erziehungsrath und 1881 in den schweizerischen Ständerath. Und nochmals musste B. den Kelch der veränderlichen Volksgunst leeren; die neue Kantonsverfassung von 1880 überwies die Wahl der Ständeräthe künftighin an das Volk, das in einem einzigen Wahlkreis zu wählen hatte und in seiner Mehrheit 1881 die beiden Candidaten der freisinnigen Partei im Stiche liess. Aber schon im Herbst 1881 wählte der Engadiner Wahlkreis B. in den schweizerischen Nationalrath, dessen Präsidentenstuhl er 1885 bestieg und dessen Mitglied er blieb bis zu seiner Wahl in das schweizerische Bundesgericht, in das er mit dem 1. October 1893 eintrat. Hier wurde er der Kammer für staatsrechtliche Streitigkeiten zugetheilt und er arbeitete sich mit einem Feuereifer und Geschick in seine neue Stellung hinein, verbunden mit einer Liebenswürdigkeit im Umgang, dass seine Collegen sich zu ihrem neuen Mitarbeiter nur Glück wünschen konnten. Sehr zu Statten kam ihm dabei die vortreffliche Schule, die er in Bünden in allen Zweigen des öffentlichen Lebens durchgemacht hatte. B. selbst fühlte sich bei der neuen Thätigkeit und im Kreise seiner Collegen ausserordentlich befriedigt und beantwortete eine Anfrage, ob er nicht Lust hätte, den vacant gewordenen Posten eines schweizerischen Gesandten in Rom zu übernehmen, sofort in verneinendem Sinn. Fataler Weise schien aber die neue Stellung nicht in gleicher Weise auf seine Gesundheit einzuwirken. Im Frühling 1896 befiel ihn ein Nervenleiden; die kräftige Gestalt, äusserlich der Typus eines gesunden, in der Bergluft gestählten Körpers, fiel nach und nach zusammen. Er nahm Urlaub, um in der Heimath Genesung zu suchen. Allein umsonst. Nur auf das Drängen des Arztes und seiner Angehörigen entschloss er sich schweren Herzens, sich in eine Privatklinik nach Zürich zu begeben. Und wirklich trat nach und nach Besserung ein; das Interesse an der Aussenwelt und an seinen Geschäften kehrte wieder; in kurzer Zeit hoffte der Patient nach Lausanne zurückkehren zu können. Da packte den seit langen Monaten geschwächten Körper eine tückische Lungenentzündung, der er am 10. Januar 1897 erlag. Tags vorher hatte der Todtkranke telegraphisch seinen Collegen noch einen Abschiedsgruss geschickt. —

Die Hauptwirksamkeit B.'s gehörte seinem Heimathskanton an, dem er in allen möglichen Stellungen diente. Wir können hier auf die Details nicht eintreten; es genüge, dass nach seinem Tode Freund und Gegner einig waren, dass B. einer der populärsten und hervorragendsten bündnerischen Staatsmänner war. Nur eine Schöpfung wollen wir anführen, die er seit langen Jahren anstrebte und die endlich 1892 realisirt wurde: eine neue Zusammensetzung und Organisation der obersten vollziehenden Behörde des Kantons. Die Tragweite dieser Aenderung kann nur aus der Geschichte des Kantons erfasst werden. Dieser war entstanden aus den drei Bünden: Gotteshausbund (gegründet 1367 von der Stadt und den Thalschaften des Bisthum Chur mit dem Domkapitel); Oberer oder Grauer Bund (1395, erneuert 1424, abgeschlossen zwischen dem Kloster Dissentis, Volk und Adel des Vorderrheinthales); der Zehngerichtenbund (1436 eingegangen von den Gerichtsgemeinden der übrigen Landestheile: Prättigau, Davos, Schanfigg und Churwalden). Ober- und Unterengadin gehörten zum Gotteshausbund und es war in Zer-

netz, wo derselbe 1367 gegründet worden war. Jeder dieser drei Bünde hielt zur Vorberathung seiner Angelegenheiten Versammlungen ab (Bundestage, Landtage), bestehend aus Abgeordneten der Gerichtsgemeinden; ebenso hatte jeder Bund ein »Haupt« zur Leitung der Landtage und Vertretung des Bundes nach aussen; verbindliche, definitive Beschlüsse konnten aber allein die Gemeinden fassen, wobei die Mehrheit der Gemeinden, nicht der Köpfe, entschied. Diese drei Bünde, thatsächlich schon mit einander in Verbindung stehend, schlossen 1524 einen Bund unter sich ab, an dessen Spitze ein aus Gemeindeabgeordneten aller Bünde bestehender Bundestag stand, geleitet jeweilen vom Haupt desjenigen Bundes, in welchem er seine Sitzung hatte. Auch hier stand die definitive Entscheidung den Gemeinden zu und es stimmten daher die Abgeordneten nach Instructionen. In der Zwischenzeit (der Bundestag versammelte sich gewöhnlich nur einmal im Jahr) wurden die Geschäfte von den drei Häuptern besorgt und wichtige Sachen unter Zuzug von 3—5 Beisitzern aus jedem Bund. Diese »Häupter mit Zuzug« wurden auch »Beitag«, später »Congress« geheissen. Damit war vertraglich der erste, auf demokratischer Grundlage beruhende Bundesstaat errichtet worden und dessen Organisation blieb sich gleich bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts. Durch die Mediationsverfassung von 1803 kam Bünden als Kanton zur schweizerischen Eidgenossenschaft und die während der Helvetik unterbrochene alte Verfassung kam in etwas anderer Form wieder zur Geltung. Der Kanton bestand aus den drei Bünden mit den Gerichtsgemeinden; der Bundestag verwandelte sich in den grossen Rath, die drei Häupter bildeten den kleinen Rath und aus den Häuptern mit Zuzug (Congress) wurde die Standeskommission. Später liess man die Ausscheidung in drei Bünde fallen: der Kanton zerfiel nur in Bezirke, Kreise und Gemeinden; im übrigen blieb sich die Organisation, namentlich diejenige des aus drei Mitgliedern bestehenden, auf dem Collegialsystem beruhenden kleinen Rathes nebst Standeskommission gleich. Nach und nach machte sich aber die Schwerfälligkeit dieser complicirten Regierungsmaschine in einem verhältnissmässig kleinen Staat sehr fühlbar. B. drang schon früh auf deren Beseitigung. Aber ein Volk verzichtet nicht so leicht auf seit Jahrhunderten ererbte Sitten und Gewohnheiten und so ging es bis 1892, dass Wandel geschaffen wurde. Die Standeskommission fiel weg, der kleine Rath wurde aus fünf, von dem Volke gewählten Mitgliedern bestellt, die keinen anderen Beruf oder Gewerbe ausüben dürfen, und die Organisation beruht auf dem Departementssystem. Die tief in das alte Herkommen der drei Bünde eingreifende Neuerung hat sich seither bewährt; vor deren Ausführung konnte B. sich nicht entschliessen, den Kanton zu verlassen und er trat daher erst 1893 in das Bundesgericht über.

Noch müssen wir eine ausserhalb der öffentlichen Thätigkeit liegende Seite unseres Collegen berühren. B. besass eine stark ausgeprägte poetische Ader, aus der eine Reihe von Gedichten hervorging, in ladinischer Mundart. Anfangs der neunziger Jahre gab er 31 solcher Lieder heraus, meistens Vaterlandslieder, die zum Theil sich auf das Engadin beziehen und die B. den ladinischen Sängern als »Chantunz ladins« widmete. Einige derselben sind eigentliche Volkslieder geworden, deren Dichter vom Volke kurzweg »Mastral Andrea« genannt wird (Landamman Andreas.) Mag irgendwo im Engadin ein Fest gefeiert werden, mögen die jungen Burschen mit den Mädchen an Sonntagen auf's Land hinausziehen oder die Dorfbewohner sich nach

des Tages Arbeit Abends zusammenfinden, überall hört man das populärste dieser Lieder singen, beginnend mit den Worten:

Mia bella Val, mia Engiadina,
A Diou, sta bain etc.

Am 13. Januar 1897 fand in Chur unter ungewöhnlicher Betheiligung der Bevölkerung die Beerdigung statt. Winter war's und hoher Schnee auf den Bergen; aber das hinderte eine Schaar Zernetzer Männer nicht, darunter solche mit grauen Haaren und verwitterten Gesichtern, unter Führung ihres Pfarrers über den Flüelapass zu reisen, um ihrem früheren Landammann die letzte Ehre zu erweisen. Angekommen am Abend vor der Beerdigung, baten sie sich die Ehre aus, die ganze Nacht an der Todtenbahre Wache halten zu dürfen. Und Tags darauf sangen diese Wackern am offenen Grabe ein einfaches ladinisches, von B. herrührendes Lied zum Abschied. Es machte einen ergreifenden Eindruck, einen tiefern und mächtigeren, als je ein im Concertsaal mit noch so grosser Meisterschaft vorgetragener Gesang erreichen könnte.

Lausanne, Februar 1898. Dr. Hans Weber.

Brand, Ernst, Arzt und Hydrotherapeut in Stettin, * 2. Januar 1827 zu Feuchtwangen in Franken, † 7. März 1897 in Stettin. — B. studirte von 1845 bis 1851 in Erlangen, wo er 1849 klinischer Assistent von Canstatt war und schon in dieser Eigenschaft eine kleine Abhandlung über Diabetes (Deutsche Klinik 1849) publicirte. Später assistirte er bei Canstatt's Nachfolger Dittrich und erlangte 1851 mit der Inauguralabhandlung: »Die Stenose des Pylorus vom pathologisch-anatomischen Standpunkte aus geschildert« die Doctorwürde. Darauf machte er eine grössere wissenschaftliche Reise über Wien, Paris und London, absolvirte das preussische Staatsexamen und habilitirte sich als Arzt in Stettin, wo er als Geheimer Sanitätsrath verstarb. 1861 veröffentlichte er die Aufsehen erregende Schrift »Die Hydrotherapie des Typhus«, worin er nach langer Zeit wiederum die Aufmerksamkeit der ärztlichen Welt auf den Werth einer rationellen Kaltwasserbehandlung, speciell zur Herabsetzung des Fiebers beim Unterleibstyphus, lenkte. Diese Schrift hatte zur Folge, dass die von B. angegebene Methode von hervorragenden Klinikern, wie Bartels, Jürgensen u. A., ebenso von vielen praktischen Aerzten geprüft und mit gewissen Aenderungen adoptirt wurde. Erst in der neueren Zeit ist die Kaltwasserbehandlung bei dem übrigens viel seltener gewordenen Abdominaltyphus eingeschränkt bezw. ganz fallen gelassen worden. Zur Vertheidigung seines Verfahrens gab B. noch mehrere Schriften heraus, so: »Zur Hydrotherapie des Typhus, Bericht über die in St. Petersburg, Stettin und Luxemburg hydriatrisch behandelten Fälle (Stettin 1863); »Die Heilung des Typhus« (Berlin 1868) nebst einem Anhange »Anweisung für die Krankenwärter bei der Behandlung des Typhus mit Bädern«; »Was versteht man unter Wasserbehandlung des Typhus?« (Wiener medicinische Wochenschr. 1872); »Salicyl- oder Wasserbehandlung?« (Deutsche militärärztl. Zeitschr. 1876); »Die Wasserbehandlung der typhösen Fieber« (Tübingen 1877). — Dazu kommen noch einige Arbeiten epidemiologischen Inhaltes, wie »Verhaltungsmassregeln während der Anwesenheit der Cholera-Epidemie« (Stettin 1866); »Die Meningitis cerebro-spinalis complicirt mit Febris recurrens« (Berliner klin. Wochenschrift 1866) u. a.

Biogr. Lex. hervorr. Aerzte VI, S. 540.

Pagel.

Buchner, Ludwig Andreas, Ober-Medicinalrath und Universitätsprofessor der Pharmacie in München, * am 23. Juli 1813 in München, † am 23. October 1897 daselbst. — B. studirte in seiner Geburtsstadt, besonders unter Leitung seines Vaters, des gleichfalls hervorragenden Pharmakologen Johann Andreas B. (1783—1852), sowie in Paris und Giessen, wo v. Fuchs, v. Martius, Döllinger, v. Walther, Bussy und v. Liebig seine Lehrer waren. Mit besonderer Vorliebe trieb er schon während der Studienzeit die medicinische Chemie. 1839 erlangte er die philosophische, 1842 die medicinische Doctorwürde. Im letztgenannten Jahre habilitirte er sich als Privatdocent in München, rückte bereits 1847 zum ausserordentlichen Professor der physiologischen und pathologischen Chemie auf und erlangte ebendaselbst 1852 die ordentliche Professur der Pharmacie und Toxikologie, die er bis zu seiner mehrere Jahre vor seinem Tode erfolgten Emeritirung inne hatte. 1846 wurde B. ausserordentliches, 1869 ordentliches Mitglied der k. Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München. Ferner war er Mitglied des Obermedicinalausschusses, insbesondere hatte er das Decernat für das Apothekenwesen. Von schriftstellerischen Arbeiten B.'s ist besonders erwähnenswerth die Fortführung des von seinem Vater herausgegebenen »Repertorium für die Pharmacie« (München 1852—1876, 25 Jahrgänge), sowie ein «Commentar zur Pharmacopoea Germanica« (München 1872, 2 Bde. mit verdeutschtem Text). Auch veröffentlichte B. noch eine Reihe kleinerer Abhandlungen: »Betrachtungen über die isomeren Körper«, »Versuche über das Verhalten der Auflösungen chemischer Stoffe zu Reagentien bei verschiedenen Graden der Verdünnung«, über die Angelicawurzel, über die Zusammensetzung von Heilbrunnenwässern, über die Beziehungen der Chemie zur Rechtspflege (Gelegenheitsrede) und lieferte einige Beiträge zur »Allgem. Deutsch. Biographie«.

Biogr. Lex. hervorr. Aerzte I, p. 607; Voss. Ztg. 25. October 1897.

Pagel.

Bernhardi, Otto von, Königlich preussischer General der Kavallerie z. D., * am 6. December 1818 zu Saalfeld in Ostpreussen, † am 2. September 1897 zu Wiesbaden. — B. trat am 6. Juni 1835 bei dem in kleinen Städten Niederschlesiens garnisonirenden 5. Kürassier-Regimente in den Dienst, wurde am 15. Februar 1838 Sekond-, am 13. November 1849 Premierlieutenant und, nachdem er von April 1850 bis Februar 1854 Adjutant der 7. Division zu Magdeburg gewesen war, Rittmeister und Eskadronchef, im Januar 1858 aber Hauptmann im Generalstabe, in welchem er, alsbald zum Major befördert, verblieb, bis er im September 1862 zum Kommandeur des Litthauischen Dragoner-Regiments Nr. 1 (Prinz Albrecht von Preussen) zu Tilsit ernannt wurde. Am 17. März 1863 zum Oberstlieutenant, am 8. Juni 1866 zum Oberst aufgerückt, befehligte er das Regiment im böhmischen Feldzuge, in welchem er namentlich den Reiterkampf vom 27. Juni bei Trautenau gegen das Dragonerregiment Fürst zu Windisch-Graetz bestand, ward im März 1868 zum Kommandeur der 10. Kavallerie-Brigade zu Posen ernannt, erhielt bei Ausbruch des Krieges im Jahre 1870, gleichzeitig zum Generalmajor befördert, das Kommando der aus den Ulanenregimentern Nr. 1 und Nr. 6 gebildeten, zu der dem Prinzen Albrecht (Vater) unterstellten 4. Kavallerie-Division gehörenden 9. Kavallerie-Brigade und führte diese, stets am Feinde bleibend, zunächst bei den Vormärschen gegen Sedan und von da auf Paris, dann gegen Orléans, und in den Kämpfen an der Loire sowie vor Le Mans; während des Monats Januar

vertrat er den erkrankten Divisionskommandeur. Nach Friedensschlusse übernahm er wiederum das Kommando der 10. Kavallerie-Brigade, ward am 18. Januar 1875 zum Generallieutenant, am 12. Mai d. J. zum Kommandeur der 2. Division in Danzig ernannt, am 12. April 1879 in Genehmigung seines Abschiedsgesuches zur Disposition gestellt und erhielt am 12. Januar 1896 den Charakter als General der Kavallerie.

B. Poten.

Boltenstern, Konstantin von, Königlich preussischer Generallieutenant, * am 5. Februar 1823 zu Pasewalk, † am 31. Januar 1897 zu Görlitz. — B. wurde im Kadettenkorps erzogen und aus diesem am 9. August 1840 als Portepeefähnrich bei dem in Magdeburg garnisonirenden 26. Infanterie-Regimente entlassen, am 14. Juni 1842 zum Sekondlieutenant ernannt, rückte, nachdem er inzwischen mehrfach ausserhalb der Front Verwendung gefunden, im Jahre 1866 als Hauptmann und Kompagniechef in das Feld. In der Königgrätzer Schlacht, in welcher sein zur Brigade Fransecky gehörendes Regiment hervorragenden Antheil an der Vertheidigung des Swipwaldes hatte, musste B. das Kommando des Füsilierbataillons übernehmen und fand schon damals Gelegenheit sich als ein umsichtiger und tüchtiger Offizier zu bewähren. Noch mehr trat er als solcher im Kriege von 1870/71 gegen Frankreich hervor. Bei der im Herbst 1866 vorgenommenen Vermehrung des Heeres als Major in das neugebildete 79. Infanterie-Regiment zu Hildesheim versetzt, führte er 1870 zunächst als Oberstlieutenant ein Bataillon des letzteren, focht an der Spitze desselben, im Verbande der Brigade Woyna und der Division Kraatz zum X. Armeekorps unter Voigts-Rhetz und zur II. Armee unter Prinz Friedrich Karl von Preussen gehörend, am 16. August bei Vionville-Mars la Tour und in später Abendstunde des 18. auch noch bei Saint-Privat, nahm an der Einschliessung von Metz theil und führte sodann an Stelle des anderweit verwendeten Kommandeurs das Regiment. Im Kampfe bei Maizières am 24. November leicht verwundet, bestand er am 26. mit einer aus allen Waffengattungen zusammengesetzten Abtheilung gelegentlich eines ihm gewordenen Sonderauftrages ein selbständiges Gefecht bei Lorcy, befehligte eine Zeit lang die Brigade, übernahm dann wieder das Kommando seines Bataillons und stand mit diesem am Loir, als er am 26. December von Vendôme flussabwärts entsandt wurde, um Ansammlungen von Franctireurs zu zerstreuen, welche sich bei Sougé gezeigt hatten. Nachdem er in Montoire übernachtet hatte, setzte er am 27. den Marsch fort und erfüllte seinen Auftrag. Auf der Rückkehr fand er den Weg bei Montoire durch inzwischen dort eingetroffene Truppen verlegt, schlug sich aber glücklich, freilich nicht ohne Verluste, durch und brachte noch Gefangene zurück (Kriegsgeschichtliche Einzelschriften des Grossen Generalstabes, 1. Heft, Berlin 1883). Bei dem im Januar 1871 unternommenen Vormarsche auf le Mans führte er von neuem das Regiment. Mit dem Eisernen Kreuze 1. Klasse geschmückt, kehrte er in die Heimath zurück, ward im November d. J. als Oberst an die Spitze des Colbergischen Grenadier-Regiments Nr. 9 gestellt, am 22. September 1877 zum Generalmajor und zum Kommandeur der 15. Infanterie-Brigade befördert und am 16. November 1880 in Genehmigung seines Abschiedsgesuches mit Pension zur Disposition gestellt. Am fünfundzwanzigsten Gedächtnisstage des Kampfes von Montoire erhielt er den Charakter als Generallieutenant.

B. Poten.

Happe, Franz Engelbert, Geistlicher und Dichter, * am 11. Juni 1863 zu Sendenhorst (Westfalen), † am 11. September 1897 in Südkirchen (Westfalen). — Er besuchte die Volks- und Rektoratschulen in Sendenhorst und Borkum, von 1877 bis 1881 das Gymnasium zu Warendorf und studirte darauf an der Akademie zu Münster Philologie und Theologie. Während seiner Studienzeit war er über ein Jahr lang Vorleser bei dem blinden Professor Chr. B. Schlüter, nach dessen Tode (1884) er sich ein Jahr lang als Erzieher theils in Brüssel, theils im Sauerlande aufhielt. Im Herbst 1886 trat er in das Priesterseminar zu Münster ein, erhielt im December 1887 die Priesterweihe und kam im März 1888 als Kaplan nach Füchtorf bei Warendorf. Hier blieb er mit Ausnahme eines halben Jahres, das er in Münster als Soldat verbrachte, bis zum Herbste 1895, um dann als Vikar nach Südkirchen (Kreis Lüdinghausen) zu gehen, wo er nach zwei Jahren in der Blüthe seines Lebens starb. — Seine Gedichte »Stimmungen und Gestalten« (1888) erschienen 1897 in einer vermehrten und verbesserten Auflage.

Persönliche Mittheilungen.

Franz Brümmer.

Krez, Konrad, General, Advokat und Dichter, * am 27. April 1828 zu Landau in der Rheinpfalz, † am 9. März 1897 zu Milwaukee in Amerika. — Nachdem er die Schule seiner Vaterstadt und das Gymnasium in Speyer besucht hatte, ging er auf die Universität Heidelberg, um die Rechte zu studiren. Aus jener Zeit stammen seine ersten Gedichtsammlungen »Dornen und Rosen von den Vogesen« (1846) und »Gesangbuch« (1848). Im Frühjahr 1848 betheiligte er sich im Freicorps des Generals von der Tann an dem Kriege gegen Dänemark und 1849 an der badisch-pfälzischen Erhebung für die Reichsverfassung, wurde deshalb »in contumaciam« zum Tode verurtheilt und musste nach der Schweiz flüchten. Von hier ging er nach Frankreich und kam im Winter 1850 nach New York, wo er sich der Advokatur zuwandte. Im Hause des Advokaten Stemmler fand er bald freundliche Aufnahme, und zwei Jahre später heirathete er dessen einzige Tochter. Im Jahre 1854 siedelte K. nach Sheboygan, Wisconsin, über, wo er zunächst als Advokat prakticirte. Da er sich sehr rege im demokratischen Sinne an dem politischen Leben jener Zeit betheiligte, so beriefen ihn seine Mitbürger bald zu verschiedenen Aemtern. Als der Bürgerkrieg ausbrach, bekleidete er das Amt eines Staatsanwalts. Im Sommer 1862 warb er das 27. Wisconsiner Freiwilligen-Regiment an, zu dessen Obersten er durch Gouverneur Salomon ernannt wurde, machte mit seinem Regimente unter Kimball die Belagerung von Vicksburg mit, kämpfte unter Steele in Arkansas und befehligte die 3. Brigade der 3. Division des 13. Armeecorps unter Cauby gegen Mobile. Wegen der dort geleisteten Dienste wurde er vom Präsidenten Lincoln zum Brigadegeneral ernannt; dann ward er an den Rio Grande nach Texas beordert und hier nach Beendigung des Krieges ausgemustert. Er nahm seine Thätigkeit als Advokat in Sheboygan wieder auf und entfaltete eine eifrige politische Thätigkeit. Im Jahre 1888 wurde er zur Praxis am obersten Gerichtshof der Vereinigten Staaten zugelassen. Der Präsident Cleveland betraute K. mit dem wichtigen und einträglichen Amte als Zollkollektor im Hafen von Milwaukee, worauf K. auch seine Advokatur dorthin verlegte. Inmitten eines so bewegten Lebens hatte K. immer noch Musse und Stimmung zu bemerkenswerthen Dichtungen gefunden, die er 1875 gesammelt unter dem Titel »Aus

4*

Wisconsin« herausgab. »Keiner unter den hervorragenden deutsch-amerikanischen Dichtern hat dem Heimweh und der Liebe zum alten Vaterlande einen so rührenden Ausdruck gegeben, wie K. in seinem Gedichte »An mein Vaterland«, das wohl als das schönste aller auf amerikanischem Boden entstandenen deutschen Gedichte bezeichnet werden kann.«

Dr. G. A. Zimmermann: Deutsch in Amerika. Beiträge zur Geschichte der deutsch-amerikanischen Literatur. 2. Aufl. Chicago 1894, S. 64. — Berliner Tageblatt vom 20. März 1897.

Franz Brümmer.

Thurn und Taxis, Prinz von, Franz Maximilian Lamoral, Diplomat in königlich preussischen und deutschen Reichsdiensten; * am 2. März 1852 in Regensburg; † am 5. Mai 1897 in Luxemburg; vermählt mit der Gräfin Theresia Grimaud von Orsay. — Seine diplomatische Laufbahn begann er als Sekretär bei der kaiserlich deutschen Botschaft zu Rom im Jahre 1884; dann wurde er Sekretär bei der kaiserlich deutschen Gesandtschaft in Athen; später bei der königlich preussischen Gesandtschaft in Dresden; hierauf königlich preussischer Legationsrath in Constantinopel, und dann kaiserlich deutscher Botschaftsrath in Madrid. Bald darauf wurde er Legationsrath bei der kaiserlich deutschen Gesandtschaft in Brüssel und endlich wurde er zum kaiserlich deutschen Legationsrath und Minister-Residenten in Luxemburg ernannt.

C. Will.

Burchardt, Max, Augenarzt, Privatdocent und Universitätsprofessor, sowie General-Arzt in Berlin, * am 15. Januar 1831 zu Naugard in Pommern, † am 25. September 1897 in Berlin. — B. war der Sohn eines Strafanstaltsdirectors, besuchte die Gymnasien in Guben und Schulpforta und bezog 1851 das ehemalige militairärztliche Friedrich-Wilhelms-Institut, die jetzige Kaiser-Wilhelm-Akademie, von wo aus er in üblicher Weise nach Absolvirung der Studien als Unterarzt an die Königliche Charité abkommandirt wurde. 1855 erlangte er mit einer Inaugural-Abhandlung über die Bauchwassersucht die Doctorwürde, 1857 bestand er die Staatsprüfung. Nachdem er dann an verschiedenen auswärtigen Garnisonsorten Dienst als Stabsarzt geleistet hatte, wurde er wieder in gleicher Eigenschaft nach Berlin zurückversetzt und habilitirte sich hier 1864 als Privatdocent an der Universität. 1866 nahm er an dem preussisch-österreichischen Feldzuge theil und wurde darauf nach Königsberg in Ostpreussen versetzt, wo er 1867 gleichfalls an der Universität docirte. Am Feldzuge von 1870/71 nahm er als Regimentsarzt theil. 1874 gelangte B. wieder nach Berlin zurück und blieb hier seitdem dauernd, successive die Stellungen als Regimentsarzt, Oberstabsarzt bei der Militärturnanstalt, Chefarzt des ersten grossen Garnisonlazareths und zuletzt als erster Garnisonarzt bekleidend, um 1896 mit dem Rang als Generalarzt aus dem Sanitätskorps auszuscheiden. Ausserdem erhielt B. 1881 die Leitung der in der Königlichen Charité eingerichteten Specialabtheilung für Augenkranke und lehrte vorübergehend neben der Ophthalmologie auch noch nach dem Tode von Georg Lewin bis zur Berufung von dessen Nachfolger über Haut- und syphilitische Krankheiten. 1890 wurde B. durch den Professortitel ausgezeichnet. Die schriftstellerischen Arbeiten B.'s sind ebenso mannichfaltig wie bedeutend; sie bewegen sich hauptsächlich auf den Gebieten der Augen- und Hautkrankheiten. Lange Jahre erstattete er den Bericht für die grossen Virchow-Hirsch'schen Jahresberichte über acute Exantheme, ferner schrieb er:

»Ueber eine bei Chloasma vorkommende Pilzform« (Med. Ztg. d. Vereins für Heilkunde, 1859); »Ueber Soor und den dieser Krankheit eigenthümlichen Pilz« (Charité-Annalen, 1863); »Ueber Krätze und deren Behandlung mit Perubalsam« (ebenda 1864, Berl. klin. Wochenschr. 1865, Arch. f. Dermat. u. Syphilis 1869); »Ueber Sehproben« (Berl. klin. Wochenschr. 1869); »Neues Verfahren zur Bestimmung der Refraction im aufrechten Bilde« (Centralbl. f. prakt. Augenheilk. 1883) und eine Reihe von Aufsätzen über Schutzpockenimpfung, Sehschärfe bezüglich des Militärdienstes, Keuchhusten, venerische Krankheiten beim Manne. Selbständig erschienen »Internationale Sehproben« (Berlin 1869; 3. Aufl. 1882) und »Praktische Diagnostik der Simulationen« (mit lithographischen Vorlagen und Stereoscop, Berlin 1875; 2. Aufl. 1878). B. ist ansserdem noch der Erfinder eines Doppelplessimeters, eines neuen Refractions-Augenspiegels, sowie eines Sprachapparats zur Behandlung der Athmungs- und verwandter Organe.

Biogr. Lex. hervorr. Aerzte etc. I, S. 621.

Pagel.

Bülow, Hans Julius Adolf von, Königlich preussischer General der Artillerie, * am 27. Februar 1816 zu Ossecken im Kreise Lauenburg in Hinterpommern, † 9. December 1897 zu Berlin. — v. B., ein im Frieden wie im Kriege sehr bewährter Offizier, wurde im Kadettenkorps erzogen und aus diesem am 5. August 1833 als Sekondlieutenant der Garde-Artillerie-Brigade überwiesen, war nach mannichfacher Verwendung in und ausserhalb der Front Oberst und Kommandeur des zu Münster garnisonirenden Westfälischen Feldartillerie-Regiments Nr. 7, als der Krieg gegen Oesterreich ausbrach. Bei der Mobilmachung erhielt er das Kommando der Korpsartillerie des VII. Armeekorps bei der Elbarmee, erwies sich durch die Führung derselben im Böhmischen Feldzuge und namentlich in der Schlacht bei Königgrätz als besonders tüchtig, ward am 14. Januar 1868 Kommandeur der 3. (Brandenburgischen) Artillerie-Brigade, am 18. Juni 1869 Generalmajor und rückte an der Spitze jener Brigade im Jahre 1870 gegen Frankreich in den Krieg, aus welchem er mit der ihm allgemein gezollten Anerkennung zurückkehrte, dass er Hervorragendes geleistet habe und dass die Erfolge, welche das Korps errungen, nicht zum geringen Theile auf Rechnung der von ihm geführten Waffe zu setzen seien. So war es schon am 6. August gewesen, wo er an der Seite des Korpskommandeurs, General Konstantin von Alvensleben, auf das Schlachtfeld von Spicheren eilte und durch die Entsendung von zwei Batterien auf den steilen Rothenberg zur Entscheidung des Tages erfolgreich mitwirkte. Am blutigen Tage von Vionville-Mars la Tour, dem 16. August, waren seine Geschütze der Fels im Meere, um welchen die Wogen brandeten und an dem sie sich brachen; Alvensleben gegenüber sprach er, unerschüttert durch die erlittenen Verluste und die Massen des Feindes, als das Zünglein der Wage bedenklich schwankte, die feste Zuversicht aus, seine Stellung behaupten zu können. Und er hatte sich nicht getäuscht. Nicht minder wesentlich waren seine Leistungen und die der ihm unterstellten Truppen am 18. in der Schlacht von Gravelotte-Saint Privat, wo er rechtzeitig in den Kampf der Artillerie des IX. Armeekorps am Bois de la Cusse eingriff und sich bis zur entscheidenden Abendstunde behauptete. Glänzend war ferner seine Verwendung der Waffe in den Kämpfen um Orléans, wo er sich namentlich am 3. December bei Chilleurs aux Bois als ein Meister erwies, und endlich bei dem Schlussakte

des ganzen Krieges, als bei dem Vorgehen gegen le Mans nochmals schwere Anforderungen an den Führer wie an die Truppe gestellt wurden. Die Verleihung beider Klassen des Eisernen Kreuzes, sowie des Ordens pour le mérite waren äussere Zeichen der Anerkennung, welche seine Leistungen erfahren hatten. — Nach der Heimkehr erhielt er an Stelle seines bisherigen Kommandos das der Garde-Artillerie-Brigade, aus welcher er geschieden war, als er im November 1859 die Stellung als Artillerieoffizier vom Platz in Koblenz mit der des Kommandeurs der Festungsabtheilung des VI. Armeekorps vertauschte hatte. Aber schon im Februar 1872 wurde er zu den Offizieren von der Armee versetzt, um dem aus der Kavallerie hervorgegangenen General von Podbielski, welcher, als es sich um die Scheidung von Feld- und Fussartillerie handelte, zum General-Inspekteur der Artillerie ernannt worden war, in der ersten Zeit von dessen Dienstführung bei der Entscheidung technischer Fragen rathend zur Seite zu stehen. Alsdann wurde er, in Berlin verbleibend, Inspekteur der 2. Artillerie-Inspektion und am 6. November 1879, als Podbielski gestorben war, dessen Nachfolger. Meinungsverschiedenheiten mit den in Sachen der Heeresverwaltung massgebenden Behörden aber veranlassten, dass er schon am 12. December 1882 unter Ernennung zum General der Infanterie und zum Chef des Pommerschen Feldartillerie-Regiments Nr. 2 in Genehmigung seines Abschiedsgesuches mit Pension zur Disposition gestellt wurde; am 16. August 1895, dem Jahrestage von Vionville-Mars la Tour verlieh ihm Kaiser Wilhelm II. statt jenes Titels den eines Generals der Artillerie.

Aber er war mehr als der Name sagt. Er war ein Artilleriegeneral, ein Kenner seiner Waffe, ebenso vertraut mit der Technik derselben wie mit ihrer Taktik. Dabei einfach und anspruchslos, mit dem Herzen an der richtigen Stelle, dem treffenden Worte auf der Zunge und in der Feder, ein Mann, welcher schon durch seine Persönlichkeit auf die Kreise wirkte, mit denen er in Berührung trat. Als General-Inspekteur war er in der Lage, seine hervorragenden Eigenschaften nach allen Richtungen hin zu entfalten. Sein Streben beruhte auf dem Glaubenssatze, zu dem er sich schon in einer Zeit bekannte, welche die Artillerie nur als Hilfswaffe gelten lassen wollte: »Es liegt nur an uns der Waffe Geltung zu verschaffen«.

Eine eingehende Würdigung des Generals findet sich in F. Hoenig, Der Volkskrieg an der Loire, 6. Band, Seite 295: Die entscheidenden Tage von Orleans (Berlin 1897).

B. Poten.

Burckhardt, Jacob Christoph, Universitätsprofessor der Geschichte und Kunstgeschichte, * am 25. Mai 1818 in Basel, † am 8. August 1897 ebenda. — Ein Sohn des Pfarrers am Münster, eines gebildeten, vielseitigen, energischen Mannes, der später als oberster Geistlicher der Basler Kirche bis zu seinem Tode 1858 functionirte, sich daneben auf historischem Gebiete schriftstellerisch bethätigte und der Kunst reges Interesse und emsige Pflege widmete, wandte sich der junge B. zunächst in Basel nach väterlichem Wunsche dem Studium der Theologie zu; allein die Fächer der philosophischen Facultät übten bald eine mächtigere Anziehungskraft auf ihn aus, und so wurde mit Einwilligung des Vaters der Abgang an eine deutsche Universität zugleich zum Bruche mit dem Theologiestudium und zum entschiedenen Uebergang zur Geschichtsforschung. B. betrachtete diese ersten Basler Semester nie als einen Verlust, sondern als eine werthvolle Vorbereitung zum geschichtlichen Studium. In wie hohem Grade schon damals die Denkmäler der Kunst den

jungen B. beschäftigten, beweisen eine Reihe von »Bemerkungen über schweizerische Kathedralen«, die der Zwanzigjährige in einer Bauzeitung erscheinen liess; sie betreffen neben dem Basler Münster sammt Kreuzgang das Zürcher Grossmünster und die Kathedralen von Genf und Lausanne. Neben Jugendlichem findet sich in diesen kurzen Aufsätzen manch klarer Einblick in die Welt der mittelalterlichen Baukunst und der Trieb, die einzelnen Bauwerke möglichst in grössere Zusammenhänge des architektonischen Schaffens hineinzurücken; dann trifft man etwa auf einen Passus, in dem neben dem Hinweis auf die Bedeutsamkeit einer künstlerischen Schöpfung auch der Schönheit der Natur ihr Recht wird: »als besonderer Vorzug der Lausanner Kathedrale gilt mit Recht die herrliche Lage und Aussicht vom Thurme herab, die allein schon der Reise werth ist. Man frage Jeden, der den Genfer See gesehen.« Wer denkt da nicht schon an den Preis des Luganersees im »Cicerone« bei Anlass von Luinis Fresken in S. Maria degli Angeli? Herbst 1839 bezog B. die Universität Berlin; mit Ausnahme des Sommersemesters 1841, das er in Bonn zubrachte, blieb der Basler der Berliner Hochschule bis Frühling 1843 treu; hier hat er seine lateinische seminarmässige Doctordissertation über einige Streitfragen aus der Geschichte Karl Martell's ausgearbeitet; sie wurde in Basel gedruckt und trug ihm die Doctorwürde der philosophischen Facultät seiner vaterstädtischen Universität ein (19. Mai 1843). In der Vita zur Dissertation schätzt sich B. glücklich, dass ihm Leopold Ranke als Lehrer beschieden war, der nicht nur durch seine Vorlesungen, sondern auch durch seinen kostbaren Rath seine Studien gefördert habe. Zwei Seminararbeiten hatte B. seinem berühmten Lehrer zu Dank gemacht. Neben dem grossen Historiker ist es ein ausgezeichneter Kunsthistoriker, dem B. sich tief verpflichtet fühlte, ja man kann wohl sagen, in mancher Beziehung noch tiefer als Ranke: Franz Kugler. Er wirkte damals noch als Professor der Kunstgeschichte an der Akademie der Künste; eine edle Persönlichkeit, habe er Horizonte weit über die Kunstgeschichte hinaus eröffnet: so hat B. seinen Lehrer charakterisirt, dem er schon damals persönlich näher trat und der später sein theurer Freund wurde. In Ranke wie in Kugler lebte ein mächtiger Trieb zum Universalhistorischen, beide hielten sich bei allem Detailstudium den Ueberblick über ihren mächtigen Wissensbereich offen, sie ordneten das Specialwissen unter grosse Gesichtspunkte, sie gingen im Einzelnen nicht unter. B. ist dieser Betrachtungsweise zeitlebens treu geblieben: die Geschichte wie die Kunstgeschichte war und blieb für ihn ein Ganzes; das Bewusstsein der Continuität, der geschichtlichen Zusammenhänge erschien ihm stets als etwas ungemein Werthvolles, ja als ein höchstes Ziel menschlicher Erkenntniss, als ein Gradmesser unserer Geistescultur. Und es ist ausserordentlich lehrreich zu sehen, wie schon in dieser Berliner und Bonner Studienzeit Historie und Kunstgeschichte neben einander den jungen Gelehrten fesseln, beschäftigen und zu selbständigen Arbeiten anregen. Die deutsche Universitätsstadt am herrlichen Rhein wurde für B. der Ausgangspunkt für Studien verschiedenster Art; der enge Verkehr mit dem geistreichen und vielseitigen Gottfried Kinkel, der damals schon neben der Theologie die Kunstgeschichte eifrig pflegte, bot manche Anregung: was lag näher, als dass sich das Interesse den Denkmälern der Rheinlande zuwandte? und bei dem regen historischen Sinne B.'s war es fast etwas Selbstverständliches, dass er über der Kunst auch die Geschichte nicht vergass, deren Kenntniss erst jene Zeiten vergangener Grösse verstehen liess, in denen die Kunst, voran die Architektur

Gewaltiges und Unvergängliches erstrebt und zum Theil auch erreicht hat. — Im September 1842 war der Grundstein zum Ausbau des Kölner Domes feierlich gelegt worden; die mächtige Ruine beschäftigte die Phantasie der damaligen Menschen und weckte, um ein Wort B.'s in der gleich zu erwähnenden Schrift zu gebrauchen, »eine laute nationale Begeisterung«. Er hat sich dieser selbst nicht entzogen. Sein Blick wandte sich hin auf jenen mächtigen Kölner Erzbischof, der im Sommer 1248 den Grund zum Dombau gelegt hat: 1843 erschien in Bonn die erste historische Schrift B.'s »Conrad von Hochstaden, Erzbischof von Kölln 1238—1261«; sie war Gottfried Kinkel gewidmet. Noch heute wird man das Büchlein von 157 Seiten gerne lesen, vor Allem wegen der Partien, in denen des Verfassers culturhistorische Neigungen zu Tage treten: wo er die deutsche Kunst jener Zeit in allen ihren Aeusserungen charakterisirt, wo er die Mirabilien des Cäsarius von Heisterbach für bezeichnende Züge damaligen Lebens verwerthet, wo er den Dombau schildert und im Anschluss daran von Albertus Magnus spricht, dem »Manne der Wissenschaft im grössten Sinne«. Reiche Belesenheit in den gedruckten Quellen — auf archivalische Nachforschungen hatte sich B. nicht eingelassen — macht sich überall bemerkbar; der Autor beherrscht sein Material, und es gewinnt Leben und Farbe unter seiner Hand. Es war ein schöner Erstling historischer Forschung und Darstellung.

Ein Aufsatz im niederrheinischen Jahrbuch zum Besten der Bonner Münsterkirche (1843) unterzog dann »Die vorgothischen Kirchen am Niederrhein« einer stilistischen Untersuchung und suchte deren Charakteristik festzustellen; auch hier spielen naturgemäss die Kölnischen Denkmäler dieser Gruppe eine bevorzugte Rolle: den Preis erhält der Kuppelbau von St. Gereon, »das Kleinod der vorgothischen Kunst« — bezeichnend genug für B., der dann später im Centralbau und in der Kuppel die höchste Leistung der kirchlichen Baukunst der Renaissance erblickt und verehrt hat. Bemerkenswerth bleibt an dieser kleinen wenige Seiten umfassenden Arbeit der Zug des Verfassers, das specielle Thema in den grossen Zusammenhang der Entwickelung der Bauformensprache hineinzustellen, und ein ächt B.'scher Wunsch ist es, »es möchte, als ein grosser Gewinn für die Culturgeschichte, eine umfassende Gesammtbehandlung der vorgothischen Bauten am Rhein auch diese Uebergangsperiode mit der Zeitgeschichte in Zusammenhang bringen«. Zwölf Jahre später bezeichnete B. im »Cicerone« das Mitleben der italienischen Culturgeschichte als einen noch höheren Genuss für den Italienfahrer, denn das blosse Anschauen vollkommener Formen.

Noch bevor diese beiden genannten Arbeiten, die historische und die kunsthistorische, geschrieben wurden, hatte der eifrige Studiosus von Bonn aus im Herbst 1841 eine Studienreise ausserhalb Deutschlands unternommen; sie ging nach Belgien. Ihr Niederschlag war das 170 Seiten starke Büchlein »Die Kunstwerke der belgischen Städte«; es war Franz Kugler dedicirt. B. zeigt hier zum ersten Male seine wundervolle Cicerone-Begabung: er will dem in Belgien Reisenden einen »kurzen Abriss« bieten von den wichtigsten kunsthistorischen Sehenswürdigkeiten der sieben grössten belgischen Städte: Lüttich, Löwen, Mecheln, Antwerpen, Brüssel, Gent und Brügge; und er denkt dabei sogar an »sehr eilig Reisende«, zu deren Handen er im Register den besonders beachtenswerthen Kunstwerken Sternchen beigiebt. Mit feinstem Verständniss ist er der Architektur nachgegangen, die klarste Schilderung mit der eindringendsten Kritik verbindend; und einen Satz wie den, dass der floren-

tinische Renaissancebaumeister nach bestem Wissen und Gewissen die Antike zu reproduciren glaubt, während er etwas unendlich schöneres Neues schafft, dürfen wir als überaus charakteristisch für B. wohl ad acta nehmen. Der Malerei gegenüber fühlt sich der Verfasser noch nicht so sicher; doch darf hier vor Allem auf die umfangreiche Stelle über Rubens hingewiesen werden, dem B. recht eigentlich eine centrale Stellung in seinen Schilderungen angewiesen hat: »Eins hat er vor allen Malern voraus: die intensivste Bezeichnung des kräftigsten Lebens im Einzelnen und die des darzustellenden Momentes im Ganzen.« »Man vergesse nicht, dass er ein Zeitgenosse Shakespeare's war.« Dieser Verehrung für Rubens ist B. zeitlebens treu geblieben, und er hat ihr noch im Greisenalter ein literarisches Denkmal gesetzt, von dem später in Kürze die Rede sein wird. Stilistisch ist dieser belgische Cicerone von einer merkwürdigen Reife des Ausdrucks, dessen Treffsicherheit und Präcision oft wahrhaft überraschen; auch dem Humor lässt er an einigen Stellen fröhlich die Zügel schiessen. Das Büchlein ist aus einem selbständigen feinfühligen Geiste und aus einer ächten Kunstbegeisterung heraus geschrieben. — Einer im selben Jahre wie diese Schrift in Basel anonym erschienenen »Beschreibung der Münsterkirche und ihrer Merkwürdigkeiten in Basel« sei hier blos der Vollständigkeit wegen gedacht. Gegenüber den früher erwähnten, jugendlichen Aufsätzen B.'s über das Basler Münster zeigt diese Arbeit deutlich den Fortschritt kunstgeschichtlicher Erkenntniss.

Die Zeit des Universitätsstudiums war für B. vorüber, seine vollgiltigen Reifeproben hatte er abgelegt. Aus dem Lernenden — im gewöhnlichen Sinn des Wortes — wurde ein Lehrender: der junge Doctor habilitirte sich im Frühjahr 1844 in Basel. Ein mehrmonatlicher Aufenthalt in Paris, wo B. u. a. wie s. Z. auch in Berlin Manuskripte der Bibliothek auf werthvolles Material für die Schweizergeschichte durchgestöbert und excerpirt hat, war dieser Docentenlaufbahn vorausgegangen. Neben den Universitätsvorlesungen, die gleich Anfangs neben der Geschichte auch kunsthistorische Themata in ihren Rahmen zogen, trat der 26jährige Gelehrte in öffentlichen Vortragscyklen vor ein gemischtes Publikum; daneben entstanden einige kleinere Publicationen, so, um nur diese zu nennen, für die »Mittheilungen der Antiquarischen Gesellschaft« die inhaltreiche, wenn auch nur wenige Seiten umfassende Monographie über »Die Kirche zu Ottmarsheim im Elsass«, der B. auf Grund genauer stilistischer Analyse ihre richtige Stelle anwies als einem im 11. Jahrhundert nach dem Vorbild der Aachener Palastkapelle entstandenen Centralbau. Schon im Frühjahr 1845 rückte B. zum ausserordentlichen Professor vor, freilich ohne alles pecuniäre Entgelt. So kam es, dass er im folgenden Jahre einen literarischen Auftrag Franz Kugler's, der 1843 in's Cultusministerium berufen worden war, annahm: die Neubearbeitungen von Kugler's Geschichte der Malerei und Handbuch der Kunstgeschichte. Eine längere Studienreise nach Italien, die ihn zum ersten Male nach Rom führte, nachdem er auf früheren Reisen nach dem Süden nur bis Florenz vorgedrungen war, diente der Vorbereitung auf diese Arbeit. Von Italien ging es nach Berlin, wo die Bearbeitungen der genannten Werke gefördert und vollendet wurden. Aber Kugler's Absichten mit B. beschränkten sich nicht auf eine vorübergehende Beschäftigung des Basler Freundes, er suchte ihn dauernd nach Berlin zu ziehen, indem er ihm eine Anstellung an der Akademie als Lehrer der Kunstgeschichte verschaffen und seine wissenschaftlichen Fähigkeiten zu weiteren schriftstellerischen Arbeiten verwerthen wollte. Die Vaterstadt schien ihres hochbegabten Mitbürgers auf

lange hinaus, wenn nicht für immer verlustig gehen zu sollen. Allein die maassgebenden Männer des wissenschaftlichen Basels hatten B. nicht aus dem Auge verloren: ein Schulpensum an oberen Klassen des Gymnasiums war frei geworden; man konnte endlich B. ein gesichertes Einkommen garantiren. Und so klein dieser Gehalt war, die Liebe zur Vaterstadt wog für B. alle die Vortheile und Annehmlichkeiten des täglichen Verkehrs mit Kugler und seinem Hause, einem Centrum feinen geistigen Lebens, auf. Der 31jährige kehrte nach Basel zurück und nahm neben der Schulthätigkeit seine Vorlesungen an der Universität wieder auf. Das dauerte einige Jahre; da verlor B. bei Anlass einer Schulreorganisation seine Stunden und damit sein bescheidenes Auskommen, eine Unbilligkeit, die er bis an sein Lebensende nicht völlig hat verwinden können. »Da nahm ich die Kunstgeschichte wieder vor«, fügte er einmal der Erzählung dieses kleinlichen, gehässigen Geschehnisses bei. Ein 15monatlicher Aufenthalt in Italien liess den »Cicerone« entstehen, und dessen Erscheinen verschaffte B. den Ruf als Ordinarius der Kunstgeschichte an das neu geschaffene Eidg. Polytechnikum in Zürich.

Vor dem »Cicerone« waren aber zwei historische Arbeiten B.'s erschienen, deren eine zu den Glanztiteln seiner Gelehrtenlaufbahn gehört: 1850 die Schrift »Erzbischof Andreas von Krain und der letzte Concilsversuch in Basel 1482—1484«, Ende 1852 »Die Zeit Constantins des Grossen«. Die erstgenannte Studie, die das Aktenmaterial des Basler Staatsarchivs benutzt, mag uns weniger interessiren in Bezug auf den speciellen Gegenstand, obwohl auch dieser für die damaligen kirchlichen Zustände recht bezeichnend ist, als in Bezug auf den glänzenden Rahmen, den B. um diese Episode herum gelegt hat: in das Italien der Renaissance wird die abenteuerliche Gestalt des aus Rom in die Schweiz kommenden unruhigen Concilforderers hineingestellt. Und das Interesse B.'s gehört im Grunde jenem; und schon nimmt er an einigen Stellen die grosse Verrechnung vor zwischen den Licht- und den Schattenseiten jener Zeit: die Päpste und ihre Umgebung mögen unsittlich, ja ungläubig sein; »aber das damalige Rom ist eine der Geburtsstätten der sogenannten Renaissance, der neueren, durch das Alterthum befruchteten Anschauungs- und Darstellungsweise in Kunst, Literatur und Leben; und diese Renaissance ist eine der bedeutendsten Erinnerungen der heutigen Nationen.« Und weiterhin heisst es: »dass hier unter ganz ausnahmsweisen Bedingungen der Boden sich vorbereitete für einen Rafael und Michelangelo, könnte uns, historisch erwogen, allein schon mit gar manchem versöhnen.« Und von der Schweiz des 15. Jahrhunderts liest man: »Das 15. Jahrhundert erzog Menschen mit andren Nerven, als die unsrigen sind. Wenn ein Volk unaufhörlich die Hand am Schwert halten, sich seines Lebens wehren muss, so bildet sich unter dem ewigen Belagerungszustand eine andere Werthschätzung alles Thuns und Lassens aus, als in der laulichen Temperatur eines von aussen garantirten Weltfriedens.« Aehnlichen Gedankengängen über die Wechselbeziehung von beständiger Lebensgefahr und gesteigertem Lebensgefühl und dem entsprechender Genussfähigkeit wird man später in der »Cultur der Renaissance in Italien« wieder begegnen. So hatte sich schon damals B. in die Gedankenwelt und Sinnesweise derjenigen Zeit hineinzudenken vermocht, mit deren Darstellung und Charakteristik sein Name stets wird verbunden bleiben. Darin vor Allem liegt für uns heute der Werth der Schrift über Andreas von Krain, wobei übrigens nicht vergessen werden soll, dass die Schrift als Darstellung dieser Concilsepisode auch heute noch nicht veraltet ist; sie wird

wiederholt und meist mit Zustimmung von Pastor im 2. Band seiner Papstgeschichte citirt.

Bevor jedoch B. an die gewaltige Aufgabe herantrat, die Renaissancewelt in ihrer ganzen Tiefe und Breite zu durchforschen und zu erfassen, war es ein anderes unendlich wichtiges Phänomen der Weltgeschichte, das seinen Geist zu ergründen lockte: jene Epoche, da in die antike Welt das Christenthum als eine junge und frische Macht eindrang und sie sich unterwarf. Als geborener Culturhistoriker hatte B. eingesehen, dass dieser welthistorische Process nicht durch ein einfaches politisches Machtgebot Constantins des Grossen erfolgt ist, dass vielmehr diese Proklamirung des Christenthums als Staatsreligion nur nach Aussen das Facit zog aus der vom Christenthum bereits errungenen innerlichen Macht über die Geister. Diesen geistigen Sieg der neuen Lehre zu erklären aus der ganzen Cultur der antiken Welt: das war das grosse Problem, das sich B. stellte. Darum schrieb er auch nicht ein Leben Constantins, sondern er schilderte »Die Zeit Constantins des Grossen«. Ende 1852 ist dieses Buch von über 500 Seiten (in der ersten Auflage; in der zweiten von 1880: 450 Seiten) in Basel erschienen. Es zerfällt in drei fast genau gleich grosse Theile. Der erste gehört der Schilderung der Reichsgewalt im 3. Jahrhundert, einer glänzenden Uebersicht über die römische Kaisergeschichte von Commodus an bis auf Diocletian; dann der Darstellung von Diocletians Regierung und Adoptionensystem, wobei B.'s Sympathie für diesen letzten grossen heidnischen Kaiser deutlich zu Tage tritt; und schliesslich in zwei Abschnitten der im klaren, kräftigen Freskostil gehaltenen Charakteristik der Provinzen und Nachbarlande des römischen Reiches im Westen und Osten. Nun folgt, als das Herz gleichsam des Buches, die culturhistorische Schilderung der antiken Welt: hier lernen wir kennen jene Processe der Göttermischung, der Einführung immer neuer Culte, der Vermehrung der Mysterien, des erhöhten Dämonenglaubens u. s. w., die alle zeigen, wie die übersinnliche Welt, namentlich die Frage nach Jenseits und Unsterblichkeit, die damalige Welt auf's tiefste beschäftigt, auf's schwerste ängstigt. Und diese geistige Befangenheit und Bedrückung ist schliesslich auch nur ein Symptom von dem durchgehenden Factum der »Alterung des antiken Lebens und seiner Cultur«, der »Abenddämmerung des Heidenthums«. Ueberall giebt sie sich kund: im Physischen wie im Geistigen, in der Tracht wie in der Kunst, und die Menschen sind überzeugt, dass sie in einer besonders schlimmen Zeit leben. Erst nachdem der Leser in dieser Weise über die politische Gestaltung des Weltreichs und über die geistige Stimmung, die diesen ungeheuren Körper beseelt und beherrscht, orientirt ist, geht die Darstellung in ihrem dritten Theil über zu den letzten Regierungsjahren Diocletians, oder besser zu der Gewaltsmaassregel, die den Rest der sonst so ehrenvollen Herrschaft Diocletians verdunkelt, der grossen Christenverfolgung: es ist der letzte Kampf, den die neue Lehre um ihre Existenz gegenüber der numerischen Uebermacht zu bestehen gehabt hat. Sie ist nicht untergegangen, und derjenige, der ihr dann nicht nur Duldung gewährte, sondern sie zur Staatsreligion erhob, war Constantin, der glückliche Sieger im Kampfe um die Weltherrschaft. Die Gestalt dieses »politischen Rechners«, »der alle vorhandenen physischen Kräfte und geistigen Mächte mit Besonnenheit zu dem einen Zwecke benützt, sich und seine Herrschaft zu behaupten, ohne sich irgendwo ganz hinzugeben«, »dem der Ehrgeiz und die Herrschsucht keine ruhige Stunde gönnen«, bei dem daher auch »von Christenthum und Heiden-

thum, bewusster Religiosität und Irreligiosität gar nicht die Rede sein kann· : diesen Mann lehrt uns B. kennen, in seiner Beziehung zu der nunmehr etablirten christlichen Kirche, in seiner Stellungnahme zu den dogmatischen Streitigkeiten, denen er innerlich völlig neutral gegenübersteht, so dass er die Parteien abwechselnd siegen lässt, und wobei es ihm die Hauptsache ist, »dass man ihn und seine Macht nicht vergass«. Wir blicken in die rasche Verweltlichung und Ausartung der Kirche hinein; diesen Auswüchsen und Schäden aber schafft die Askese und ihre praktische Ausgestaltung im Einsiedlerleben ein ideales Gegengewicht, zugleich erwächst hier der Kirche diejenige sittliche Kraft, ohne welche der geistliche Stand und die Kirche der folgenden Jahrhunderte völlig verweltlicht wäre und der »rohen materiellen Gewalt hätte unterliegen müssen«. Den Schluss des Buches bildet die Betrachtung des neuen Hofwesens unter Constantin, der inneren Reichsverwaltung, der Gründung Constantinopels, worauf eine Schilderung Roms und Athens, der beiden klassischen Stätten, und ein Ausblick auf Palästina als das Land der frommen Sehnsucht und andächtigen Verehrung das mächtige und weihevolle Finale bildet.

Es ist ein grossartiges geschichtliches Gemälde, das B. hier vor unseren Augen aufrollt, erstaunlich in der völligen Lebendigmachung und psychologischen Durchdringung eines vielfach sterilen und stark tendenziös gefärbten Quellenmaterials, erstaunlich durch die geistige Freiheit, mit der hier an Probleme und Charaktere herangetreten wird, die bisher einer einseitigen rationalisirenden oder, was noch schlimmer war, einer wesentlich erbaulichen Behandlung ausgesetzt gewesen waren. Von beiden Tendenzen weiss sich B. frei: er will die damalige Zeit und die damaligen Menschen verstehen; er giebt sich ruhig und besonnen Rechenschaft von der Schwächung der antiken Welt und von der siegreichen Kraft des Christenthums, die wesentlich darin bestand, dass es alle die ängstlichen Fragen nach Jenseits und Unsterblichkeit, die die weitesten Kreise des Imperiums beschäftigten und quälten, einfach und einleuchtend beantwortete. Er erkennt in Constantin durch alle Erbaulichkeit und Andächtigkeit hindurch, in die ihn sein Biograph und Lobredner, der Bischof Euseb von Cäsarea eingewickelt hat, den kalten genialen Politiker, der diese ganze religiöse Frage als Machtfrage behandelt; aus seinem Hass gegen Euseb, diesen »ersten durch und durch unredlichen Geschichtschreiber des Alterthums« macht B. kein Hehl, und unbarmherzig entkleidet er seinen Helden all' des mystischen Schimmers, den die Legende um das Haupt des ersten christlichen Kaisers gewoben hat. Er scheut auch nicht davor zurück, eine für die Christen nichts weniger als schmeichelhafte Erklärung der Diocletianischen Verfolgung hypothetisch vorzubringen. Er nimmt die Dinge und Personen durchgehends sehr menschlich und weiss von Vertuschungen und Schönfärberei nirgends etwas. Und doch darf man nicht behaupten, dass B.'s Sinnesweise eine eigentlich profane sei: wie schön und tief spricht er vom Zug des Menschen nach der Einsamkeit und seiner Aeusserung nach der religiösen Seite hin in der Askese der Einsiedler; wie weiss er auch den dogmatischen Streitigkeiten, in welche die »kaum aus den Verfolgungen gerettete Kirche« hineingeriet, und die — bei Anlass des Concils von Nicäa — an sich als »eines der unleidlichsten Schauspiele in der ganzen Geschichte« bezeichnet werden, ihre bedeutsame Seite abzugewinnen, indem er in der Orthodoxie »die Seele« des nicht zukunftlosen Byzantinismus erkennt, die Kraft, wodurch die Kirche, die stärker war als Cultur und Staat,

»noch anderthalb Jahrtausende hindurch unter dem Druck fremder Barbaren die Nationalitäten zusammenhielt«. Und den grossen Kirchenlehrern, einem Athanasius, Hieronymus, Gregor von Nazianz u. s. w., gesteht er bei all ihrer kirchlich bedingten Einseitigkeit »ein höheres incommensurables Lebensprincip« zu, als dies »die grossen, ganzen, harmonischen Menschen des Alterthums« zeigen.

Zu allen Vorzügen des Inhaltes kommen noch die der Form hinzu, in die B. seine Ergebnisse gekleidet hat. Sie ist durchgehend von klarster Schönheit, voll Leben und Farbe. Dem Stoff ist alle Schwere genommen. Die Lektüre ist lauter Genuss. Wie Mommsen, dessen Römische Geschichte 1854 zu erscheinen begann, scheut auch B. — freilich weit seltener — vor Parallelen aus uns näher liegenden und bekannteren Zeiten nicht zurück: der Name Cagliostros meldet sich einmal bei Anlass des antiken Aberglaubens; Napoleon wird mehrere Male als Vergleichsobjekt beigezogen, seine Persönlichkeit musste gerade bei der Schilderung eines Constantin sich fast von selbst aufdrängen. In einer ersten Besprechung des Buches in einer Basler Zeitung war auf die fast französische Eleganz der durchweg anziehenden, lebhaften und geistreichen Darstellung hingewiesen worden. Die Bemerkung ist thatsächlich begründet: B. hatte französische Historiker sich zum Vorbild genommen, als er den Riesenstoff seines Werkes zu verarbeiten sich anschickte; bei Guizot und den Thierry habe man gesehen, wie man solche Dinge angreifen müsse, um sie noch einigermaassen den Leuten interessant zu machen — so hat er sich selbst mündlich geäussert. Den französischen Schriftstellern als stilistischen Künstlern hat B. zeitlebens seine Bewunderung gegönnt; selber ein Meister der Darstellung, fühlte er sich zu ihnen hingezogen. Dass ein Buch wie »die Zeit Constantins des Grossen« fast dreissig Jahre brauchte, um zum zweiten Male verlegt zu werden, darf billig in Erstaunen setzen; um so dankbarer wollen wir sein, dass sein Verfasser sich dadurch nicht hat abschrecken lassen, die zweite Auflage (von 1880 bei Seemann) ohne fremde Zuhilfenahme zu bearbeiten. Das Buch muss ihm offenbar am Herzen gelegen haben, und er freute sich auch, wenn er vernahm, dass Männer von der kritischen Schärfe und dem ungeheuren Wissen v. Gutschmid's dem »Constantin« volles Lob spendeten. Nichts spricht deutlicher für die Solidität von B.'s Arbeit als die Thatsache, dass er in den wesentlichen Punkten, namentlich in allem, was das Culturhistorische bedarf, sein Buch unverändert lassen konnte; er selbst hat die gesammten Aenderungen auf 30 bis 50 Zeilen beziffert! Offenbare Irrthümer hat er willig corrigirt: von seiner früheren Ansicht z. B., dass die Schrift des Lactanz von den Todesarten der Verfolger diesem Autor nicht gehöre, ist B. völlig zurückgekommen. Bei seiner Hypothese von den Ursachen der Diocletianischen Christenverfolgung aber verblieb er trotz mannichfacher Angriffe, zum Theil von solider Theologengrobheit; ebenso liess er sich auf ein diplomatisirendes Markten über die grössere oder geringere Verlogenheit des Euseb nicht ein: sein Constantinporträt behielt die realistische Zeichnung und die lebensvollen, wenn auch nichts weniger als anmuthenden Züge. Für neuere Versuche, den kaiserlichen Mörder für den christlichen Glauben zu retten, hatte B. nur ein Lächeln: er hatte zu tief in Constantins Seele gelesen.

Es muss immer auf's neue in Erstaunen setzen, wie rasch nach dem Constantin-Buche der »Cicerone« entstanden ist. Verschiedenere Welten lassen sich doch wohl nicht leicht denken; die eine scheint die andere fast aus-

zuschliessen: dort die stupende Kenntniss der späteren heidnischen Autoren, wie der Kirchenschriftsteller, und dazu einer grossen gelehrten Literatur, im Dienste politischer und culturgeschichtlicher Ergründung einer an Räthseln und Problemen reichen, dem Errathen mehr als einmal Spielraum lassenden, die höchsten Ansprüche an den psychologischen Scharfblick stellenden Uebergangszeit; hier eine trotz einzelner — offen und ehrlich eingestandener — Lücken geradezu imposante Kunde der Denkmäler des italischen Kunstschaffens in Architektur, Skulptur und Malerei, von den Tempeln in Pästum an bis auf die Landschaftsmalerei der Poussin und Claude Lorrain, im Dienste der feinsten ästhetischen Bildung, eines künstlerischen Blickes von erstaunlicher Sicherheit, einer oft wahrhaft divinatorischen Kraft des Nachempfindens und Verstehens. Dem culturhistorischen Meisterwerk folgt das kunsthistorische. Man zeige uns den Gelehrten, der die geistige Ausrüstung für diese beiden Gebiete der Geschichte und der Kunst in solcher Vollständigkeit sein eigen genannt hat.

Aus innerster Ueberzeugung heraus, wie ein Bekenntniss hat B. seinem 1855 in Basel erschienenen »Cicerone« das Pliniuswort als Motto vorgesetzt: Haec est Italia Diis sacra. Für ihn war das Land jenseits der Alpen heiliger Boden: mit wahrer Andacht hat er sich in seine Kunst versetzt, und sie hat ihm ihr Innerstes offenbart; darum liegt es auch wie ein lichter Schimmer von eigenem inneren Glück über dem ganzen Buche, darum darf es auch ausklingen in die höchst persönlichen Worte vom Heimweh, »welches nur zeitweise schlummert, nie stirbt, nach dem unvergesslichen Rom«: »Der dieses schreibt, hat die Erfahrung gemacht.« Der Stoff zerfällt naturgemäss in die drei Theile der Baukunst (mit Einschluss der Decoration), der Bildhauerei und der Malerei; innerhalb jedes einzelnen geht die Betrachtung jeweilen vom Alterthum bis zum Ende des 17. Jahrhunderts als einer fortlaufenden Kundgebung des italischen Kunstgeistes, der selbst die als etwas Fremdartiges, fast Feindliches von vornherein empfundene Gothik in ganz bestimmtem und originellem Sinne umzuwandeln vermocht hat. Die Antike bleibt schliesslich doch immer die grosse Tradition, wenn sie nicht geradezu die erlauchte Lehrmeisterin wird. Nicht umsonst entfällt denn auch von den rund 1050 Seiten des »kleinen dicken Buches«, wie der Verfasser seinen »Cicerone« charakterisirt hat, fast die Hälfte auf die Kunst der Renaissance (Frührenaissance bis Barockstil); in ihr erblickte B. die grösste künstlerische Leistung Italiens seit den Zeiten antiker Kunstübung. Hier hat aber auch an unzähligen Stellen B. recht eigentlich als Entdecker der künftigen Forschung die Bahn frei gemacht. Bei aller Vorliebe jedoch, die er dieser Periode, vor allem der eigentlichen Hochrenaissance, der kurzen Periode, welche die Lebenszeit Rafaels umschliesst, entgegenbringt, hat B. auch der Zeit des Verfalls seinen ganzen Forschereifer und die volle Kraft seines ästhetischen Verständnisses nicht vorenthalten. Wie er der italienischen Gothik ihre ganz bestimmte Eigenart und Bedeutung endgiltig zuerkannt hat, so wusste er der Barockbaukunst ihren ganz specifischen Werth abzugewinnen: »sie spricht dieselbe Sprache, wie die Renaissance, aber einen verwilderten Dialekt davon«. Das hohe Lob der Gerechtigkeit darf dem »Cicerone« nicht vorenthalten bleiben, mit einer Ausnahme allerdings: Michelangelo kommt bei B. nicht gut weg. Das Gewaltsame, an keine Tradition sich bindende, immer neuen Formproblemen nachjagende Naturell dieses Künstlertitans war ihm fast unheimlich, er spürte etwas »dämonisches« in ihm, und das sagte B. nicht zu. Unter dieser

Antipathie hat namentlich der Skulptor Michelangelo zu leiden gehabt. In seinen »aus der Traumwelt der Möglichkeiten gegriffenen Gestalten« glaubte B. nur »das Motiv als solches, nicht als passendsten Ausdruck eines gegebenen Inhaltes« — wie dies für die antike Skulptur der »Cicerone« statuirt — zu erblicken, und diese Absichtlichkeit war ihm antipathisch, und er führte gegen sie in's Feld den Liebling seines Herzens, Rafael, »der den Sinn mit dem höchsten Interesse an der Sache und das Auge mit innigstem Wohlgefallen erfüllt, lange ehe man nur an die Mittel denkt, durch welche er sein Ziel erreicht hat«. Von Rafael heisst es feierlich: »die Seele des modernen Menschen hat im Gebiet des Form-Schönen keinen höheren Herrn und Hüter als ihn«.

Es ist hier nicht die Stelle, um ausführlicher von diesem Buche zu sprechen, das sich ohnehin bei allen Italienfreunden des Heimathrechts erfreut. Nur einige Randbemerkungen wollen wir uns gestatten. In dem Widmungsbrief der ersten Auflage »An Franz Kugler in Berlin« schreibt B.: »Du siehest, wie ich mit unserer schon etwas bejahrten ästhetischen Sprache gekämpft habe, um ihr ein eigenthümliches Leben abzugewinnen.« In diesen bescheidenen Worten deutet der Verfasser auf eine Seite seines Buches hin, die nie genug bewundert werden kann: die ganz einzigartige Prägnanz und Treffsicherheit des Ausdrucks. Jedes Adjektiv ist mit feinster Ueberlegung gewählt und steckt voll bezeichnender Charakteristik; jeder Satz ist knapp und doch nirgends ärmlich formulirt und deckt sich in seiner klaren Fassung völlig mit dem Gedanken, dem Urtheil, das er vermitteln will. So ist der »Cicerone« eine unerschöpfliche Fundgrube gesunder ästhetischer Terminologie geworden und ein stets neues Entzücken Aller, die sich ein Gefühl für Schönheit, Kraft und Bündigkeit des sprachlichen Ausdrucks bewahrt haben. Das persönliche Moment in dem Buche haben wir schon oben kurz berührt; an wie manchen Stellen überrascht uns B. mit einer Bemerkung, die wir gerade hier nicht gesucht hätten: da lesen wir ein sehr ausführliches und für B. höchst bezeichnendes Urtheil über Dante's Göttliche Komödie; da stossen wir auf den schon früher erwähnten warmen Preis des Luganersees, dem vor dem »brillanten« Comersee der Vorzug gegeben wird; da treffen wir bei Anlass Berninis eine feine Parallele oder wol besser Contrastirung der allegorischen Gestalten dieses Künstlers zu denen in Calderon's Dramenwelt, und anschliessend daran die Bemerkung, dass man auch bei Rubens bisweilen eine ähnliche, zum Glauben zwingende Gewalt der Allegorie wie bei Calderon empfinde. Diese wenigen Proben müssen hier genügen. An Reichthum der Gesichtspunkte, ästhetischem Feingehalt, sprachlicher Vollendung steht der »Cicerone« in der Kunstgeschichte unseres Jahrhunderts wohl einzig da. Von Winckelmann rühmt huldigend der »Cicerone«, dass »die Kunstgeschichte ihm vor allen anderen den Schlüssel zur vergleichenden Betrachtung, ja ihr Dasein verdankt«; vom »Cicerone« selbst, der sich mit vollstem Recht »eine Anleitung zum Genuss der Kunstwerke Italiens« nennen durfte, können wir sagen, dass wir ihm in erster Linie unsere Kenntniss der italienischen Kunst und damit vielleicht eines der höchsten Glücksgüter unseres Lebens verdanken.

Der »Cicerone« brachte, wie schon erwähnt, B. den Ruf als Lehrer der Kunstgeschichte an's Polytechnikum nach Zürich. Gottfried Semper war gleichzeitig mit ihm dahin berufen worden; näher sind sich die beiden Männer bei aller gegenseitigen Hochachtung nicht gekommen. Zu Gottfried Keller

trat der Basler in ein gutes Verhältniss, und er freute und rühmte sich dessen noch in seinen alten Tagen. Er hat ihn als Dichter warm verehrt und ihm gewisse kräftige Ausfälle wie im »Verlornen Lachen« ganz besonders hoch angerechnet. Bei allem Lehrerfolg und aller Anerkennung, die sich B. durch Vorträge auch in weiteren Kreisen erwarb, behagte es ihm aber auf die Länge in Zürich doch nicht, und er liess sich im Frühjahr 1858 mit Freuden nach Basel zurückberufen; endlich fand er in der Vaterstadt die Stellung, die seiner Fähigkeiten würdig war: das Ordinariat der Geschichte in Verbindung mit einem Geschichtspensum an den obersten Klassen des Gymnasiums. Im Sommer 1858 nahm er seine Vorlesungen in Basel wieder auf. Eine Frucht des Zürcher Aufenthalts ist eine Monographie über den Dom von Chur, erschienen in den Mittheilungen der Zürcher Antiquarischen Gesellschaft, leider anonym, so dass sie, obwohl B.'s Autorschaft erwiesen ist, in dem Publicationenverzeichniss der Gesellschaft fort und fort unter der unrichtigen Flagge Ferd. Keller's segelt. Es ist eine sorgfältige und feinsinnige Beschreibung des baulich und um seiner Kirchenschätze willen sehenswerthen Doms in der alten rhätischen Hauptstadt. Wichtig sind die Zürcher Jahre für B. dadurch geworden, dass er dort auf der Bibliothek reichstes Material fand für seine Renaissance-Studien. Auf Grund dieser entstand zunächst die Universitätsvorlesung über die Culturgeschichte Italiens vom 13. bis in's 16. Jahrhundert, die B. im Winter 1858/59 in Basel hielt; dann erschien 1860 in Basel sein zweites culturhistorisches Hauptwerk »Die Cultur der Renaissance in Italien«. Das Buch erfreut sich, wie man heute, da eine französische, englische, italienische, ungarische und polnische Uebersetzung desselben vorliegt, wohl sagen darf, eines Weltruhms; fünf Auflagen sind bis 1896 von ihm erschienen; neben ihm ist, man darf mit Recht sagen »leider«, »Die Zeit Constantins des Grossen«, in den Schatten gerückt worden, weshalb wir oben auch absichtlich ausführlicher auf dieses Werk eingegangen sind, das so reichen Stoff zu historischem Nachdenken bietet. Begreiflich ist diese Bevorzugung des Buches über die Renaissancecultur allerdings, denn zum Italien jener Zeiten fühlen wir Nordländer uns schon durch die hohe Kunst, die uns von Jugend auf in Reproductionen berühmter Schöpfungen als etwas besonders Verehrungswürdiges empfohlen ist, wie durch einen geheimen Zauber hingezogen; und von vornherein muss es uns locken, Näheres zu erfahren von einer Periode, deren reiches Kunstschaffen nur in der Antike ihres Gleichen besitzt. Und welchen Blick hat uns da B. eröffnet, wie ist er auch hier, wie einst schon im »Cicerone«, der grosse Entdecker geworden! Heute sehen wir recht eigentlich die Renaissance durch das Medium von B.'s Geist; und was sich an seiner Auffassung als correcturbedürftig erwiesen hat, berührt doch nirgends die grossen bleibenden Hauptresultate seines Culturbildes. Mag auch da und dort im Mittelalter, etwa im Süd-Frankreich der provençalischen Cultur, ein individuelles Streben zum Durchbruch gekommen sein, im letzten Grunde bleibt es eben doch für das geistige Gesammtbild des Mittelalters bei dem berühmten Satze B.'s: »Im Mittelalter lagen die beiden Seiten des Bewusstseins — nach der Welt hin und nach dem Innern des Menschen selbst — wie unter einem gemeinsamen Schleier träumend oder halbwach. Der Schleier war gewoben aus Glauben, Kindesbefangenheit und Wahn; durch ihn hindurchgesehen erschienen Welt und Geschichte wundersam gefärbt. Der Mensch aber erkannte sich nur als Raçe, Volk, Partei, Corporation, Familie oder sonst in irgend einer Form des Allgemeinen.« Wäre das nicht so gewesen, so

würde sich eben doch nie verstehen lassen, warum nur Italien die Renaissance geschaffen hat; hier muss wirklich, wie B. es ausführt, der Volksgeist ein anderer gewesen sein als in den anderen Ländern, hier müssen Kräfte geschlummert haben, die trotz aller mittelalterlicher Bande auf das Königsrecht des Individuums, sich seiner Subjectivität bewusst zu werden und die Dinge dieser Welt objectiv zu betrachten und zu behandeln, sich zu besinnen die Fähigkeit und den Muth besassen. Denn daran hält B. fest: nicht das Alterthum allein ist es gewesen, das, wieder erwacht, die Menschen zwang, sich wieder auf sich selbst zu besinnen, sondern sein Bündniss mit dem bestehenden italienischen Volksgeist. In seinen Condottieren und Staatskünstlern sah Italien zum ersten Male die Macht des Individuums wieder zur Geltung gelangen; daneben sind es die beiden grossen Städte-Republiken Florenz und Venedig, vor allem das erstere, in denen der Geist der antiken Polis, der selbstbewussten Stadtgemeinde, sich neue Formen schafft und ein neues individuelles Leben weckt. Und wie den Menschen, so entdeckt diese Renaissance im B.'schen Sinne auch die Welt; Michelet hatte einst diese Formel für die Renaissance geschaffen, B. aber giebt ihr als Erster den wahren, vollen Inhalt: der Blick öffnet sich für die weite Welt, für die landschaftliche Schönheit, wie er sich nach innen das Seelenleben des Menschen erschliesst und diesen zum Mittelpunkt der Schilderung in Poesie und Prosa werden lässt. Und das alles wird nun »von der Einwirkung der antiken Welt mannichfach gefärbt«; und »nur mit ihr und durch sie« ist »die Aeusserungsweise im Leben verständlich und vorhanden«. Diesem neuen mächtigen Fluidum ist B. nachgegangen im dritten Abschnitt seines Buches, der von der Wiedererweckung des Alterthums handelt. Wie sich nun diese italienische Renaissancemenschheit — B. denkt dabei freilich ausschliesslich an die Gebildeten des damaligen Italiens — in concreter Weise auslebt, das schildert wunderwürdig der Abschnitt über die Geselligkeit und die Feste. Wie ein Hauch von Sehnsucht nach diesem glänzenden und geistvollen Treiben liegt es über diesem farbenprächtigen Kapitel, das denn auch nicht vergebens ausgeht in den resignirt-wehmüthigen Refrain aus dem berühmten Bacchus und Ariadne-Trionfo Lorenzo Medicis, den man auf Deutsch etwa so wiedergeben könnte: »Golden ist der Jugend Schimmer, — Doch gar bald der Zeiten Beute! — Willst Du froh sein, sei's drum heute, — Wer weiss, morgen bist Du nimmer.« Den Schluss des Buches bildet eine Betrachtung von Sitte und Religion: neben reinem Licht auch tiefer Schatten, neben geistiger Freiheit finsterer Aberglaube, Frevelsinn zeitweise abwechselnd mit »Bussepidemien«, neben der Weltlichkeit im ernsten Sinne des Wortes, von der es bei B. heisst: »Es ist eine erhabene Nothwendigkeit des modernen Geistes, dass er dieselbe gar nicht mehr abschütteln kann, dass er zur Erforschung der Menschen und der Dinge unwiderstehlich getrieben wird und dies für seine Bestimmung hält«, neben dieser der mächtige Glaubenseifer Savonarola's, des Mannes mit der gewaltigen Seele und dem engen Geiste. Aber bei allem mannichfachen Trüben warnt B. doch durchgehend vor einer einseitigen Verurtheilung des damaligen Italieners in sittlicher Beziehung: »Die grosse Verrechnung von Nationalcharakter, Schuld und Gewissen bleibt eine geheime, schon weil die Mängel eine zweite Seite haben, wo sie dann als nationale Eigenschaften, ja als Tugenden erscheinen.« Und weiter: »Eine grosse Nation, die durch Cultur, Thaten und Erlebnisse mit dem Leben der ganzen neueren Welt verflochten ist, überhört es, ob man sie anklage oder entschuldige; sie lebt

weiter mit oder ohne Gutheissen der Theoretiker.« So will B. denn auch alle seine Aeusserungen über Sitte und Religion der Renaissancemenschen nur als eine Reihe von Randbemerkungen aufgefasst wissen. Er lässt bis auf einen gewissen Grad den Einwand gegen die Renaissance gelten, dass sie zu keiner eigentlichen Reformation gelangt sei, aber er giebt dem gegenüber auch zu erwägen, dass seit dem 13. Jahrhundert bis auf Savonarola »sehr viel positiver Glaubensinhalt« vorhanden war, »dem zur Reife nichts als das Glück fehlte«. Auch an anderen Stellen, z. B. in Bezug auf die Unsittlichkeit der damaligen Novellisten, auf das Brechen der Ehe, auf das sogenannte moderne Heidenthum der Renaissance, weiss B. die Gegenrechnung geistreich und überzeugend aufzustellen, ohne doch je in den Ton eines banalen Plaidoyers zu verfallen. Davor bewahren ihn sein Geschmack und sein psychologischer Scharfblick. Dass er übrigens ohne Vorbehalt und ohne mildernde Instanzen Verwerfliches beim Namen nannte, könnte schon einzig die Charakteristik Pietro Aretino's zeigen; so hat etwa Dante seine Verdammten behandelt.

Der Ruhm der »Cultur der Renaissance« lässt sich gar nicht erschöpfen; das Buch verlangt gebildete Leser und ruhige und wiederholte Lektüre: dann erst wird man seines ungeheuren Reichthums inne. Einen Stoff, der für mehrere Bände ausgereicht hätte, und für den vielleicht auch ursprünglich eine breitere Darstellung vorausgesehen war, hat B. hier auf 560 Seiten zusammengedrängt: jeder Satz ist mit Inhalt gesättigt, das Ganze in einer Weise durchdacht und verarbeitet, dass das Buch wie ein grosser herrlicher Organismus vor uns steht. *Livre admirable, le plus complet et le plus philosophique qu'on ait écrit sur la Renaissance italienne:* mit diesen Worten hat H. Taine, auch ein Gewaltiger im Reiche des Geistes, das Buch B.'s in einer Anmerkung seiner *Philosophie de l'Art* charakterisirt; und wer in Deutschland jemals über Renaissance das Wort ergriffen, hat in lauten Worten das Verdienst dieses Werkes gepriesen, das den Begriff der Renaissance im Grossen und Ganzen endgiltig fixirt hat. Nur ein wahrhaft philosophischer Kopf konnte dieses Buch schreiben und so schreiben; wir wollen damit B. nicht zu einem Philosophen machen in der üblichen Bedeutung dieses Wortes: die philosophische Speculation war seine Sache nie, und schon der Student hatte in Berlin nur ein skeptisches Lächeln für den Hegel'schen Formelkram und hielt spottend seinen Hegelianer-Freunden den »überwundenen Standpunkt« der positiven Kenntnisse vor. Ein Philosoph aber ist B. in der Kunst, aus dem massenhaften Stoff das Werthvolle, Bleibende, Bezeichnende herauszuschälen, es innerlich in Beziehung zu setzen, in einen grossen Zusammenhang zu bringen und so das tiefste Wesen geschichtlicher Erscheinungen zu ergründen und zu formuliren. Hält man so von dem Begriff des philosophischen Denkens alles Abstrakte, Begriffsmässige, Nüchterne und Kahle fern, so wird man dem Ausspruch Taine's in vollem Umfange zustimmen müssen. Nur feinste Geistesbildung hat das Renaissancebuch schaffen können und nur ein jener Epoche in manchem congenialer Mann konnte sich so in sie hineinversetzen, nur ein Psycholog von so intuitivem Scharfblick vermochte mit dieser Sicherheit in den Seelen der damaligen Menschen, in und zwischen den Zeilen der damaligen Literatur zu lesen. Alle Erudition wäre ohne diese Eigenschaften unfruchtbar geblieben; unter B.'s Händen wurde sie lebendig und gab ihr Feinstes und Werthvollstes willig her. Das macht das unvergängliche Verdienst der »Cultur der Renaissance in Italien« aus.

B. ist, nachdem er einmal sein Werk veröffentlicht hatte, nie mehr in seinen Vorlesungen im Zusammenhang auf diese Culturperiode zurückgekommen; in dem Geschichtscolleg, das die Zeit von 1450 bis 1598 umfasste, lag der Accent fast ausschliesslich auf der politischen Geschichte, und nur sehr sporadisch flocht er einzelne Bemerkungen über die culturgeschichtliche Seite dieser Epoche und ihre Hauptvertreter ein. Es hätte ihm widerstrebt, einen Stoff immer und immer wieder zu behandeln, den er in eigenen Büchern fixirt hatte, oder gar seine Arbeiten citiren zu müssen. Das ist nie geschehen. Nicht alle Hochschullehrer sind so feinfühlig. Für B. war das Problem, das er sich gestellt hatte, erledigt; er wandte sich sofort der Erforschung einer anderen Culturwelt zu: der griechischen. Sie wurde fortan in den Rahmen seiner Universitätsvorlesungen aufgenommen und ersetzte mit der Zeit das Colleg über alte Geschichte, dessen Vorbereitung bei der Fülle der neuen Forschungen auf dem Gebiete der orientalischen Geschichte B. besondere Mühe machte. Ein grosses Werk schuldete er freilich der Wissenschaft noch; die kurze Einleitung zur »Cultur der Renaissance« hatte er mit dem Satz abgeschlossen: »Der grössten Lücke dieses Buches gedenken wir in einiger Zeit durch ein besonderes Werk über »Die Kunst der Renaissance« abzuhelfen.« Er konnte sich getrauen, ein solches Versprechen zu geben, hatte er doch im »Cicerone«, den er hier wie nicht vorhanden behandelt, die vollgiltige Probe seiner Befähigung zu dieser Arbeit abgelegt. Leider hat B. dieses Versprechen nicht im vollen Umfange eingelöst; aus dem Kunstschaffen der Renaissance griff er ein einziges Gebiet, das ihm freilich stets besonders am Herzen lag, heraus: die Architektur sammt der Decoration. So entstand »Die Geschichte der Renaissance in Italien«, als 4. Band der von Kugler begonnenen, von W. Lübke, B.'s Freunde, fortgesetzten »Geschichte der Baukunst«. 1867 erschien das Buch, 1878 wurde eine zweite Auflage nöthig, die dritte kam 1891 zur Ausgabe. Die »Geschichte der Renaissance« ist dasjenige Buch B.'s, welches die grössten Ansprüche an den Leser stellt und deshalb auch immer nur von Wenigen in seiner ganzen unvergleichlichen Feinheit und Eigenart wird gewürdigt werden können. Indem der Verfasser auf den Reiz der fortlaufenden Schilderung absichtlich verzichtete, den Stoff in kurze, knappe Paragraphen und diese erläuternde und belegende Anmerkungen zusammendrängte, überdies die Denkmäler nach Sachen und Gattungen systematisch gliederte, stellte er an den Leser die Forderung, ein genaues, anhaltendes und eindringendes Studium der Darstellung zu widmen. Dieses Studium aber wird herrlich belohnt. Die scharfe Präcision des sprachlichen Ausdrucks, der in wenigen Worten immer das Wesentliche und Charakteristische zu sagen weiss; die Feinheit des formalen Empfindens; die völlige Durchdringung und Beherrschung des Stoffes feiern hier wahre Triumphe. Das Buch könnte von einem hochgebildeten Architekten geschrieben sein, und doch gewinnt man den Eindruck, dass selbst ein solcher kaum Besseres und Treffenderes zu sagen vermöchte, als dieser Laie in Bausachen, der aber die Sprache des architektonischen Schaffens in der Anwendung der Einzelformen wie in der Composition des Einzelnen zu einem baulichen Organismus geradezu wunderbar verstand. In Fachkreisen ist deshalb auch B. um dieses Werkes willen willig und neidlos der Ruhm einer Autorität für die Renaissancebaukunst zugestanden worden. Der Hohepriester der Renaissance, wie Waagen einst B. genannt, hatte nochmals in herrlicher Weise seines Amtes gewaltet.

Mit der »Geschichte der Renaissance in Italien« schloss B. seine wissenschaftlichen Publicationen ab. Der literarische Ehrgeiz hat ihn nicht geplagt, so wenig als der specielle Gelehrtenruhm. Er empfand es überdies als eine grosse Wohlthat, nicht »in der Knechtschaft buchhändlerischer Geschäfte leben zu müssen«. Und so haben wir denn das merkwürdige Schauspiel, dass ein Mann von B.'s Bedeutung vom Jahre 1867 an bis zu seinem 1897 erfolgten Tode, also 30 Jahre lang, mit keinem neuen Werke mehr vor die Oeffentlichkeit trat, ja, dass er die alten mit Ausnahme der »Zeit Constantins des Grossen« und der »Geschichte der Renaissance« für die Neuauflagen sozusagen völlig aus seinen Händen gab; und auch bei letztgenanntem Buche vertraute er die dritte Auflage von 1891 Professor Holtzinger an, ohne freilich auf die Mitarbeit ganz zu verzichten. Die »Cultur der Renaissance« hatte er 1869 in nahezu unveränderter Ausgabe zum zweiten Male erscheinen lassen; weiterhin nahm er sich dieses Werkes nicht mehr an; Prof. Ludwig Geiger in Berlin besorgte die weiteren Auflagen, leider nicht ohne mannichfache überflüssige Hinzufügungen und äusserliche Veränderungen, abgesehen von gewissen Auslassungen, die, angeblich von dem neuen Stand der Wissenschaften gefordert, gar nicht immer auf die Länge sich gerechtfertigt haben. Nur der italienischen Uebersetzung des Buches durch Prof. Valbusa in Mantua (Florenz 1876) lieh B. seine Mithilfe durch einige Hinzufügungen und Correcturen; doch blieb das Werk in allem Wesentlichen völlig unverändert. Unter diesen Umständen haben die beiden ersten deutschen Auflagen der Renaissancecultur ihren ganz besonderen Werth. Auch dem »Cicerone« ist es nicht überall gut bekommen, dass die moderne Forschung sich seiner angenommen hat. Nachdem zuerst Alb. von Zahn die neuen Auflagen besorgt und Mündler Zusatzbändchen dazu herausgegeben hatte, übernahm Wilh. Bode, der hochverdiente Berliner Museumsdirector, die fernere Herausgabe, und Anfangs des Jahres 1898 ist nunmehr die siebente »vermehrte und verbesserte« Auflage erschienen. Es lag ja auf der Hand, dass ein Buch, das wie der »Cicerone« den Italienfahrer zum Genuss der dortigen Kunstwerke anleiten sollte, sich nicht völlig von den Resultaten der rastlos thätigen kunstgeschichtlichen Forschung emancipiren konnte. Nur hätte man eben diesen Zweck des Buches, den ästhetischen Genuss zu vermitteln, nicht allzu sehr dem bloss wissenschaftlichen Forscher- und Sammelfleiss opfern sollen. Das ist aber vielfach im Uebereifer des Genauigkeits- und Vollständigkeitsdranges geschehen. Und durch diese Vermehrung in der Aufzählung von Kunstwerken, die der Forscher aufsuchen muss, die aber der kunstfreundliche Italienfahrer schon aus Mangel an Zeit unmöglich alle berücksichtigen kann, da sie vielfach in entlegenen Orten zerstreut sind, hat das Buch eine Vergrösserung erfahren, die schon aus praktischen Gründen kaum zu begrüssen ist. Auch die Eintheilung musste sich starke Veränderungen gefallen lassen: für B. war, wie schon hervorgehoben wurde, die italienische Kunst ein grosses Ganzes: die Antike und die Renaissance bilden die beiden gewaltigen entscheidenden Phänomene des italischen Kunstschaffens; auf ihnen liegen die Hauptaccente. Diesen wohlerwogenen Organismus haben die neuesten Auflagen zerstört, indem sie die antike Architektur, Skulptur und Malerei in ein gesondertes erstes Bändchen vereinigt haben; ein zweiter Band bringt dann die Architektur und Skulptur (in der neuesten erhielt sogar die Skulptur den Vortritt), ein dritter die Malerei der »neueren Kunst«. Ein viertes Bändchen enthält das sorgfältige und reichhaltige Register. Die gewaltige Summe von

Forschung, die namentlich dem heute in der Werthschätzung so enorm gegenüber früher gestiegenen Quattrocento gegönnt worden ist, ist auch für den »Cicerone« bedeutungsvoll geworden: hier ist vielfach, namentlich in der Skulptur, das alte B.'sche Buch ein neues geworden, und einzelne aus der ersten Auflage herübergenommene Partien oder nur Sätze nehmen sich neben dieser dem B. des »Cicerone« von 1855 fremden Begeisterung für das Kunstschaffen des 15. Jahrhunderts, namentlich das realistische, manchmal recht sonderbar aus. Aehnlich verhält es sich bei der Malerei. Den originalen B. findet man daher nur in der ersten Auflage, und sein Urtheil wird vielleicht neben dem historischen Werth, den es für sich beanspruchen darf, eines Tages wieder einen actuellen gewinnen, wenn, was gar nicht unmöglich ist, der Schwerpunkt der ästhetischen Bewunderung wieder mehr auf die eigentliche Hochrenaissance und die von ihren Idealen inspirirten Nachzügler gelegt wird. Dass den sog. Eklektikern z. B. heutzutage vielfach Unrecht geschehe, blieb B.'s feste Ueberzeugung.

Hatte sich auf diese Weise der grosse Gelehrte in den letzten drei Decennien seines Lebens vom Büchermarkt völlig fern gehalten und sich damit freiwillig der Gefahr des Vergessenwerdens in unserer literarisch so ungeheuer productiven Zeit ausgesetzt, so gewann er dafür, was ihm als das Köstlichste und Werthvollste erschien, die Musse für seine über alles geliebte Lehrthätigkeit. Sie trat nunmehr beherrschend in die Mitte seiner ganzen Lebensaufgabe. Neben der Schule, der er von 1858 an bis 1883 als Geschichtslehrer an den obersten Klassen des Gymnasiums auf's treueste und mit ausgesprochener Sympathie seine Kraft zur Verfügung gestellt hat, war es natürlich in erster Linie die Universität, der sein Wirken galt. Neben der Geschichte, die B. im ganzen Umfang von der alten Geschichte bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts — von Adam bis auf Napoleon, pflegte er scherzend zu sagen — in den Rahmen seiner Vorlesungen einbezogen, war es die Kunstgeschichte, die ebenfalls von der Antike an bis in's 18. Jahrhundert anfangs in drei, später in fünf Wochenstunden das Thema seiner Vorträge abgab. Und in den letzten Jahren seiner akademischen Thätigkeit, als B., der die Last des Alters zu spüren begann, einen Theil seiner Collegien aufgegeben hatte (1886), war es die Kunstgeschichte, die er bis in den Frühling 1893 beibehielt. Da zwang ein asthmatisches Leiden, zusammenhängend mit einer langsam, aber stetig fortschreitenden Herzverknöcherung, den fast 75-jährigen auf sein teures Lehramt zu verzichten. In der Stille der Studirstube flossen B.'s letzte Lebensjahre dahin, ein *otium cum dignitate* im höchsten Sinne des Wortes; denn auch jetzt gab sich dieser reiche Geist nicht dem völligen Ausruhen hin. Die Feder, die in den verflossenen Decennien einzig der unablässigen Arbeit des Excerpirens der Quellenschriften und wissenschaftlicher Bücher und der rastlosen Präparation auf die Vorlesungen gedient hatte, setzte sich jetzt in Bewegung, um B. vor allem am Herzen liegende Themata schriftlich zu fixiren. Die Lust am endgiltigen Redigiren seiner unzähligen Notizen und Aufzeichnungen lag ihm im Blut. So nahm er die griechische Culturgeschichte, eine seiner glänzendsten Vorlesungen, wieder vor und arbeitete sie in einem beträchtlichen Umfange aus, leider nicht vollständig; immerhin ermöglicht das ziemlich druckfertig vorhandene Manuskript die Herausgabe von zunächst zwei Bänden, die im Laufe des Jahres 1898, herausgegeben von einem Neffen des Verstorbenen, dem Philologen Dr. Jak. Oeri, erscheinen werden; die überaus umfänglichen Collectaneen und Dispositionen B.'s für

sein Colleg ermöglichen es, dass diesen zwei Bänden später noch weitere, voraussichtlich zwei, folgen werden. Alle diejenigen, welche diese wundervolle Verrechnung griechischen Lebens und Geistes im Colleg B.'s zu hören nicht das Glück hatten, werden dann wohl begreifen, wie ein Friedrich Nietzsche, der als Philologieprofessor in Basel und Freund B.'s die Vorlesung besucht hat, dazu kam, in einer seiner Schriften B. als den ersten Kenner der Griechen in unserer Zeit zu preisen.

Im Uebrigen galt das Interesse des alten B. der Kunstgeschichte. Und da ist es nun fast rührend zu sehen, wie er hier in der einen Schrift zurückgegriffen hat auf denjenigen Meister, welcher einst in den Studienjahren schon mächtig zu seiner Seele gesprochen: auf Peter Paul Rubens. So entstanden die »Erinnerungen aus Rubens«, die nach des Verfassers Tode — denn zu Lebzeiten wollte er von einer Publication nichts wissen — in Basel erschienen sind (Weihnachten 1897, bei Lendorff), ein Buch von 300 Seiten, getragen von der aufrichtigsten Bewunderung für den Genius des grossen Malers, der zugleich ein grosser Mensch gewesen ist. Von den verschiedensten Seiten und Gesichtspunkten aus suchte sich B. das Kunstvermögen des Rubens in all seiner ungeheuren Vielseitigkeit klar zu machen. Die Liebe zu diesem in seinem Wesen und Schaffen innerlich beglückten Meister geht wie ein Feuerstrom durch diese Schrift hindurch, die man nach manchen Seiten hin als ein ästhetisches Bekenntniss B.'s bezeichnen könnte. Mag auch die exacte Wissenschaft bei diesem Buche nicht allzu viel Neues einzuheimsen haben, der Kunstfreund geniesst es als eine in ihrer Frische und Begeisterung wahrhaft herrliche Gabe. Wenn nach Goethe der Mensch als der glücklichste zu preisen ist, der das Ende seines Lebens mit dem Anfang in Verbindung zu setzen vermag, so kann man B. aufrichtig darum beneiden, dass er mit ungeschwächten Geisteskräften des reifen Alters auf ein künstlerisches Jugendideal zurückgreifen durfte; dass er als Greis unter der Führung des gewaltigen Peter Paul wieder in jene goldenen Zeiten der Jugendbegeisterung sich zurückzuversetzen vermocht hat.

Die anderen kunsthistorischen Arbeiten führten B. in die recht eigentlich von ihm entdeckten herrlichen Gefilde der Renaissancekunst. »Das Altarbild« behandelt die Entwickelung dieses hochwichtigen Kirchenschmuckes nach Form und Inhalt auf Grund einer gewaltigen Fülle des B. zu Gebote stehenden Anschauungsmaterials in geistvollster Durchdringung des riesigen Stoffes und lichtvollster Anordnung, das Ganze durchstrahlt und erwärmt von dem Feuer der Bewunderung für die unvergleichliche italienische Kunst. »Das Porträt« sodann geht nach eingehendster Behandlung des Bildnisses im Italien des Quattrocento dem grossen Problem der Stilwandelung in der Bildnisskunst des 16. Jahrhunderts nach; die dritte Abhandlung endlich bespricht in zusammenhängender Darstellung »die Sammler« der Renaissance. Diese drei Studien werden, in einen Band vereinigt, im Sommer 1898 (ebenfalls in Basel bei Lendorff) zur Ausgabe kommen.

Wir haben diese literarischen Früchte von B.'s letzten Lebensjahren hier vorweggenommen, um die Bahn frei zu haben für eine zusammenfassende Schilderung des Lehrers B. Wer den Verstorbenen nur aus seinen Büchern kennt, wird sich nie ein völlig zutreffendes Bild von ihm zu machen vermögen. B. besass eine Lehrbegabung ersten Ranges; er wusste dies selbst sehr wohl, freute sich ihrer, fand seine höchste Befriedigung in ihr. Die glücklichste Redegabe stand ihm zu Gebote: nicht im Sinne des Pathos, das

oft mehr überredet, als überzeugt, sondern im Sinne der geistvollsten Causerie; er meisterte das Wort wie der Bildner den Thon, der Stilkünstler war auch ein Wortkünstler. Ein Erzähler vollendeter Art, verstand er die Kunst der feinen Nüancirung, die oft nur mit den delicatesten Mitteln einer stärkeren Betonung, einer ironischen Färbung, einer Steigerung der Stimme die feinsten und stärksten Wirkungen hervorzubringen vermag; und dann zitterte hie und da in den Worten die tiefe Ergriffenheit des Redners nach, und der Humor streute seine goldenen Lichter hinein. Diesem Zauber des Wortes verband sich der Gehalt der Rede: nirgends die Phrase der Verlegenheit, überall der von der völligen Stoffbeherrschung gesättigte plastische und treffendste Ausdruck. Gestalten und Ereignisse gewannen in B.'s Munde runde Lebensfülle und dramatische Anschaulichkeit. Das galt von den rein historischen Vorlesungen so gut wie von den culturhistorischen — der herrlichen griechischen, der, wenigstens stellenweise, ebenso glanzvollen Culturgeschichte des frühen Mittelalters —; in den kunsthistorischen Collegien aber, wo die Fülle der Abbildungen das Wort unterstützte, feierte das Vermögen B.'s, in seinen Zuhörern die Freude an der Kunst zu wecken, die schönsten Siege. Und dieser ganze ungeheure Wissensstoff wurde völlig frei, ohne alle und jede Zuhilfenahme eines Manuskriptes oder hilfreicher Notizen vorgetragen. Das erstaunliche Gedächtniss B.'s ermöglichte ihm diese Kraftleistung. Freilich auch dieses würde nicht genügt haben, wäre nicht jeder einzelnen Stunde die sorgfältigste Präparation und theilweise die genaueste Memorirarbeit vorausgegangen. Die Pflichttreue B.'s in dieser Beziehung war seiner Begabung ebenbürtig; sie war recht eigentlich der ethische Centralpunkt seiner Persönlichkeit.

Neben diesen Lehrstunden an Schule und Universität einher floss der Strom der öffentlichen Vorträge vor gemischten Auditorien, in der historisch-antiquarischen Gesellschaft und bei anderen Gelegenheiten. Hier sah man noch einmal hinein in das unerschöpfliche Wissen des Mannes. Geschichte, Kunst, Literatur stellten ihm immer neuen Stoff zur Verfügung: er konnte sprechen über Pythagoras und die Kochkunst der späteren Griechen, über Talleyrand und über Shakespeare's Macbeth, über Byzanz im 10. Jahrhundert und über landschaftliche Schönheit, über die Briefe der Madame de Sévigné und über die Weihgeschenke der Alten, über holländische Genremalerei und über Glück und Unglück in der Weltgeschichte. Diese beliebig gewählten Beispiele aus der fast fabelhaften Menge von B.'s Vorträgen mögen einigermaassen ein Bild von der Ausdehnung dieses Wissens vermitteln. Kein Wunder denn auch, dass alles, was in Basel Anspruch auf Bildung erhob, zu diesen köstlichen Abendstunden herbeiströmte, kein Wunder, dass der stets dienstbereite Redner sich in früheren Jahren öfters zu Wiederholungen genöthigt sah, weil das erste Mal der Saal die Menge der Zuhörer nicht zu fassen vermocht hatte. Von diesen Vorträgen her rührte in erster Linie B.'s Popularität; er war eine stadtbekannte Persönlichkeit, und über allen Bücherruhm hat er die herzlichen Sympathien geschätzt, die ihm sein Lehrberuf eintrug.

So wenig als in seinen Vorlesungen an der Universität hielt B. in diesen Vorträgen mit seinem subjectiven Urtheil hinter dem Berg. Er nannte die Dinge bei ihrem wahren Namen und machte aus seinen Antipathien gegen gewisse historische oder künstlerische Persönlichkeiten kein Hehl. Er konnte dabei recht deutlich, ja derb werden. So bekam Napoleon I. seinen Widerwillen vielfach sehr drastisch zu spüren, und mit Rembrandt ist er nicht

säuberlich umgegangen. Wie auch in seinen Büchern etwa ein Euseb, ein Pietro Aretino, ein Michelangelo seine scharfe Kritik und sein unverhülltes Missfallen zu kosten bekamen, ist schon früher hervorgehoben worden. Hier trennt sich B. scharf von der viel gerühmten Objectivität Ranke's, die freilich manchmal mehr einer diplomatisirenden Sinnesweise als einem besonders ausgebildeten Gerechtigkeitsdrange entspringt und gar nicht überall die höhere innere Wahrheit für sich in Anspruch nehmen darf. B. hat sich denn auch gelegentlich Correcturen Ranke'scher Urtheile oder Interpretationen in seinen Vorlesungen gestattet, bei aller Bewunderung, die er für den grossen Geschichtschreiber und namentlich für dessen »Römische Päpste« empfand, das Werk, das Ranke niemals wieder übertroffen habe. Ohne je trivial zu werden, hat B. als Redner in der Oeffentlichkeit eine edle Popularität gepflegt; er hatte diese Gabe, auch den einfacher Gebildeten sich verständlich zu machen, ohne doch der Wissenschaftlichkeit etwas zu vergeben, schon in jüngeren Jahren erwiesen, als er in einem »Neujahrsblatt« Basels Jugend die Bekehrung der Alemannen zum Christenthum in wahrhaft reizender Weise erzählte. Das Gesagte mag genügen, um die Bedeutung B.'s als Lehrers wenigstens ahnen zu lassen. Hier gab er seiner Vaterstadt vom köstlichsten, was er besass, hier hat er in seiner Weise geradezu eine Culturaufgabe erfüllt. Und das Glück dieser Lehrthätigkeit war für B. ein so grosses und dauerndes, dass ihn auch die ehrenvollsten Berufungen nicht aus Basel, der heissgeliebten Vaterstadt, wegzulocken vermochten. U. a. hat ihn die Universität Tübingen für sich zu gewinnen gesucht, und als Ranke Anfang der 1870er Jahre seine Professur niederlegte, trat an B. unter den schmeichelhaftesten Bedingungen der Ruf heran, dessen Lehrstuhl der Geschichte, zusammen mit G. Waitz, an der Universität der deutschen Reichshauptstadt zu übernehmen. Aber B. blieb auch diesmal fest; er hat es aber stets als einen hohen Beweis der Objectivität der preussischen Regierung in wissenschaftlichen Fragen betrachtet, dass diese vielbegehrte Stelle ihm gegeben worden wäre, wenn er nur gewollt hätte. Irgend einen materiellen Vortheil für seine Basler Professur hat B. aus diesen Berufungen niemals gezogen. Dazu war er zu vornehm.

Im Uebrigen verlief sein Dasein still, fast unbemerkt. In die active Politik hat er nie eingegriffen; alles Hervortreten in öffentlichen Fragen war ihm lästig, es hätte seine ruhige Gelehrtenarbeit nur stören können. In der Kunst, sich alles Unangenehme, alles was nach zeitraubenden Verpflichtungen und unter Umständen lastenden Verantwortlichkeiten ausserhalb seines eigentlichen Berufs schmeckte, vom Leibe zu halten, war B. ein Meister. Ein gewisser Mangel an Muth lässt sich hier nicht verkennen; es war eine Art feinster Egoismus, dem B. huldigte. Goethe würde das verstanden und gebilligt haben. Die Selbständigkeit ging B. über alles. Er hielt darum gerne zu den Minoritäten; alles Majorisiren war ihm ein Greuel. Nicht umsonst hat er im »Constantin« die zwei einzigen Bischöfe, die dem Nicaenum nicht beitraten, mit Namen genannt; sie mochten ja halsstarrig sein, aber sie hatten sich nicht von der Majorität brutalisiren lassen. Darum war auch B. alles Gewaltthätige, Nivellirende in Politik und Cultur widerwärtig; ein stark conservatives Element lebte in ihm, und jeder rohe, scharfe Bruch mit der Vergangenheit war ihm unangenehm. Man darf sich deshalb nicht wundern, dass z. B. die Reformationsbewegung bei ihm nicht gut weg kam; er fand allzu viel Menschliches, Egoistisches und Materielles in ihren Motiven, als dass er der ideellen Seite derselben völlig gerecht hätte werden können. Es hing dies zusammen

mit seiner pessimistischen Stimmung der Welt und den Menschen gegenüber. Schon im »Constantin« liest man, bei Anlass des Christenthums, die Worte: »Die idealen Menschen voll geistiger Tiefe und praktischer Hingebung waren gewiss die kleine Minderzahl, wie in allen irdischen Dingen.« Bei dieser Auffassung blieb er; sie befähigte ihn dann aber auch, eben solche Ausnahmenaturen in ihrer ganzen Grösse und Eigenart zu verstehen und zu würdigen. Und wo dann bei solchen noch das Moment des heroischen Entsagens auf alle Freude und Lust der Welt, der Selbstverleugnung und der Aufopferung im Dienste Anderer hinzukam, da fanden sie in B. einen Anwalt der beredtesten und ergreifendsten Art. Ein solcher Mann, der in B.'s Darstellung einen wahren Glorienschein erhielt, war der heil. Severinus, dessen Lebensbeschreibung er zu den grössten und aufregendsten Lektüren des ganzen Mittelalters rechnete. Das Christenthum solcher Männer, die von der Welt nichts mehr verlangen, die nur den Anderen leben und darin ihr Glück finden, das war das Christenthum, welchem B. die grösste Hochachtung entgegenbrachte. Die Lehre vom Leiden dieser Welt erschien ihm als der grosse ewige Grundgedanke des Christenthums; es war ihm die Religion derer, die diese Welt nicht lieb haben. Man lese nur den Schluss des Capitels über die Askese im »Constantin«, und man wird sehen, wie von diesem Standpunkt aus B. auch die Berechtigung der Askese betont hat. Wie er der etablirten und staatlich garantirten Kirche im genannten Werke wenig sympathisch gegenüber steht, so hat er auch zum concreten kirchlichen Leben Basels sich ablehnend verhalten; er wollte auch hier völlig unabhängig sein; wie er aber bei aller raschen Verknöcherung und Ausartung des Staatskirchenthums im 4. Jahrhundert in der Orthodoxie doch einen wichtigen nationalen Halt glaubte erkennen zu dürfen, so erblickte er auch in unseren Tagen in dem Bestand einer Orthodoxie gegenüber den freien kirchlichen Richtungen etwas Werthvolles, und er fand gegen alles Heterodoxe scharfe Worte des Widerwillens. Seine Stellung zum Katholicismus war dieselbe; dem Alt- oder Christkatholicismus vermochte er keine gute Seite abzugewinnen.

B.'s Lebensweise war die denkbar einfachste, in früheren Jahren eine fast spartanische: kein Luxus irgend welcher Art in Wohnung oder Kleidung; er behalf sich mit dem dringend Nöthigsten; er wollte auch hier kein Sklave irgend welcher Bedürfnisse sein. Sein Junggesellenthum leistete diesem Trieb nach Einfachheit und Frugalität kräftigen Vorschub. Der Tag verging mit Vorbereitungen zu den Vorlesungen, mit unablässiger Quellen- und Bücherlektüre, mit den Collegien und Vorträgen; am Abend spielte der Einsame in seinem Zimmer Klavier: Compositionen seiner alten Lieblinge, der Italiener, Mozarts, Schuberts; in früheren Jahren war er auch ein eifriger Sänger — freilich nie in Vereinen — gewesen. Dann begab er sich gerne zu einem Glase Wein, wobei B. nicht vorzugsweise die Gesellschaft von geistig besonders bedeutenden Männern suchte; er wollte sich auch hier ungenirt gehen lassen, und vor allem, er liebte es, selber die Kosten der Unterhaltung zu tragen. Als eifrigem Zeitungsleser, der sich stets auf dem Laufenden der Tagesereignisse hielt, war ihm das Politisiren, und zwar oft ein sehr pessimistisches, ein eigentliches Bedürfniss. In der Wahl seines näheren Umgangs spielte die Sympathie und Antipathie eine maassgebende Rolle; Ansprüche erkannte er keine an; ihm nicht behagende Menschen wusste er sich unmissverständlich vom Leibe zu halten. B. konnte nicht nur in der Wissenschaft, sondern auch im Leben kräftig hassen. Die aber, die ihm näher treten durften, werden

seine Freundlichkeit und Herzlichkeit nie vergessen. Solche konnte er unter Umständen auch mit Proben seiner poetischen Begabung erfreuen. In B. lebte ein Dichter. Man könnte dies leicht schon aus dieser und jener Stelle in seinen Werken schliessen, wo das mächtige poetische Empfinden sich Bahn bricht; wir wissen es aber auch aus zwei kleinen, anonym erschienenen Gedichtsammlungen aus dem Ende der 40er und Anfang der 50er Jahre; sie sind aus dem Buchhandel verschwunden, und B. hat selbst für dieses Verschwinden gesorgt. Es ist eine weiche, seelenvolle, zartgetönte Poesie in formal tadellosem Gewand. Das eine dieser Gedichte »Serenade« betitelt, eine Schöpfung reinsten Wohllautes, findet sich mitgetheilt in Baechtold's Vorrede zu Leuthold's Gedichten; andere findet der Liebhaber B.'scher Poesie in der *Basilea poetica* (Basel, Geering) abgedruckt; sie sind theils dem hochdeutschen Bändchen »Ferien«, theils dem in baseldeutscher Mundart verfassten »E Hämpfeli Lieder« (eine Handvoll Lieder) entnommen und unter diesen Titeln aufgeführt.

B. war von eiserner Gesundheit, sein Körper gegen Hitze und Kälte gleich abgehärtet; ein rüstiger Fussgänger, kannte er Basels Umgebung genau. Erholung im gewöhnlichen Sinne des Wortes existirte für ihn bis in seine letzten Jahre hinein nicht; seine Reisen, die jährlich die Ferien ausfüllten, nach England, Frankreich, den Niederlanden, Deutschland, Oesterreich und vor allem nach Italien, waren Studienreisen im vollsten Sinne des Wortes: das Notizbuch war B.'s treuer Begleiter, und was er im Laufe des Tages sich aufgezeichnet hatte, wurde am Abend sofort endgiltig redigirt. So bedeuteten die Reisen für B.'s kunsthistorische Arbeiten und Vorlesungen, was die Quellenlektüre, die nie rastende und von B. immer auf's neue seinen Hörern eingeschärfte und empfohlene, für die geschichtlichen Vorlesungen. Auf den ersten Blick imponirte an dem überaus einfach, ja altmodisch gekleideten Manne der prächtige Kopf: das in späteren Jahren immer kurz geschorene Haar war schon früh völlig weiss geworden; auf der hohen freien Stirn thronte die Intelligenz; das grosse glänzende Auge verrieth das Feuer dieses immer regen Geistes; die scharf geschwungene Nase und das kräftig entwickelte, glatt rasirte Kinn verliehen dem Gesicht etwas Energisches, fast Kühnes. Die unablässige Denkarbeit hatte dieses mächtige Antlitz völlig verklärt. Der Tod ist B. leise genaht; an einem stillen Sonntagnachmittag ist er zu ihm herangetreten und hat das bis an's Ende hell brennende Licht dieses gewaltigen Geistes ausgelöscht. B. hat ihm mit philosophischer Ruhe und im Bewusstsein, ein reiches und innerlich beglücktes Leben gelebt zu haben, entgegengesehen.

Bei der Leichenfeier kamen, von einem Gebet des Geistlichen begleitet, bloss die von B. selbst verfassten kurzen biographischen Aufzeichnungen zur Verlesung; diese sind im Druck erschienen (bei Lendorff in Basel) und werden überdies der zweiten Auflage des Rubens-Buches, die im Mai 1898 erscheinen wird, beigegeben werden. Von weiteren Quellen dieser Arbeit darf der Verfasser dieser biographischen Schilderung wohl zunächst auf seine bei R. Reich in Basel erschienene 172 Seiten starke Arbeit hinweisen. Diese enthält auch zwei Porträts B.'s: das eine von Franz Kugler gezeichnete zeigt den etwa 30jährigen B., das andere, von einem Verwandten des Verstorbenen, Maler Hans Lendorff, gezeichnete den B. des Greisenalters. Ein weiteres Porträt nach einer photographischen Aufnahme des genannten Malers ist dem Rubens-Buch beigegeben. Von den zahlreichen Nekrologen über B. seien hier blos einige der wichtigsten aufgeführt: Dr. Otto Markwart, Frankfurter Zeitung No. 238, 244, 245 (jeweilen 1. Morgenblatt) vom 28. Aug. bis 4. Sept. 1897; Prof. H. Wölfflin, Repert. für Kunstwissenschaft XX. Bd. 5. Heft. 1897; Professor K. Breysig, Zukunft vom 21. August 1897; Prof. Ad. Philippi, Grenzboten vom 2. Sept.

1897; Prof. Eberhard Gothein, Preuss. Jahrb., October-Heft 1897; Professor K. Neumann, Deutsche Rundschau, Märzheft 1898.

April 1898. H. Trog-Basel.

Güterbock, Paul, Geheimer Medicinalrath und Universitäts-Professor der Chirurgie in Berlin, * am 2. Juni 1844 daselbst, † am 17. October 1897 ebenda. — G. war der Sohn des Geheimen Sanitätsraths Ludwig G. (1814 bis 1895), studirte in Berlin und Würzburg und erlangte 1865 die Doctorwürde. Im folgenden Jahre absolvirte er die Staatsprüfung und unternahm dann eine längere Studienreise über Wien, Paris, London und Edinburg. Nach der Rückkehr liess er sich in Berlin nieder, trat als Assistent von Robert Wilms in Bethanien ein und widmete sich fortab der Chirurgie. Er eröffnete eine chirurgische Privatklinik und habilitirte sich 1873 als Docent für sein Specialfach. Daneben beschäftigte er sich mit Studien zur Staatsarzneikunde und bekleidete successive die Stellungen als Hilfsarbeiter, Medicinalassessor und seit 1885 als Medicinalrath beim Medicinalcollegium der Provinz Brandenburg. 1894 wurde er durch den Professortitel ausgezeichnet, 1896 zum Geheimen Medicinalrath ernannt. Seine schriftstellerischen Leistungen liegen auf den Gebieten der Chirurgie und der öffentlichen Gesundheitspflege. Specieller beschäftigte sich G. mit der Chirurgie der Harnorgane, über die er ein grösseres, dreibändiges Werk, das Werk seines Lebens, schrieb, dessen dritter Theil erst nach seinem Tode herauskam. Auch erstattete er eine lange Reihe von Jahren die betreffenden Referate in Virchow-Hirsch's grossen Jahresberichten über die Leistungen und Fortschritte in der gesammten Medicin. Kleinere Aufsätze beziehen sich auf die Tracheotomie bei Diphtherie, auf Hautemphysem bei Diphtherie, spontane Gelenkserkrankung bei Unterleibstyphus, auf die chirurgische Antisepsis, Verletzungen des Halses in gerichtsärztlicher Beziehung, Nekrose der langen Röhrenknochen, lupöse Erkrankung der Finger, äusseren Harnröhrenschnitt etc. Dazu kommen Berichte über die grösseren Amputationen im Krankenhause Bethanien und als weitere selbständig erschienene Monographieen: »Die neueren Methoden der Wundbehandlung auf statistischer Grundlage« (Berlin 1876); »Die englischen Krankenhäuser« (ebenda 1881); »Die öffentliche Reconvalescentenpflege« (Leipzig 1882), sowie eine Reihe von Artikeln für die Eulenburg'sche Realencyclopädie. G. war mit der Literatur und Geschichte der Medicin und Chirurgie und namentlich auch mit den publicistischen Erscheinungen in England und Frankreich ausserordentlich vertraut. Sein Specialgebiet hat er noch durch die Construction eines Cystoscops bereichert.

Biogr. Lex. hervorr. Aerzte II, S. 691.

Pagel.

Heidenhain, Rudolf Peter Heinrich, ordentlicher Universitäts-Professor der Physiologie in Breslau, * am 29. Januar 1834 zu Marienwerder, † am 13. October 1897. — H. war der älteste Sohn des Arztes Heinrich Jacob H. (1808—1868), machte seine medicinischen Studien in Königsberg, Halle und Berlin (unter Heintz, A. W. Volkmann und du Bois-Reymond) und erlangte an letztgenannter Universität die Doctorwürde mit der Inaugural-Abhandlung: »De nervis organisque centralibus cordis cordiumque ranae lymphaticorum«. Nach Absolvirung des Staatsexamens widmete er sich ausschliesslich der Physiologie und arbeitete fortgesetzt im physiologischen Laboratorium zu Berlin unter Leitung von

beiden erschienenen Theilen reicht der erste (München 1886) von 1725 bis 1804, der zweite (München 1896) von 1805—1835. Nach seiner Verabschiedung war General v. F. im Kriegsarchive bei den Vorarbeiten für eine bayerische Heeresgeschichte thätig.

B. Poten.

Marées, Wilhelm Ludwig de, * am 14. Februar 1820 zu Dessau (Anhalt), † am 9. Juli 1897 zu Bernburg. — Er war der Sohn des Schuldirectors und Seminarinspectors Heinrich Ludwig de M., der bereits 1825 starb, und erhielt seine Gymnasialbildung in Dessau, Erlangen, Nürnberg und Zerbst und studirte 1840—44 in Halle und Erlangen Theologie und Philologie. Im Jahre 1851 wurde er Prediger an der Hof- und Stiftskirche zu Bartholomäi in Zerbst und rückte 1857 zum Archidiakonus an derselben auf. Seit dem Herbst 1872 Prediger zu Osmarsleben bei Bernburg, verwaltete er dieses Amt bis zum 1. November 1890, wo er in den Ruhestand trat. Den Abend seines Lebens verbrachte er in Bernburg. — de M. hat als Dichter nur wenig Eigenes geboten, und dies Wenige sind fast ohne Ausnahme geistliche Dichtungen und freie Nachdichtungen (»Lieder nach Heinrich Müller's geistlichen Erquickstunden«, 1893); dagegen hat er mehrere Sammlungen geistlicher Lieder aus dem Lateinischen und Italienischen (»Geistliche Dichtungen«, 1867) und aus dem Französischen (»Kreuz- und Trostlieder«, 1870 — »Geistliche Lieder«, 1890 — »Hundert geistliche Lieder«, 1895) übersetzt.

Persönliche Mittheilungen. — Karl Leimbach: Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart, Bd. VI, S. 87 ff.

Franz Brümmer.

Möder, Auguste, Erzieherin und Dichterin, * am 2. März 1830 in Eisenach, † am 15. October 1897 daselbst. — M. war die Tochter eines Bauinspectors. Als ältestes von sechs Kindern hatte sie nach Absolvirung einer Privattöchterschule zunächst der Mutter im Haushalt zu helfen und musste daher lange auf die Erfüllung ihres lebhaften Wunsches, ihr Lehrerinnenexamen zu machen und sich der Jugenderziehung zu widmen, verzichten. Ihre Begabung wies sie aber auf's entschiedenste nach dieser Richtung hin, und so erlaubten ihr schliesslich die Eltern, zu ihrer weiteren Ausbildung nach Dresden gehen zu dürfen. Dort besuchte sie das Marquardt'sche Institut, legte 1854 ihr Examen ab und ging 1855, um sich den Gebrauch der englischen Sprache anzueignen, nach London, wo sie als Lehrerin an einer Privatschule wirkte und auch vielfach mit den deutschen Emigrantenfamilien in Verbindung kam. Nachdem sie seit 1857 noch ein Jahr in Paris geweilt, kehrte sie 1858 nach Eisenach zurück, machte vor einer eigens für sie zusammen berufenen Prüfungskommission ihr Staatsexamen als Schulvorsteherin und eröffnete noch in demselben Jahre ihre Töchterschule mit Pensionat, der sie bis an ihr Lebensende mit Unterstützung zweier Partnerinnen vorgestanden hat. Ihr Unternehmen gedieh unter ihrer Leitung zu hoher Blüthe, und die Leiterin erfreute sich der allgemeinsten Verehrung, die besonders 1883 beim 25jährigen Bestehen der Anstalt und 1894 beim 40jährigen Amtsjubiläum der Vorsteherin zum Ausdruck kam. Auch war A. M. schon 1864 von England aus zum Member of the College of Preceptors ernannt worden, eine Auszeichnung, die sie ihrer hervorragenden Tüchtigkeit verdankte. In den letzten Jahren vielfach kränkelnd und von schweren Schicksalsschlägen durch

den Verlust teurer Menschen heimgesucht, erlag sie im Alter von 67 Jahren einer Lungenentzündung. — Trotz der umfassenden und schweren Berufsarbeit fand A. M. dennoch Zeit, eine Reihe von Märchendichtungen und Festspielen zu verfassen, die, von der Jugend aufgeführt, sich zur Verherrlichung von Schulfesten eignen. Es sind: »Die Verwunschene. Das Rosenwunder der heiligen Elisabeth« (1879); »Grete« (1888); »Dornröschen« (1890); »Des Frühlings Streit mit dem Winter« (1896).

Nach Mittheilungen aus befreundeten Kreisen.

Franz Brümmer.

Hoffory, Johan Peter Julius, ausserordentlicher Professor für nordische Philologie und allgemeine Phonetik an der Universität Berlin, * am 9. Februar 1855 in Aarhus, † am 12. April 1897 in Westend bei Berlin. — H. war von Geburt Däne; sein Vater war aus Ungarn eingewandert, die Familie soll ursprünglich in Deutschland ihren Wohnsitz gehabt haben. Er machte das Gymnasium in Aarhus durch und empfing hier wichtige Anregungen für seine spätere Laufbahn. Was für die ästhetische und ethische Ausbildung der deutschen Jugend unsere Klassiker sind, war für den dänischen Gymnasiasten der Komödiendichter Holberg. Die wohlgetroffenen Bilder, die dieser feine Beobachter von den Männern und Frauen seiner Zeit entworfen hatte, begründeten die Menschenkenntniss des Schülers und flössten ihm eine dauernde Vorliebe für die realistische Richtung in der Dichtkunst ein. Gleichzeitig weckte ein Lehrer sein Interesse und entdeckte sein Geschick für sprachliche Untersuchungen. Im Jahre 1873 ging er nach Kopenhagen, um Sprachwissenschaft zu studiren. Nachdem er sich einige Zeit mit den indischen Sprachen beschäftigt hatte, trat er zur nordischen Philologie über, die damals in Kopenhagen durch K. Gislason, Grundtvig und Wimmer nach allen Seiten hin glänzend vertreten war. Am meisten glaubte er später L. Wimmer schuldig zu sein; daneben aber wurde er durch mündlichen und brieflichen Verkehr von seinem älteren Freunde K. Verner beeinflusst, einem der genialsten Entdecker auf sprachlichem Gebiet; dieser mag ihn nachdrücklich auf die Sprachphysiologie und deren Verwerthung für grammatische Untersuchungen hingewiesen haben. H.'s sprachliche Arbeiten erschienen — vor und nach seinem Magisterexamen im Jahre 1878 — in deutschen und dänischen Fachzeitschriften. Als Sprachphysiolog baute er Brücke's System der Sprachlaute durch werthvolle Beobachtungen weiter aus und nahm es gegen einen gleichzeitigen Forscher in Schutz in seiner schneidigen Streitschrift: Professor Sievers und die Principien der Sprachphysiologie (1884). Für die Erforschung der altnordischen Grammatik sind seine Arbeiten mit grundlegend geworden und ihre Verdienste werden von allen Richtungen freudig anerkannt. Seine Hauptschrift auf diesem Gebiet sind die »Oldnordiske Consonantstudier«, die ihm als Doctordissertation in Kopenhagen und zugleich — in deutscher Uebersetzung — als Berliner Habilitationsschrift dienten.

Die Abfassung dieser Arbeit fällt in die Jahre, in denen H. seine Studien in Berlin und Strassburg fortsetzte. Es waren damals glückliche Zeiten für die Berliner Germanistik. Karl Müllenhoff, aufgeschreckt durch Bang's und Bugge's Behauptung von der Unechtheit der eddischen Mythologie, rüstete sich zum Feldzug gegen die Leugner der nordischen Götter; durch scharfe Kritik und eine glänzende Interpretation der angegriffenen Eddalieder hoffte er die Gegner vom Kampfplätz zu treiben. Wilhelm Scherer arbeitete die deutsche

Literaturgeschichte aus, und seine Goethestudien reiften. Die Arbeitsfreudigkeit der Lehrer riss auch die Schüler mit sich fort. H., der sich gern einem Grösseren verehrend unterordnete, schloss sich voll Begeisterung an die Berliner Lehrer an. Müllenhoff konnte er bei der Abfassung des 5. Bandes der Alterthumskunde mannichfach hilfreiche Hand reichen; bei Scherer, dessen Leistungen er noch höher schätzte als die Müllenhoff's, lernte er Methode der literarhistorischen Forschung. Aus dem Studenten wurde allmählich der Docent. Im Juni 1883 erwarb H. den Doctorgrad in Kopenhagen und damit das Recht, Vorlesungen zu halten. Da ihm jedoch eine Stellung in der Hauptstadt des deutschen Reichs verlockender schien, habilitirte er sich schon im Juli desselben Jahres in Berlin. Im Januar 1887 wurde eine ausserordentliche Professur der nordischen Philologie und allgemeinen Phonetik für ihn geschaffen. Leider sollte er sie nicht lange verwalten: Gegen Ende 1889 hatte er einen heftigen Influenzaanfall, der in einen bösartigen Typhus überging. Seine ohnehin nicht bedeutende Körperkraft, die er durch eine ungleichmässige Lebensweise und durch wunderliche Kuren noch geschwächt hatte, konnte die Krankheit nie ganz überwinden. Eine geistige Schwäche blieb zurück, die es schliesslich nöthig machte, den noch jugendlichen Mann in einer Heilanstalt zu Westend unterzubringen. Ohne sich zu geistiger Thätigkeit aufraffen zu können, hat er dort still den Rest seiner Tage dahingelebt.

H.'s Lehrthätigkeit war trotz ihrer Kürze reich an Erfolgen. Sein Vortrag war freilich meist matt, fesselte aber dennoch die Zuhörer durch seine Klarheit und Uebersichtlichkeit. Trug er Ergebnisse eigner Forschungen vor, so wurde auch seine Sprechweise belebter und erreichte nahezu die Eleganz seiner Schriften. In den wenigen Jahren seiner Wirksamkeit hat eine verhältnissmässig grosse Zahl junger Germanisten sich seiner besonderen Leitung anvertraut; er ist ihnen allen ein hilfreicher Berather und treuer Freund gewesen.

Die wissenschaftlichen Arbeiten H.'s nach seiner Habilitation gingen grösstentheils aus von Anregungen Müllenhoff's und Scherer's. Die Eddaerklärung des Ersteren führte er weiter in einer Reihe von Aufsätzen, die er später als Eddastudien in einem kleinen Bande vereinigte. Manche schwierige Eddastelle hat er darin gedeutet; er hat Beiträge zur Chronologie auf Grund der Metrik geliefert; Lieder und Liedbruchstücke hat er darin richtig gewürdigt und ihnen ihre Stelle in der eddischen Literatur angewiesen. Die schöne Entdeckung, dass in zwei dunklen Strophen der Voluspa eine mythologische Schilderung der Mitternachtssonne erhalten sei, führte H. zur Mythologie. Er suchte das Bild, das einst Müllenhoff im 8. Bande von Schmidt's Zeitschrift für Geschichte vom Entwickelungsgang der germanischen Mythologie entworfen hatte, zu vervollständigen in seinem geistvollen Aufsatz über den germanischen Himmelsgott. Die Fülle der eddischen Mythen hoffte er — hierin Uhland am ähnlichsten — aus der Natur Norwegens deuten zu können, und er unternahm eine Nordlandreise, um mythologische Eindrücke zu empfangen. Ueber die Ergebnisse dieser Reise hat er sich nur andeutungsweise im Gespräch geäussert. Bald nach seiner Rückkehr brach seine Production jäh ab. — Was er von Scherer an literarischer Methode gelernt hatte, wandte er in seiner Abhandlung über Holberg's Komödiendichtung an, die er der in Gemeinschaft mit P. Schlenther unternommenen deutschen Holbergausgabe einverleibte. Hier handelte er über die Technik des Lieblingsdichters seiner Jugend, er zeigte seine Entlehnungen auf und charakterisirte sein selbständiges

Schaffen. Jetzt stand ihm freilich ein anderer nordischer Dichter näher als Holberg — Henrik Ibsen. In ihm bewunderte er den Meister der dramatischen Technik, in ihm verehrte er den realistischen Schöpfergeist, der mit unerbittlicher Wahrheitsliebe alle Eigenheiten der menschlichen Natur aufgedeckt habe, der den modernen Menschen bekannt mache mit der Welt, wie sie ist, und der daher wohl geeignet sei, ihn als warnender Führer durchs Leben zu geleiten. In seiner Nordischen Bibliothek hat H. einen verdeutschten Ibsen erscheinen lassen, worin die Uebersetzung der »Frau vom Meer« aus seiner Feder stammt. Für die Anerkennung seines Dichters ist er in der Berliner Gelehrten- und Künstlerwelt mit seiner ganzen eindrucksvollen Persönlichkeit eingetreten.

Kein in jeder Hinsicht vollendeter Mensch ist mit H. aus dem Leben geschieden, wohl aber ein edler Mann, ein ideenreicher Gelehrter, ein feinsinniger Kunstfreund.

Nekrologe H.'s sind erschienen von A. Heusler im Archiv for nordisk filologi Bd. XIV, von O. Pniower im Magazin für Literatur (1897).

Osnabrück. Wilhelm Ranisch.

Hofmann, Eduard von, Gerichtsarzt und Universitäts-Professor der gerichtlichen Medicin in Wien, * am 27. Januar 1837 in Prag, † am 27. August 1897 in Abbazia. — H. studirte in seiner Vaterstadt unter Purkinje, Jaksch, Treitz, Halla, Hasner, Bochdalek und Seyfert und erlangte 1861 die Doctorwürde. Hierauf fungirte er bis 1865 als Assistent an der Lehrkanzel für gerichtliche Medicin, habilitirte sich danach als Privatdocent für gerichtliche Medicin und erhielt den Auftrag, sein Fach in czechischer Sprache zu lehren. Doch folgte er bereits 1869 einem Rufe als ordentlicher Professor der gerichtlichen Medicin und Staatsarzneikunde nach Innsbruck, von wo er 1875 nach Wien in gleicher Eigenschaft übersiedelte. H. gehört zu den hervorragendsten Vertretern der gerichtlichen Medicin in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Sein Hauptwerk bildet das 1878 erschienene und seitdem öfters neu aufgelegte (3. Aufl. 1884) und in mehrere fremde Sprachen übersetzte »Lehrbuch der gerichtlichen Medicin«, welches den bekannten Werken von Casper-Liman und v. Maschka durchaus ebenbürtig sowohl in wissenschaftlicher wie didaktischer Beziehung sich an die Seite stellen lässt. Ausserdem bereicherte H. die gerichtliche Medicin mit zahlreichen, werthvollen neuen Einzelheiten, welche meist als Journalabhandlungen erschienen sind. Er lieferte Untersuchungen über Verbrennungen (Prager Vierteljahrsschr. CV, Wiener medicin. Wochenschr. 1875, 1876), über den Strangulationstod (Mittheilungen des Vereins der Aerzte Niederösterreichs 1876, Wiener medicin. Wochenschr. 1876, Wiener med. Presse 1879—1881), über vorzeitige Athembewegungen (Eulenburg's Vierteljahrsschr. f. gerichtl. Med. XIX, XXII), forensische Untersuchung von Blutspuren und Haaren, über die natürlichen Spalten und Ossificationsdefekte am Schädel des Neugeborenen, über Leichenerscheinungen, über Verblutung aus der Nabelschnur, über Fettwachsbildung, über Stichwunden, über die Sicherstellung der Identität von Leichen, über den Effekt künstlicher Respiration, insbesondere der Schwingungen der Neugeborenen u. v. A. Besonders bemerkenswerth sind mehrere aus Anlass von Aufsehen erregenden Criminalfällen abgegebene Gutachten H.'s, so in dem bekannten, sensationellen Prozess zu Tisza-Eszlar wegen eines angeblich zu rituellen Zwecken ge-

schlachteten Kindes. — 1884 wurde H. durch Verleihung des Ordens der eisernen Krone in den Ritterstand erhoben.

Biogr. Lexicon hervorr. Aerzte III, S. 250.

Pagel.

Holländer, Ludwig Heinrich, Privatdocent und Universitäts-Professor der Zahnheilkunde in Halle, * am 4. Februar 1833 in Leobschütz, † am 14. März. — H. studirte in Breslau, Würzburg und Berlin. 1856 erlangte er in Breslau mit der Inauguralabhandlung »De corneae et scleroticae conjunctione« die Doctorwürde, absolvirte 1857 die Staatsprüfung und widmete sich dann speciell auf Anregung von v. Frerichs der Zahnheilkunde. Er habilitirte sich für dieses Fach in Halle 1872 und richtete dort ein zahnärztliches Institut ein. 1878 erhielt er den Professortitel und die Leitung der Universitätsklinik für Zahn- und Mundkrankheiten. Bevor H. nach Halle ging, hatte er etwa 8 Jahre lang in Südafrika practicirt. Als Ergebniss des dortigen Aufenthaltes veröffentlichte er 1866 und 1867 in der Zeitschrift »Globus« eine Reihe von Aufsätzen zur Länderkunde und Anthropologie Südafrikas. Auf sein eigentliches Fach bezieht sich ein im Verein mit mehreren Mitarbeitern herausgegebenes »Handbuch der Zahnheilkunde«, ferner kleinere Monographieen, wie: »Die Zahnheilkunde und ihre Bedeutung für die innere Medicin« (1872); »Beiträge zur Zahnheilkunde« (1881); »Die Extraction der Zähne« (1882) u. A. Ausserdem gab er eine deutsche Uebersetzung von Tomes' »Manual of dental anatomy« und von Kingsley »Anomalien der Zahnstellung«.

Biogr. Lex. hervorr. Aerzte III, S. 258.

Pagel.

Hüter, Victor, Privatdocent der Gynäkologie und Titular-Universitäts-Professor in Marburg, * am 16. October 1832, † am 12. November 1897 in Göttingen. — H. studirte und promovirte 1855 in Marburg und habilitirte sich daselbst 1858. Ausser seiner Doctordissertation über während der Geburt entstandene Schädelveränderungen rühren von ihm noch her die Habilitationsschrift über die Ablösung der Epidermis bei Neugeborenen, eine Studie über Fluxionen des Uterus (1870) und ein Compendium der geburtshilflichen Operationen für den Gebrauch in der Praxis (1874).

Voss. Ztg. 16. Nov. 1897.

Pagel.

Kovács, Josef, ordentlicher Universitäts-Professor der Chirurgie in Budapest, * 1832 zu Tengelicz in Ungarn, † am 6. August 1897. — K. machte seine Studien in Wien und Pest, promovirte an erstgenanntem Orte 1858 als Dr. med. und Magister der Geburtshilfe und an letztgenanntem als Dr. chir. In Budapest widmete er sich speciell der Chirurgie seit 1859, wo er als Operationszögling in Balfassa's Klinik eintrat; 1861 rückte er zum Assistenten auf, 1862 habilitirte er sich als Privatdocent für chirurgische Operationslehre, 1867 für chirurgische Pathologie und Therapie der Beckenorgane, wirkte 1866 im Budapester Militärhospital Ludoviceum als Primararzt der 1. chirurgischen Abtheilung, wurde 1869 supplirender, 1870 ordentlicher Professor der chirurgischen Klinik und war 1874/75 Rector der Budapester Universität. Um die Ausgestaltung des klinischen Unterrichts in der Chirurgie hat sich K., der zu

den bedeutendsten Chirurgen Ungarns zählt, dadurch vornehmlich verdient gemacht, dass er den Neubau und die Einrichtung einer chirurgischen Klinik in Budapest veranlasste. K. ist ferner Verfasser zahlreicher Journalaufsätze über die verschiedensten Gebiete der Chirurgie; die betreffenden Arbeiten erschienen zum Theil in ungarischen, zum Theil in deutschen Zeitschriften. Ein bis 1889 reichendes Verzeichniss der wichtigsten findet sich in der unten genannten Quelle.

Biogr. Lex. hervorr. Aerzte VI, S. 887.

Pagel.

Goltz, Cuno Freiherr von der, Königlich preussischer General der Infanterie z. D., * am 2. Februar 1817 zu Wilhelmsthal im Kreise Ortelsburg in Ostpreussen, † am 29. October 1897 zu Fülme an der Weser im Kreise Minden. — v. d. G. kam aus dem Kadettenkorps zu Berlin am 14. August 1834 in das dort garnisonirende Kaiser Alexander Garde-Grenadier-Regiment und machte, nachdem er zur Schulabtheilung (jetzt Unteroffizierschule) zu Potsdam und zur Handwerkersektion in Sömmerda, wo damals das Zündnadelgewehr versucht und hergestellt wurde, kommandirt gewesen war, im Jahre 1848 seinen ersten Feldzug mit. Es war der gegen Dänemark, in welchem v. d. G. als Premierlieutenant am 23. April in der Schlacht bei Schleswig focht. Im nächstfolgenden Jahre kämpfte er an der Spitze einer Garde-Landwehr-Kompagnie gegen die Aufständischen in der Pfalz und in Baden; seine dortigen Leistungen wurden durch die Verleihung des Rothen Adlerordens 4. Klasse mit Schwertern anerkannt. Im October 1851 ward er zum Hauptmann befördert, im April 1857 als solcher in das Garde-Schützen-Bataillon, die sogenannten Neufchateller Jäger, zu Berlin und im Mai 1858 als Major in den Generalstab versetzt, in welchem er verblieb, bis er, inzwischen Oberstlieutenant geworden, im Mai 1862 Bataillonskommandeur beim 2. Westfälischen Infanterie-Regimente Nr. 15 wurde. Der Stab des Regiments stand in Minden und v. d. G. kam damit in eine Provinz, welche so recht seine Heimath werden sollte. Dreimal war ihm vergönnt, mit jenem Regimente in das Feld zu ziehen. Zum ersten Male geschah es im Jahre 1864, wo er den Kampf um Düppel, sowie den Uebergang nach Alsen mitmachte und den Orden pour le mérite erwarb; zum zweiten Male 1866, jetzt als Oberst und Kommandeur des Regiments. Beide Male stand er unter General von Goeben, welcher 1864 sein Brigade-, 1866 sein Divisionskommandeur war. Die von letzterem befehligten Truppen gehörten zur Mainarmee und mit diesen focht v. d. G., zur Brigade Wrangel gehörend, mit grosser Auszeichnung, welche durch die Verleihung des Eichenlaubes zum Verdienstorden Anerkennung fand, bei Dermbach, Kissingen, Laufach, Aschaffenburg und Gerchsheim. Als sodann der Krieg gegen Frankreich ausbrach, war v. d. G. seit Jahresfrist General und Kommandeur der aus seinem früheren und dem 55. Regimente gebildeten 26. Infanterie-Brigade, welche zur 13. Division des VII. Armeekorps gehörte und der I. Armee unter General von Steinmetz zugetheilt wurde. Schon der Nachmittag des 6. August gab dem General v. d. G. Gelegenheit zum Eingreifen in den Kampf von Spicheren; eine ihm besonders günstig erscheinende aber bot sich, als er, um die nämliche Tageszeit am 14. vor Metz auf Vorposten befindlich, Bewegungen beim Feinde wahrnahm, welche dessen Absicht, auf die Festung zurückzugehen, erkennen liessen. G. schritt sofort zum Angriffe und führte dadurch den Beginn der von der oberen Heeresleitung nicht beab-

sichtigten Schlacht von Colombey-Nouilly herbei. Sein Verfahren ist häufiger gelobt als getadelt: für seine Brigade bedeutete es eine Einbusse von 40 Offizieren und 988 Mann an Todten und Verwundeten, es war ein schöner aber theuer erkaufter Erfolg. G. trug er das Eiserne Kreuz 1. Klasse ein, nachdem ihm die 2. schon für Spicheren verliehen war. Auch am 18. bei Gravelotte kam seine Brigade zu verlustreichem Gefechte. Dann nahm sie an der Einschliessung von Metz und den dabei vorfallenden Gefechten theil. Nach der Uebergabe der Festung verblieb das VII. Armeekorps zunächst in der dortigen Gegend, G. aber wurde mit einer aus dem 30. und dem 34. Infanterie-Regimente, dem 2. Reserve-Dragoner- und dem 2. Reserve-Husaren-Regimente nebst 18 Geschützen zusammengesetzten »Detachement Goltz« gen Süden entsendet, wo er fortan unter dem Oberbefehle des Generals v. Werder am Kriege theil nahm. Am 17. November dort eingetroffen, zuerst mit der Beobachtung von Langres beauftragt, aber bald abberufen, um im freien Felde verwendet zu werden, hatte er zuerst am 27. November lebhaften Antheil an dem Gefechte bei Pâques gegen Garibaldi's Vogesenarmee, schlug dann, von einem beschwerlichen Marsche durch die Côte d'Or zurückgekehrt und beauftragt in der Richtung auf Langres für die Sicherheit in den von den deutschen Truppen besetzten Gebieten zu sorgen, einen Theil der durch Franctireurs verstärkten Besatzung der Festung am 16. December bei Longeau, wurde, als Anfang Januar Bourbaki's Angriffsbewegungen den General von Werder bestimmten seine Kräfte zu sammeln, nach Vesoul herangezogen, focht am 9. d. M. bei Villersexel, vom 15.—17. in der dreitägigen Schlacht an der Lisaine und sollte schliesslich nochmals gegen Langres verwendet werden, als der Waffenstillstand den Feindseligkeiten ein Ende machte. Nach Friedensschluss wurde er zum Inspekteur der Jäger und Schützen, im April 1873 aber zum Kommandeur der 1. Division in Königsberg ernannt, vertauschte die letztere Stellung, nachdem er im September d. J. zum Generallieutenant befördert worden war, mit der nämlichen an der Spitze der 13. Division zu Münster, trat im März 1880 mit dem Charakter als General der Infanterie in den Ruhestand und nahm nun, in Westfalen verbleibend, seinen Wohnsitz, in dem Dorfe, welches sein Sterbeort werden sollte. Im September 1889 stellte ihn Kaiser Wilhelm II. gelegentlich der in der Provinz Westfalen abgehaltenen Kaisermanöver à la suite des einst von ihm geführten 15. Regiments.

Auch am politischen Leben hat General v. d. G. sich betheiligt. Als im Jahre 1867 der konstituirende Reichstag des Norddeutschen Bundes in Berlin zusammentrat, entsandte ihn der Wahlkreis Minden-Lübbecke als seinen Vertreter dorthin, als darauf der ordentliche Reichstag gebildet wurde, fiel die Wahl wiederum auf den Oberst v. d. G. und als dieser im Jahre 1869, weil er zum General und zum Brigadekommandeur befördert worden war, sein Mandat niederlegen musste, wurde ihm dasselbe von neuem übertragen. Seiner eigenen Ueberzeugung folgend und im Einklange mit der Mehrheit seiner Wähler sass er dort auf der äussersten Rechten. Die Verehrung und die Liebe, deren er sich im Mindenschen und im Ravensbergischen erfreut hatte, kamen auch bei seinem am 1. November zu Eisbergen, dem Pfarrdorfe für Fülme, erfolgten Begräbnisse zum Ausdrucke; sein Freund und Kriegsgefährte von 1870, Pastor Friedrich von Bodelschwingh, hielt dabei die Trauerrede.

B. Poten.

Kottwitz, Hugo von, Freiherr, Königlich Preussischer General der Infanterie, * am 6. Januar 1815 zu Wahlstatt in Schlesien, † am 13. Mai 1897 zu Stuttgart. — v. K. trat am 6. Januar 1832 beim 11. Infanterie-Regimente, dem jetzigen Grenadier-Regimente Kronprinz Friedrich Wilhelm (2. Schlesisches) No. 11, als Dreijährigfreiwilliger in den Dienst und gehörte diesem Regimente an, bis er am 3. April 1866 zum Oberst und zum Kommandeur des 4. Westfälischen Infanterie-Regiments No. 17 ernannt wurde, an dessen Spitze er am 3. Juli in der Schlacht bei Königgrätz durch die Wegnahme des Waldes von Bor nicht unwesentlich zur Entscheidung beitrug. Bei Ausbruch des Krieges gegen Frankreich zum Generalmajor und Kommandeur der aus den Hanseatischen Regimentern No. 75 und No. 76 bestehenden 35. Infanterie-Brigade befördert, musste er zunächst des Küstenschutzes wegen dem Kriegsschauplatze fern bleiben; als aber die Befürchtungen, welche die französische Flotte wachgerufen hatte, sich als grundlos erwiesen hatte, rückte die Brigade im Verbande der 17. Division, später zu dem dem Grossherzoge Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin unterstellten XIII. Armeekorps gehörend, ebenfalls nach Frankreich ab, nahm vom 4. bis zum 10. September an der Einschliessung von Metz, alsdann bis zum 20. an der Belagerung von Toul und schliesslich an der Cernirung von Paris theil, bis der Grossherzog am 10. November mit einer ihm unterstellten Armeeabtheilung gen Süden entsandt wurde, um einem nach dem Treffen von Coulmiers etwa von Orleans gegen Paris gerichteten Angriffe zu begegnen. Nachdem dieser ausgeblieben war und die Brigade Kottwitz inzwischen bei dem vom Grossherzoge in der Richtung auf le Mans gemachten Luftstosse mitgewirkt hatte, bot sich ihrem Führer am 2. December in der Schlacht bei Loigny-Poupry die geschickt ergriffene und mit hingebender Tapferkeit benutzte Gelegenheit durch den in einem kritischen Augenblicke unternommenen erfolgreichen, von ihm persönlich geleiteten Angriff auf Loigny und die standhafte Behauptung der gewonnenen Oertlichkeiten zur Entscheidung des Tages wesentlich beizutragen. Seine Brigade hatte an Todten und Verwundeten 21 Offiziere und 423 Mann verloren. An den schweren Kämpfen vom 7. bis zum 11. December, welche mit dem Gesammtnamen der Schlacht von Beaugency-Cravant bezeichnet werden, und an der durch sie herbeigeführten Abwehr von Chanzy's Versuchen, die auf dem Kriegsschauplatze an der Loire bis dahin erlittenen Niederlagen in Sieg zu verwandeln, hatten General v. K. und seine Hanseaten vollen Antheil, nicht minder an dem schliesslichen Zurückwerfen dieses gefährlichen Gegners auf le Mans und an der völligen Zertrümmerung seines Heeres. Mit dem Eisernen Kreuze 1. Klasse in die Heimath zurückgekehrt, wurde der General am 14. Juli 1874 nach Württemberg kommandirt, um das Kommando der 26. Division zu übernehmen und am 18. Januar 1875 zum Generallieutenant befördert. Am 22. December 1877 von dort abberufen und an die Spitze der 1. Division in Königsberg gestellt, erbat er seine Pensionirung, welche am 5. Februar 1878 bewilligt wurde; gleichzeitig erfolgte seine Stellung zur Disposition und am fünfundzwanzigsten Jahrestage von Loigny seine Charakterisirung als General der Infanterie durch Kaiser Wilhelm II.

B. Poten.

Holleben, Bernhard von, genannt von Normann, Königlich Sächsischer General der Infanterie z. D., * am 30. Juli 1824 zu Unter-Köditz bei Königsee im Fürstenthume Schwarzburg-Rudolstadt, † 11. October 1897 zu Dresden.

— v. H. beabsichtigte in den bürgerlichen Staatsdienst seines Heimathlandes zu treten und hatte zu diesem Ende fast vier Jahre lang zu Jena studirt, als die im Winter 1848/49 gemachte Bekanntschaft mit den zum Zwecke der Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung in Rudolstadt befindlichen Offizieren des Königlich Sächsischen 1. Schützen-Bataillons ihn veranlasste im Juni 1849, als Portepeejunker in die Sächsische Armee zu treten. Er hatte damit in eine Laufbahn eingelenkt, für welche seine geistigen und körperlichen Eigenschaften ihn vorzüglich befähigten. Sie war daher eine besonders glänzende. Noch im nämlichen Jahre zum Unter-, am 1. Juni 1854 zum Oberlieutenant befördert, 1856 bis 1858 zur Fortbildungsschule des Generalstabes, 1863/64 als Adjutant zu dem Kommandeur der Bundes-Executionstruppen in Holstein, General-Lieutenant von Hake, kommandirt, seit 1865 zuerst als Brigadeadjutant, dann im Generalstabe verwendet, wurde er am 29. März 1866 in letzterem zum Hauptmann ernannt und bewährte sich im Böhmischen Feldzuge dieses Jahres im Stabe der 2. Division unter General von Stieglitz ganz vorzüglich durch Umsicht und Entschlossenheit, wie durch seine Fürsorge für die Truppen und durch seine Gabe mit Menschen aller Art zu verkehren. Die ihm gewordenen Ordensauszeichnungen erkannten die von ihm geleisteten Dienste an. Bereits am 26. März 1867, also nachdem er ein Jahr lang Hauptmann gewesen, zum Major ernannt, wurde er alsbald zum Grossen Generalstabe nach Berlin kommandirt und kurz vor Ausbruch des Krieges gegen Frankreich dort zum Militärbevollmächtigten, sowie zum Bevollmächtigten beim Bundesrathe und zum Mitgliede der Bundes-Rayonkommission ernannt; bei der Mobilmachung wurde er dem Generalstabe des Grossen Hauptquartiers zugetheilt. In dieser Stellung trat er in den Augusttagen bei Metz durch werthvolle Leistungen hervor, erwies sich hervorragend tüchtig, als er, bei Ausscheidung der Maasarmee unter Kronprinz Albert von Sachsen, zum Oberkommando der letzteren abkommandirt war (auf dem Zuge nach Sedan und in der Schlacht vom 1. September), trat vor Paris zum Grossen Hauptquartiere zurück und gehörte zum Schlusse dem Oberkommando der Südarmee unter dem General Freiherrn von Manteuffel an, welche die letzte feindliche Feldarmee über die Schweizerische Grenze drängte. Das Eiserne Kreuz 1. Klasse war die werthvollste unter den ihm verliehenen Ordensauszeichnungen. Nach Friedensschluss blieb er bis zum 1. Juli 1873 in seiner früheren Stellung, jetzt beim Deutschen Reiche statt beim Norddeutschen Bunde, in Berlin und war darauf bis zum 6. Juli 1883 Chef des Generalstabes des XII. (Königlich Sächsischen) Armeekorps. Inzwischen zum Generalmajor aufgerückt, übernahm er alsdann das Kommando der 2. Infanterie-Brigade Nr. 46 zu Dresden, vertauschte dieses am 1. April 1887, zum Generallieutenant befördert, mit dem der dortigen 3. Division No. 32, letzteres, nach Leipzig übersiedelnd, im Januar 1889 mit dem der 2. Division No. 24 und trat am 22. Januar 1892 durch gichtische Leiden bewogen in den Ruhestand. Gleichzeitig zum General der Infanterie ernannt, wählte er Dresden zu seinem Wohnsitze.

Militär. Wochenblatt No. 96, Berlin 27. October 1897.

B. Poten.

Kraatz-Koschlau, Alexander von, Königlich Preussischer General der Infanterie z. D., * am 12. Februar 1817 zu Wenneschin im hinterpommerschen Kreise Lauenburg, † am 12. September 1897 zu Friedenau bei Berlin. — K. trat an dem Tage, an welchem er sein 17. Lebensjahr vollendete,

als Dreijährigfreiwilliger beim 4. Infanterie-Regimente in den Heeresdienst, wurde am 13. Februar 1836 Sekond-, am 12. April 1849 Premier-Lieutenant und am 12. November 1852, nachdem er die Allgemeine Kriegsschule besucht hatte und zum Topographischen Bureau, wie zur Gewehrfabrik in Sömmerda, in welcher damals am Zündnadelgewehre gearbeitet wurde, kommandirt gewesen war, als Hauptmann in den Generalstab versetzt. Diesem hat er, mit einer vierjährigen, von 1853 bis 1857 dauernden, durch die Verwendung als Kompagniechef bei dem zu Trier und Luxemburg garnisonirenden 30. Infanterie-Regimente ausgefüllten Unterbrechung, bis 1867 angehört. Im Jahre 1866 nahm er während des Krieges gegen Oesterreichs Verbündete als Chef des Stabes der Mainarmee eine hervorragende Stellung ein, deren Bedeutung im ersten Theil des Feldzuges, in welchem der Oberbefehlshaber, General Vogel von Falkenstein, thatsächlich sein eigener Generalstabschef war, nicht in gleichem Maasse zur Geltung kam wie unter dessen Nachfolger, dem Generallieutenant Freiherrn von Manteuffel. Die Leistungen des Obersten v. K. in diesem Kriege wurden durch die Verleihung des Ordens pour le mérite anerkannt. Nach Friedensschluss trat er in die von ihm schon seit 1863 bekleidete Stellung als Chef des Generalstabes des VII. Armeekorps zurück, verblieb in derselben noch ein Jahr, erhielt dann das Kommando der 42. Infanterie-Brigade zu Frankfurt a. M., welches er 1869 mit dem eine besondere dienstliche Befähigung erfordernden der 11. zu Berlin vertauschte, und erhielt, inzwischen Generalmajor geworden, bei Ausbruch des Krieges vom Jahre 1870 gegen Frankreich das Kommando der zum X. Armeekorps unter General von Voigts-Rhetz und zur II. Armee des Prinzen Friedrich Karl von Preussen gehörenden 20. Infanterie-Division. In der Frühe des 16. August von Pont à Mousson aufgebrochen und nach zwölfstündigem Marsche bei Tronville auf dem Schlachtfelde von Vionville-Mars la Tour eingetroffen, nahm die Division unter seiner Führung an den Schlusskämpfen des Tages und demnächst an der Einschliessung von Metz Theil. Nach dem Falle der Festung wurde General v. K. zunächst auf dem äussersten linken Flügel der nach der Loire abrückenden II. Armee gegen Langres entsendet, aber schon so früh an die letztere wieder herangezogen, dass er den Kämpfen von Ende November und Anfang December beiwohnen konnte, welche am 4. des letzteren Monats zur Besitznahme von Orléans führten. Um die Jahreswende stand er Chanzy gegenüber bei Vendôme am Loir. Bei dem alsdann erfolgenden Vorrücken gegen le Mans hatte die 20. Division wiederum den linken Flügel der Armee. Unter nicht allzu schweren Kämpfen, aber mittelst anstrengender Märsche langte sie am 12. Januar vor le Mans an und drang am Nachmittage zuerst in die Stadt ein. Mit dem Eisernen Kreuze 1. Klasse geschmückt, kehrte General v. K. nach Friedensschlusse in die Heimath zurück, erhielt zunächst das Kommando der 12. Division in Neisse, vertauschte dieses schon im Sommer 1871 mit dem der 16. in Trier, rückte am 18. August d. J. zum Generallieutenant auf und wurde am 4. März 1879 in Genehmigung seines Abschiedsgesuches und unter Verleihung des Charakters als General der Infanterie mit Pension zur Disposition gestellt. Nachdem sein Vater im Jahre 1857 geadelt worden, hiess er »von Kraatz-Koschlau«, bis dahin »Kraatz«.

B. Poten.

Lobstein, Friedrich Eduard, Arzt und Dichter, * am 3. December 1826 zu Strassburg im Elsass, † am 2. October 1897 zu Heidelberg. — Er ent-

stammte einer alt-elsässischen Familie, war von Geburt zwar Franzose, aber im Herzen ein guter Deutscher, der sich der Wiedervereinigung seiner Heimath mit dem deutschen Mutterlande (1871) aufrichtig freute. Sein Vater war der als pathologischer Anatom und Gründer des anatomisch-pathologischen Museums in Strassburg in der medicinischen Welt rühmlichst bekannte Professor Johann Friedrich L., nach dessen frühem Tode (1835) er mit der Mutter in deren Heimath und Elternhaus nach Landau in der bayrischen Pfalz übersiedelte. Hier empfing er im Hause seines Grossvaters, des Medicinalraths Dr. Pauli, den ersten Unterricht, besuchte darauf die dortige Lateinschule, absolvirte später das Gymnasium zu Speyer und bezog dann die Universität Heidelberg, um Medicin zu studiren. In Würzburg, wo er seine Studien fortsetzte, promovirte er 1852 und bestand zwei Jahre später die Staatsprüfung. Inzwischen hatte er zu weiterer Ausbildung Berlin, Prag, Wien und Paris besucht und auch das bayrische Indigenat erworben, und so liess er sich denn 1854 in Landau als praktischer Arzt nieder. Lobstein's dichterische Productivität, die bis zum Jahre 1840 zurückreicht, gewann durch die Schillerfeier (1859) höhere Weihe und reinere Form. Mit angeborener Vorliebe für historische, archäologische und Kunststudien widmete er sich in berufsfreien Stunden hauptsächlich den klassischen Dichtformen hellenischer und römischer Vorbilder. Aus der Zeit einer italienischen Reise stammen seine »Bilder aus Neapel« (1866). Nach dem Tode seiner Mutter gab L. im Jahre 1872 seinen ärztlichen Beruf auf und zog nach Heidelberg, wo er sich in seiner Villa am Schlossberge ein trauliches Heim schuf. Seine Musse widmete er in der Folge theils dem städtischen Gemeinwesen, theils schriftstellerischer Production. Als Denkmale der Pietät veröffentlichte er zur Säcularfeier der Geburt seines Vaters, dessen Marmorbüste bei dieser Gelegenheit von der medicinischen Facultät zu Strassburg in dem Neubau des Museums gestiftet wurde, die Biographie »Johann Friedrich Lobstein. Sein Leben und Wirken« (1878), sowie jene seines Grossoheims »Joh. Friedr. Lobstein sen., ein Lehrer Goethe's in Strassburg. Nebst Anhang: Zur Geschichte des Bürgerhospitals in Strassburg« (1880). Seine patriotische und dichterische Begeisterung hatte durch die grossen Ereignisse von 1870 und 1871 und ihre Folgen, sowie durch den unvergleichlichen Reiz seiner neuen Heimath einen mächtigen Impuls erhalten. So gab er denn unter dem Titel »In Mussestunden« (1880) eine Blüthenlese elegischer und lyrischer Dichtungen heraus.

Persönliche Mittheilungen.

Franz Brümmer.

Romann, Albrecht, Geistlicher und Dichter, * am 27. März 1850 in Ziegenhals (Schlesien), † am 11. September 1897 in Liegnitz. — Sein Vater stand im Dienste der Judenmission in Oberschlesien, starb aber früh mit Hinterlassung zweier Söhne, von denen Albrecht der ältere war, ein ungestümer Geist, aber sehr begabt. Nach dem Besuche des Magdalenengymnasiums in Breslau, studirte er in Tübingen und Berlin Theologie und gab noch als Student zwei Bändchen lyrischer Gedichte, »Poetische Aphorismen« (1872) und ein Drama »Attila« (1872) heraus. Im Jahre 1875 als Geistlicher ordinirt, wurde er zunächst Pfarrvikar in Borsigwerk und 1876 Diakonus an der Liebfrauenkirche in Liegnitz, wo er 21 Jahre in grossem Segen wirkte. Er richtete u. a. eine Sonntagsschule ein, gründete einen Arbeiter-, einen Lehrlings- und Jungfrauenverein, veranstaltete öffentliche Vorträge und lieferte für

die Vereine manche poetische Gabe, von denen namentlich das kleine vaterländische Festspiel »Bei Sedan« (1894), das er unter dem Pseudonym Albrecht von Gaisenberg herausgab, in weitere Kreise gedrungen ist. Auch auf theologischem Gebiet hat er verschiedene Fragen in selbständigen Broschüren behandelt. Er erlag einem Lungenleiden.

Nach Mittheilungen des P. prim. Seyffarth in Liegnitz.

Franz Brümmer.

Semmig, Friedrich Herman, Schriftsteller und Schulmann, * am 23. Juni 1820 zu Döbeln im Königreich Sachsen, † am 22. Juni 1897 in Leipzig. — Sein Vater betrieb neben einem bürgerlichen Gewerbe etwas Landwirthschaft. Nachdem der Sohn den vorbereitenden Unterricht in der Ortsschule und privatim durch einen Kandidaten der Theologie erhalten hatte, kam er 1833 auf die Fürstenschule in Grimma und bezog Ostern 1839 die Universität Leipzig, an welcher er drei Jahre Theologie studirte. Dann wandte er sich dem Studium der Geschichte zu, um später die akademische Laufbahn einzuschlagen, und trat deshalb in das historische Seminar des Prof. Wachsmuth. Sein Eintritt in die Burschenschaft (1842) wurde für sein ganzes späteres Leben bedeutungsvoll, indem ihn von nun an die politische Bewegung in ihre Kreise zog; von jetzt ab erschienen auch viele seiner, die politisch-philosophische Bewegung abspiegelnden Gedichte im »Komet« (Herlosssohn), in den »Rosen« (Rob. Heller) und den Hamburger »Jahreszeiten«. Im Jahre 1843 ward S. in die letzte sogenannte Demagogenverfolgung verwickelt und musste eine dreimonatliche strenge Haft erdulden. An der deutschkatholischen Bewegung betheiligte er sich durch seine Broschüre »Schlesiens Reformirung und Katholisirung« (1845). Nach seiner Promotion zum Dr. phil. warf er sich auf das Studium der socialen Frage; er war der erste in Sachsen, der die Verhältnisse vom socialistischen Standpunkte aus, besonders in der »Trierschen Zeitung«, besprach, und in seiner Broschüre »Sächsische Zustände nebst Randglossen und Leuchtkugeln« (1846) seine socialistischen Anschauungen auf den Humanismus begründete. In diesem Sinne war er auch als Redacteur politischer Blätter in Döbeln, Leipzig und Rochlitz thätig. In Leipzig gründete er 1848 den »Demokratischen Verein« und vertrat denselben als Deputirter auf dem Congress der demokratischen Vereine zu Pfingsten in Frankfurt a. M., auch war er gleichzeitig Mitglied des von Robert Blum gegründeten »Vaterlandsvereins«. Nach der Hinrichtung dieses Freiheitskämpfers veröffentlichte er »Robert Blum. Episches Gedicht in 4 Gesängen« (1848). Im Mai 1849 betheiligte sich S. an dem Volksaufstande in Sachsen, floh nach Unterdrückung desselben nach Strassburg und gab noch in demselben Jahre die Broschüre »Handwerk bringt keinen goldenen Boden. Erlebnisse eines Handwerkers« (1849) heraus. Im Frühjahr 1850 von der Regierung des Prinz-Präsidenten nach Nancy und Ende des Jahres nach Nantes verwiesen, durchzog er von hier aus Frankreich zu Fuss von Ost nach West, Sitten und Gebräuche des Landes genau studirend, und legte dann von 1851 an seine Beobachtungen und Ansichten in den angesehensten deutschen Blättern nieder. Auch zwei dramatische Arbeiten »Das Lied an die Freude« (1850) und »Freitag« (1850) liess er von Nantes aus unter dem Namen Fr. Schmidt in Deutschland erscheinen. Im Sommer 1854 wurde S. Studienaufseher am städtischen Gymnasium zu Quimper, war 1855—56 Sekretär eines jungen Gelehrten in Paris und Hauslehrer einer adeligen Familie in der Vendée, hielt sich seit dem Herbst 1856 als Privat-

lehrer in Nantes auf und erhielt 1858 auf Verwendung des Historikers Michelet die Stelle eines Lehrers der deutschen Sprache am Staatsgymnasium zu Le Puy in den Sevennen. Nachdem er dann im Herbst 1860 zu Paris das Examen als Oberlehrer für lebende Sprachen bestanden hatte, wurde er als solcher am Gymnasium zu Chambéry in dem eben annectirten Savoyen angestellt, von wo aus er seine »Geschichte der französischen Literatur im Mittelalter« (1862) veröffentlichte. Im Herbst 1862 an das Lyceum in Orleans berufen, gründete er sich hier 1866 den glücklichsten Familienheerd, wurde aber, trotzdem er das Civilbürgerrecht in Frankreich besass, wie alle Deutschen 1870 ausgewiesen. Ueber die Bretagne, England und Belgien kehrte er nach Leipzig zurück und erhielt hier bald darauf eine Stelle als Lehrer an der neu begründeten höheren Bürgerschule für Mädchen, die er bis zu seiner Pensionirung (1882) verwaltete. Seitdem widmete er seine Musse literarischen Arbeiten. Von seinen späteren Schriften sind noch zu erwähnen: »Das Kind. Tagebuch eines Vaters« (1876) — »Das Frauenherz. Lebensbilder und Dichtungen« (1879) — »Cultur- und Literaturgeschichte der französischen Schweiz und Savoyens« (1882) — »Französisches Frauenleben« (1883) — »Evas Töchter bis auf Luther's Käthe« (1883) — »Fern von Paris. Erzählungen und Novellen« (1884) — »Ein Genzianenstrauss. Novellen und Reisebilder« (1885) — »Die Jungfrau von Orleans und ihre Zeitgenossen« (1885) — »Rhein, Rhone und Loire. Cultur- und Landschaftsbilder« (1886).

Persönliche Mittheilungen.

Franz Brümmer.

Brahms, Johannes, Componist und Pianist, * am 7. Mai 1833 zu Hamburg, Speckstrasse 60 (früher No. 24; das Taufjournal der St. Michaelskirche in Hamburg nennt das Haus »Specksgang—Schlütershof«), † am 3. April 1897 zu Wien. — Die Familie war früher im Holstein'schen, noch früher im Hannöver'schen ansässig und schrieb sich abwechselnd Brahmst, Brahms, Brams, Bramst. Der Vater Brahms', Johann Jakob Brahms (geb. 1. Juni 1806 in Heide im Holsteinischen), bevorzugte die erste Schreibung und hatte seinen Namen in dieser Form auf seiner Stadtmusikerfirmatafel stehen, trotzdem in seinem »Meisterbriefe« Brahms zu lesen war. Der junge Brahms kratzte das t von der Tafel ab, auch wenn es der alte Herr wieder herstellen liess. Endlich gab der Vater nach und acceptirte auch seinerseits die Lesart »Brahms«. Vater Brahms war Contrabassist (zuerst am Carl-Schultze-Theater, später am Stadttheater), spielte aber auch Cello und Horn. In dieser Eigenschaft war er Mitglied eines Sextetts, das im Sommer im Alster-Pavillon musicirte und für das der junge Johannes Märsche und Tänze arrangirte, einmal sogar eine Original-Composition geliefert haben soll. Die Mutter (Johanna Henrika Christiana) war eine geborene Nissen aus Hamburg (geb. 1789, gest. 2. Febr. 1865) eine herzensgute, einfache Frau, an der Brahms zeitlebens mit grösster Verehrung hing. Sie betrieb im Hause Fuhlentwiel 74, wohin die Familie übersiedelt war, eine kleine Handlung mit holländischen Waaren. Die Ehe der Eltern war, wie es scheint, keine sehr glückliche; die Eheleute gingen Anfangs der 60er Jahre auseinander. Der alte Brahms heirathete nach dem Tode seiner ersten Frau noch einmal, und zwar die Wittwe Caroline Schnack (geb. Paasch, geb. 25. October 1824), die derzeit noch in Pinneberg im Holsteinischen bei ihrem Sohne Fritz aus erster Ehe lebt. An vollblütigen Geschwistern besass B. eine Schwester Elisabeth (geb. 11. Februar 1831, gest.

11. Juni 1892) und einen Bruder Friedrich (geb. 26. März 1835, gest. 5. November 1886), der gleich ihm Musiker wurde, längere Zeit in Amerika, später aber in Hamburg lebte. — Vater Brahms unterrichtete seinen Sohn im Cello- und Hornspiele. Später übernahm ein Schüler F. Marxsen's, Cossel, den Unterricht im Clavierspiele, welchen dann Marxsen selbst fortsetzte, der überdiess dem jungen Manne auch die vollständige theoretische Ausbildung angedeihen liess. Höhere Schulbildung genoss B. nicht; sein späterhin vielbewundertes allgemeines Wissen hat er sich durch Selbststudium angeeignet. — Um zu dem schmalen Haushalte der Eltern etwas beisteuern zu können, spielte B. in Hamburg, Bergedorf u. s. w. in Wirthshäusern, Matrosenkneipen u. dgl. Am 21. September 1848 gab Johannes sein erstes Concert, dem am 14. April 1849 ein erfolgreiches zweites folgte. Der im Mai 1898 verstorbene ungarische Geiger Ed. Reményi soll ihn um diese Zeit gehört haben, engagirte ihn aber jedenfalls erst 1853 zu einer mehrwöchentlichen Concertreise durch Norddeutschland. 1850 machte B. einen Versuch, dem zufällig in Hamburg weilenden Rob. Schumann einige Compositionen vorzulegen. Der Meister fand aber keine Zeit, was Brahms veranlasste, sich später etwas zu besinnen, ehe er Schumann — wie er glaubte — lästig fallen wollte. In Weimar machte B. (1853) die Bekanntschaft Liszt's, der ihn mit Begeisterung aufnahm und bei dem er mehrere Wochen dieses und des nächstfolgenden Jahres zubrachte, in Göttingen diejenige Joachim's, der nun in ihn drang sich Schumann vorzustellen. Dies geschah aber erst, nachdem Brahms (von Juni 1853 an) eine Zeit lang mit Joachim an der Göttinger Universität Vorlesungen gehört, und in dessen Gesellschaft eine Reise in die Schweiz und an den Rhein unternommen hatte. Ende September oder Anfang October 1853 erschien B. bei Schumann in Düsseldorf und erregte das grösste Interesse des Meisters und dessen Frau. Am 23. October dieses Jahres veröffentlichte Schumann seinen berühmt gewordenen Aufsatz »Neue Bahnen«, in welchem er die musikalische Welt auf den genialen, jungen Künstler aufmerksam machte. Die Wirkung war nur zum Theile die beabsichtigte. Viele sprachen von Ueberschätzung und namentlich in der »Süddeutschen Musikzeitung« (1854 No. 11 u. s. w.) erschien eine, man kann sagen, vernichtende Kritik der durch Schumann's Befürwortung bei Breitkopf & Härtel in Leipzig erschienenen ersten Compositionen, den zwei ersten Claviersonaten des Es-moll-Scherzos und des Liederheftes op. 3. Um mit Verlegern in Fühlung zu kommen, war B. nach Leipzig gereist, und trat daselbst am 17. December 1853 zum ersten Male als Pianist und Componist auf. Kurze Zeit darauf (4. Januar 1854) lernte B. in Hannover Bülow kennen, mit dem ihn lebenslange Freundschaft verband. Auch Gade, Spohr, Marschner, Löwe und Anderen trat er persönlich mehr oder minder nahe. Der innigste Verkehr entwickelte sich aber zwischen B., dem Ehepaar Schumann und Joachim. Nur zu bald sollte aber das so verheissungsvoll begonnene Verhältniss getrübt werden. Am 6. Februar 1854 stürzte sich Schumann in den Rhein und der zwar wieder gerettete, aber geistesgestörte Meister musste am 4. März der Endenicher Anstalt übergeben werden. B. stand nun der Familie in Allem und Jedem bei; auch besuchte er Schumann öfter in der Heilanstalt und machte mit ihm Spaziergänge; seine Besuche wirkten wohlthätig auf Schumann ein und er stellte dieselben erst ein, als das Ende herannahte. — Inzwischen war B. als Dirigent eines kleinen Chores und als Musiklehrer an den Hof von Detmold berufen, woselbst er eifrig an seiner eigenen Ausbildung arbeitete und eine

Reihe seiner, nach 1859 edirten Compositionen (von op. 10 an) schuf. Er gab die Stellung nach einiger Zeit auf und lebte in Hamburg, ebenfalls Unterricht ertheilend und dirigirend; er und sein Bruder Friedrich hatten jeder seinen Chor und B. benutzte diese Gelegenheit, um recht viel alter Chormusik kennen zu lernen. In der Sommerszeit weilte er entweder in der Schweiz, wo er mit Gottfried Keller, Kirchner u. A. verkehrte, in Baden-Baden, wo sich Klara Schumann — in Lichtenthal — angekauft hatte und wo er mit A. Feuerbach, Turgeniew u. A. in Beziehung trat, in Bonn und anderen Orten.

Es war fast still von B. geworden; da trat er am 27. Januar 1859 in einem Gewandhaus-Concerte mit seinem gewaltigen D-moll-Concerte hervor, das er ursprünglich als Sonate für 2 Claviere gedacht hatte. Das Stück wurde ausgezischt. B. war aber nicht der Mann, sich nur einen Augenblick irre machen zu lassen. In rascher Folge erschienen (1860—61) die beiden Serenaden, der »Begräbnissgesang«, die Frauenchöre mit Harfe und Horn. Simrock, mit dem B. von da an in lebenslänglicher Verlagsbeziehung und Freundschaft beharrte, erscheint da zum ersten Male als Verleger B.'scher Werke. — Bald veröffentlichte B. das Sextett, das ihn zunächst unter den Kammermusikspielern populär machte. 1862 folgte B.'s erste Reise nach Wien, jenem Orte, der von jeher auf Musiker eine magische Anziehungskraft ausgeübt hatte und bestimmt erschien, auch B.'s zweite Heimath zu werden. Er hatte sowohl als schaffender, wie als ausübender Künstler grossen Erfolg und sah sich von allen Seiten geehrt. Da die »Wiener Singakademie« ihm das Amt eines Chormeisters übertrug, übersiedelte er in die Kaiserstadt, wo er an Hanslick einen Freund und beredten Anwalt, an Hellmesberger einen begeisterten Interpreten gefunden hatte. Bis 1864 leitete er die Concerte der »Singakademie« im grössten Style und brachte, mehr als je einer seiner Vorgänger in Wien, die Bedeutung Seb. Bach's für die Chorcomposition zur Geltung. Aus dieser Zeit datirt seine persönliche Bekanntschaft mit R. Wagner, seine Freundschaft mit Taussig und Cornelius. Nachdem er seine Beziehung zur Akademie gelöst, brachte er ein paar Jahre auf — meist mit Joachim ausgeführten — Concertreisen zu, sich zeitweilig auch auf längere Zeit an einem Orte (so 1865 in Karlsruhe) niederlassend. Ueberall stand er im Mittelpunkte des Musiklebens. In Karlsruhe regte er die Wiederaufführung von Mehul's »Uthal« an, betheiligte sich an der, von seinen Freunden Levi und Devrient geplanten Don-Juan-Bearbeitung, in Göttingen veranlasste er Ph. Spitta, damals ein blutjunger Student, sich der Musikwissenschaft zu widmen. Nach Wien zurückgekehrt, dirigirte er von 1872 an die Concerte der »Gesellschaft der Musikfreunde«, legte 1875 die Stelle wieder nieder, blieb aber — bis an sein Lebensende — als Directionsrath an dem Institute thätig. — In Wien hatte sich inzwischen der Kreis von Verehrern und Freunden des Meisters immer mehr erweitert, der anfangs mit norddeutscher Schroffheit Auftretende hatte allgemach gar Manches vom gemüthlichen Wesen des Oesterreichers angenommen und sich an Familien und Einzelne angeschlossen. Zunehmende Anerkennung auf künstlerischem Gebiete hatte ihm ausserdem manche bittere Erfahrung seiner freudlosen Jugend, seiner durch zahlreiche Umstände getrübten Jünglingsjahre vergessen lassen. Sein immer mehr wachsender Ruhm war hauptsächlich durch das »deutsche Requiem« begründet worden, das 1865—67 nach Worten der heiligen Schrift componirt (in dieser Hinsicht besitzt das B.'sche Werk einen Vorgänger in Heinr. Schütz' um 1636

auf den Tod Heinr. Postumus in deutscher Sprache componirten »Musikalischen Exequien«) zum ersten Male am 10. April 1868 im Dom zu Bremen unter Rheinthaler's Leitung eine von durchschlagendem Erfolge begleitete Aufführung erlebt und zur Folge hatte, dass sich das Werk rasch über ganz Deutschland und Oesterreich, über die ganze musikalische Welt verbreitete. Diese denkwürdige Aufführung war übrigens nicht die erste. Herbeck hatte in Wien im zweiten Gesellschaftsconcert der Saison 1867/68 (am 1. December 1867) die drei ersten Sätze des Requiems gebracht, deren zwei erste tiefen Eindruck machten, während der dritte (mit dem grossen Orgelpunkte) auf die Opposition verbissener »Zöpfe« stiess. — Bei der oben erwähnten Bremer Aufführung fehlte noch der Satz: »Ich will Euch trösten«, der erst etwas später componirt und dem Werke eingefügt wurde. — Wie mit einem Schlage beleuchtete nun das Verständniss, welches das deutsche Requiem gefunden hatte, so manches anscheinend Dunkle in den anderen Werken des Meisters, die sich nun langsam Bahn brachen. Die beiden ersten Streichquartette, das F-moll-Clavierquintett (componirt 1863, ursprünglich Streichquintett, später auch als Sonate für zwei Claviere veröffentlicht), die beiden Clavierquartette, die Orchester-Variationen über ein Haydn'sches Thema (eines der tiefsinnigsten contrapunktischen Werke der ganzen Orchesterliteratur), die Alt-Rhapsodie (Text aus Goethe's »Harzreise im Winter«, componirt 1869), namentlich aber die Lieder erfreuten sich immer steigernder Bewunderung. Das Kriegsjahr 1870 begeisterte B. — der mit Leidenschaft an Deutschland hing — zu seinem »Triumphlied«, das zahllose Aufführungen erlebte und einen fast dem Siegeszug des »Requiem« ähnlichen Erfolg hatte.

Gewaltiges Aufsehen erregte die Nachricht, B. werde mit einer Symphonie hervortreten. Nur nähere Freunde wussten, dass er sich schon in den fünfziger Jahren mit einem derartigen Werke beschäftigt hatte (im Sommer 1854 schrieb er eine Symphonie in D-moll), dass er mehr als einmal im Laufe der Jahre immer wieder darauf zurückkam. Schon 1862 hatte B. (ungefähr um die Zeit, als er mit seinen wundervollen »Magelone-Liedern« beschäftigt war) seine C-moll-Symphonie begonnen, die endlich, nachdem sie mancherlei Umgestaltung erlebt hatte, 1876 an die Oeffentlichkeit kam. Die erste Aufführung leitete B. am 17. December in Wien. Wie so oftmals bei B.'schen Werken war die Aufnahme keine solche, die auf auch nur annäherndes Verständniss hätte schliessen lassen. — Als B. am Pulte erschien, umbrauste ihn tausendstimmiger Jubel; nach den einzelnen Sätzen war weit mehr Befremden als Begeisterung aus den Mienen der Zuhörer zu lesen. Um so unmittelbarer wirkten die zweite und dritte Symphonie, die ihre Erstaufführungen in Wien unter H. Richter am 10. Januar 1878 und am 2. December 1883 erlebten. — Das Violin-Concert, 1877 oder 1878 componirt, von Joachim in die Welt eingeführt, wurde bald als hochbedeutendes Werk erkannt und ziert dermalen die Programme der ersten Violinspieler. Es ist das dritte der grossen Concerte neben dem Beethoven'schen und Mendelssohn'schen. —

1881 (26. December) spielte B. bei den Wiener Philharmonikern zum ersten Male sein zweites Clavierconcert, das jubelnd aufgenommen wurde und vielleicht das vollendetste ist, was B. in symphonischer Form geschrieben hat. Im selben Jahre schrieb er die »Nänie« zum Gedenken des Todes Anselm Feuerbach's. Am 25. October 1885 dirigirte B. seine vierte Symphonie zum ersten Male in Meiningen, woselbst er durch Bülow's Intervention zu dem kunstsinnigen Hofe in Beziehung getreten war und hoch geehrt wurde.

er im grossen Style vorzutragen und — wenn er gut bei Stimmung war — elementar hinzureissen. Düftelei und Feinarbeit waren seine Sache nicht.

Als Mensch war B. einfach, treu und von unwandelbarer Charakterfestigkeit, bei anscheinender äusserer Rauhheit eine weiche, innige Natur, von grösster Herzensgüte. Zahlreiche Menschen hatten sich seiner werkthätigen Hilfe zu erfreuen; Wohlthaten erwies er immer in der Stille und nie in kleinem Maassstabe. Er sah sich seine Leute an, gab aber dann reichlich. — In früheren Jahren wortkarg, wurde er späterhin mittheilsam und konnte für einen ebenso geistreichen als liebenswürdigen Gesellschafter gelten. Er sprach vortrefflich und würzte seine Rede mit überraschenden, oft ziemlich sarkastischen Einfällen. In Gesprächen über Kunst vermied er es immer, seiner selbst zu erwähnen.

Als Quellen zur Biographie B.'s sind zu nennen: H. Deiters, Joh. B. (Sammlung musikalischer Vorträge No. 23, 24 und 63); H. Reimann, Joh. B. (Harmonie, Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst, Berlin W. 8); A. Morin, Joh. B. (Bechhold, Frankfurt a. M.); L. Ehlert, B. (Deutsche Rundschau 1880, Heft 9); Ph. Spitta, J. Br. (»Zur Musik« S. 387, das Erschöpfendste und Gründlichste, was über B. geschrieben wurde); J. V. Widmann, Sicilien (Huber in Frauenfeld) und desselben Autors »J. B. in Erinnerungen« (Gebr. Paetel); Alb. Dietrich, »Erinnerungen an B.« (O. Wigand); Ed. Hanslick, »Aus meinem Leben« (Paetel) und zahlreiche Aufsätze in desselben Autors »Geschichte des Concertwesens«, »Aus dem Concertsaal« und den verschiedenen Sammelwerken; J. B. (Neujahrsblatt der Allgem. Musikgesellschaft in Zürich 1898); M. Kalbeck, »Neues über Brahms« u. s. w. —

Einen Catalog sämmtlicher Werke veröffentlichte N. Simrock in Berlin; alle von B. componirten Dichtungen erschienen von Dr. G. Ophüls gesammelt unter dem Titel »Brahms-Texte« bei Simrock.

Porträts. Ausser zahlreichen Photographien aus den verschiedensten Lebensaltern (die besten aus der letzten Zeit von Brasch in Berlin und Skrivanek in Wien) existiren eine von Laurent (1853) gefertigte Silberstiftzeichnung, Radirungen von Michalek (Heck, Wien), Unger (H. O. Miethke, Wien), Moriz v. Eyken (Rieter-Biedermann), Büsten von Kundmann, Tilgner, Conrat und Fellinger, eine Medaille von Scharff.

Monumente sollen in Wien, Hamburg und Meiningen errichtet werden.

Werke und Schriften s. Börsenbl. f. d. dtsch. Buchh. 1897. No. 95.

R. Heuberger.

Marmé, Wilhelm, ordentlicher Universitäts-Professor der Pharmakologie und Geheimer Medicinalrath in Göttingen, * 19. Februar 1832 zu Dierdorf (Rheinprov.), † am 27. Juni 1897. — M. studirte in Bonn, Heidelberg, Berlin und Breslau und erlangte 1857 an letztgenannter Universität mit einer unter Jacob Moleschott's, damaligen Privatdocenten in Heidelberg, Leitung verfertigten Experimental-Untersuchung über die Wirkung des Lichtes auf den Verlauf biologischer Vorgänge die Doctorwürde. Nach Ablegung der Staatsprüfung 1858 widmete sich M. speciell der Pharmakologie und habilitirte sich 1865 für dieses Fach in Göttingen. Ausserdem las er noch über medicinische Elektricitätslehre und über Geschichte der Medicin. 1872 wurde er ausserordentlicher, 1875 ordentlicher Professor, 1892 erhielt er den Titel als Geheimer Medicinalrath. Seit 1875 war er gleichzeitig Director des Göttinger pharmakologischen Instituts. Seine zum Theil im Verein mit Theodor Husemann und G. Meissner verfertigten literarischen Arbeiten haben besonders pharmacologische, physiologische bezw. physiologisch-chemische Untersuchungen zum Gegenstande. Unter anderem veröffentlichte er Studien über die Digitalis, über die physiologische Wirkung des gechlorten Schwefeläthers, über das Verhalten des Salicins im Organismus. Die meisten dieser Detailstudien sind

in den Commentarien der Göttinger Societät der Wissenschaften publicirt. Selbständig erschienen ein kleiner Grundriss, sowie ein grösseres Lehrbuch der Pharmakognosie.

Pagel.

Michael, J., Laryngolog in Hamburg, * 1841 daselbst als Sohn eines Arztes, † am 6. Januar 1897. — M. studirte anfangs die Rechtswissenschaften und erst später die Heilkunde, mit besonderer Vorliebe Ohren- und Kehlkopfkrankheiten nach bestandenem Staatsexamen in Wien unter A. Politzer, Urbantschitsch, Stoerk und Joh. Schnitzler. Bei letzterem war er lange Zeit als Assistent thätig. Darauf liess er sich in seiner Vaterstadt als ausübender Specialist nieder und gewann allmählich eine stattliche Clientel. Zugleich widmete er sich auch der wissenschaftlichen Thätigkeit und publicirte eine Reihe von schönen Arbeiten, die besonders der therapeutischen Technik zu Gute kamen. Er gab für die Operation der adenoiden Wucherungen eine Doppelmeisselzange an, die sich lange Zeit grosser Verbreitung erfreute, ferner empfahl er zuerst die permanente Tamponade der Trachea, ein Instrument zur Pharynxerweiterung u. v. a. Mehrere Arbeiten M.'s beziehen sich auf die Physiologie der Sprache und des Gesanges, unter anderem lieferte er auch eine deutsche Uebersetzung von Mackenzie's bekannter Abhandlung aus dem Englischen. 1881 empfahl M. zuerst die Benutzung der Kathodenstrahlen zu medicinischen Zwecken. Uebrigens hat er auch auf ausserhalb seines Specialfaches liegendem Gebiete gearbeitet, so über die Behandlung der Gebärmuttervorfälle oder das Anasarka, über die Therapie der Cholera, für die er die Infusion empfahl. Auch schrieb er für das achtzigjährige Stiftungsfest des Hamburger ärztlichen Vereins eine ausgezeichnete Geschichte desselben. Seine letzte grössere Publication hatte die Behandlung der Mittelohreiterungen zum Gegenstande. M.'s Tod erfolgte ganz plötzlich an Herzlähmung mitten in seiner Thätigkeit in der Poliklinik des jüdischen Krankenhauses zu Hamburg.

Vergl. P. Heymann in Berl. klin. Wochenschr. 1897, Nr. 12.

Pagel.

Oertel, Max Josef, Laryngolog in München und bekannter Urheber einer besonderen diätetischen Curmethode, * am 20. März 1835 zu Dillingen in Bayern, † am 19. Juli 1897 als ausserordentlicher Universitäts-Professor der Kehlkopfheilkunde. — O. studirte die Heilkunde und Naturwissenschaften in München, war schon während der Studienzeit Assistent bei Karl v. Pfeufer (seit 1860) und erlangte 1863 die Doctorwürde, in demselben Jahre die Approbation als Arzt. Schon vorher hatte er begonnen sich unter Czermak's Leitung mit der damals eben inaugurirten laryngoskopischen Untersuchungsmethode vertraut zu machen. Diese Bemühungen setzte er auch nach seiner Niederlassung als Arzt mit solchem Erfolge fort, dass er sich bereits 1867 für das Fach der Kehlkopfheilkunde an der Münchener Universität als Privatdocent habilitiren konnte, und zwar war O. der Erste, der in Süddeutschland akademischen Unterricht in diesem Sonderzweig ertheilte. Schon 1876 erlangte er das Extraordinariat, das er bis zu seinem Lebensende bekleidete. O. war ein ausserordentlich fruchtbarer Schriftsteller und hat zur Pflege und zum Ausbau seines Specialfaches nicht unwesentlich sowohl als Lehrer, wie durch zahlreiche literarische Publicationen beigetragen. Doch liegt seine eigentliche Bedeutung nicht auf diesem Felde, vielmehr hat er sich ein ge-

schichtliches Andenken durch die Empfehlung und Ausbildung einer besonderen Curmethode bei gewissen Stoffwechselerkrankungen gesichert, mit der sein Name für ewig verknüpft bleiben wird. Es handelt sich um die bekannte Entziehungscur, speciell bei Verfettungszuständen, Herzbeschwerden etc., niedergelegt und rationell begründet in der Aufsehen erregenden Schrift »Therapie der Kreislaufstörungen« (1884), sowie in dem populär geschriebenen Buch »Terraincurorte«. Sehr bemerkenswerth ist ferner O.'s Abhandlung über Diphtherie (als Theil von Bd. II des grossen v. Ziemssen'schen Handbuchs der speciellen Pathologie erschienen), worin er bereits die parasitäre Aetiologie dieser Krankheit mit grosser Entschiedenheit vertritt, wesentlich in Anlehnung an die Theorie von Ferdinand Cohn. — Für das v. Ziemssen'sche Handbuch der allgemeinen Therapie bearbeitete er die respiratorische Therapie.

Vergl. Biogr. Lex. hervorr. Aerzte IV, S. 409; Voss. Ztg. vom 19. Juli 1897. Werke u. Schriften s. Börsenbl. f. d. Deutschen Buchhandel 1897, No. 176.

Pagel.

Senfft von Pilsach, Friedrich Moritz Adolf, Königlich Sächsischer General der Kavallerie z. D., * am 4. October 1816 zu Coburg, † am 15. December 1897 zu Dresden. — Seit 1829 im dortigen Kadettenkorps erzogen und aus diesem am 1. Juli 1832 dem 1. leichten Reiterregimente Prinz Ernst in Marienberg als Portépéejunker überwiesen, 1833 zum Unter-, 1839 zum Ober-Lieutenant befördert, ward er 1847 unter Ernennung zum Rittmeister dem noch jetzt lebenden Prinzen Georg als militärischer Führer beigegeben, ein Jahr darauf als Adjutant zum Prinzen Albert, dem nunmehrigen Könige, kommandirt, welchen er im Jahre 1849 auf den Schauplatz des Krieges gegen Dänemark begleitete, 1853 aber zum Major und zum Königlichen Flügeladjutanten ernannt. Nachdem er sodann die Brautwerbung seines fürstlichen Herrn um die Prinzessin Carola von Wasa vermittelt und bis zum Jahre 1857 dem Hofstaate des jungen Ehepaares angehört hatte, kehrte er als Stabsoffizier beim 3. Reiterregimente in den Frontdienst zurück, wurde 1863 Oberst und Kommandeur des 2. Reiterregiments und 1865 Kommandeur der 2. Reiterbrigade, trat nach kurzer Zeit, aus Gesundheitsrücksichten, vorübergehend auf Wartegeld, aber schon bei Ausbruch des Krieges vom Jahre 1866 von neuem in den aktiven Dienst, war während des böhmischen Feldzuges dem Oberkommando der österreichischen Nordarmee beigegeben, ward bei Neugestaltung des Sächsischen Heeres im Jahre 1867 an die Spitze der Kavalleriedivision berufen und leitete deren Ueberführung in die veränderten Verhältnisse, wurde 1868 Generallieutenant und im December 1869 in Genehmigung seines Abschiedsgesuches mit Pension zur Disposition gestellt. Als König Albert 1893 sein fünfzigjähriges militärisches Dienstjubiläum feierte, verlieh er S. den Charakter als General der Kavallerie. Dem Verstorbenen widmete sein früherer Zögling Prinz Georg einen warm empfundenen Nachruf. Nach A. v. S. war sein noch lebender Bruder Wilhelm Hugo gleichfalls Kommandeur der Königlich Sächsischen Kavalleriedivision.

B. Poten.

Schachtmeyer, Hans von, Königlich Preussischer General der Infanterie, * am 6. November 1816 zu Berlin, † am 8. November 1897 zu Celle. — Am 5. August 1833 aus dem Kadettenkorps dem 2. Garde-Regimente zu Fuss,

in welchem auch sein Vater gestanden hatte, überwiesen, wurde er seiner technischen Befähigung wegen schon früh bei den Anstalten und Vorarbeiten verwendet, welche sich mit der Einführung einer verbesserten Handfeuerwaffe zu beschäftigen hatten und aus deren Arbeiten darnach das Zündnadelgewehr hervorging. Von 1841 bis 1846 war er zur Gewehrfabrik zu Sömmerda, ein Jahr darauf zu den mit jener Waffe — im Vergleich mit dem Thouveningewehre beim Garde-Reserve- (jetzt Garde-Füsilier-) Regimente angestellten Versuchen kommandirt; sodann zur Artillerie-Abtheilung des Kriegsministeriums, wo er die Anweisung zum Schulschiessen mit dem Zündnadelgewehre bearbeitete. Und von 1855 bis 1859 stand er an der Spitze der damals zu Spandau errichteten Gewehr-Prüfungskommission. In dieser Stellung war er der Berather des Prinzen von Preussen, der technische Vertraute desselben, und wenn Jenem, dem nachmaligen Kaiser Wilhelm I., das Verdienst gebührt, durch entschiedenes Eintreten für das Zündnadelgewehr der preussischen Armee die Waffe verschafft zu haben, welcher sie in den nicht lange nachher beginnenden Kriegen einen grossen Theil ihrer Erfolge dankte, so darf dabei des Prinzen treuer Mitarbeiter nicht vergessen werden, dessen Kaiser Wilhelm selbst bis an sein Lebensende mit grösster Anerkennung und nie erlöschendem Wohlwollen gedacht hat. Nachdem die Ausrüstung mit der Waffe durchgeführt war, wurde Sch., welcher 1852 zum Hauptmann im 1. Garde-Regiment zu Fuss befördert worden war, in diesem alsdann drei Jahre lang eine Kompagnie geführt hatte, 1856 zum Major, 1860 zum Oberstlieutenant aufgerückt, bei der Mobilmachung von 1859 Bataillons-Kommandeur im 1. Garde-Regimente zu Fuss und darauf Kommandeur des Lehr-Infanterie-Bataillons gewesen war, im Jahre 1861 zum Oberst und zum Kommandeur des in Trier garnisonirenden Hohenzollernschen Füsilier-Regiments No. 40 ernannt, dessen kriegsmässige Ausbildung und innerliche Tüchtigkeit nun die stetig verfolgten und glücklich erreichten Endziele seines dienstlichen Strebens wurden. Es war ihm jedoch nicht vergönnt das Regiment in das Feld zu führen. Vielmehr wurde er bei Ausbruch des Krieges vom Jahre 1866 unter Beförderung zum Generalmajor zum Kommandeur der aus den Rheinischen Regimentern No. 30 und No. 70 bestehenden, zur Division Beyer gehörenden 32. Infanterie-Brigade ernannt, an deren Spitze er den Mainfeldzug mitmachte; aber schon am 10. Juli im Gefechte von Hammelburg wurde er, nachdem ihm ein Pferd unter dem Leibe erschossen und er selbst durch mehrere Kugeln kontusionirt worden war, durch einen Schuss in die rechte Hand kampfunfähig gemacht.

Nach Friedensschluss erhielt er das Kommando der neu aufgestellten 41. Infanterie-Brigade zu Frankfurt am Main, wo er unter schwierigen Verhältnissen sich bald grosse Beliebtheit und Vertrauen in weiten Kreisen erwarb, und bei Ausbruch des Krieges gegen Frankreich, gleichzeitig zum Generallieutenant befördert, das Kommando der 21. Infanterie-Division, deren Stabsquartier ebenfalls Frankfurt gewesen war. Schon am 4. August nahm die ihm unterstellte 41. Infanterie-Brigade am Treffen von Weissenburg namhaften Antheil und am 6. d. M. kämpfte die ganze Division bei Wörth an einem der Brennpunkte der Schlacht, ohne dass jedoch ihr Kommandeur, wie vielfach im Verlaufe des Feldzuges vorkam, zu einheitlicher Verwendung der ihm unterstellten Truppen gelangt wäre. Aehnlich war es bei Sedan, wo General v. Sch., nachdem General von Gersdorff tödtlich verwundet war, das Kommando des XI. Armeekorps übernahm. Dieses Korps führte er sodann in die Einschliessungslinie von Paris, von wo aber die zweite der zu demselben gehörigen

Divisionen, die 22. unter General von Wittich, sehr bald behufs anderweiter Verwendung abberufen wurde. Zu besonderem Hervortreten gab ihm der Aufenthalt vor Paris keine Veranlassung, da keiner der Ausfälle der Besatzung sich gegen die ihm bei Versailles angewiesene Stellung richtete.

Nach der Heimkehr vertauschte er das Kommando der 21. mit dem der 8. Division zu Erfurt, wurde am 25. Mai 1875 zum Gouverneur von Strassburg, wo die Verhältnisse viel Geschick und Arbeit erforderten, am 22. März 1876 zum General der Infanterie und am 26. Januar 1878, als man vielfach seine Laufbahn im Hinblick auf seine Harthörigkeit für abgeschlossen hielt, zum kommandirenden General des XIII. (Königlich Württembergischen) Armeekorps ernannt, eine Wahl, welche sich als eine in jeder Richtung glückliche erwiesen hat. Als er am 15. Mai 1886 in Genehmigung seines Abschiedsgesuches zur Disposition gestellt worden war, nahm er seinen Wohnsitz zu Celle, wo er eine verwittwete Schwester hatte; seine Leiche wurde zu Gotha verbrannt. An äusseren Ehren wurden ihm, nachdem er aus dem Kriege von 1870/71 beide Klassen des Eisernen Kreuzes und den Orden pour le mérite zurückgebracht hatte, u. a. der Schwarze Adlerorden und aus Anlass des im Jahre 1885 abgehaltenen Kaisermanövers die Ernennung zum Chef des Pommerschen Füsilier-Regiments No. 34 zu theil.

Militär. Wochenblatt No. 102, Berlin 17. November 1897.

B. Poten.

Stocken, Eduard von, Königlich Preussischer Generallieutenant z. D., * am 27. October 1824 zu Halberstadt, † am 24. October 1897 zu Hannover. — St. war für den Beruf seines Vaters, das Postfach, bestimmt, als die Zeitverhältnisse ihn zum Soldaten machten. Am 1. April 1847 als Einjährig-Freiwilliger beim 10. Infanterie-Regimente zu Breslau in den Dienst getreten, nahm er, als Sekondlieutenant beim 3. Bataillone (Sorau) des 12. Landwehr-Regiments, im Jahre 1849 an der Bekämpfung der Aufständischen in der Pfalz und in Baden theil, ward, zu den Berufsoffizieren übertretend, mit einem Patente vom 15. August 1850 in das 14. Infanterie-Regiment eingereiht und gelangte schon am 1. October 1851, durch seine Kommandirung als »Militäreleve« zur Central-Turnanstalt in Berlin, zur Verwendung in einem Ausbildungszweige, zu dessen Entwickelung und Vervollkommnung er demnächst in verschiedenen Stellungen in so hohem Grade beigetragen hat, dass er mit Recht als der Hauptbegründer der Militärgymnastik im preussischen Heere bezeichnet worden ist. Nach einander Hilfs- und Militärlehrer, seit dem Herbst 1863 Unterrichtsdirigent der genannten Anstalt, hat er derselben bis zum Jahre 1869 mit einigen Unterbrechungen — Kommandirung von 1854 bis 1858 zur Divisionsschule in Erfurt und Theilnahme am Feldzuge des Jahres 1866 in Böhmen, wo er eine Kompagnie seines oben genannten Regimentes führte — fortwährend angehört. Zum Major aufgerückt, trat er am 18. Juni 1869 als Bataillonskommandeur beim 3. Brandenburgischen Infanterie-Regimente No. 20 in die Front zurück und befehligte dieses sowie zeitweise auch das Regiment im Feldzuge gegen Frankreich mit solcher Auszeichnung, dass ihm das Eiserne Kreuz 1. Klasse und der Adelstand verliehen wurden. Namentlich am 16. August 1870 ist er hervorgetreten. An der von Vionville nach Rezonville führenden Strasse hat er sich mit den Resten seiner Mannschaft bis zum Abend behauptet und dann erklärte er sich »mit Freuden bereit«, bei dem auf Befehl des Prinzen Friedrich Karl unternommenen nächtlichen Vorstosse

mitzuwirken. Gleich vortrefflich waren seine Haltung und seine Leistungen im ferneren Verlaufe des Krieges. Namentlich bei dem Schlussakte vom Januar 1871, welcher zur Einnahme von le Mans führte. Am 6. Januar hatte er im Gefechte von Azay eine leichte Wunde davongetragen. Nachdem er sodann bis 1873 der Besatzungsarmee angehört hatte, ward ihm 1876 zunächst die Führung, bald darauf das Kommando des Grenadier-Regiments Kronprinz (1. Ostpreussisches) No. 1 zu Königsberg übertragen, welche Stellung er am 12. März 1878 mit der an der Spitze des 3. Garde-Grenadier-Regiments Königin Elisabeth zu Spandau vertauschte; im August 1882 wurde er Kommandeur der 22. Infanterie-Brigade zu Breslau, am 12. Juni 1886 trat er in den Ruhestand. Seit 1868 Major, seit 1873 Oberstlieutenant, seit 1876 Oberst, seit 1882 Generalmajor, erhielt er bei dieser Gelegenheit den Charakter als Generallieutenant. Er nahm nun seinen Wohnsitz zu Hannover. — »Die Königliche Central-Turnanstalt zu Berlin« hat St. im vierten Beihefte zum Militär-Wochenblatte vom Jahre 1869 geschildert; ausserdem sind vielfach aufgelegt die von ihm verfassten »Uebungstabellen für den systematischen Betrieb der Militär-Gymnastik«.

Militär. Wochenblatt No. 112, Berlin 18. December 1897.

B. Poten.

Sievert, Auguste, Schriftstellerin und Malerin, * am 31. October 1824 in Siegen (Westfalen), † am 4. Januar 1897 in Wettin a. d. Saale. Sie war die Tochter eines Bergbeamten aus dessen zweiter Ehe und verlor ihren Vater schon in ihrem siebenten Lebensjahre. Die Mutter siedelte nun mit ihren vier Kindern nach ihrem Geburtsorte Wettin über, wo sie und auch ihre Tochter Auguste bis an ihr Lebensende verblieben. Auguste betrieb mit vielem Talent die Malerei und war längere Zeit Schülerin von Prof. Schirmer in Dresden; namentlich in der Kleinmalerei von Blumen (Streumuster) offenbarte sie viel Verständniss und grosses Geschick, doch kamen ihre Arbeiten nicht über den Kreis ihrer Freunde hinaus. Auguste S. war verlobt mit dem Prediger Wilhelm Ewerth in Wettin, doch starb der Bräutigam 1850 kurz vor der Hochzeit; eine weitere Werbung hat sie abgelehnt und ist unverheirathet geblieben. Bald nach diesem schweren Verluste griff sie zur Feder und schrieb ihre ersten Erzählungen für das Nathusius'sche »Volksblatt für Stadt und Land«. Ihre seiner Zeit viel gelesenen Schriften sind: »Ein Waisenkind. Eine Erzählung« (1854); »Deutsche Heldensage« (1856); »Licht und Schatten in eines Malers Leben« (1858); »Bilder aus dem Alltagsleben« (1860); »Gertrud. Eine Erzählung« (1860); »Der grüne Winkel. Eine Erzählung« (1862); »Drei Erzählungen für Kinder« (1864).

Nach Mittheilungen aus der Familie.

Franz Brümmer.

Simiginowicz-Staufe, Ludwig Adolf, der erste deutsche Poet der Bukowina, * am 28. Mai 1832 in Suczawa in der Bukowina, † am 19. Mai 1897 in Czernowitz. — Er war väterlicherseits rutenischer, mütterlicherseits deutscher Abkunft, erhielt seine Bildung in der Volksschule seiner Vaterstadt und in der Unterrealschule zu Czernowitz, wo ihn der Ausbruch der Wiener Revolution zu seinem ersten Gedicht begeisterte, das er unter dem Namen Adolf Sand drucken liess, und ging dann nach Wien, wo er als ausserordentlicher Hörer Vorlesungen an der Universität besuchte. Als Lehramtskandidat kehrte er

1850 an die Unterrealschule in Czernowitz zurück, wurde 1851 Zeichenadjunkt an derselben Anstalt und 1852 Lehramtskandidat an der Schottenfelder Realschule in Wien. Hier setzte er seine Studien an der Universität fort, war auch für die verschiedensten Blätter journalistisch thätig. 1856 kehrte er in die Heimat zurück, wurde Supplent am Gymnasium zu Czernowitz und gab hier von 1856 bis Ende 1858 die »Familienblätter« heraus. Dann wurde er Lehrer am römisch-katholischen Gymnasium in Kronstadt (Siebenbürgen) und, nachdem er sich 1876 an der Universität Klausenburg die Lehrbefähigung für Geschichte, Geographie und Deutsch für ungarische Mittelschulen erworben, noch in demselben Jahre Hauptlehrer an der k. k. Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalt in Czernowitz. Bald darnach zum Professor ernannt, verblieb er in dieser Stellung bis an seinen, nach längerer schwerer Krankheit erfolgten Tod. — Als Dichter tritt uns S. entgegen in seinen »Hymnen« (1850), in dem »Album neuester Dichtungen« (1852), in den »Heimatgrüssen aus Niederösterreich« (1855) und in dem mit Moritz Amster herausgegebenen »Poetischen Gedenkbuch« (1875); als Uebersetzer lernen wir ihn kennen durch seine »Romanische Poeten in ihren originalen Formen und metrisch übersetzt« (1864) und durch seine »Kleinrussischen Volkslieder« (1888), als Sammler durch seine »Volkssagen aus der Bukowina« (1885).

Persönliche Mittheilungen. — Bukowinaer Pädagogische Blätter. 25. Jahrgang. Czernowitz 1897, S. 154.

Franz Brümmer.

Zündt, Ernst Anton, Publicist und Dichter, * am 12. Januar 1819 zu Georgenberg bei Mindelheim im Algäu, dem zu Bayern gehörigen Theile Schwabens, † am 2. Mai 1897 zu Jefferson City in Nordamerika. — Seinen Vater, der die Feldzüge der bayerischen Armee unter Napoleon mitgemacht, hatte er früh verloren, und so war er denn nach München in ein Seminar gekommen, wo er seine Erziehung erhielt und daneben das Gymnasium besuchte. Auch seine Studien in Philosophie und Jurisprudenz machte er an der Universität in München. Unmittelbar darauf liess er ein Bändchen Gedichte unter dem Titel »Einsame Stunden« (1842) ausfliegen, die den Autornamen »Ernst Zündt, Freiherr von Kenzingen« tragen. Ueber die folgenden Jahre seines Lebens schweigen die Biographen; sie berichten nur, dass sich die Umstände für Z. in Deutschland ungünstig gestalteten, und dass er deshalb 1857 mit Frau und zwei Knaben nach den Vereinigten Staaten auswanderte. In Greenbay, Wisconsin, gründete er zunächst eine Zeitung, die »Greenbay Post«, gab dieselbe aber schon nach zehn Monaten wieder auf und siedelte nach Milwaukee über, wo er Privatunterricht ertheilte und während eines Winters die Stelle als Regisseur beim dortigen Stadttheater bekleidete. Später redigirte er daselbst neun Monate den »Gradaus«, arbeitete eine Zeit lang am »Herold« und »Banner« und nahm dann eine Stelle als Lehrer an den öffentlichen Schulen an, die er drei Jahre lang bekleidete. Da indessen alle diese Stellungen ihm keine dauernde, feste Position boten, so begab er sich nach St. Louis, wo er drei Jahre lang als Mitarbeiter an der »Westlichen Post« thätig war, und 1868 nach Jefferson City, der Staatshauptstadt von Missouri, wo er bis 1876 deutschen Unterricht an den öffentlichen Schulen ertheilte. Dann ging er wieder nach St. Louis zurück. Schwere Jahre der Heimsuchung infolge von Krankheiten und anderen Unglücksfällen warteten hier seiner, und schliesslich war er froh, einige kleine Beamtenstellen verwalten zu können.

Von 1886 bis 1888 lebte er als Redacteur der »Freien Presse« in Minneapolis; dann zog er sich nach Jefferson City zurück, um in der Familie seines Sohnes seinen Lebensabend zu beschliessen. — »Sein bestes Können tritt uns in seinen episch-didaktischen Dichtungen entgegen, die alle in grossem Stile abgefasst sind. Viele seiner Gedichte sind politischen Inhalts. Sonst erinnern seine lyrischen Gedichte vielfach an Brentano und Heine; dieselbe Ironie und Gracie auf der einen, und der volksthümliche Ton, sowie der geheimnissvolle Hauch auf der anderen Seite.« Die Dichtungen Zündt's liegen in zwei Sammlungen vor, »Lyrische und dramatische Dichtungen« (1873), worin u. a. das Originaldrama »Jugurtha« enthalten ist, und »Dramatische und lyrische Dichtungen« (1879), welche Sammlung u. a. die Märchendichtungen »Aschenbrödel«, Dornröschen«, »Eisfee« enthält.

Dr. G. A. Zimmermann: Deutsch in Amerika. Beiträge zur Geschichte der deutsch-amerikanischen Literatur. 2. Aufl. Chicago 1894, S. 121. — New Orleans, Deutsche Zeitung vom 10. Mai 1897.

Franz Brümmer.

Bender, Hermann, Dr., Gymnasialrector, * am 13. Juni 1835 in Ilsfeld (im württembergischen Oberamt Besigheim), † am 21. April 1897 in Kirchheim unter Teck, vermählt am 10. October 1865 in Urach mit Clotilde von Schramm. — Der Bietigheimer Lateinschule, dem niederen Seminare Blaubeuren und dem Tübinger Stifte verdankte er seine Ausbildung. Das philologische Studium in Württemberg schmachtete damals noch völlig in den Banden der Theologie. So sah sich B. trotz entschiedener Hinneigung zu jenem genöthigt, sich gleichzeitig dieser zu widmen und die erste theologische Dienstprüfung zu erstehen. Dann aber wandte er sich ganz dem humanistischen Lehrfache zu. Nachdem er kurze Zeit als Hauslehrer in Königsberg gewirkt hatte, wurde er 1859 Repetent am Uracher Seminar, 1865 Präceptor in Geislingen, 1868 Professor am Tübinger Gymnasium und 1881 Rector des Ulmer Gymnasiums. Dieser letzte Wirkungskreis befriedigte ihn in so hohem Grade, dass er damit nicht einmal die Leitung eines hauptstädtischen Gymnasiums vertauschen wollte. Seine Verdienste wurden durch die Ertheilung des Titels eines Oberstudienrathes anerkannt. Am 25. October 1895 setzte ein Schlaganfall seiner Thätigkeit unvermuthet ein vorzeitiges Ziel. Da sich die erhoffte Besserung nicht einstellte, musste er sich in den bleibenden Ruhestand versetzen lassen und siedelte, als ein völlig gebrochener Mann, im September 1896 nach dem freundlichen Städtchen Kirchheim am Fuss der schwäbischen Alb über. Hier kam ihm schon nach einem halben Jahre der Tod als Erlöser. — B. war unter den württembergischen humanistischen Schulmännern der Gegenwart einer der bedeutendsten, gleich vorzüglich als Pädagoge wie als Philologe. Mit seinem Tübinger Schulamte hatte er seit 1877 einen erfolgreich durchgeführten Lehrauftrag für Gymnasialpädagogik an der Universität vereinigt. 1885 bis 1895 gehörte er der Prüfungskommission für humanistische Lehrämter an und zeigte dabei gleichermassen ein seltenes examinatorisches Geschick, Schärfe des Blickes, Milde des Urtheils. In durchaus humanem und liberalem Geiste leitete er auch die ihm unterstellte Anstalt. Er gab Lehrern und Schülern ein Vorbild treuer, aber nicht pedantischer Pflichterfüllung, wusste die Autorität ohne strenge Massregeln aufrecht zu erhalten und erwarb sich die Achtung aller, die zu ihm in irgend welche Beziehungen traten. Im Unterrichte wirkte der vielseitig gebildete und geistig bewegliche Mann stets anregend; sogar ein trockener Humor war ihm eigen,

den man ihm auf den ersten Blick nicht zutraute. Für sein humanistisches Ideal trat er mit grosser Entschiedenheit in Wort und Schrift ein: bei Versammlungen von Fachgenossen, in Schulreden, in Aufsätzen. Von seinen Gymnasialreden veranstaltete er 1887 eine Buchausgabe; seine pädagogischen Aufsätze legte er hauptsächlich im Correspondenzblatt für die Gelehrten- und Realschulen Württembergs nieder, an dessen Redaction er Jahre lang betheiligt war. Als klassischer Philologe umspannte er das ganze weite Gebiet dieser Wissenschaft; doch that er sich namentlich als Latinist hervor, bezogen sich seine schriftstellerischen Arbeiten vorzugsweise auf römisches Alterthum. Sein anziehendes Hauptwerk »Rom und römisches Leben im Alterthum« erschien 1880. Ausserdem verfasste er: »Der jüngere Plinius nach seinen Briefen« 1872, »Grundriss der römischen Literatur-Geschichte« 1876, zweite Auflage 1889, »Anthologie aus römischen Dichtern« 1884, »Römische Geschichte im Abriss« 1891.

Schwäbische Kronik vom 22. April 1897 (Mittagsblatt), Staatsanzeiger für Württemberg vom 23. April 1897, Neues Correspondenzblatt für die Gelehrten- und Realschulen Württembergs 1897, Heft 5, S. 177f.

Rudolf Krauss.

Beyttenmiller, Theodor, Dichter, * am 2. Februar 1820 im württembergischen Oberamtsstädtchen Weinsberg, † am 27. December 1897 in Stuttgart. — B. wurde von Justinus Kerner, einem Freunde seines Vaters, der in Weinsberg Präceptor war, aus der Taufe gehoben, und seine Mutter rühmte sich, eine Grossnichte von Schiller's Mutter zu sein. So fehlte es an glücklichen Vorbedeutungen für eine künftige Poetenlaufbahn nicht. Zunächst fasste den Knaben das Leben hart an. Er verlor frühzeitig seine Eltern und musste 1828 in das Stuttgarter Waisenhaus verbracht werden. Seit 1835 wurde er in dem damit verbundenen Seminar zum Volksschullehrer herangebildet, wirkte sechs Jahre als Lehrgehilfe an verschiedenen württembergischen Schulen und begab sich 1845 auf das Stuttgarter Polytechnikum, um sich auf das Reallehrerexamen vorzubereiten, dessen zwei Theile er 1848 und 1849 erstand. Daneben war er von 1846—1850 Erzieher der beiden Söhne des Fürsten Gortschakoff, russischen Gesandten in Stuttgart, des nachmaligen Kanzlers. Die folgenden Jahre (1850—1856) verlebte er als Hofmeister im Hause seines Gönners, des Oberststallmeisters Grafen Taubenheim. Dann trat er in den öffentlichen Schuldienst ein und wurde nach einigen kürzeren provisorischen Verwendungen 1857 in Stuttgart definitiver Elementarlehrer, später Reallehrer an unteren Klassen, zuletzt mit dem Titel eines Oberreallehrers. 1894 in den Ruhestand versetzt, verbrachte er seinen Lebensabend in Stuttgart, bis eine Herzlähmung sein plötzliches Ende herbeiführte.

Als Poet trat B. in jüngeren Jahren mit zwei lyrischen Sammlungen hervor: »Gedichte« (Stuttgart, bei C. F. Arnold, 1846) und »Maiglöckchen« (Cannstatt, bei L. Bosheuyer, 1854). Er verfügt über beträchtliche Gewandtheit im Versemachen und weiss die Worte gut zu setzen, die poetischen Redeblumen geschickt zu verwenden. Während das erste Buch noch durch die vielen unreinen Reime entstellt wird, haftet dem zweiten auch dieses formelle Gebrechen nicht mehr an. In beiden finden sich unleugbar zahlreiche schöne und gute Gedichte. Aber man wird nicht recht warm dabei. Des Dichters Klagen und sein Jubeln, sein Liebesschmerz und seine Liebeslust vermögen die Seele des Lesers nicht in sympathetische Schwingung zu versetzen. Der ganze Ton dieser Poesie ist zu weichlich schmachtend, die ganze Stimmung

zu feierlich ernst; vergebens sehnt man sich nach einem Tropfen schwäbischen Humors. Vor allem aber vermisst man die Ursprünglichkeit der Begabung. Goethe'sche, Kerner'sche Reminiscenzen sind nicht selten, und auch da, wo sich keine direkten fremden Einflüsse nachweisen lassen, kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass der Dichter Ureigenes nicht zu bieten habe. Die späteren, nicht mehr gesammelten Erzeugnisse B.'s waren hauptsächlich patriotische Gelegenheitsgedichte, die er zu nationalen Fest- und Gedenktagen für Journale oder militärische Vereine verfertigte. Ausserdem gab er 1861 das Lehr- und Handbuch »Unsere alt- und mittelhochdeutschen Dichter«, sowie mehrere lyrische Anthologien heraus. Auch sonst entfaltete er mannichfache literarische Thätigkeit, so als Mitarbeiter und eine Zeit lang als Theaterreferent des Stuttgarter Neuen Tagblattes und sechs Jahre als Redakteur der Stuttgarter Frauenblätter. Im Uebrigen lebte der einfache Mann ziemlich still und zurückgezogen dahin. Seine letzte öffentliche That war die keineswegs nothwendige Begründung eines Kernervereins in Stuttgart.

Franz Brümmer, Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des neunzehnten Jahrhunderts, 4. Ausgabe, I, S. 119f., Nekrologe, namentlich im Stuttgarter Neuen Tagblatt vom 28. December 1897.

Rudolf Krauss.

Müller, Wilhelm, ein jüngeres Mitglied des einst berühmten Gebrüder Müller-Quartetts, * am 1. Juni 1834 zu Braunschweig, † in der zweiten Hälfte des Jahres 1897 in New York. — Er war der Sohn von Karl Friedrich M., des ersten Violinisten des einst berühmten Gebrüder Müller-Quartetts, welches in den Jahren 1831 bis 1855 Europa in Erstaunen durch seine Leistungen setzte. Das jüngere Gebrüder Müller-Quartett trat 1855 an Stelle des älteren, als der Bratschist Theodor Heinrich Gustav mit Tode abging. Der Herzog von Meiningen nahm es in seine Dienste und von hier aus unternahmen sie alljährlich ihre Concertreisen. Als Karl, der erste Violinist, 1866 nach Wiesbaden ging, folgten ihm seine Brüder, sowie später nach Rostock; als aber Wilhelm eine Anstellung als Solo-Violoncellist und Lehrer an der Hochschule für Musik in Berlin erhielt, löste sich das Quartett auf. Wilhelm vereinigte sich mit Joachim, De Ahna und Schiver zu dem berühmten Quartette in Berlin, trat auch öfter in Concerten auf und bewies sich nicht nur als Virtuose, für den es keine technischen Schwierigkeiten giebt, sondern auch als Künstler, der in den geistigen Gehalt der Werke eindringt und ihnen den entsprechenden Ausdruck verleiht. Im Jahre 1879 ging er nach Amerika. Anfänglich machte er sein Glück im neuen Welttheil, doch bald verschwand sein Name aus den Zeitungen und jetzt melden sie nur ganz kurz seinen Tod. An Compositionen ist von ihm nichts bekannt geworden, doch gab er 1871 eine Reihe Transcriptionen heraus für Violoncell und Pianoforte, die sich durch eine geschmackvolle Auswahl als geschickte Bearbeitung erweisen.

Quellen: Hugo Riemann's Lexikon, Lessmann's Musikzeitung 1897, S. 641.

Rob. Eitner.

Preyer, Thierry William, Physiolog in Jena und Berlin, * am 4. Juli 1841 zu Moss-Side (bei Manchester), † am 15. Juli 1897 in Wiesbaden. — P. erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung in London, Duisburg und Bonn, studirte dann die Heilkunde und Naturwissenschaften in Bonn, Berlin, Wien, Heidelberg und Paris (unter Max Schultze, Helmholtz, Carl Ludwig, Brücke,

du Bois-Reymond, Virchow und Claude Bernard), erlangte 1862 die philosophische, mit der Abhandlung über Plautus impennis, 1866 die medicinische Doctorwürde und 1867 in Bonn die Approbation als Arzt, nachdem er hier schon seit 1865 als Privatdocent habilitirt war. 1869 erhielt er die Berufung auf den ordentlichen Lehrstuhl der Physiologie in Jena, den er bis 1888 behielt, um dann aus Gesundheitsrücksichten Jena mit Berlin zu vertauschen. Hier gehörte er bis zu seinem Lebensende dem Lehrkörper der Universität an; doch hatte er in Folge schweren Nieren- und Leberleidens die letzte Zeit in Wiesbaden zubringen und sich von jeder wissenschaftlichen Thätigkeit zurückziehen müssen. P. gehört zu den bedeutenderen Physiologen bezw. Biologen der Gegenwart und hat sich besonders dadurch ein grosses Verdienst erworben, dass er die ihm im hohen Masse eigene Gabe der populären Darstellung wissenschaftlicher Probleme verwerthete, die denn auch in seinen ebenso zahlreichen als gediegenen Schriften zum treffenden Ausdruck kommt. Er gehörte vor Allem zu den eifrigsten Vertretern des Darwinismus und hat durch Wort und Schrift für dessen Popularisirung und Verbreitung ebenso kräftig wie erfolgreich gesorgt. Ebenso hat P. das Verdienst, das Problem des Hypnotismus in wissenschaftlich rationeller Weise begründet und aufgeklärt zu haben. P. nahm sich ferner gewisser, die allgemeine Bildung, das Unterrichts-, Schulwesen, die Pädagogik etc. betreffenden Angelegenheiten an und förderte diese durch populär-wissenschaftliche Veröffentlichungen im reformatorischen Sinne, indem er besonders die Wichtigkeit der Pflege des deutschen Sprach- und eines naturwissenschaftlichen Unterrichts gegenüber der sogenannten humanistischen Bildung in den Vordergrund zu rücken suchte. Diese Arbeiten lenkten seine Aufmerksamkeit zugleich auf die Psycho-physiologie des Kindes, die er in einer grösseren Monographie unter dem Titel »Die Seele des Kindes« (1882) darlegte. Weitere Schriften P.'s betreffen Untersuchungsresultate über die Wirkungen der Blausäure, über Blutfarbstoff, Blutkrystalle, die Ursache des Schlafes (die er bekanntlich von der Anhäufung gewisser Ermüdungsstoffe im Gehirn herleiten wollte, sodass die Milchsäure nach P. ein gutes Schlafmittel sein sollte), über Farben- und Temperatursinn, akustische Untersuchungen (über die Lehre von der Konsonanz und die untere Grenze der Tonempfindung), graphologische Studien, Elemente der reinen Empfindungslehre, Elemente der allgemeinen Physiologie (mit einer kurzen geschichtlichen Einleitung) u. v. A.

Vergl. Biogr. Lexion hervorr. Aerzte IV, S. 625; Voss. Ztg. vom 15. Juli 1897. Werke u. Schriften s. Börsenbl. f. d. Deutschen Buchhandel 1897, No. 174.

Pagel.

Schleis von Löwenfeld, Max Josef, Geheimer Ober-Medicinalrath in München, vormaliger Leib-Wundarzt des Königs Maximilian, * am 7. Juni zu Sulzbach als Sohn von Christoph Raphael S. (1772 bis 1852), † am 10. Februar 1897. — Sch. studirte an der Ludwig-Maximilians-Universität zu München und erlangte daselbst 1832 die Doctorwürde mit der von der medicinischen Facultät vorher preisgekrönten Dissertation: »De viis proximis ad organa intus posita, quae in eorum passionibus inflammatoriis vel similibus patent medico in usum sanguinis evacuationis«, wurde als Privatassistent von Philipp von Walther in die Praxis eingeführt und war von 1833—1836 Assistent desselben in der Klinik am städtischen allgemeinen Krankenhause (links der Isar) in München. Mit Hilfe eines Staatsstipendiums machte er darauf eine grössere wissen-

schaftliche Reise, wobei er die bedeutenderen Städte Deutschlands, ferner Paris, England, Holland und Belgien besuchte. Nach der Rückkehr liess er sich in München als Arzt nieder, verwaltete kurze Zeit eine Bezirksarmenarztstelle daselbst und später nach dem Abgange Stromeyer's von München nach Freiburg interimistisch die Stelle alle Chefarzt der chirurgischen Klinik und der Abtheilung für Augenkranke an dem oben genannten Krankenhause. 1840 wurde er zum Königl. Hofstabschirurgen, 1848 zum Königl. Hofstabsarzt ernannt, 1851 als Nachfolger des verstorbenen von Walther zum Leibchirurgen von König Max II., nach dessen Tode er von Ludwig II. 1864 mit dem Titel und Rang eines Königl. Ober-Medicinalraths und 1882 am 50jährigen Doctorjubiläumstage mit dem Titel eines Königl. Geheimraths ausgezeichnet wurde. Sch. war ein fruchtbarer Schriftsteller. Von seinen Schriften, deren Verzeichniss in der unten angegebenen Quelle nahezu vollständig zu finden ist, nennen wir: »Die Lithotripsie in Bezug auf Geschichte, Theorie und Praxis derselben u. s. w. (München 1838); »Die Lethalitätszustände der Verletzungen in gerichtsärztlicher Beziehung« (ebenda 1844); »Skizze zu einem Lehrbuch für eine allgemeine pathologische Anatomie« (ebenda 1847); »Zur Symptomatologie und Therapie der Prostatakrankheiten« (ebenda 1858).

Vergl. Biogr. Lexicon hervorr. Aerzte V, S. 233.

Pagel.

Stark, Karl, Irrenarzt, * 1837, † als Director der vereinigten Irrenanstalten Stephansfeld-Hoerdt und Kaiserl. Sanitätsrath. — St. studirte und promovirte in Jena, erhielt 1862 die Approbation als Arzt, war eine Zeit lang in der Heilanstalt Kenneburg, seit 1873 als zweiter Arzt, seit 1876 als Director der erstgenannten Anstalten thätig, für deren Ausbau und Reformation er mit Energie eintrat. Auch publicirte er u. A. 1871 die Monographie: »Die psychische Degeneration des französischen Volks, ein irrenärztlicher Beitrag zur Völkerpathologie«.

Pagel.

Wachholtz, Robert von, Herzoglich Braunschweigischer Generallieutenant z. D., * am 16. November 1816 zu Braunschweig, † am 28. December 1897 ebenda, ein Sohn des 1841 verstorbenen, als Verfasser interessanter Aufzeichnungen über seine Erlebnisse in der altpreussischen Armee und in dem Korps des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig bekannt gewordenen Generals von Wachholtz, kam im April 1836 aus dem Kadettenkorps als Sekondlieutenant in das Leibbataillon und wurde 1840 zum Premierlieutenant befördert. Nachdem er von 1841 bis 1846 als Lehrer an seiner Bildungsstätte thätig gewesen war, besuchte er 1846/47 die Generalstabsakademie zu Hannover, nahm im Jahre 1848 als Generalstabsoffizier am Feldzuge des X. Deutschen Bundesarmeekorps in Schleswig theil und ward nach Beendigung des Krieges als Hauptmann und Kompagniechef in das Infanterie-Regiment versetzt. Während der Jahre 1849 bis 1867 wurde er theilweise im Frontdienste, theilweise im Generalstabe verwendet und war zum Oberstlieutenant aufgestiegen, als die in Gemässheit des Eintrittes Braunschweigs in den Norddeutschen Bund erfolgende Umgestaltung des Braunschweigischen Feldkorps seine Ernennung zum Kommandeur des Landwehrbezirkes Braunschweig II, unter gleichzeitiger Stellung zur Disposition, veranlasste. Aus diesem Verhältnisse berief ihn im April 1872 Herzog Wilhelm als Flügeladjutanten in seine nächste

Umgebung, gleichzeitig wurden ihm die Geschäfte des Generaladjutanten und die Inspektion des Gendarmeriekorps übertragen, 1873 rückte er zum Oberst, 1881 zum Generalmajor auf. Nach des Herzogs am 13. October 1884 erfolgten Tode blieb er in gleicher Verwendung bei dem Regenten des Herzogthums, Prinzen Albrecht von Preussen, führte die Verhandlungen auf Grund deren eine Militärkonvention mit Preussen abgeschlossen wurde und die Braunschweigischen Truppen im Jahre 1886 in den Verband des Preussischen Heeres traten, und ward am 8. Mai 1889, unter Verleihung des Charakters als Generallieutenant, zum Generaladjutanten des Prinzregenten ernannt. General v. W., der letzte Träger der alten schwarzen Uniform, war eine in Stadt und Land wohlbekannte Persönlichkeit; das Vertrauen und die Werthschätzung, deren er sich in allen Kreisen der Bevölkerung erfreute, kamen unter Anderem in seiner Ernennung zum Ehrenvorsitzenden des Braunschweigischen Landesverbandes und zum Ehrenmitgliede des Bürgervereins der Stadt Braunschweig zum Ausdrucke.

B. Poten.

Weiss, Hermann, Königlich Preussischer Geheimer Regierungsrath und Professor, * am 2. April 1822 zu Hamburg, † am 21. April 1897 zu Berlin. — W., ein hervorragender Kenner der Kostümkunde aller Zeiten und Länder, war der Sohn eines hochangesehenen Schauspielers, mit welchem er, als dieser an das Königliche Theater berufen wurde, schon im Jahre 1827 nach Berlin kam. Der Vater bestimmte den Sohn für das Maschinenfach und dieser trat daher, nachdem er die Schule verlassen hatte, 1839 zu Berlin bei einem Mechaniker in die Lehre. Aber die Arbeit am Schraubstocke genügte dem von Wissensdurst und von Enthusiasmus für die Kunst erfüllten Jünglinge nicht lange, er vertauschte die Werkstatt bald mit dem Atelier und wurde Maler. Für seinen neuen Beruf bildete er sich zunächst bei dem Geschichts- und Bildnissmaler J. F. Otto, einem Freunde seines elterlichen Hauses, aus; im Jahre 1843 bezog er die Akademie zu Düsseldorf. Neben der Ausübung seiner Kunst betrieb er wissenschaftliche Studien; der Verkehr mit Männern wie Kugler, Schnaase, Waagen u. A. wirkte leitend und fördernd auf seine Bestrebungen. Eine grössere Reise, welche W. durch die Niederlande, Belgien, Frankreich nach Italien und über München in die Heimat zurückführte, erweiterte seinen Gesichtskreis und bewog ihn nach der Heimkehr den Pinsel mit der Feder zu vertauschen und sich ganz wissenschaftlicher Arbeit hinzugeben. Auf Kugler's Anregung hatte er das damals noch wenig angebaute Gebiet der Trachten und Geräthe gewählt; ein Ergebniss seiner Forschungen war seine »Geschichte der Kostümkunde«, von welcher 1853 der erste Band erschien. Er verdankte ihr seine 1854 erfolgte Berufung als Lehrer des Kostüms an die Akademie zu Berlin, 1855 folgte die Ernennung zum Professor. Dann wurde er 1858 Direktorial-Assistent des dortigen Königlichen Kupferstichkabinets und 1873 Direktor desselben, legte dieses Amt jedoch, da es ihm verleidet wurde, 1877 nieder. Dafür eröffnete sich ihm zwei Jahre später ein Wirkungskreis, welcher seinen Neigungen und Fähigkeiten in hohem Grade entsprach: er wurde als technischer Direktor an das Berliner Zeughaus berufen, welches aus einem Aufbewahrungsorte für Waffen zu einer Ruhmeshalle für das Heer umgeschaffen werden sollte. Bei der 1883 erfolgten Eröffnung desselben wurde W. von Kaiser Wilhelm I., der dem Fortgange der Arbeit — wie sein Sohn, der damalige Kronprinz Friedrich Wilhelm — mit grossem

Interesse gefolgt war und dieselbe eifrig gefördert hatte, zum Direktor des Zeughauses, neben welchem ein General als Kommandant thätig war, und zum Geheimen Regierungsrathe ernannt. Bis zum Jahre 1895 hat er sich mit voller Hingabe seinem Amte gewidmet, dann trat er in den Ruhestand. Bis an sein Ende hatte er sich körperliche und geistige Frische bewahrt.

Jenes Hauptwerk seines Lebens, die »Geschichte der Kostümkunde«, ist in 2. Auflage nicht zum Abschlusse gekommen. Die 1881/1883 zu Stuttgart erschienene 2. Auflage enthält im 1. Bande das Alterthum, im 2. das Mittelalter.

B. Poten.

Werder, Hans von, Königlich Preussischer General der Infanterie z. D., * am 29. Juli 1834 zu Beuthen an der Oder, † am 6. November 1897 zu Görlitz. — v. W., im Kadettenkorps erzogen und aus diesem am 27. April 1852 als Sekondlieutenant dem 19. Infanterie-Regimente überwiesen, besuchte von 1858 bis 1861 die Allgemeine Kriegsschule, bezw. Kriegsakademie, ward sodann, inzwischen Premierlieutenant geworden und im Februar 1861 zum 59. Infanterie-Regimente versetzt, zum Topographischen Bureau und zum Generalstabe kommandirt, in welchen er, am 11. Februar 1865 zum Hauptmann befördert, im Mai 1866 einrangirt wurde. Den Feldzug dieses Jahres machte er als Generalstabsoffizier bei dem zur Elbarmee gehörenden VIII. Armeekorps in Böhmen mit, wo er an den Gefechten bei Hünerwasser und bei Münchengrätz, sowie an der Schlacht bei Königgrätz theil nahm. Im October 1869 erhielt er eine Kompagnie im Mecklenburgischen Füsilier-Regimente No. 90, kam aber nach Jahresfrist als Major in den Generalstab zurück, rückte 1870 mit der zuerst vom General von Glümer, dann vom General von Bothmer befehligten 13. Division, welche zunächst bei Metz und dann im Süden focht, von neuem in das Feld, kehrte mit dem Eisernen Kreuze 1. Klasse geschmückt heim und verblieb nun, abgesehen von einer Verwendung im Kriegsministerium während der Jahre 1872 bis 1875, bis zum Februar 1880 im Generalstabe, zuletzt als Chef des Generalstabes des XV. Armeekorps zu Strassburg. Schon 1877 zum Oberst aufgerückt, erhielt er alsdann das Kommando des 7. Thüringischen Infanterie-Regiments No. 96 zu Altenburg, im December 1883 als Generalmajor das der 50. Infanterie-Brigade zu Darmstadt, im Juli 1888 als Generallieutenant das der 1. Division zu Königsberg, vertauschte die letztere Stellung im Juni 1891 mit der des kommandirenden Generals des I. Armeekorps am nämlichen Orte, ward am 2. September 1892 zum General der Infanterie befördert und am 10. Januar 1895 in Genehmigung seines Abschiedsgesuches mit Pension zur Disposition gestellt, worauf er seinen Wohnsitz zu Görlitz nahm.

B. Poten.

Mitterwurzer, Anton Friedrich, Schauspieler; * am 16. October 1844 zu Dresden, † am 13. Februar 1897 zu Wien. — Er stammte aus einer tirolischen Familie, der Grossvater lebte in den ersten Decennien des Jahrhunderts als Kanzlist zu Sterzing am Brenner, ein Bruder der Grossmutter, Johann B. Gänsbacher, that sich als Student im Kriege von 1797 rühmlich hervor, ward Kapellmeister zu St. Stephan in Wien und ein geachteter Komponist. Die Grossmutter selbst, eine tief religiöse Frau, war zweimal wahnsinnig, einmal im Jahre 1809 und am Ende ihres Lebens, als achtzigjährige

Greisin. Von ihren Kindern, die sie in harter Armuth auferzog, verfiel eine Tochter Ursula in späteren Jahren gleichfalls in Wahnsinn, sie glaubte sich zu ewiger Verdammniss vorherbestimmt; ein Sohn wurde Geistlicher, zwei andere Schullehrer, von diesen war der eine, Anton, Vater unseres M.; er verliess bald den Lehrstand und widmete sich, wohl vom Oheim bestimmt, der Musik, wurde ein berühmter Sänger und in den vierziger, fünfziger und sechziger Jahren war er eine Zierde des Dresdener Hoftheaters. Im Alter wurde auch er geisteskrank, starb 1876 im Irrenhaus zu Döbling bei Wien. Er war verheirathet mit der Schauspielerin Anna Herold aus Basel, gleichfalls am Dresdener Theater thätig, eine Schülerin Tieck's und selbst als dramatische Lehrerin gerühmt, den schauspielerischen Theil der grossen Partien ihres Mannes studirte sie mit ihm ein. Der Sohn Anton Friedrich zeigte als Knabe kein anderes Interesse als für religiöse Dinge, die erste Communion erschütterte ihn so tief, dass er in einen Weinkrampf fiel, er ministrirte oft beim Gottesdienst in der Dresdener Hofkirche. Erst spät erwachte die Neigung für's Theater in ihm, vom Vater nicht gern gesehen, von der Mutter doch begünstigt — sie studirte die ersten Rollen mit ihm ein. Von den Schauspielern, die er in Dresden sah, machte nach seiner eigenen Erzählung Emil Devrient den grössten Eindruck auf ihn, unbewusst wird er vielleicht eine tiefere Wirkung von Dawison empfangen haben, wenigstens wollten später solche, die sie beide kannten, eine grosse Aehnlichkeit zwischen beiden wahrnehmen. Nach seiner Angabe mit 18 Jahren — also 1862 — nach anderer erst 1864, ging er zum Theater. Zuerst trat er zu Meissen in den Unglücklichen des Kotzebue in einer kleinen Liebhaber- und Naturburschenrolle auf (Gustav Falk). In raschem Wechsel gehörte er dann verschiedenen Bühnen an, bisweilen waren es Schmieren: in einer kleinen Stadt im Riesengebirge hatte er 17 Thlr. preussisch Monatsgage, später setzte ihn der Director auf 12 Thlr. herab. Unter anderem war er in Liegnitz, in Plauen, in Breslau. In Hamburg, unter Maurice, durfte er zum erstenmal eine ernste Charakterrolle, den Schulmeister in der »Deborah« Mosenthal's spielen. Doch hatte er in solchen Rollen meist keinen Erfolg, eher in komischen. Erst in Graz, wohin er 1866 kam, gefiel er auch in jenen, hier erhielt er nach und nach alle grossen Helden- und Charakterliebhaberrollen. 1867 durfte er ein Gastspiel in Wien geben, er trat — es war in der letzten Zeit der Direction Laube's — als Hamlet, als Tellheim, als Petrucchio in der »Widerspenstigen Zähmung« und als Hauptmann Posert im Iffland'schen »Spieler« auf. Als Tellheim fiel er durch, über die andern Darstellungen gehen die Recensionen auseinander, interessirt scheint er darin zum mindesten zu haben. Zu einem Engagement, das er sehnlichst wünschte, kam es damals noch nicht, er kehrte nach Graz zurück. Als aber Laube die Direction des Leipziger Stadttheaters übernahm, rief er M. zu sich, er spielte nun auch in Leipzig grössere Helden- und Charakterrollen, so den Posa, den Uriel Acosta, den Waffenmeister im Wildfeuer, die Titelrolle in Gottschall's Herzog von Weimar, die er creirte, den Bastard im König Lear. 1871 engagirte ihn Dingelstedt für's Burgtheater. Seine Antrittsrollen waren: Molière in Gutzkow's Urbild des Tartuffe, Benedict in Viel Lärm um Nichts und Alba im Egmont. Mit einer Unterbrechung von 8 Monaten (1. Jänner bis 31. August 1875) gehörte er nun dem Burgtheater bis zum Juni 1880 an. Dann war er am Wiener Stadttheater, am Ringtheater (das am 8. December 1881 abbrannte) und wieder am Wiener Stadttheater engagirt. Im Herbst 1884 übernahm er mit einem

gewissen Tatarczy die Direction des Carltheaters in Wien. Von 1886 bis 1894 reiste er als Virtuose in Deutschland, Holland und Amerika. 1894 wurde er zum drittenmal am Burgtheater engagirt, seine Antrittsrollen waren diesmal Mephistopheles, Wallenstein und der Derblay im Hüttenbesitzer. Er starb nach kurzer Krankheit, die Todesursache wurde auch durch die Section nicht mit voller Gewissheit bestimmt, wahrscheinlich (unfreiwillige) Vergiftung mit chlorsaurem Kali, das er, anstatt es bloss als Gurgelwasser zu benutzen, als Medicament genommen haben mochte. Zum letzten Mal trat er am 4. Februar 1897 als Musikdirector Bergmann in dem »Lustspiel« von Benedix auf.

Während seiner ersten beiden Burgtheaterengagements spielte er hauptsächlich Episodenrollen: alte Väter wie den Attinghausen, den Borotin in der Ahnfrau, den hundertjährigen Laroque im Verarmten Edelmann, Lebemänner und Wüstlinge wie den Gianettino Doria, den Rosen in Mosenthal's Deutschen Komödianten, ernste und heitere Liebhaber wie den Grafen Appiani, den Heinrich Frank in Bauernfeld's Leichtsinn aus Liebe, den Fabrice in den Geschwistern, den Professor Oldendorf in den Journalisten, den Gustav Theodor und den Fritz in Töpfer's Rosenmüller und Finke, Tyrannen wie den Gessler, Intriganten und Bösewichter aller Art, so den Zawisch in König Ottokar's Glück und Ende, den Leonhard in Hebbel's Maria Magdalena, den König im Hamlet, den Cardinal von Winchester im Heinrich VI., den Don Juan in Viel Lärm um Nichts, den Jacob in Sheridan's Lästerschule, den Livius Drusus in Wilbrandt's Gracchus, Fanatiker wie den De Santo im Uriel Acosta oder den Erzherzog Ferdinand im Bruderzwist, Kraftmenschen wie den Caesar, den Etzel in den Nibelungen, den Gunar in Ibsen's Nordischer Heerfahrt, komische Chargen wie den Malvolio in »Was ihr wollt«, den Prinzen von Mauretanien im Kaufmann von Venedig, den Baron Flichting in Töpfer's reichem Mann, verlotterte Gesellen und verlorene Existenzen wie den Buchjäger im Erbförster, den Ramsdorf im Gefangnen von Benedict, eifersüchtige Ehemänner, die ihre Ehre rächen wie den Herzog in Mosenthal's Parisina oder den Grafen Angerolles in dem französischen Schauspiel Umkehr, feine Diplomaten wie den Macchiavell im Egmont, schwankende Charaktere wie den König Eduard im Richard III., den Leicester in der Maria Stuart, Menschen von einer tief verhaltenen Empfindung, die nur einmal übermächtig hervorbricht wie den Kammerdiener in Kabale und Liebe, den Lieutenant Stahl in den beiden Klingsberg, einfache edle Menschen wie den Sultan im Nathan, den Burgund in der Jungfrau, reine Repräsentations- und Sprecherrollen wie den Questenberg im Wallenstein, den Fürsten in Romeo und Julia, den Bischof im Demetrius. Von ersten Partien wurde ihm ausser dem Molière im Urbild des Tartuffe, den er beibehielt, anfangs nur der Fiesko zu Theil, den Faust spielte er einmal als Aushilfe; in seinem zweiten Engagement durfte er auch in grossen Zwischenräumen den Shylock, den Franz Moor, den Jago, den Richard III., den Marinelli, den Wurm, den Carlos im Clavigo, den König Philipp im Don Carlos, den Macbeth, den Mephistopheles, den Narciss, den Lord Rochester in der Waise von Lowood spielen, den Caliban im Sturm creirte er. Im Episodenfach von Publikum und Kritik fast durchaus als ausgezeichnet anerkannt (bisweilen ward ihm in solchen Partien der Haupterfolg der ganzen Vorstellung zu Theil, so als Buchjäger im Erbförster), fand er in Darstellungen des grossen Charakterfachs damals nur etwa als Jago und als Caliban ungetheilten Beifall, in einigen wurde er geradezu zurückgewiesen,

am entschiedensten sein Mephisto, den Speidel einen »grässlichen Hanswurst« nannte. Doch auch die, die ihn verurtheilten, gestanden zu, dass er immer interessant sei und die junge Generation schwärmte für ihn. Am Stadttheater spielte er meist Bonvivants und heitere Liebhaber, so den Conrad Bolz in den Journalisten mit grossem Erfolg, von Charakterrollen den Pfarrer von Kirchfeld und den Coupeau in der dramatischen Bearbeitung von Zola's Assommoir. Am Carltheater zeigte er sich als tüchtiger Regisseur. Auf seinen Wanderungen spielte er wieder alle grossen Rollen wie einst in Graz; die Wildenbruch'schen Dramen und Ibsen, der erst in den achtziger Jahren in das Repertoire der deutschen Bühnen kam, lieferte ihm neue, häufig mehr interessante als dankbare Aufgaben. Der materielle Erfolg seiner Fahrten war wechselnd und im Ganzen nicht sehr gross, er erzählt selbst, dass er manchen Abend 100, 50, 12 Mark, ja gar nichts eingenommen hat, in Amsterdam, wo er den Hamlet spielen wollte, kam gar niemand. In den Jahren 1891 und 1892 spielte er als Gast im Wiener deutschen Volkstheater den Eugen Janikow in Sudermann's Sodoms Ende, den Theaterdirector Striese in Schönthans Raub der Sabinerinnen, den Consul Bernik in Ibsens Stützen der Gesellschaft, den Hjalmar in dessen Wildente, den Ramseth in Heiberg's König Midas, diesmal liessen ihn Publikum und Kritik mit wenigen Ausnahmen als grossen Künstler gelten. In seiner letzten Periode, am Burgtheater, 1894—1897, spielte er neu den Giboyer in der öffentlichen Meinung und im Pelikan von Augier, den Derwisch im Nathan, den Fox in Gottschall's Pitt und Fox, den Bolingbroke in Scribe's Glas Wasser, den Präsidenten im Urbild des Tartuffe, den alten Moor, den Müller in Raupach's Müller und sein Kind, den Holofernes in Hebbel's Judith, komische Rollen in alten Benedixstücken, wie den Doctor Wespe, den Doctor Hagen, den Musikdirector Bergmann, er creirte den Reisenden Kessler in Sudermann's Schmetterlingsschlacht, den Allmers in Ibsen's Klein Eyolf, den Tabarin von Catulle Mendès, den Röcknitz in Sudermann's Glück im Winkel, die Titelrolle in der französischen Posse der Ministerialdirector, zuletzt den Fechtmeister in Rostand's Romantischen. Auch die Episode verschmähte er nicht ganz, sein »Herr« in Schnitzler's Liebelei war wie aus dem Repertoire seiner Frühzeit. Rollen, die er schon früher am Burgtheater gespielt hatte, schuf er ganz oder theilweise um, so den Richard III., den Franz Moor, am meisten den König Philipp, am wenigsten den Mephistopheles. Auf einer Gastspielreise im Winter 1896 spielte er zum erstenmal (in Köln) den König Lear. In den heiteren Rollen, wie als Conrad Bolz galt er nun ganz unbestritten als Meister, aber auch die ernsten Charakterrollen spielte er nun selbst so strengen Kritikern wie Speidel zum Dank: seinen König Philipp bezeichnete dieser einmal als das Ereigniss des Abends, er überragte — so urtheilte er — alle anderen Mitspielenden um Haupteslänge. Auch seinem Giboyer, seinem Tabarin und Röcknitz spendete er hohes Lob. Als Röcknitz entzückte er noch als Fünfzigjähriger alle Frauen. Nur eine kleine Gruppe von Kritikern widersprach, sie warfen ihm gewaltsames Missverstehen des Dichters, Auflösung der Rollen in eine Masse oft unvermittelter Details, ja geradezu Haschen nach groben Effekten vor, verwiesen ihn immer wieder auf die Episode und das Genre der Benedix'schen Lustspielhelden.

Er war ein grosser stattlicher Mann, die linke Schulter etwas in die Höhe gezogen, der Gang häufig etwas vorwärts geneigt, wie zum Sprung ausholend, doch konnte er auch kerzengerade und steif sein. Der Mimiker war

in ihm dem Redner entschieden überlegen, sein machtvollstes mimisches Mittel war das Auge, es war »nicht bloss auf künstliche Vergrösserung angewiesen, sondern auch halbgeöffnet wirksam, nicht von ruhigem Feuer leuchtend, sondern von zuckenden Blicken belebt«, es vermochte »in weltab gewandter Ruhe ferne Tiefen und Höhen zu schauen«. Das Organ, in der Mittellage nicht ganz voll und unrein, war doch vortrefflich für scharfe Auseinandersetzung, eindringliche Rede, Spott und Sarkasmus, er konnte durch Dehnen und Zerren der Worte, durch plötzliche Uebergänge aus einer Höhenlage in die andere die mannichfachsten Effecte hervorbringen, am ergreifendsten aber drückte er halb unterdrückte Bewegungen aus: durch Stammeln und Lallen, ein unheimliches Flüstern, ein zitterndes Hervorpressen, ja Herauswürgen der Worte. Aber es wohnte ihm auch die Kraft inne, für einen Augenblick wenigstens auch das Furchtbarste und Aeusserste zu bezeichnen, die Stimme konnte zum Donner anschwellen, das Wort sich wie ein Blitz in einem wilden Aufschrei entladen. Nur rein rhetorische und lyrische Wirkung war ihr versagt.

Namentlich in der ersten Hälfte seiner Laufbahn erregte er durch seine Verwandlungsfähigkeit Aufsehen, es bedurfte einer langen aufmerksamen Beobachtung, ehe man sicher sein konnte, ihn in jeder Rolle wieder zu erkennen. In seinen letzten Jahren legte er auf die Maske scheinbar nicht mehr so viel Werth: er liess fast immer sein wirkliches Gesicht sehen, nur mit ganz leisen, feinen Pinselstrichen deutete er die Verschiedenheiten an. Gemeinsam war allen seinen grösseren Partien ein gewisser Grundton, wenigstens in einem Moment trat er hervor, man empfing dann den Eindruck einer hochgradigen Nervenerregung, die bisweilen die Grenzen des Wahnsinns streifte, ihre physiologischen Symptome waren ein grelles Funkeln des Auges, ein eigenthümliches Dehnen aller Körpermuskeln, die Gestalt schien über ihr gewöhnliches Maass hinauszuwachsen, die Arme und Hände geriethen in fast chiragrische Bewegungen, um zuletzt mit krampfhaft geschlossenen Fäusten in die senkrechte Lage überzugehen, convulsivische Schauer durchzitterten den Leib, die Stimme wurde oft erstickt von einem nervösen Lachen: alles dies dauerte bisweilen nur einen Moment, war aber nie blosse Nachahmung, immer elementare Offenbarung innerer Exaltation.

Mit dem Schlagwort »realistisch« konnte seine Darstellungsweise nicht charakterisirt werden. Eine natürliche, ungezwungene Sprechweise war im Burgtheater im Lustspiel, im Schauspiel, in Prosa seit langem üblich, wahrscheinlich hat sie M. dort erst gelernt. Neu war er nur darin, dass er diese natürliche Sprechweise auch in die Jambentragödie übertrug. Dabei zerpflückte er freilich oft die Verse, aber weder im Ton noch in der Geberde verfiel er in einen gemeinen Naturalismus, wie Speidel ihm nachrühmte: eine feingezogene Linie trennte ihn stets von der gewöhnlichen Wirklichkeit.

Er war auch durchaus nicht etwa der Schauspieler der Moderne. Die Ibsenstücke gaben ihm interessante Aufgaben, Sudermann ein paar wirksame Rollen, von Hauptmann'schen Schöpfungen lag nur der College Crampton innerhalb seines Gestaltungskreises. Im Ganzen war ihm, wie ein geistreicher Beobachter einmal sagte, die Literatur nur Vorwand zur Vorführung seiner Persönlichkeit, Benedix und Kotzebue waren ihm da eben so sympathisch, wie Shakespeare oder Ibsen. Die letzte Rolle, die er studirte, war der Svengali in dem Effectstück Trilby.

Im Leben hatte er manche Seltsamkeiten. Auch seine kirchliche

Frömmigkeit rechnete man zu diesen, in jüngeren Jahren trug er sie wohl mit etwas Exaltation zur Schau, später aber nicht. Häufig hatte er Anfälle von tiefer Melancholie, wie von Verzweiflung, hielt sich für erblich belastet und fürchtete auch wahnsinnig zu werden, wie Grossmutter, Tante und Vater. Auch war er in seinen letzten Jahren immer in Angst, dass er im Alter in Noth gerathen könnte, er lebte sehr zurückgezogen und sparsam.

Auch als dramatischer Schriftsteller hat er sich versucht und eine Reihe von possenhaften Einactern geschrieben, von denen mehrere aufgeführt worden sind (Ein Sieg der Geschichte, Strohfeuer, Ein Hausmittel, Der liebe Cousin); er legte selbst keinen Werth auf die Producte. Dagegen hat er als Vorleser, besonders von Kindermärchen, in den letzten Jahren seines Lebens sehr grosse unbestrittene Erfolge. Als er starb, bezeichneten ihn viele als den grössten deutschen Schauspieler der Gegenwart, Speidel schrieb: »M. ist nicht zu ersetzen, grosse Schauspieler sind so selten wie grosse Dichter«.

Zur Familiengeschichte M.'s siehe Domanig, Von der Grossmutter Friedrich Mitterwurzer's. Reichswehr vom 27. Februar 1897. — Ueber seine Jugendzeit in Dresden siehe einen Aufsatz im Wiener Tagblatt vom 14. Februar 1897. Eine Episode erzählt er selbst in einem Beitrag des Decamerone des Burgtheaters (1880). Ueber die Grazer Zeit finden sich einige Mittheilungen seines damaligen Directors Kreibig im Neuen Wiener Tagblatt vom gleichen Datum. Ueber die Leipziger Zeit einiges in Laube's Norddeutschem Theater. Ueber seine Wirksamkeit im Wiener Stadttheater R. Tyrolt, Chronik des Wiener Stadttheaters a. v. O. Siehe ferner Wlassack, Chronik des Hofburgtheaters (1876). — Die Monographie E. Guglia's, Friedrich Mitterwurzer (1896) giebt viele biographische Einzelheiten, die der Verf. von M. selbst hatte, doch sind sie trotzdem nicht verlässlich, wie denn z. B. das Geburtsdatum nicht richtig gegeben ist; der Werth des Buches besteht vielmehr darin, dass darin mehr als 50 Darstellungen Mitterwurzer's aus den Jahren 1874 bis 1895 ausführlich geschildert werden. Zur Ergänzung dient die Recension J. Minor's in den Biographischen Blättern II, 2, und von Weilen's in den Dramaturg. Blättern 1896, der Nekrolog L. Speidel's in der Neuen freien Presse vom 21. Februar 1897, der Aufsatz von F. Gross über M. als Vorleser im Fremdenblatt vom 2. Februar 1895, die Erinnerungen an Fr. Mitterwurzer von E. Guglia ebenda am 12. Februar 1898 und desselben Verfassers, Mitterwurzer Redivivus in der Wiener Rundschau vom 1. Mai 1898. — Nach M.'s Tode sind auch mehrere Gedichte erschienen, die als Beiträge zu seiner Charakteristik dienen können, so von F. Dörmann in der Neuen freien Presse vom 14. Februar 1897, von Guglia in der Wiener Rundschau vom 1. März 1897 und von Hofmannsthal ebenda am 1. Mai 1898. Ein gutes Bild aus seinen letzten Jahren ist der Monographie E. Guglia's beigegeben.

E. Guglia.

Wasserfuhr, Hermann, Hygieniker, zuletzt in Berlin, * am 14. Juli 1823 zu Stettin als ältester Sohn des verdienten Militärarztes (1787—1867), † am 16. Juli 1897. — W. studirte in Halle, Bonn und Berlin und erlangte am letztgenannten Orte 1845 die Doctorwürde. Darauf machte er eine wissenschaftliche Reise mit längerem Aufenthalt in Prag und Wien, wo er die Kliniken von Oppolzer, Pitha, Arlt und Hamernjk besuchte. 1846 liess er sich als Arzt in Stettin nieder, war während der Cholera-Epidemien von 1856 bis 1857 städtischer Leichenschauarzt, seit 1858 Kreiswundarzt des Stettiner Stadt- und des Randow'schen Kreises, 1866 während der Cholera-Epidemie dirigirender Arzt des städtischen Cholera-Lazareths in Petrihof. Während des Krieges von 1870/71 wirkte er hauptsächlich als Führer und dirigirender Arzt eines Eisenbahn-Lazarethzuges bei der Evacuation der Verwundeten und Kranken aus Frankreich nach Deutschland mit. 1871 erhielt W. den Auftrag zur Reorganisation des Medicinalwesens in Elsass-Lothringen, siedelte nach Strassburg über und wurde 1872 zum Regierungs- und Medicinalrath, 1879 zum Ministerial-

rath in dem neugebildeten Ministerium für Elsass-Lothringen ernannt, schied aber 1885 aus und siedelte nach Berlin über, wo er seit 1886 mehrere Jahre lang das Amt eines Stadtraths bekleidete. W., der übrigens auch in seinen militärärztlichen Stellungen bis zum Rang eines Generalarztes (1886) emporgerückt war, hat sich um die wissenschaftliche, schriftstellerische und praktische Pflege der öffentlichen Hygiene grosse Verdienste erworben. Er gehörte 1868 zu den Mitbegründern der deutschen Vierteljahrsschrift für öffentliche Gesundheitspflege, für die er eine grosse Zahl von Abhandlungen und kritischen Beiträgen lieferte. Ferner gab er selbst ein »Archiv für öffentliche Gesundheitspflege in Elsass-Lothringen« (9 Bde., Strassburg 1876—1884) heraus und schilderte in 4 Bänden den Gesundheitszustand in Elsass-Lothringen während der Jahre 1879—1882. Dazu kommen zahlreiche Publicationen in anderen Zeitschriften, wie Berliner klinische Wochenschrift, Deutsche medicinische Wochenschrift, Deutsche Medicinal-Zeitung u. A. Ein Verzeichniss findet sich in der unten angegebenen Quelle.

Biogr. Lex. hervorr. Aerzte VI, S. 200.

Pagel.

Welcker, Hermann, Anatom und Anthropolog in Halle, ordentlicher Universitäts-Professor, Director des anatomischen Instituts daselbst, * am 8. April 1822 in Giessen, † am 12. September 1897 zu Winterstein im Herzogthum Gotha, wohin er sich zuletzt zurückgezogen hatte. — W. entstammte einer ansehnlichen Gelehrtenfamilie; er war Neffe des Alterthumsforschers Gottlieb Welcker, des Mitbegründers der alten Bonner Philologenschule, und des freisinnigen Politikers und Publicisten Karl Theodor Welcker, Mitherausgebers des »Staatslexicons«. Seine Studien begann W. in Bonn 1841 und beendigte sie in seiner Vaterstadt, wo er 1851 die Doctorwürde erlangte, von 1850—1853 Assistent an der medicinischen Klinik war, 1853 sich für Anatomie habilitirte und 1855 Prosector wurde. 1859 folgte er einem Ruf als Prosector und Extraordinarius nach Halle, erlangte hier 1866 die ordentliche Professur der Anatomie und war seit 1876 als Nachfolger von A. W. Volkmann auch Director des anatomischen Instituts, eine Stellung, die er bis zu dem kurze Zeit vor seinem Tode aus Gesundheitsrücksichten erfolgten Rücktritt verwaltete. W. gehörte zu den verdientesten und vielseitigsten medicinisch-naturwissenschaftlichen Forschern der Neuzeit. Das weit über 50 Nummern betragende Verzeichniss von W.'s schriftstellerischen Arbeiten in der unten genannten Quelle lehrt, dass W.'s Productivität den verschiedensten Gebieten zu Gute gekommen ist: Optik, Mikroskopie, Histologie, Biologie, Anatomie, Anthropologie und Ethnologie und dazu noch verschiedenen anderen Zweigen des menschlichen Wissens. Wir heben vor Allem die schönen Arbeiten über »Schiller's Schädel und Todtenmaske nebst Mittheilungen über Schädel und Todtenmaske Kant's« (Braunschweig 1883), über den »Schädel Raphael's und die Raphaelporträts« (Archiv für Anthropol. XV), über den »Schädel Dante's« (Anthrop. Review 1867) hervor. Die Mikroskopie förderte W. durch Angabe von Methoden zur Ausmessung des senkrechten Durchmessers mikroskopischer Objecte und zur Unterscheidung der Erhöhungen und Vertiefungen in mikroskopischen Präparaten, durch Construction eines Zahlenmikrometers. Die Physiologie verdankt W. wesentliche Bereicherungen in der Blutlehre; so verbesserte er u. A.: die Vierordt'sche Methode der Blutkörperchenzählung, lieferte Modelle der Blutkörperchen, deren Grösse, Zahl, Oberfläche und Farbe beim Menschen er bestimmen lehrte, untersuchte systematisch und im grösseren

Massstabe die Blutmenge bei Menschen und Thieren, wobei eine Reihe von früheren Irrthümern berichtigt wurden, und lehrte ein besonderes Färbeverfahren zur Feststellung des Gehaltes des Blutes an gefärbten Körperchen. Zur makroskopischen Anatomie bezw. Anthropologie brachte W. noch Beiträge über Hirnventrikel, über Bau und Entwickelung der Wirbelsäule, über Gelenke, Untersuchungen über Bau und Wachsthum des menschlichen Schädels nebst einem besonderen Messungssystem, mit welchem er die deutschen und holländischen Sammlungen von 1860—1865 durchforschte, und verschiedene andere craniologische Studien.

Vergl. Biogr. Lex. VI, 231.

Pagel.

Röntgen, Engelbert, ein bis in hohes Alter thätiger und vortrefflicher Violinist in Leipzig; * am 30. September 1829 zu Deventer in Holland, † am 12. December 1897 zu Leipzig im 69. Lebensjahre. — Schon in früher Jugend begann er sich als Violinist auszuzeichnen, dennoch kam eine Zeit, in der er sich so entschieden als talentvoller Zeichner bekundete, dass ihn die Eltern auf die Deventer Malerschule schickten, wo er bei einer Prüfung sogar einen Preis erwarb. Ebenso plötzlich wandte er sich aber wieder der Musik zu, ging 1848 nach Leipzig auf's Conservatorium und wurde ein Schüler David's. Am 1. October 1853 trat er in's Theater- und Gewandhaus-Orchester als Violinist ein, nachdem er schon seit 1850 als überschüssiger Violinist in den Gewandhaus-Concerten im Orchester mitwirkte und mehrfach als Sologeiger aufgetreten war. Eine gewisse Scheu vor der Oeffentlichkeit, verbunden mit peinlicher Aengstlichkeit, bewog ihn sich sehr bald als Solist zurückzuziehen und wie A. Dörffel sagt: nicht mit Recht, da ihm eine ebenso geklärte Technik, als ein edler und empfindungsvoller Ausdruck zu Gebote standen. Am 8. Januar 1869 wurde er zum Concertmeister des Stadtorchesters ernannt und beim hundertjährigen Jubelfeste der Gewandhaus-Concerte im Jahre 1881 trat er nach vielem Zureden zum letzten Male als Solist auf. Am 1. October 1875 wurde sein 25jähriges Jubiläum von dem Orchester mit Bekränzung seines Pultes, einem Tusch bei seinem Eintritt in den Saal und Ueberreichung einer Uhr in Marmorgehäuse gefeiert, sowie 1888 sein 30jähriges Jubiläum durch Festreden und einem Festprogramm begangen. Auch am Conservatorium für Musik wirkte er als Lehrer in segensreicher Weise. Nach David's Tode nahm er dessen Stelle ein. Das Leipziger Tageblatt vom 13. December schreibt: Er war der unaufhaltsam weiterstrebende, immer fortstudirende, für die Interessen der Kunst begeisterte, in seinem Berufe als leuchtendes Beispiel hervorragende Künstler, dem Leipzig für immer ein dankbares Andenken bewahren wird. Noch im letzten Lebensjahre spielte er bei der Aufführung der Beethoven'schen Missa solemnis das Violinsolo im Benedictus; diese ward seine Todtenmesse, in der That eine Fügung des Schicksals, wie sie einem Künstler, dessen Leben ganz der Musik geweiht war, nicht schöner bescheert sein kann.

Quellen: Dörffel, Geschichte der Gewandhaus-Concerte 1884. Leipziger Tageblatt vom 13. December.

Rob. Eitner.

Bargiel, Woldemar, Stiefbruder der Klara Schumann, geb. Wieck, ein tüchtiger Musiker und Componist, * am 3. October 1828 zu Berlin, † am 23. Februar 1897 ebendort. — Sein Vater, August Adolph B., hatte sich in

Berlin als Musiklehrer niedergelassen und die von Wieck geschiedene Frau geheirathet. Von Kind an in die Musik eingeweiht, wurde er in seinen Knabenjahren Diskantist am neu errichteten Berliner Domchore, der zuerst unter Grell's und Mendelssohn's Leitung stand, und brachte es bis zum Solosänger. Im väterlichen Hause erlernte er Klavier, Orgel und Violine, und in späteren Jahren erhielt er von S. Dehn Unterricht im Contrapunkt und der Composition. Seine Schulwissenschaften erledigte er auf dem Joachimsthalschen Gymnasium. Auf den Rath seines Schwagers, Robert Schumann, besuchte er 1846 das Leipziger Conservatorium, wo er durch die Protection und Vermittelung Mendelssohn's unter günstigen Bedingungen Aufnahme fand und in einer öffentlichen Prüfung durch ein Octett für Streichinstrumente eigener Arbeit bereits die Aufmerksamkeit der Fachkenner in höchst vortheilhafter Weise auf sich lenkte. 1849 kehrte er mit einem glänzenden Abgangszeugnisse in seine Vaterstadt zurück und liess sich als Musiklehrer nieder, wo er ein geräuschloses, aber thätiges und fleissiges Leben führte. Jede freie Zeit benützte er zum Componiren und seine edlen und hohen Ziele, die er anstrebte, blieben nicht unbeachtet. Gegen 1850 erschien bereits sein opus 1, Charakterstücke für Pianoforte, bei Whistling in Leipzig, denen in kurzer Zeit bis zum Jahre 1859 die opus 2—5, 8, 9, 11—13 Klavierpieeen, opus 6 ein Trio für Pianoforte, Violine und Violoncelle, opus 10 eine Sonate für Pianoforte und Violine, opus 17 eine Suite für dieselben Instrumente und opus 18 eine Ouvertüre im vierhändigen Arrangement sich anschlossen. In der äusseren Form war Mozart und Beethoven sein Vorbild, wie auch sein Lehrer Mendelssohn sich streng in ihnen bewegte. Im Ausdruck lehnten sie sich an Rob. Schumann an, nur fehlte ihnen eine lebendige, originelle und stets flüssige Erfindungsgabe. Seine Bestrebungen waren anerkennenswerth und wurden von Musikern und Kennern wohl geschätzt, aber einen bleibenden Werth konnten sie sich nicht erringen. Die Nachbildung erreicht selten das Original. Als trefflicher Musiker wurde er überall geehrt und 1859 zog ihn Ferdinand Hiller, eine verwandte Natur, an seine in Köln errichtete Musikschule als Lehrer der Composition und des Contrapunkts. 1865 erhielt er einen Ruf nach Rotterdam als Direktor des Gesangvereins und der Musikschule, die von der Vereinigung der Gesellschaft zur Beförderung der Tonkunst in Holland errichtet war. Die Stellung im fremden Lande schien ihn aber nicht zu befriedigen, denn als man ihm von Berlin aus den Antrag machte, eine Lehrerstelle an der Hochschule für Musik zu übernehmen, ging er mit Freuden darauf ein und kehrte in den siebziger Jahren in seine Vaterstadt zurück, wurde Vorsteher der Compositions-Abtheilung und später als Mitglied in den Senat der Akademie der Künste aufgenommen. In allen Fächern der Musik versuchte er sich mit Ausnahme der Oper und erreichte stets durch sein ideales Streben die Anerkennung seiner Kunstgenossen, wenn auch das Publikum wenig Antheil daran nahm. Hin und wieder fand auch eins seiner Orchesterwerke Aufnahme in die Programme der grossen Concertinstitute, doch auch hier war ihm ein durchschlagender Erfolg versagt.

Quellen: Mendel-Reissmann's Tonkünstler-Lexikon, Todesanzeigen und Selbsterlebtes.

Rob. Eitner.

Behr, Heinrich, ehemaliger Opernsänger und Theaterdirektor, * am 2. Juni 1821 zu Rostock, † am 13. März 1897 zu Leipzig. — Nach vollendeter Schulbildung wurde er Bildhauer, jedoch seine schöne ausgiebige Bariton-

stimme und das Zureden von Sachverständigen bewog ihn bei Eduard Mantius, dem bekannten einstigen Opernsänger an der Berliner Hofoper, und bei G. W. Teschner in Berlin Gesangstudien zu machen. Im Jahre 1843 trat er im Berliner Opernhause auf, worauf er auf drei Jahre ein Engagement annahm. Nach Ablauf dieser Zeit wurde er 1846 in Leipzig angestellt und trat dort bis 1858 auf. In komischen Rollen war er unübertrefflich. Die jüngere Generation kennt nur den älteren rüstigen Herrn, der einstmals Opernsänger war, die ältere dagegen verehrte ihn als Künstler und Darsteller komischer Rollen, der ihnen manchen vergnügten Abend bereitet hat. Nachdem er sich mit der Schwester des Lustspieldichters Roderich Benedix verheirathet hatte, trat er als Sänger von der Bühne zurück und wurde an verschiedenen Bühnen als Theaterdirektor angestellt, wie zu Bremen, Köln und Rotterdam. Erst später kehrte er nach Leipzig zurück, als Laube Theater-Intendant war und derselbe ihn aufforderte, die Opern- und Oekonomie-Direktion zu übernehmen. Als er dann bei herannahendem Alter vom öffentlichen Schauplatze zurücktrat, wurde er zum Mitgliede der Direktion des Conservatoriums für Musik gewählt. Nur eine kurze Zeit kehrte er Leipzig den Rücken und bemühte sich, sich in die Berliner Verhältnisse einzuleben, doch es zog ihn mächtig in seine zweite Vaterstadt zurück, in der er auch bis zu seinem Tode verblieb. Seine Freunde schildern ihn als eine biedere, echt deutsche Kraftnatur, als treuen Freund und prächtigen Gesellschafter.

Quellen: Signale von B. Senff S. 305. Vossische Zeitung 1897 No. 127.

Rob. Eitner.

Grammann, Karl, ein beliebter Componist, * am 3. Juni 1842 zu Lübeck, † am 30. Januar 1897 in Dresden. — Er pflegte in der Jugend Musik nur als Bildungsmittel, da der Vater, Kaufmann und Consul in Lübeck, ihn zur Landwirthschaft bestimmt hatte, und studirte vorher in Bonn und Halle. Hier brach sich aber sein Talent Bahn und er betrieb mehr Musik als seine Fachstudien, trat auch bereits als Componist mit den Singspielen »Der Schatzgräber« und »Die Eisjungfrau« auf, zu denen er auch den Text schrieb. Von 1866 bis 1871 besuchte er das Leipziger Conservatorium für Musik und hatte Papperitz, Reinecke, David, Hauptmann, Moscheles u. A. zu Lehrern. Nach Vollendung der Kurse ging er nach Wien und widmete sich ganz der Composition, schrieb zwei Sinfonien, Streichquartette, Trios, Violin-Sonaten, Klavierpiecen und zahlreiche Lieder. Später siedelte er nach Dresden über und hier entstanden die Opern: Melusine, Andreasfest, Thusnelda, Ingrid und das Irrlicht, die mit wechselndem Erfolge in Wiesbaden, Dresden, Königsberg, Frankfurt a. M., Hamburg und anderen Städten zur Aufführung gelangten. Ingrid und das Irrlicht erschienen beide im Klavier-Auszuge bei J. Schuberth & Co. Seine Gesangswerke und Instrumentalpiecen, welche die Opuszahl 53 erreichen, veröffentlichte er vom Jahre 1876 bis 1888; dann verschwindet sein Name aus den Verlagskatalogen. In wohlhabenden Verhältnissen lebend, hat er sich nie um die Kritik gekümmert und so umgekehrt: die Kritiker selten um ihn. Während andere begierig darauf lauern, ihren Namen und ihre Werke öffentlich besprochen zu sehen, zeigte sich G. als echter Künstler, der nicht nach äusserem Ruhme fragte und nur in der Ausübung seiner Kunst sich selbst genug that.

Quelle: Opernbericht No. 4 des Musikverlags J. Schuberth & Co. in Leipzig, mit Porträt. Neue Musikzeitung, Stuttgart 1897, 62 mit falschem Geburtsdatum.

Rob. Eitner.

Günther, Otto Ferdinand, Dr. juris, * am 4. November 1822 zu Leipzig, † am 11. September 1897 ebendort. — Ein in vieler Hinsicht für die Stadt Leipzig hervorragender Bürger, begann seine Laufbahn als Jurist, erlangte den Doktorgrad, wurde Rechtsanwalt, dann Gerichtsdirektor, dabei ein tüchtig gebildeter Musikdilettant, der sich bei öffentlichen Musikaufführungen stets als thätiger Organisator auszeichnete. Die Bürger wählten ihn in die Stadtverordneten-Versammlung und auch hier bethätigte er sein organisatorisches Talent, so dass man ihn zum Stadtverordneten-Vorsteher wählte, ein Amt, das er viele Jahre hindurch bekleidete. Der fleissige Besucher der Gewandhaus-Concerte wurde auch zum Mitgliede der Concertdirektion ernannt, und als Schleinitz im Jahre 1881 in's Jenseits abberufen wurde, wählte man ihn zum Direktor des einst von Mendelssohn errichteten Conservatoriums für Musik. Hier wirkte er lange Jahre, vermehrte die Anstalt durch eine Orchester- und eine Opernschule und hob das Conservatorium durch umsichtige Leitung zu einem weltberühmten Kunstinstitute. Auch für monumentale Bauten und menschenfreundliche Institute wirkte er, und so entstanden die Augenheilanstalt, das neue Stadttheater, das Concerthaus, das Conservatoriums-Gebäude, sowie das Standbild Mendelssohn's. Das Leipziger Tageblatt schreibt am 13. September: »Der liebenswürdige, wohlwollende, freundlich gewinnende Direktor war ein Mann von ganz besonderer Herzensgüte. Schmerzlich wird der Heimgang dieses trefflichen Mannes alle Kreise unserer Stadt und der gesammten Musikwelt, ja darüber hinaus, berühren, denn eine nach vielen Hunderten zählende musikstudirende Jugend hat längst über beide Hemisphären den Ruf und den Ruhm des ausgezeichneten Leiters unsers Musikinstitutes getragen.«

Quelle: Leipziger Tageblatt, 13. Sept. 1897 und Jahresberichte des Conservatoriums.

Rob. Eitner.

Goldschmidt, Levin, Universitätsprofessor des Handelsrechtes, Geheimer Justizrath, * am 30. Mai 1829 in Danzig, † am 16. Juli 1897 in Wilhelmshöhe. — Mit G. ist in Deutschland die letzte der grossen Leuchten erloschen, welche die deutsche Rechtswissenschaft der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts zu einer Epoche unvergänglichen Ruhmes gemacht haben. Unter den Namen, auf welchen der Glanz dieser Epoche beruht, gehören zwei der Wissenschaft des Handelsrechtes an, Thöl und Goldschmidt; die anderen: Brinz, Ihering und Windscheid der Civilistik. In der Meinung der Zeitgenossen überstrahlt unter den Genannten der Name Ihering's den aller Anderen. An geschichtlicher Bedeutung werden aber alle von G. überragt. Wenn, wie vorauszusehen, sich das Urtheil der Geschichte von dem der Zeitgenossen zu Gunsten G.'s entfernen wird, so ist daran nicht in letzter Linie der Umstand schuld, dass dessen reifstes und grösstes Werk, die Universalgeschichte des Handelsrechtes (Stuttgart 1892) zugleich sein letztes war, so dass die Zeit seit dessen Erscheinen noch immer zu kurz ist, als dass seine ganze Grösse und Tiefe sich dem Urtheile weiterer Kreise schon hätte erschliessen können.

G. war ursprünglich zum Arzte bestimmt und hat, gleich merkwürdig vielen anderen Heroen der Wissenschaft, seinen wahren Beruf im Kampfe mit practischen Erwägungen als Ueberläufer gefunden. Er studirte 1847 bis 1851 in Berlin, Bonn und Heidelberg. 1851 erlangte er in Halle die Doctorwürde auf Grund einer Dissertation: de societate en commandite. Schon in dieser Jugendarbeit betrat er mit einer tieferen historischen Grundlegung

einen für das Gebiet des Handelsrechts neuen Weg. 1855 habilitirte sich G. auf Grund von Untersuchungen zu l. 122 § I D de v. o. (45, I). Es kam eine für die deutsche Rechtsentwickelung entscheidungsvolle Zeit. Die Entstehung des allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuches begleitete G. mit zwei vielbemerkten und einflussreichen Arbeiten: »Kritik des Entwurfs eines Handelsgesetzbuches für die preussischen Staaten« 1857—1858, »Gutachten über den Entwurf eines deutschen Handelsgesetzbuchs« 1860. Ich habe den Eindruck, dass G. wichtige Theile dieser vielgerühmten Arbeiten später als überholt erkannte und sie nicht zu seinen Ruhmestiteln rechnete. Er citirt sie nicht in seinem Grundriss und äusserte mir gegenüber als private Erwiderung auf eine literarische Bekämpfung, er wisse wohl, dass er damals »die Selbständigkeit des Gesellschaftsvermögens übersehen habe«.

In die Zeit, welche zwischen den letztgenannten Arbeiten liegt, fiel die Gründung der Zeitschrift für das gesammte Handelsrecht und das berühmte Gutachten über den Lucca-Pistojaactienstreit (Frankfurt 1859, Nachtrag 1861). Erstere wurde das ausgezeichnete Muster für ähnliche ausländische Unternehmungen, welchem jedoch in der guten, d. h. G.'schen Aera nur Thaller's Annales de droit commercial annähernd gleichkamen. Die peinliche Sorgfalt, mit welcher G. den Arbeiten der Redaction oblag, dürfte nicht wieder erreicht worden sein. Fast jeder, der mit einer Zeile in dieser Zeitschrift vertreten ist, wird davon Erfahrung haben. Grünhut, der berufene Erbe des Schiedsrichteramtes, welches G. in dieser Zeitschrift ausübte, schreibt in der N. Fr. Presse vom 20. Juli 1897: »Die meisten Bände der Zeitschrift wurden von ihm selbst geleitet und von seinem Geiste erfüllt; in den letzten Jahren, wo G. dem Werke nicht mehr selbst vorstand, machte sich der Mangel seiner leitenden Hand empfindlich fühlbar.«

1860 wurde G. ausserordentlicher, 1866 ordentlicher Professor in Heidelberg, wo er bis zu seiner Berufung in das Bundes-, später Reichsoberhandelsgericht wirkte. 1862 erschien die »Encyklopädie der Rechtswissenschaft im Grundriss« (Heidelberg). Hier zeigt sich schon jene fast hypertrophische Fülle der Gelehrsamkeit — insbesondere der Literaturkenntniss —, welche für ihren Träger zu einer kaum mehr zu bewältigenden Last wurde. 1864—1868 erschien die erste Auflage des »Handbuchs des Handelsrechts« (Erlangen). Das Werk ist Torso geblieben. Es ist in einem Stile angelegt, welcher nicht mit den Schranken der menschlichen Natur und der Kürze des Lebens rechnet.

Mit besonderer Freude erwähnen wir ferner aus dieser Periode den Entwurf eines Reglements für internationale Schiedsgerichte, welchen G. in Grünhut's Zeitschrift (II, 714) veröffentlichte. Diese kleine Arbeit beweist, dass G. seiner Zeit weit voran — nicht wie die Mehrzahl der Fachgenossen gewillt war, die wissenschaftliche Pflege dieser guten Sache einer Schaar von ungelehrten Schwärmern und Enthusiasten zu überlassen.

In den Jahren 1875—1877 war G. Mitglied des deutschen Reichstags. Im Jahre 1875 erhielt er die erste und bis heute einzige reichsdeutsche Lehrkanzel des Handelsrechts, die er ungefähr 20 Jahre, wie Riesser in einem kurzen in der Nationalzeitung veröffentlichten Nachruf ergreifend sagt, »bis zum gänzlichen Versagen seiner Kräfte«, bekleidet hat. »Bis zum gänzlichen Versagen seiner Kräfte.« Ein tiefer Jammer und für so manchen sogar ein Vorwurf liegt in diesen Worten. Denn nicht der ungeheuren Arbeitslast ist G. nach meiner Ueberzeugung erlegen, sondern in erster Linie nutzlosen Quengeleien und Quälereien, welche — meistens gar nicht böse gemeint

— im Verein mit theilweise unhehaglichen collegialen Verhältnissen seine selten verstandene, äusserst sensitive Natur auf eine allzu harte Probe stellten. Als ich im Studienjahre 1890/91 in Berlin — ich weiss nicht, ob Handelsrecht oder Goldschmidt — studirte, schien er mir nie grösser und ehrwürdiger, als wenn er seiner zahlreichen, aber nicht durchaus musterhaften Hörerschaft die ersten Anfangsgründe seiner Wissenschaft vortrug. Ich habe nie etwas in einem tiefen Sinne tragischer gesehen, als die schmerzhafte Verzerrung seiner Züge, wenn muthwilliges, auf seine Empfindlichkeit berechnetes Scharren den Vortrag unterbrach. Dieses Verhältniss zu einem Theile seiner sonst aufmerksamen und lernbegierigen Hörerschaft bot mir einen Schlüssel zu seiner Persönlichkeit mit ihren grossen Vorzügen und kleinen Schwächen. Er war ein höchst milder und gütiger, aber ein — trotz aller grossen Anerkennung — gequälter und gehetzter Mensch. Ungerechtigkeiten und Undank, denen keiner entgeht, verstand er nicht zu ertragen. So bildete sich um sein Gemüth scheinbar eine Kruste von Schroffheit und Misstrauen, stets bereit dem Einzelnen gegenüber wegzuschmelzen und das edelste und gerechteste Herz zu offenbaren.

Von seiner Fürsorge für die nachwachsende Juristengeneration zeugt nichts so sehr, wie sein grosses Werk über »Rechtsstudium und Prüfungsordnung« Berlin 1887, welches unter dem bescheidenen Titel bedeutende historische Ausführungen verbirgt: nach dem Urtheil eines geistreichen Engländers geschrieben, with that fine thoroughness of German authors, which is the despair of their foreign rivals and not seldom of their readers too.

Seine beiden letzten Werke waren das System des Handelsrechts im Grundriss (Vierte Aufl. 1895) und die Universalgeschichte des Handelsrechts (1891) als erste Lieferung der dritten Auflage seines Handbuchs. Die erste dieser Schriften ist ein Auszug aus dem in seiner Art einzigen Collegienhefte G.'s. Es enthält im ersten Theile die Paragraphen-Ueberschriften eines äusserst feindurchdachten und umfassenden Systems des Handelsrechts mit Einschluss des Versicherungs-, See- und Wechselrechts nebst einer ausserordentlich werthvollen kritischen Bibliographie. Hie und da überrascht uns ein Ausrufungszeichen nach dem Titel eines Buches, ein Zeichen, dass er eine Schrift für unter jeder Kritik stehend erklärte. Wir finden dieses Zeichen u. A. bei Schriften von unter Unkundigen und Halbkundigen wohl accreditirten Autoren. So im § 21 bei Professor v. Voelderndorff's bekanntem Beitrage in Endemann's Handbuch des Handelsrechts. Der zweite Theil enthält Ausführungen, die G. zum Theile nur um den Vortrag zu entlasten, aus seinem Collegienhefte abdrucken liess, mit welchen er aber auch zum Theile Richtung gebend in die wichtigsten schwebenden Controversen eingriff.

Sein grösster Ruhmestitel ist die Universalgeschichte. Selten hat ein Schriftsteller ein neues Riesenmaterial in solcher Concentration auf blos 468 Seiten geboten. In einzelnen Anmerkungen ist durch Citate und Fingerzeige der Stoff für ganze Bände eingeschlossen und harrt der Entwickelung durch nachwachsende Kräfte. Mit unvergleichlicher Sachkenntniss wird das Handelsrecht des Alterthums, insbesondere der Römer erörtert. Sodann folgt die Darstellung des mittelalterlichen Handelsrechts, welche für die italienischen Staaten bis zum 16. Jahrhundert reicht. Sie gründet sich auf eine höchst umfassende Kenntniss der allgemeinen Cultur- und Wirthschaftsgeschichte und auf eine tiefgehende Untersuchung aller bedeutenderen südeuropäischen Stadtrechte. Für diese Untersuchung sind nicht bloss die Handels- und Seeordnun-

gen und unzähligen Innungsstatuten von Barcelona, Valencia, Sevilla, Marseille, Avignon, Toulouse, Lyon, Oleron, Florenz, Genua, Pisa, Venedig, Verona, Rom und viele andere, sondern auch unzählige, grösstentheils aus Notariats-Archiven stammende Privaturkunden verwerthet worden. Ein Rechtshistoriker vom Range G.'s, der zugleich als practischer Jurist und Kenner des geltenden Rechts hervorragt, ist gegenüber dem politischen Historiker, der nicht, wie Thiers und Lamartine zugleich practischer Staatsmann ist, sehr im Vortheile. Er kennt den Gegenstand seiner historischen Betrachtung, die menschliche Natur, wie sie sich in Verkehr und Wirthschaft offenbart, nicht bloss vom Hörensagen, sondern aus lebendigster Anschauung.

»Das Leichenbegängniss G.'s war recht feierlich, wenn auch die Betheiligung äusserst schwach war«, schreibt mir ein Augenzeuge. »Aus dem Kreise der Studenten, denen er freilich kaum noch bekannt war, war ausser einer Deputation von 3 Mann niemand erschienen«.

Aus der biographischen Literatur über Goldschmidt heben wir die am 13. November 1897 gehaltene Gedächtnissrede Riesser's (Berlin 1897, Verlag von Otto Liebmann) und den Nachruf Pappenheim's, seines Nachfolgers in der Redaction der Zeitschrift für Handelsrecht im 47. Bande dieser Zeitschrift hervor, beide mit vortrefflichen Portraits geschmückt. Die erste dieser Arbeiten beleuchtet in meisterhafter Weise die historische Bedeutung Goldschmidt's für die Rechtswissenschaft und darf mit Goldschmidt's ausgezeichnetem Essay über Savigny (Bluntschli und Brater's deutschem Staatswörterbuch) verglichen werden. Sie enthält eine sehr vollständige Zusammenstellung der G.'schen Schriften. — Laband, Deutsche Juristenzeitung, II. Jahrgang No. 15.

Bibliographische Zusammenstellungen des Börsenblatts für den Deutschen Buchhandel 1897, No. 174 u. 179.

Dr. K. Adler.

Heiser, Wilhelm, ein populär gewordener Liedercomponist, * am 15. April 1816 zu Berlin, † Anfang September 1897 in Friedenau bei Berlin, begraben am 12., 81 Jahre alt. — Ein Schüler Zelter's, dann Grell's. Da er sich als zwölfjähriger Knabe durch eine sehr schöne Sopranstimme auszeichnete und dabei eine überraschende Trefffertigkeit der schwierigsten Intervalle besass, so wurde er als Chorknabe in die Königliche Oper, sowie in den kleinen Kapellenchor des Königs Friedrich Wilhelm III., bestehend aus sechs Knaben und sechs Männern, unter Leitung Zelter's aufgenommen; noch im Jahre 1830 sang er in der Zauberflöte von Mozart eine Parthie der drei Genien. H. widmete sich später ganz der Bühne und trat in Schwerin und Sondershausen auf, verliess aber sehr bald die Carrière, ging nach Stralsund als Gesanglehrer, 1840 nach Berlin und wurde 1852 nach Rostock als Direktor der Akademie für Gesang berufen, kehrte jedoch schon 1853 nach Berlin zurück, um eine ihm von Wieprecht angebotene Musikmeisterstelle beim Garde-Füsilier-Regiment zu übernehmen, auch erhielt er die Direktion des Garnison-Kirchenchores. Nach dem Feldzuge von 1866 nahm er seinen Abschied und widmete sich wieder dem Gesangsunterrichte und der Composition. Ausser einigen Tänzen und Märschen schrieb er zahlreiche Lieder, von denen einige durch ganz Deutschland wanderten und sogar in Uebersetzungen bis nach Frankreich, England und Schweden gelangten. Die Verlagsverzeichnisse zeigen weit über 200 Opuszahlen an. Beliebt waren besonders »Das Grab auf der Haide«, »Die Thräne«, »Zieht im Herbst die Lerche fort« und »Die beiden Grenadiere«. Auch ein Liederspiel wurde in Berlin von ihm aufgeführt.

Quellen: von Ledebur, Berliner Tonkünstler-Lexikon und Mendel-Reissmann's Conversations-Lexikon.

Rob. Eitner.

Hess, Karl, Kammervirtuose an der Dresdener Hofkapelle, * am 7. Juli 1840 in Heddesheim, zwischen Mannheim und Heidelberg, der Sohn eines badischen Schullehrers, † am 2. (?) September 1897 zu Dresden. — Schon früh zeigte sich seine Veranlagung zur Musik und mit sechs Jahren spielte er vom Blatt und componirte. Um 1854 schickte ihn sein Vater in die Musikschule des Hofraths Schilling nach Stuttgart, und als Schilling, der Verfasser des Conversations-Lexikon für Musik, wegen Wechselfälschung nach Amerika entwich, besuchte er das Stuttgarter Königliche Conservatorium unter Faifst, Pruckner und Speidel. 1861 stand er auf eigenen Füssen und liess sich in Dresden als Musiklehrer nieder. Er war ein tüchtiger Klaviervirtuose, der nicht nur technisch grosse Vollkommenheit zeigte, sondern auch geistig tiefes Eindringen in die Composition verrieth. Zu nennen sind besonders seine Trios für Pianoforte, Violine und Violoncello, eine Sonate für Pianoforte und Violine, Piecen für's Violoncell, Klavierstücke, ein- und mehrstimmige Lieder, die im Druck erschienen und einen tüchtigen durchgebildeten Musiker zeigen. In seinem Nachlasse finden sich zahlreiche grössere Werke für Orchester und Chor, die keinen Verleger fanden, darunter eine Sinfonie, Ouvertüren zu Romeo und Julia und zum Wintermärchen, sowie »Elfrieda« für Soli, Chor und Orchester. Auch als thätiges Mitglied in Vereinen war er ein eifriger Helfer, wie im Verlage der freien musikalischen Vereinigung, im Dresdener Tonkünstler-Vereine, im Wagner-Vereine. In den letzten Jahren war er auch Lehrer an der Rollfus'schen Musik-Akademie.

Quelle: Berliner Signale 1897, 273 mit Porträt.

Rob. Eitner.

Kahnt, Christian Friedrich, ein bedeutender Musikverleger und Redakteur der Neuen Zeitschrift für Musik, * am 10. Mai 1823 in Leipzig, † am 5. Juni 1897 ebendaselbst. — K. errichtete am 2. October 1851 in Leipzig eine Musikalien-Verlagshandlung unter der Firma C. F. Kahnt, die sich neben gangbaren Artikeln besonders durch den Verlag Franz Liszt'scher Compositionen auszeichnete. Als Robert Friese den Verlag der von Robert Schumann gegründeten Neuen Zeitschrift für Musik abgab, deren Redaktion nach Schumann Franz Brendel übernahm, ging die Zeitung in Kahnt's Verlag über, der auch nach Brendel's Tode im November 1868 die Redaktion selbst leitete. Von 1863 bis 1868 gab er noch eine zweite Musikzeitung »Symphonia, Fliegende Blätter für Musiker und Musikfreunde« heraus. Seit Gründung des Allgemeinen deutschen Musikvereins war er Direktorial-Mitglied und Kassirer desselben. Am 1. Juli 1886 verkaufte er an Oskar Schwalm sein Geschäft nebst der Neuen Zeitschrift für Musik, die nun unter des letzteren Redaktion erschien, doch schon 1888 ging das Geschäft an Dr. Paul Simon über. K. war eine liebenswürdige und geachtete Persönlichkeit und hatte sich zur Aufgabe gestellt, besonders junge talentvolle Componisten zu unterstützen. Auch fürstliche Ehrenbezeugungen blieben nicht aus: als Verleger Liszt'scher Compositionen ernannte ihn der Grossherzog von Weimar zum Commissionsrath und der Fürst von Schwarzburg-Sondershausen zum Hof-Musikalienhändler.

Quellen: Riemann's, Schuberth's und Mendel-Reissmann's Lexika.

Rob. Eitner.

Kothe, Bernhard, ein praktisch und theoretisch gebildeter Musiker, der sich durch seine zahlreichen Werke einen geachteten Namen erwarb, * am

12. Mai 1821 zu Gröbing, Kreis Leobschütz in Schlesien, † am 25. Juli 1897 zu Breslau. — K. kam mit 16 Jahren in's Seminar zu Oberglogau, um sich als Schullehrer auszubilden und verliess dasselbe 1840. Zuerst erhielt er eine Hilfslehrerstelle in Czarnovanz, Kreis Oppeln und wurde darauf am 1. Juni 1842 als städtischer Lehrer in Oppeln angestellt; doch die Lust zur Musik drängte ihn zu gründlicheren Studien und mit einem kleinen Stipendium besuchte er in den Jahren 1843—44 das Königliche Kircheninstitut zu Berlin, sah sich aber doch gezwungen wieder eine Lehrerstelle anzunehmen, bis er eine geeignete Musikerstellung erlangen konnte. Endlich im Jahre 1850 erhielt er die Chordirigentenstelle an der Pfarrkirche zu Oppeln und wurde zugleich Gesanglehrer am Gymnasium. Bald darauf gründete er einen Zweigverein des Regensburger Cäcilien-Vereins für Schlesien und schrieb das Werk »Die Musik in der katholischen Kirche«. Obiger Regensburger Cäcilienverein, unter Franz Witt's Leitung, hatte sich zur Aufgabe gestellt, die sehr verweltlichte Musik in der katholischen Kirche in bessere Bahnen zu leiten. Zum Behufe dessen bildete er den Cäcilienverein, der sich nach und nach über Europa ausbreitete, und alle tüchtigen Elemente wirkten durch Gründung von Zeitschriften, mündliche Vorträge, Aufführungen von Musterwerken und Anfertigung von Verzeichnissen derselben in anspruchsloser Weise. Auch der Männergesangverein in Oppeln wählte K. zum Dirigenten, und diese vielseitige Beschäftigung benützte er, seinen idealen Grundsätzen im Publikum Eingang zu verschaffen. Am 7. November 1863 ernannte ihn das Ministerium zum Königlichen Musikdirektor und am 20. Januar 1869 berief es ihn zum Seminarlehrer für Musik nach Breslau. Hier wirkte er 28 Jahre und hat redlich gestrebt, seine Grundsätze seinen Schülern und der Welt durch vielfache Schriften und Compositionen einzuimpfen. Wie sehr dieselben in der Achtung aller Fachgenossen standen, beweisen die zahlreichen Auflagen seiner Werke. Eine Gesanglehre für Gymnasien erreichte zehn Auflagen, das Vademecum für Gesanglehrer drei, die Liedersammlung »Kinderstrauss« neun, die Orgelschule zwei, das Handbuch für Organisten sechs, der Abriss der Musikgeschichte fünf, die kleine Orgelbaulehre fünf, und die Musica sacra vier Auflagen. Ausserdem erschienen noch zahlreiche geistliche Compositionen von ihm.

Quelle: Privatnachrichten und Zeitungsreferate.

Rob. Eitner.

Hartmann, Karl Alfred Emanuel, schweizerischer Schriftsteller, * am 1. Januar 1814 in Thunstetten (Kanton Bern), † am 10. December 1897 in Solothurn. — Sein einem Berner Patriziergeschlecht entstammender Vater, Siegmund Emanuel H., bewohnte als Landvogt, später als Oberamtmann von Aarwangen, das Schloss Thunstetten in der Nähe von Langenthal; seine Mutter, in erster Ehe mit einem Herrn von Graffenried verheirathet, war eine geborne Tscharner, ebenfalls aus Bern. Nachdem Alfred seine Jugendzeit im reizend gelegenen Thunstetten verlebt und dann zwei Jahre in einem Erziehungsinstitut in Gottstatt bei Biel zugebracht hatte, besuchte er von 1827 bis 1831 die höheren Klassen des Gymnasiums von Solothurn, wohin seine Eltern zu bleibendem Aufenthalt übergesiedelt waren, und widmete sich hierauf von 1831 bis 1834 auf den Universitäten von München, Heidelberg und Berlin rechtswissenschaftlichen, im folgenden Jahre in Paris litterarischen Studien. Nachdem er 1835 nach Solothurn zurückgekehrt war, gründete er

sich bald einen eigenen Hausstand, und, da er an der praktischen Ausübung des juristischen Berufes kein Gefallen fand, ihm seine Verhältnisse auch gestatteten, ganz seinen Neigungen zu leben, fing er bald an, sich mit schriftstellerischen Arbeiten zu beschäftigen, denen er bis in sein hohes Alter treu blieb. Solothurn, das ihm auch durch seine Vermählung mit einer Tochter aus angesehener Familie zur zweiten Heimath geworden war, verliess er nur noch vorübergehend, um auf grösseren und kleineren Reisen neue Eindrücke zu sammeln und seinen geistigen Gesichtskreis zu erweitern. — H.'s erste litterarische Unternehmung war »Der Morgenstern«, eine »Zeitschrift für Litteratur und Kritik, herausgegeben von einer litterarischen Gesellschaft«, die es freilich nicht über den ersten Jahrgang (1836, Solothurn) hinausbrachte. Neben Beiträgen von G. Schlatter, Franz Krutter, J. J. Reithard, F. Pfeiffer u. a., zu denen Martin Disteli sechs Originalzeichnungen lieferte, enthält der »Morgenstern« mehrere Novellen von H., darunter die historische Erzählung »Die Kronenfresser«, ferner einen dramatischen Versuch »Der Burgerlärm in Bern« und mehrere Gedichte. Eine zweite Publication, die es ebenfalls nur auf einen Jahrgang brachte, war die »Alpina, schweizerisches Jahrbuch für schöne Litteratur«, die im Jahre 1841 von H., F. Krutter und G. Schlatter herausgegeben wurde (Solothurn, Jent und Gassmann) und mit Radierungen von M. Disteli und H. Hess geschmückt war. Neben den drei Herausgebern, unter denen H. mit zwei Novellen vertreten ist, hatten auch andere Schriftsteller, die sich zum Theil bereits einen bekannten Namen gemacht hatten, wie Rochholz, Ettmüller, A. L. Follen und Jeremias Gotthelf Beiträge gesteuert. Von längerem Bestande als diese beiden sollte die dritte Publication sein, zu der sich die drei Freunde H., Krutter und Schlatter von neuem vereinigten, das Witzblatt »Der Postheiri«, »Blätter für Gegenwart, Oeffentlichkeit und Gefühl«, dessen erste Nummer im Juli 1845 erschien und der von grosser Bedeutung für das öffentliche Leben nicht nur im Kanton Solothurn, sondern in der ganzen Schweiz geworden ist. Alles was von Wichtigkeit für die schweizerische Politik war, spiegelt sich in humoristischer Weise im »Postheiri« wieder, zu dem später Heinrich Jenni die Illustrationen lieferte und der auch ausserhalb der Schweiz bekannt geworden ist. Dreissig Jahre lang blieb H. dem »Postheiri«, dessen Hauptredaktor er von Anfang an war, treu, und es mag ihm oft schwer geworden sein, besonders nachdem die treuen Genossen Krutter und Schlatter aus dem Leben geschieden waren und er selbst das sechzigste Altersjahr überschritten hatte, die Spalten des Blattes zu füllen. Am 25. December 1875 erschien die letzte Nummer, in der H. in einem seiner schönsten Gedichte von seinen Lesern Abschied nahm.

Auch an dem »Wochenblatt für Freunde der schönen Litteratur und vaterländischen Geschichte«, das in drei Jahrgängen von 1845—1847 in Solothurn erschien und in dem das durch historische Arbeiten und durch zahlreiche zum ersten Male abgedruckte Urkunden bekannte »Solothurnische Wochenblatt« (1810—1834) wieder aufleben sollte, betheiligte sich H. mit novellistischen Beiträgen. Daneben redigierte er von 1847—1850 den vom Landwirthschaftlichen Verein des Kantons Solothurn herausgegebenen »Neuen Bauernkalender« und korrespondirte ziemlich fleissig in die »Allgemeine Zeitung« und in das Stuttgarter »Morgenblatt für gebildete Leser«, in das er neben politischen Berichten aus der Schweiz auch Reiseschilderungen und Novellen lieferte.

Eine erste Sammlung seiner Erzählungen erschien in zwei Bänden in den

Jahren 1852 und 1854 bei Jent und Reinert in Bern unter dem Titel »Kiltabendgeschichten«. Wie schon dieser Titel und dann auch die Ueberschriften der einzelnen Erzählungen (Karlidürsen Joggi's Liseli, Dursli der Auswanderer, Peterli der verlorene Sohn etc.) errathen lassen, sind es Dorfgeschichten aus der Schweiz, in welchen zum Theil auch der Dialekt zur Anwendung kömmt und die beweisen, dass der Verfasser ein offenes Auge für das Leben des Volkes hat, das er mit humorvollem Ernst schildert. »Der Boden, auf welchem diese Dorfgeschichten gewachsen sind, sagt H. selbst in seinem Vorwort, ist der sonnige Südabhang des Juragebirges. Diese Seppli und Dursli, diese Liseli und Babeli, gehören alle der Flora des Jura an. Sie wurzeln in warmem, lockerem Kalkgrund, während Jeremias Gotthelf's Hansjoggeli, Annebäbi, Mädi und Uli nur auf jenem zähen aber fruchtbaren Lettenboden vorkommen, der sich um die Molassenhügel des »Bernbiets« abgelagert hat und welcher das Lebenselement des Bernerbauern ist.« Die »Kiltabendgeschichten«, denen sich zehn Jahre später eine zweite Folge unter dem Titel »Erzählungen aus der Schweiz« (Solothurn 1863) anreihte, enthalten jedenfalls einige der besten Schöpfungen H.'s und sichern ihm einen bleibenden ehrenvollen Rang unter den schweizerischen Volkschriftstellern.

Dazwischen veröffentlichte er im Jahre 1858 den helvetischen Roman »Meister Putsch und seine Gesellen« (Solothurn, Jent und Gassmann) und 1861 »Junker Hans Jakob vom Staal«, ein Lebensbild aus dem siebzehnten Jahrhundert (Solothurn, Scherer'sche Buchhandlung). Während im erstgenannten grössern Werke, das in Bezug auf die Komposition nicht zu den besten Schöpfungen H.'s gehört, aber durch die Schilderung der politischen Ereignisse der vierziger Jahre stets sein grosses Interesse bewahren wird, der Verfasser Dinge erzählt, die er aus eigener Anschauung kannte und miterlebt hatte, berichtet er im zweiten in behaglichem Chronistenton, gestützt auf schriftliche Aufzeichnungen seines Helden, die Erlebnisse des spätern solothurnischen Schultheissen Hans Jakob vom Staal d. J. — Dass H.'s Name auch in Deutschland bekannt geworden war, beweist der Umstand, dass er in Otto Janke in Berlin, dem Herausgeber der »Deutschen Romanzeitung« einen Verleger fand, bei dem mehrere seiner Werke erschienen sind, so 1865 der historische Roman »Junker und Bürger oder die letzten Tage der alten Eidgenossenschaft«, in dem er in anschaulicher Weise und gestützt auf eingehende historische Forschungen den Kampf zwischen den alten Anschauungen und den durch die französische Revolution verbreiteten Ideen schildert. H. war überhaupt ein eifriger Freund der Geschichte, und als schönste Frucht seiner Studien auf diesem Gebiete erschienen in den Jahren 1868 und 1871 die beiden stattlichen Foliobände seiner »Gallerie berühmter Schweizer der Neuzeit«, mit Bildern von F. und H. Hasler (Baden, bei Fr. Hasler) mit 100 Biographien hervorragender Schweizer meist des 19. Jahrhunderts, auf die er zum Schluss in einem ordnenden Rückblick eine kurze Geschichte der Schweiz seit der Helvetik folgen liess. Die »Gallerie berühmter Schweizer« ist ein Werk von bleibendem Werthe, auf das spätere Historiker gerne zurückgreifen werden. Unter den Biographien befindet sich auch diejenige des Malers Martin Disteli, dem er schon 1861 das Neujahrsblatt des Solothurner Kunstvereins gewidmet hatte. Die Arbeit, welche diese Biographien ihm auferlegten, liess H. wenig Musse zu dichterischem Schaffen, und ausser dem Schauspiel »Die Limmatschäfer«, das er unter der Bezeichnung »ein dramatischer Versuch« zuerst im »Berner Taschenbuch« für 1870 erscheinen liess, dann aber unter dem Titel

»Ein Pamphlet vor hundert Jahren oder Lavater und seine Freunde« separat herausgab, hat er in dieser Zeit nichts anderes veröffentlicht. Um so rascher folgten sich einige Jahre später neue Erzeugnisse seiner Erzählungskunst. »Die Denkwürdigkeiten des Kanzlers Hory« (Berlin 1876), die er in der Erinnerung an die Sommerfrische von Combe-Varin seinem Freunde Professor E. Dessor in Neuenburg widmete, erzählen in schlichter aber ergreifender Weise das tragische Schicksal des im 17. Jahrhundert mächtigen und einflussreichen Kanzlers des Fürstenthums Neuenburg, zur Zeit als dasselbe noch unter der Herrschaft der Prinzen von Longueville stand. Wie mehrere seiner Dorfgeschichten wurde auch dieser Roman von Gustave Revilliod ins französische übersetzt und fand in dieser Gestalt viele Leser in der Westschweiz. Schon ein Jahr später erschienen die »Schweizer-Novellen« (Berlin 1877), von denen ich die am meisten bekannt gewordene Dorfgeschichte »Die Erbvettern auf dem Aspihofe« erwähne und welchen 1879 »Neue Schweizer Novellen« (Berlin) folgten, unter denen sich die seither wiederholt gedruckte Kiltabendgeschichte »Tannenbaum und Dattelpalme« findet, die auch ins holländische übersetzt worden ist. Nachdem H. im nämlichen Jahre noch seinen dreibändigen Roman »Fortunat« (Berlin 1879) hatte erscheinen lassen, welcher das Leben an einem deutschen Fürstenhofe schildert und den kräftigen Erdgeruch vermissen lässt, der seine auf heimathlichem Boden spielenden Geschichten auszeichnet, veröffentlichte er 1881 seinen Volksroman »Der gerechte Branntweinbrenner« (Bern), in welchem er in drastischer Weise die »mit der Fuselfabrikation im engsten ursachlichen Zusammenhang stehende ethische und physische Verkümmerung des Volkes« schildert und den er, sich unter ihre Fahne stellend, der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft widmete. Dass mit dem zunehmenden Alter die poetische Gestaltungskraft H.'s nicht erlahmt war, bewies die dreibändige Novellensammlung »Auf Schweizererde«, welche in den Jahren 1883 und 1885 in Bern erschien und in der sich einige vortreffliche Erzählungen, wie der »Wunderdoktor« und die »Aufzeichnungen des Bruders Arsenius« finden, die ihres Lokalkolorits wegen allerdings hauptsächlich für schweizerische und speciell für solothurnische Leser ein besonderes Interesse bieten. Mit der 1887 erschienenen Kiltabendgeschichte »Der Lindenhöfer«, die er zuerst in der von Robert Weber herausgegebenen Zeitschrift »Helvetia« (10. Jahrgang) veröffentlichte, hatte das dichterische Schaffen H.'s sein Ende erreicht und er durfte sich um so mehr der wohlverdienten Ruhe hingeben, als sein müde gewordener Leib von schweren Erkrankungen heimgesucht wurde, die allmählich auch seine geistige Kraft erschlaffen liessen. Er fühlte das selbst und schloss im Herbst 1887 seine schriftstellerische Thätigkeit mit einem Bändchen »Reime« ab, mit dem er seine Freunde beschenkte und das nicht in den Buchhandel gekommen ist. Er stellte darin seine zu verschiedenen Zeiten und zum grössten Theil im »Postheiri« erschienenen Gedichte zusammen, die er des Aufbewahrens werth hielt, und indem er das Büchlein seinen acht Enkelkindern zueignete, hinterliess er ihnen ein von seiner treuen Liebe zeugendes Vermächtniss. H. hatte sich eines glücklichen Familienlebens erfreut, das allerdings 1876 durch den Tod seines einzigen Sohnes Otto und 1887 durch den Hinscheid des mit der einzigen Tochter vermählten Schwiegersohnes Ludwig Glutz getrübt worden war; seine Gattin ging ihm nur wenige Jahre im Tode voraus. — Wenn H. im öffentlichen politischen Leben auch wenig hervortrat, betheiligte er sich um so lebhafter an den geistigen Bestrebungen seiner engeren Heimath. Ein besonderes Ver-

dienst erwarb er sich durch die Leitung der hauptsächlich auf seine Anregung hin gegründeten sog. »Töpfergesellschaft« in Solothurn, die sich zur Aufgabe gemacht hat, regelmässig jeden Winter literarische und wissenschaftliche Vorträge in der kleinen Hauptstadt des Kantons zu veranstalten. Er war auch stets bereit, sein Talent in den Dienst der Oeffentlichkeit zu stellen und festliche Anlässe durch seine immer willkommenen poetischen Gaben zu verschönern. Wenn er auch durch seine Familientraditionen mehr der conservativen Richtung anzugehören schien, war er doch ein Mann von ausgesprochen freisinnigem Geiste, der seine Zeit verstand und an alten Einrichtungen, wenn sie berechtigten modernen Anschauungen weichen mussten, nicht starr festhielt. Davon geben sowohl seine Novellen und Romane, als besonders auch seine im »Postheiri« erschienenen Gedichte Zeugniss, die er zum Theil in seine »Reime« aufgenommen hat. Als Schrifsteller nimmt H. eine ehrenvolle Stellung in der Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz ein. Seine Bedeutung beruht weniger auf seinen grösseren Romanen, denen es an consequenter Durchführung des Planes und scharfer Charakteristik der Hauptfiguren fehlt, als vielmehr auf seinen Dorfgeschichten, in welchen er sich als vortrefflichen Schilderer des schweizerischen Volkslebens bewiesen hat, der die realistische Darstellung durch einen gesunden Humor und durch die sittliche Tendenz, die ihr zu Grunde liegt, in glücklicher Weise zu mildern verstand.

Weber, Die poetische Nationalliteratur der deutschen Schweiz, 3. Band (Glarus 1867). — Solothurner Tagblatt 1897, No. 288—290. — Oltner Tagblatt 1897, No. 289. — Luzerner »Vaterland« 1897, No. 283—285.

M. Gisi.

Krolop, Franz, ein ausgezeichneter Bühnensänger (Bassist) an der Königlichen Oper zu Berlin, * im September 1839 zu Troja in Böhmen, † am 30. Mai 1897 zu Berlin, 58 Jahre alt. — K. studirte in Prag Jura und begann seine Carriere als Armeeauditor. Seine prächtige Bassstimme bestimmte ihn dieselbe auszubilden; er ging 1861 zum Behufe dessen nach Wien, um unter Richard Levy Gesangsstudien zu machen. 1863 trat er zu Troppau als Ernani auf und entwickelte sich seitdem zu einem der angesehensten Bassisten. Seine erste Anstellung erfolgte in Troppau, er ging dann nach Linz, Bremen und Leipzig, bis er im Jahre 1872 eine Zierde der Berliner Hofoper wurde. Hier war er im ernsten, wie komischen Fache gleich vortrefflich. Er sang im Don Juan den Gouverneur, im Figaro den Leporello und Masetto, in der Zauberflöte den Papageno, im Postillon den Bijou und den Bombardon im Goldenen Kreuz. Den grössten Erfolg erreichte er in Bizet's Carmen, in dem er den Escamillo sang und sein Verdienst war es zum Theil, dass die Oper so zugkräftig wurde und unzählige Wiederholungen erlebte. Verdient gemacht hat er sich besonders auch um die Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger, sowohl als Vorstandsmitglied, wie als praktischer Förderer der damit verbundenen Pensionsanstalt. 1868 verheirathete er sich mit der bekannten Sängerin von Voggenhuber, die ihm aber 1888 durch den Tod entrissen wurde, worauf er sich zum zweiten Male verheirathete. Eine Darmfistel, die ihm grosse Schmerzen bereitete, musste durch einen operativen Eingriff entfernt werden. Standhaft und heiteren Muthes überstand er die Operation, starb aber nach zwei Tagen an den Folgen derselben.

Quelle: Deutsche Bühnen-Genossenschaft, Theater-Almanach derselben Genossenschaft und Riemann's Lexikon.

Rob. Eitner.

Fischer, Johann Georg, Dichter, * am 25. October 1816 im Marktflecken Grosssüssen a. d. Fils (württembergisches Oberamt Geislingen), † am 4. Mai 1897 zu Stuttgart. — F. entstammte einer ländlichen Handwerkerfamilie: sein Grossvater war Weber, sein Vater Zimmermann. Von letzterem, den ein sinniges Wesen, Streben nach Höherem und grosse Freude an der Natur auszeichneten, scheint die poetische Begabung des Sohnes eher herzurühren, als von der Mutter, Katharina Cramer, die übrigens als wackere Frau geschildert wird. F. wuchs in den bescheidensten Verhältnissen auf, mit ihm ein um drei Jahre jüngerer Bruder, Jakob, der in den sechziger Jahren zu Paris verstorben ist. Frühzeitig verlor der Knabe den Vater. Da er in der Dorfschule sich hervorthat, wurde er zum Schullehrer bestimmt und trat 1831 in das Esslinger Seminar ein. Nach absolvirtem Provisorsexamen amtete er als Schulgehilfe in Neckarhausen (Oberamt Nürtingen) vom December 1833 bis Juli 1836, in Ettlenschiess (Oberamt Ulm) bis November 1837, in Mehrstetten (Oberamt Münsingen) bis December 1838, in Eningen (Oberamt Reutlingen) bis November 1840. Dann erstand er die Schulprüfung und erhielt alsbald die Stelle eines Unterlehrers in Bernstadt (Oberamt Ulm). Hier verlobte er sich mit der 1811 geborenen Auguste Neubert, einer der vielen Töchter des Ortspfarrers. Diese Verbindung, die ihn in eine andere Gesellschaftssphäre hob, brachte den Entschluss in ihm zur Reife, zum höheren Schulfach überzugehen. Er besuchte vom Herbst 1841 bis zum Frühjahr 1843 das Reallehrerseminar in Tübingen. Trotz ausdauerndem Fleiss, trotz den beschränktesten Mitteln ermöglichte er es dennoch, am Studentenleben einigen Antheil zu nehmen. Unter seinen Lehrern befanden sich Friedrich Theodor Vischer und Adelbert Keller; mit beiden blieb er auch später in Verkehr. December 1843 unterzog er sich der Reallehrerprüfung mit Erfolg. Er wurde nun der Reihe nach als Unterlehrer an der Mittelschule in Langenau bei Ulm, als Vikar an der Ulmer Realschule und als Elementarlehrer in Stuttgart verwendet. Anfang 1848 erhielt er die zweite Klasse der hauptstädtischen Elementarschule definitiv übertragen. Am 25. April desselben Jahres konnte endlich nach siebenjähriger Verlobung Hochzeit in Bernstadt gefeiert werden. Da seine ökonomische Lage ihn nöthigte, auf Nebeneinkünfte bedacht zu sein, ertheilte er von 1847 bis 1857 Singstunden an dem Gymnasium und der Realschule, sowie seit 1853 Unterricht in deutscher Sprache und Literatur an der kaufmännischen Fortbildungsschule. 1857 erwarb er sich den Doktorgrad bei der philosophischen Fakultät in Tübingen. Im folgenden Jahre wurde er zum Vorstand der Elementarschule mit dem Titel eines Schulinspektors ernannt; sein Avancement hatte sich ungebührlich lange verzögert, weil er infolge seiner politischen Haltung bei König Wilhelm I. von Württemberg missliebig geworden war. 1859 erhielt er zugleich die Leitung der Fortbildungsschule, die er bis 1872 beibehielt. 1861 übernahm er einen Lehrauftrag für deutsche Sprache, Geschichte und Geographie an der oberen Stuttgarter Realschule und trat Jahrs darauf als Professor in diesen seinen Fähigkeiten und Neigungen zusagenden Wirkungskreis definitiv ein, noch bis 1866 die Vorstandschaft der Elementarschule damit vereinigend. Am 15. Juni 1867 wurde F.'s glückliche Ehe, der ein einziges Kind, der gegenwärtig als Professor an der Tübinger Hochschule wirkende Germanist und Literarhistoriker Hermann Fischer, entsprossen ist, durch den Tod der Gattin getrennt. Die Einsamkeit und Oede des Hauses war für F. vollends unerträglich, seitdem der Sohn im Seminar untergebracht worden war, und so entschloss er sich zu einem neuen Bunde.

Seine Wahl fiel auf die fünfundzwanzigjährige Bertha Feucht, Wirthstöchterlein aus Marbach, wohin ihn damals die Bemühungen für das dortige Schillerdenkmal öfters führten. Am 15. Februar 1870 fand die Hochzeit in Marbach statt. Die junge Frau brachte wieder Sonnenschein in das Haus, das sich bald mit froher Jugend belebte: zwei Knaben, von denen der älteste freilich schon siebenjährig starb, und einer Tochter. 1885 trat F. in den Ruhestand, als ein rüstiger und ungebeugter Greis, der nach redlich vollbrachter Lebensarbeit sich noch manchen schönen Tages freuen durfte. Einen schweren Schlag versetzte ihm der Verlust der zweiten Gattin am 14. August 1890; in der Sammlung »Auf dem Heimweg« hat er »der Rose von Marbach« einen würdigen »Todtenkranz« gewunden. Die Tochter pflegte fortan den Vater, bis sie sich 1894 in Stuttgart verheirathete. 1893 hatte F. eine gefährliche Lungenentzündung durchzumachen, von der er sich jedoch vollständig erholte. Ende April 1897 befiel ihn infolge einer Erkältung abermals eine leichte Entzündung der Lungen, die ganz unerwartet zu einem sanften und schmerzlosen Ende führte. Am Abend des 6. Mai fand auf dem Pragfriedhofe das Begräbniss unter grossartiger Betheiligung der höheren Gesellschaftskreise sowie der Bürgerschaft Stuttgarts statt, und schon sind Vorbereitungen für ein Denkmal im Gange, das dem Dichter in der württembergischen Hauptstadt gesetzt werden soll.

F. gehörte zu den Männern, welchen öffentliche Wirksamkeit, öffentliche Anerkennung ein Bedürfniss ist. Beides fand er während seines fünfzigjährigen Stuttgarter Aufenthaltes in reichstem Maasse. Weiteren Kreisen wurde er namentlich durch seine Beziehungen zum Liederkranze bekannt, dem er lange Jahre als Sänger, seit 1865 als Ehrenmitglied angehörte und auf's bereitwilligste seine poetischen und oratorischen Talente zur Verfügung stellte. Bei dem vom Liederkranz alljährlich an Schiller's Todestag veranstalteten Maien-Volksfest hielt er zwischen 1849 und 1893 nicht weniger als einundzwanzig Mal die Festrede, den von ihm vergötterten Dichter in allen Tonarten mit sich gleich bleibender Begeisterung preisend. Auch sonst machte er sich die Verherrlichung Schiller's, mit dessen Werken er auf's innigste vertraut war, zur Aufgabe. Zum grossen Schillerfest im Jahre 1859 verfasste er eine von Kücken componirte Cantate und trat als Festredner im Reithause sowie zur Einweihung des Marbacher Schillerhauses auf. Ebenso weihte er am 9. Mai 1876 das Marbacher Denkmal durch Rede und Cantate ein. Eifrig wirkte er für die Gründung der allgemeinen Schillerstiftung, in deren Verwaltungsrath er eine Zeit lang sass, und noch in seinen letzten Lebensjahren gehörte er dem Ausschusse des neu gestifteten Schwäbischen Schillervereines an. Er betheiligte sich ferner an der Redaktion von Auswahlen aus Schiller's Gedichten und Prosa für die Jugend und besorgte 1877 die illustrirte Hallbergersche Schillerausgabe. Desgleichen nahm er sich anderer schwäbischer Dichter mit sorgender Liebe an. So bemühte er sich um ein Grabmal für den früh in Rom verstorbenen Wilhelm Waiblinger, bereitete Hölderlin, den er während seines Tübinger Aufenthaltes mit inniger Theilnahme gesehen hatte, dem von ihm auf's höchste verehrten Uhland, Justinus Kerner, dessen Gast er hin und wider in Weinsberg war, Mörike, zu dem er sich besonders hingezogen fühlte, als Redner und Poet Huldigungen, feierte zahlreiche Freunde und Männer öffentlichen Wirkens bei festlichen Anlässen oder an ihrem Grabe. Das Jahr 1848 brachte ihn mit der Politik in Verbindung. Er betheiligte sich am Volksverein, trat bei der Stuttgarter Bürgerwehr ein und brachte es

zum Lieutenant, trug da und dort patriotische Gedichte vor. Uebrigens war er zu sehr Gefühlsmensch, um zum aktiven Politiker geschaffen zu sein. Ohne fernerhin in die Zeitbewegungen mithandelnd einzugreifen, verfolgte er doch alle Ereignisse mit gespannter Aufmerksamkeit und begleitete sie vielfach mit poetischen Aeusserungen. Als echter Süddeutscher sympathisirte er ursprünglich mehr mit Oesterreich als mit Preussen und blieb bis 1866 in der Hauptsache Grossdeutscher. Dann wandelte er sich zum begeisterten Verehrer Bismarck's, zum warmen Anhänger des neuen Reiches um. Im geistigen Leben Stuttgarts spielte F. eine bedeutende Rolle. Er war in gelehrten und literarischen, künstlerischen und Theaterkreisen zuhause. Zahlreichen Vereinen und Gesellschaften gehörte er als Mitglied oder als Ehrenmitglied an. Doch nicht in solchen lag für ihn der Schwerpunkt der Geselligkeit, vielmehr im zwanglosen Verkehre mit geistig angeregten und anregenden Männern. Er pflegte regelmässig Abends eine Weinstube zu besuchen, gehörte lange Jahre einem kleinen literarischen Kränzchen an, das sich Sonntag Nachmittags von 14 zu 14 Tagen versammelte. In erster Linie standen natürlich seine Dichterfreundschaften, besonders die mit Mörike, Notter, Gustav Pfizer, Schönhardt, Freiligrath u. s. w. Auch manches jüngere Talent hat er bereitwillig gefördert und durch freundliche Zuvorkommenheit an sich geknüpft. Sein 60., 70. und 80. Geburtstag wurde mit steigenden Ehren gefeiert, der letzte nicht bloss von Seiten seiner engeren Heimat, sondern von der literarischen Welt des gesammten deutschen Vaterlands. Es gereichte ihm zur besonderen Genugthuung, dass sich allmählich sein Dichterruhm auch über den deutschen Norden ausbreitete. An äusserer Anerkennung fehlte es ihm überhaupt nicht: er besass mehrere Orden und war unter anderem Ehrendoktor der naturwissenschaftlichen Fakultät in Tübingen, Meister des freien deutschen Hochstiftes in Frankfurt, Mitglied des Pegnesischen Blumenordens, Ehrenbürger von Marbach und Grosssüssen. Seine Ansprüche an Lebensgenuss beschränkten sich auf ein bescheidenes Maass. Er war ein rüstiger Fussgänger, reiste gern im Schwabenlande herum, besuchte wohl auch dann und wann fremde Länder und Grossstädte. Eine innige Liebe zur Natur durchzog sein ganzes Leben. Auf dem Lande war er ja aufgewachsen, hatte von Jugend an mit der Natur vertrauten Verkehr gepflogen und sich mit allen Vorgängen im Naturleben auf's genaueste bekannt gemacht, wobei ihn eine seltene Schärfe der Sinnesorgane unterstützte. Blumen und Pflanzen und Singvögel waren seine hauptsächliche Liebhaberei. Sein ganzes Haus war mit blühenden und grünenden Gewächsen ausgeschmückt, in deren Pflege es ihm kein gelernter Gärtner zuvorthat. Ebenso kamen ihm in der Kenntniss der einheimischen Singvögel nur wenige gleich.

Als Dichter ist F. erstmals im 22. Lebensjahre mit einer ziemlich unselbständigen, noch wenig ästhetische Bildung und Geschmack verrathenden Sammlung »Gedichte« (Münsingen, bei Johannes Hohloch, 1838) hervorgetreten. Auf einer nicht viel höheren Stufe stehen die drei Jahre später gedruckten »Dichtungen« (Stuttgart, bei Griesinger & Comp., 1841), worin die Form, namentlich der Reim, noch immer äusserst mangelhaft gehandhabt ist. F. selbst hat später an diesen beiden vorzeitigen Veröffentlichungen wenig Freude gehabt. Geraume Zeit schwieg nun seine Muse: es kamen die Jahre der inneren Sammlung, der höheren Ausbildung. 1851 trat er wieder als ein anderer, Gereifterer auf den Plan, zunächst mit einzelnen Gedichten im Morgenblatte, dessen eifriger Mitarbeiter er fortan blieb, bald auch in

Prutz' Deutschem Museum und anderen Zeitschriften. 1854 erschien (Stuttgart und Tübingen, bei J. G. Cotta) eine neue Sammlung »Gedichte«, die F. bereits auf der Höhe seines Könnens zeigt und seinen Ruf begründet hat. Sie wurde, jedesmal stark vermehrt, 1858 und 1883 neu aufgelegt. Da die letzte Ausgabe auch aus anderen Sammlungen des Dichters vervollständigt ist, gewährt sie einen guten Ueberblick über sein gesammtes poetisches Schaffen. Ausserdem veröffentlichte er folgende Gedichtbücher: »Neue Gedichte« (Stuttgart, bei J. G. Cotta, 1865), »Den deutschen Frauen« (ebenda 1869), »Drei Kameraden« (Stuttgart, bei A. Kröner, 1870) in Gemeinschaft mit F. Löwe und K. Schönhardt, »Aus frischer Luft« (Stuttgart, bei Karl Grüninger, 1872), »Neue Lieder« (Stuttgart, bei J. B. Metzler, 1876), »Merlin« (Stuttgart und Leipzig, bei Eduard Hallberger, 1877), ein der Universität Tübingen zu ihrem vierhundertjährigen Stiftungsfeste gewidmeter Liedercyklus, »Der Glückliche Knecht« (Stuttgart, bei Adolf Bonz & Comp., 1881), ein Idyll in neun Gesängen, »Auf dem Heimweg« (Stuttgart, bei J. G. Cotta, 1891), »Mit achtzig Jahren« (ebenda, 1896). In die sechziger Jahre fällt F.'s kurze dramatische Thätigkeit. In rascher Folge erschienen vier Trauerspiele im Buchhandel: 1862 »Saul«, 1863 »Friedrich der Zweite von Hohenstaufen«, 1866 »Florian Geyer der Volksheld im deutschen Bauernkrieg«, 1868 »Kaiser Maximilian von Mexiko« (die drei ersten bei J. G. Cotta, das vierte bei Franckh in Stuttgart). Nur Saul und Friedrich II. gingen über die Bretter. Ersteres Drama wurde 1862/63 dreimal, letzteres 1864 zweimal und 1867/69 dreimal in Stuttgart dargestellt, Friedrich II. ausserdem noch 1862/63 dreimal am Weimarer Hoftheater. F. setzte seine ganze Kraft, seinen ganzen Ehrgeiz daran, auch auf diesem Gebiete Grosses zu leisten. Er selbst wie seine beiden Freunde, der Dichter und Heldenspieler Feodor Löwe und der berühmte Charakterdarsteller Karl Grunert, gaben sich bei der Einstudirung auf der Stuttgarter Hofbühne alle Mühe. Es fehlte bei den Aufführungen auch nicht an äusserem Erfolg, aber die nachhaltige Wirkung blieb aus, und tief schmerzte den Dichter diese getäuschte Hoffnung. Noch bis in das höchste Alter hinein that es ihm wohl, wenn man seiner dramatischen Schöpfungen rühmend gedachte. F.'s Prosaschriftstellerei beschränkte sich auf ein feines naturpsychologisches Schriftchen »Aus dem Leben der Vögel« (Leipzig, bei Friedrich Brandstetter, 1863) und auf Aufsätze und Kritiken meist literarischen Inhalts für Journale, wie das Morgenblatt, die Allgemeine Zeitung, den Schwäbischen Merkur, den Staats-Anzeiger für Württemberg. Was er vorbrachte, hatte stets Gehalt und Charakter, aber ein Meister im Prosastile war er keineswegs.

F. gilt mit Recht als der letzte bedeutende Vertreter der guten schwäbischen Dichtertradition. Wie ein gewaltiger Fels ragte er als Wahrzeichen der grossen klassisch-romantischen Vergangenheit in die vom Naturalismus überfluthete Gegenwart herein. Die modernsten Bestrebungen waren ihm in der Seele zuwider, und es kränkte ihn tief, dass sie den Geschmack des Publikums beherrschten, dass die idealistischen Poeten durch jene Helden der Mode zurückgedrängt wurden. Ueber seinem eigenen Dichterrufe wachte er eifersüchtig, und über Tadel oder mehr noch über Zurücksetzung wurde er leicht empfindlich. Man konnte ihn wohl klagen hören, dass die Alten über den Jungen vernachlässigt werden; gelegentlich hat er auch der Meinung Ausdruck verliehen, dass das Schwabenthum für Ausbreitung des Ruhms ein Hinderniss bilde (vergl. »Hermann Kurz« in »Auf dem Heimweg« S. 180).

Aber zu Concessionen liess er sich, so sehr es ihm um Anerkennung zu thun war, nicht herbei, und Rücksicht auf den Beifall der Menge bestimmte sein Dichten niemals. Sein Ziel war die Verkörperung von Ideen, und der Flug, den sein Geist nahm, führte empor zu den reinsten Höhen des Lichtes. Nicht umsonst hatte sein Abgott von Jugend auf Schiller geheissen. Die ganze Denkart und Lebensauffassung F.'s steht unter dem Zeichen dieses grossen idealistischen Dichters. Doch es handelt sich dabei nur um eine allgemeine geistige Beeinflussung: in seiner reifen Lyrik hat sich F. von Schiller sehr weit entfernt. Da berührt er sich näher mit Goethe, Hölderlin, Mörike. Aber es kann immer nur von Berührungspunkten die Rede sein. Denn was seiner Lyrik eben ihren besonderen Werth verleiht, ist ihr durchaus eigenartiges Gepräge. Schon längst hat man erkannt, dass nichts für ihn bezeichnender sei, als die inbrünstige Liebe zur Natur und zum Weib und das geheimnissvolle, fast mystische Ineinanderfliessen dieser beiden Gefühle. Seit seiner Kindheit hat er die Natur beobachtet, belauscht, sich in sie versenkt, und zum Danke dafür hat sie ihm ihr Vertrauen geschenkt, wie wenigen, ihm die tiefsten Blicke in ihr geheimstes Walten gestattet. Alles erscheint ihm wichtig an ihr, das Kleine so gut wie das Grosse. Er preist nicht bloss die Herrlichkeiten der Sonne, die schauerliche Schönheit von Sturm und Wetter, er gewinnt auch den Lebensäusserungen jeder Pflanze, jedes Vogels Bedeutung ab, findet zum Murmeln des Baches, zum Wehen des Windes, zum Rauschen des Baumes in seinem Inneren die richtige Melodie. Nicht minder innig ist sein Verhältniss zum Weibe. Schon als Dorfschüler hatte er sich, wie sein Sohn, also gewiss ein glaubwürdiger Zeuge, berichtet, in eine Mitschülerin verliebt, und bis zuletzt blieb er diesem unwiderstehlichen Zuge zum anderen Geschlechte treu: hat er doch noch »mit achtzig Jahren« erotische »Herzensgespräche« gehalten. In endlosen Variationen malt er stufenweise alle Wonnen des Liebeslebens von dem ersten süssen Ahnen bis zum völligen Ineinanderfliessen der Seelen. Doch weder der Natur noch der Liebe gegenüber verhält er sich nur kühl beobachtend, leidenschaftslos schildernd. Er giebt sich vielmehr seinen Empfindungen und Stimmungen mit der raschen Begeisterung eines erregbaren Temperaments und mit der nachhaltigen Kraft einer starken Seele hin. Frische, gesunde Lebenslust ist ein Grundzug seines Wesens. Wohl sind auch für ihn die Zeiten gekommen, da er sich in düsteres Grübeln verloren hat, wohl haben auch ihm schwere Verluste, wie die seiner beiden Auserkorenen, elegische Klänge entlockt: aber das waren Krisen, die vorübergingen, die Freude am Dasein kehrte ihm, der vom Pessimismus nichts wusste und nichts wissen wollte, immer wieder. Der vorherrschende Ton seiner Poesie ist darum ein dithyrambisch jauchzender, ihm ist die Zwiesprache mit der Muse ein Zustand der Ekstase, der göttlichen Trunkenheit. Dennoch hat die Begeisterung ihn niemals vergessen lassen, dass das Dichten zugleich ein künstlerischer Vorgang ist. Nach seinen verunglückten Jugendversuchen ist ihm diese Erkenntniss aufgegangen, hat er gelernt, alle Formen zu beherrschen. Besonders neigt er zu antiken Maassen, die er mit Sicherheit und Feinheit handhabt, und nicht minder gut gelingen ihm freie reimlose Rhythmen. So gewährt F.'s Muse einen weihevollen Genuss. Mühelos lassen sich freilich die Früchte von seinem poetischen Baume nur selten pflücken. Das bloss Oberflächliche, Aeusserliche hasst er, was er bietet, ist vorher durch das Medium seines eigenen Geistes gegangen. Um ihn ganz zu verstehen, muss man sehen und hören, denken und fühlen können, wie er. Es liegt

etwas energisch Subjektives, etwas herb Charaktervolles in seiner Art, das von dem Leser völlige Hingabe verlangt. In früheren Jahren glückte ihm wohl auch manches im naiven Tone des Volksliedes, aber mehr und mehr kam ihm dann die einfache populäre Haltung abhanden. Je tiefer er sich in die Räthsel des Weltalls und der Frauenseele verbohrt, desto schwerer fällt es ihm, für das, was ihm ahnend vorschwebt, den deutlichen Ausdruck zu finden. Es ist oft ein Ringen mit dem Stoff, über den er nicht ganz Herr wird, und der deshalb nicht zu vollkommener Plastik ausgeprägt ist. Darum erscheint an seinen Erzeugnissen manches geschraubt und gekünstelt, hat man bei einzelnen seiner Gedichte die Empfindung, dass in seiner Seele noch Keime herrlicherer Poesie geschlummert haben, als seine Worte auszudrücken vermögen. Namentlich mit dem beginnenden Alter macht sich der Ueberschuss an Gedankenreichthum und damit an Reflexion geltend: in seinem ganz von dunkler Naturmystik durchtränkten Liedercyklus »Merlin« hat diese Neigung ihren Gipfel erreicht. Aber wunderbar ist es, wie sich F. dann wieder zur völligen Klarheit durchgekämpft und schliesslich in der Sammlung »Mit achtzig Jahren« seine ganze Kraft zu den reifsten und süssesten Gaben zusammengefasst hat. Neben der geschilderten Lyrik, die den Kern der Poesie F.'s bildet, hat er zeitlebens das Epigramm gepflegt, und zwar mit entschiedenem Glück. Ob nun seine Sprüche mehr allgemein beschaulicher und lehrhafter Natur sind, oder ob sie eine geschärfte Spitze aufweisen: immer sind sie selbständig im Gedanken, entschieden in der Gesinnung, edel in der Form. Aus seinen Zeitgedichten flammt ein heissblütiges Temperament, sprüht ein feuriger Geist. Er rüttelt die Deutschen aus ihrer Trägheit und Stumpfheit auf, er mahnt sie an die unvergänglichen Menschheitsideale. Kraftvoll liebt er sein Vaterland, hasst dessen Feinde. Und wie versteht er zu jubeln, wie zu zürnen! Bismarck vor allen ist, wie schon erwähnt, sein Held. Ihn hat er bereits im Jahr 1849 herbeigesehnt, vorausgeahnt, als er in einem seiner berühmtesten Gedichte »Nur einen Mann aus Millionen« (erst 1865 in den Neuen Gedichten S. 132 f. gedruckt) für sein Volk begehrte. Ihn zu bewundern und zu preisen, wird er nicht müde, und mit Ingrimm erfüllt es ihn, dass man den Einzigen vor der Zeit bei Seite geschoben hat. Ueberhaupt verschmäht es F. nicht, seine Leier zur Feier von lokalen Begebenheiten oder von Persönlichkeiten zu stimmen; besonders gern weiht er sein Lied dem Andenken berühmter Männer. Doch auch in seinen Gelegenheitsgedichten meidet er die breite Heerstrasse des Alltäglichen und Gewöhnlichen, bindet sich durchweg an den höheren poetischen Stil und bewährt so gerade auf diesem gefährlichen Gebiete seine volle Meisterschaft. In der lyrischen Kunstpoesie, in der höheren Gelegenheitsdichtung und im Epigramme liegt die Stärke F.'s. Von den epischen Gattungen sagt nur eine seiner Begabung völlig zu: das Idyll. Die Naturbetrachtung führt ihn zur Schilderung des bäuerlichen Lebens. Mit grosser Anschaulichkeit zeichnet er das höher strebende Landvolk, dem er ja selbst entstammt ist, mit wohlthuender Wärme frischt er Jugenderinnerungen an das Elternhaus und den Vater, das Heimatdorf und dessen Bewohner auf. Ein anmuthiges Landpfarridyll lässt er auch in dem seinem ersten Schwiegervater gewidmeten »Beim alten Herrn« (in Neue Gedichte S. 83 ff.) an uns vorüberziehen. Einige dieser Idyllen gehören zu den eigenthümlichsten und schönsten Blüthen, die F.'s Dichtergeist getrieben hat. Darüber hinaus reicht sein episches Vermögen nicht. Dass er später die köstliche Dichtung »Beim Kirchenbauer« zu dem längeren selb-

ständigen Werke »Der Glückliche Knecht« gesteckt hat, ist kaum zu ihrem Vortheil ausgeschlagen. Eigentliche Balladen und Romanzen gelingen ihm nicht. Er giebt weniger Handlungen als Situationen, liefert nicht sowohl fortschreitende Erzählungen als durch Monologe oder Dialoge festgehaltene Momentbilder, darunter allerdings solche von ausgesuchter Schönheit.

An dem längst feststehenden Urtheil über F.'s Dramen ist nicht zu rütteln. Sie sind reich an poetischen Vorzügen, selbst an scenisch wirksamen Momenten im einzelnen (z. B. der Ausgang des vierten Akts in Friedrich II.), aber der eigentliche dramatische Nerv, die sichere Gestaltungskraft fehlt, die Mängel der Composition und Technik sind zu auffallend, um das Gefühl vollständiger Befriedigung aufkommen zu lassen. Der Dichter hat sich grosse und oft behandelte historische Stoffe aus den verschiedensten Weltepochen vom orientalischen Alterthume bis zur Gegenwart ausgewählt. Dabei durchzieht sein dramatisches Schaffen ein gemeinsamer Grundgedanke: der Gegensatz zwischen den staatlichen Gewalten und dem Priesterthume. Diese Tendenz, hervorgerufen durch die damals Deutschland bewegenden kirchlichen Kulturkämpfe, beherrscht sowohl im Saul als im Kaiser Maximilian (übrigens seiner schwächsten Leistung) die ganze Handlung, wirkt im Friedrich II. mehr latent, um im Florian Geyer hinter dem social-politischen Motive völlig zurückzutreten. Die Sprache ist in dem zuletzt genannten Trauerspiel wuchtige Prosa, deren Periodenbau freilich nicht immer durchsichtig genug ist, in den übrigen Stücken waltet der Jambus, den F. mehr mit der Kraft und Würde Uhland's als mit dem hinreissenden Schwunge Schiller's handhabt. Seine klassischen Vorbilder sind im Allgemeinen, stellenweise sogar im Einzelnen deutlich erkennbar (die Scene zwischen Karl V. und Florian Geyer erinnert z. B. an die zwischen König Philipp und Marquis Posa, die Urbilder des Obersten Lopez und der Prinzessin Salm im Kaiser Maximilian sind Buttler und Gräfin Terzky im Wallenstein). Immerhin hat sich F. auch in diesem Fache, das jenseits der Grenzen seines natürlichen Talentes liegt, als einen Dichter von höchstem Streben und reinstem Wollen angekündigt.

Hermann Fischer, Erinnerungen an Johann Georg Fischer von seinem Sohne (Tübingen, 1897, H. Laupp'sche Buchhandlung; mit Porträt). Aus den zahlreichen Widmungsartikeln bei Gelegenheit von Fischer's 80. Geburtstag und seinem Tode seien hervorgehoben: Die Nekrologe in der Schwäbischen Chronik vom 8. Mai 1897 (Sonntagsbeilage), im Stuttgarter Neuen Tagblatt vom 5. Mai 1897 (Adolf Palm), im Neuen Correspondenzblatt für die Gelehrten- und Realschulen Württembergs V (1898) S. 52—58 (Otto Güntter), die Aufsätze von Karl Busse in Die Gegenwart, 1896, No. 44, Blätter für literarische Unterhaltung, 1896, No. 43, die Nation 15. Jahrgang (1898) No. 14/15, von Ludwig Jacobowski in Nord und Süd, Novemberheft 1896; Alfred Biese, Lyrische Dichtung und neuere deutsche Lyriker, S. 82—93. Ueber Fischer als Dramatiker handelt ausführlich Heinrich Kurz, Geschichte der deutschen Literatur, IV (1872), S. 639—643.

Werke u. Schriften s. Börsenbl. f. d. Deutschen Buchhandel 1897, No. 107.

Rudolf Krauss.

Ramann, Bruno (eigentlich Adolf August Moritz), * am 17. April 1832 zu Erfurt, † am 13. März 1897 in Dresden. — Ein vielseitig gebildeter Musiker, der sich auch als Dichter auszeichnete. In Leipzig unter Moritz Hauptmann machte er seine Musikstudien; 1871 liess er sich in Dresden nieder. Von Natur schüchtern und zurückhaltend, die Verdienste anderer mit Freuden anerkennend, trat er mit seinen eigenen Leistungen nur ungern hervor. Im Umgange liebenswürdig und bescheiden, in seinen Arbeiten tüchtig und gediegen, genoss er in Dresden, wo er als Gesanglehrer und Musikkritiker wirkte, einen wohlverdienten Ruf und wurde von seinen Schülern in seltener Weise

verehrt. Auch als Musikkritiker erwarb er sich durch seine Unparteilichkeit, sein mildes und schonendes Urtheil, ohne in eine allgemeine Lobhudelei zu verfallen, die Liebe und Freundschaft aller Kunstgenossen. Als Componist trat er mit weniger Erfolg auf und nur in den Kreisen seiner Schüler wurden seine Lieder fleissig gesungen. Im Jahre 1891 erschien bereits das 74. Werk: 2 Klavierpiecen.

Quelle: Rabich's Blätter für Haus- und Kirchenmusik 1897, S. 71.

Rob. Eitner.

Arneth, Alfred, Ritter von, Historiker und Politiker, * am 10. Juli 1819 zu Wien, † am 30. Juli 1897 ebenda. — In ihren Aufzeichnungen schildert A.'s Mutter, Toni Adamberger, ihre erste Begegnung mit Körner, als sie an einem kalten, aber herrlichen Jännertage des Jahres 1812 zur Probe in das Burgtheater abgeholt wurde: »Die helle Sonne schien so warm und goldig, dass ich, fröhlich in's Leben hineinblickend, Gott dankte, dass er mir erlaubte, nach längerer Zeit wieder die kühle Luft in langen Zügen einzuathmen. Im Theater angekommen, wurde ich mit heiterem Jubel empfangen, denn man hatte mich wirklich lieb, und »Toni, grüss Gott, Toni«! schallte mir von allen Seiten lustig entgegen. Alle umringten mich, und die Herzlichkeit, mit der sie mich begrüssten, war wirklich rührend, weil sie so wahr und aufrichtig empfunden war. — Ein junger Mann stand im Halbdunkel des Zimmers und hatte der Scene mit lebhaftem Erstaunen zugesehen. Die grossen, ausdrucksvollen, tiefblauen Augen ruhten auf mir mit dem Ausdrucke höchster Verwunderung. Er hatte so oft und so viel von dem Neide und der Missgunst reden gehört, welche unter dem so reizbaren Volke der Schauspieler leben sollten, dass ihm diese ungeheuchelte Freundschaft für mich ein günstiges Urtheil für sie wie für mich abnöthigte. Ich sah ihn ebenso verwundert an, und so standen wir einen Augenblick einander stumm gegenüber. Es war Theodor Körner.«

Es ist bekannt, dass Toni Adamberger, die nicht nur blendend schöne, sondern auch sittenstrenge Heroine des Burgtheaters, dem jungen Dichter und Helden sich verlobte und ebenso bekannt ist das tragische Ende dieses kurzen Glückes. »Als Theodor zu Tode getroffen fiel — erzählt uns Toni in ihren Aufzeichnungen — hatte er mein Bild, von Lieder gemalt, auf der Brust, einen Ring mit einem kleinen Herzen von mir am Finger, meine Briefe in der Tasche.« Ueber ihren Brautstand selbst beobachtete sie Zeitlebens ein ehrfürchtiges Schweigen.

Im Jahre 1817 verlobte sie sich mit dem Kustoden des Münz- und Antikenkabinets, Josef Arneth, den sie in dem Salon der Schriftstellerin Karoline Pichler kennen gelernt hatte, und trat aus dem Verbande des Burgtheaters. Am 17. Juni dieses Jahres erschien sie als Jertha in der »Schuld« das letztemal vor dem Publikum, von dem sie in der rührendsten Weise Abschied nahm. In dem zu Weidlingau befindlichen Schlosse des Fürsten Dietrichstein, des wohlwollendsten Protektors des jungen, aufstrebenden Gelehrten, dem er auch die Erziehung seines einzigen Sohnes Josef anvertraut hatte, wurde der neue Ehebund geschlossen. Am 16. März 1818 wurde den glücklichen Gatten ein Sohn geschenkt, der jetzt noch lebende, angesehene Arzt Franz Hektor von A. Das Jahr darauf, am 10. Juli erblickte Alfred von A. zu Wien das Licht der Welt. Fast schien es, als sei er nicht zur Erreichung einer höheren Stufe im Staatsdienst geboren; denn der italienische Geistliche, der ihn taufte,

sprach die in dem Rituale vorgeschriebenen Worte fehlerhaft aus und fragte: »Widersagst du dem bösen Feinde und seinem Hofrath?«, während es »seiner Hoffart« hätte heissen sollen. In glücklicher Kindheit wurden die ersten Jahre des Lebens verbracht und im Konvikt von Kremsmünster die Gymnasialstudien vollendet. Als es sich um die Wahl des Brodstudiums handelte, kam es nach längerem Schwanken schliesslich dazu, dass der ältere Sohn den medicinischen, der jüngere aber den juristischen Studien obliegen sollte. Nach deren Vollendung trat A. bei der Kameralgefällenverwaltung, der heutigen Finanz-Landesdirection, ein. Die Geschäfte jedoch, denen sich übrigens A. mit unermüdlichem Fleiss hingab, konnte den nach edleren Zielen strebenden Jüngling nicht befriedigen. War von seiner schönen Mutter ausser der Wohlgestalt des Körpers auch der künstlerische Sinn auf ihn vererbt worden, so war von seinem Vater das heisse Verlangen nach einer wissenschaftlichen Thätigkeit auf ihn übergegangen. Als er nun von seinem im Staatsarchive angestellten Freunde Chmel erfuhr, dass bei diesem Institut eine neue Organisation in der Durchführung begriffen sei, trachtete er eifrigst, dort angestellt zu werden. Seine Bemühungen waren von Erfolg begleitet und A. war einer der drei Glücklichen, die je eine Praktikantenstelle mit einem Adjutum von jährlich vierhundert Gulden erhielten.

Aber nicht lange sollte A. im Archive verbleiben. Die ausgedehnten Sprachkenntnisse und die schöne Schrift des jungen Praktikanten bewogen seinen obersten Chef, Fürsten Metternich, ihm eine freigewordene Offizialstelle in der Staatskanzlei zu verleihen. Dies geschah im Oktober 1841. Diese neue Wendung seines Geschicks versetzte A. in einen wahren Taumel der Freude: denn jetzt schien ihm die Möglichkeit gewährt, das Mädchen, dem seine erste Liebe galt, heimzuführen als sein Weib. Es war dies eine der Töchter des vielgesuchten Wiener Arztes Dr. von Schäffer, der Grillparzer folgende Verse widmete:

Einst auf denselben Bänken
Sassen Dein Vater und ich;
Des Guten und Schönen zu denken,
Der Vorsatz uns nimmer entwich.
Und dass wir's nicht gänzlich verfehlten,
Das zeigte die Zeit, die verstrich,
All was wir schufen und wählten;
Und jeder lässt sterbend nach sich
Die Kinder voll Anmuth und Sitten —
Neid, weisst Du es anders, so sprich!
Ich Sapphon und Melitten,
Dein Vater, o Liebliche, Dich.

A.'s Vater wollte aus finanziellen Gründen von einer so frühen Ehe seines Sohnes nichts wissen. Um den Widerstand des Vaters zu brechen, hatte sich A. entschlossen, dessen bereits etwas veraltete Geschichte Oesterreichs einer gründlichen, den neuen Anschauungen entsprechenden Umarbeitung zu unterziehen. Nun gab auch der Vater nach. Indessen war dem Sohn zugleich die Lust zu grösseren historischen Werken erwacht. Mächtig zog ihn die romantische, ritterliche Gestalt des Feldmarschalls Grafen Guido Starhemberg an, und ihr galt sein erstes historisches Werk, das im April 1852 vollendet wurde und den Beifall der hervorragendsten Geschichtsschreiber fand. A. sah jedoch sein Werk über Starhemberg nur als eine Vorarbeit zu einem ähnlichen, wenngleich weit grösseren über Eugen von Savoyen an. »Uner-

müdlich — so erzählt er uns in seiner Selbstbiographie — kopirte und excerpirte ich darauf los, ja während ich des Morgens in den Archiven noch dasjenige sammelte, was sich auf die späteren Lebensjahre des Prinzen bezog, ging ich in den Abendstunden schon an die Verarbeitung dessen, was seine früheren Schicksale betraf.« In der Zwischenzeit veröffentlichte A. noch kleinere Publikationen. Eine solche war der interessante Briefwechsel, den König Karl III. von Spanien, nachmals Kaiser Karl VI., während seines Aufenthaltes in Barcelona in den Jahren 1705 bis 1711 mit dem obersten Kanzler von Böhmen, Grafen Johann Wenzel Wratislau, gepflogen hatte. Im December des Jahres 1857 erschien der erste Band von A.'s »Prinz Eugen«, ihm folgten schnell der zweite und endlich, noch im Jahre 1858, der dritte und letzte Band. Seine schönen Leistungen auf historischem Gebiete erschlossen A. gar bald die Pforte des ersten wissenschaftlichen Instituts der Monarchie: im Mai 1858 wurde er zum korrespondirenden Mitglied der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften gewählt. Am 20. November desselben Jahres starb Josef Chmel, Vicedirektor des Haus-, Hof- und Staatsarchivs, ein Ereigniss, das in seiner Nachwirkung einen entscheidenden, überaus günstigen Einfluss auf das Schicksal A.'s ausübte. Allmählich war in diesem die Sehnsucht stärker geworden, sich von der eigentlichen Laufbahn eines Beamten vollständig loszulösen und einzig und allein der historischen Wissenschaft zu leben. Im Staatsarchiv winkte ihm die Gelegenheit, seinen lebhaften Wunsch erfüllt zu sehen, und eifrig trachtete er, die durch Chmel's Ableben erledigte Stelle eines Vicedirektors zu erlangen. Aber man zögerte lange mit dem Entschlusse, das Staatsarchiv, das bisher sowohl vom Ministerium selbst, als von der Archivverwaltung als ein Sammelpunkt ängstlich zu hütender Staatsgeheimnisse betrachtet und deshalb, wenigstens insofern es die neuere Zeit anging, vor jedem profanen Auge sorgfältig verschlossen worden war, nun plötzlich einem Manne unbedingt zugänglich zu machen, der ganz offen als seinen Hauptzweck bezeichnete, die dort aufgehäuften handschriftlichen Schätze literarisch zu verwerthen. Noch vor Erfüllung seines Wunsches trug sich A. mit dem Plane zu einer historischen Arbeit, die an Umfang und an Bedeutung für Oesterreich sein Buch über den Prinzen Eugen noch weit übertreffen sollte. Es war dies eine pragmatische Geschichte der Kaiserin Maria Theresia. Endlich nach zweijähriger Bewerbung, am 8. November 1860, erhielt A. die Vice-Direktorstelle im Staatsarchiv und somit war dieser Zielpunkt seiner Sehnsucht glücklich erreicht. Nun konnte er sich ungestört und sogar unter den Auspizien des auswärtigen Amtes mit seiner »Herzensdame« beschäftigen, wie sein Bruder Maria Theresia scherzweise nannte. Durch fast zwanzig Jahre that er dies mit rastlosem Bemühen, bis endlich Ende April 1879 die Biographie der Kaiserin in zehn Bänden abgeschlossen vor ihm lag, ein Werk, von dem Döllinger schrieb, es sei ein Denkmal »dauernder als Erz«. Aber A. konnte sich der wehmüthigen Empfindung nicht entschlagen, dass die beste Arbeit seines Lebens gethan sei und er eine ähnliche nicht mehr zu Stande bringen werde.

Die eifrige Thätigkeit A.'s auf historischem Gebiete brachte es mit sich, dass er der unversiegbaren Quelle, aus welcher er schöpfte, dem Staatsarchiv, die grösste Sorgfalt widmete. Noch als Vicedirektor erwies er diesem Institut einen überaus wichtigen Dienst, indem er ihm den rechtlichen Besitz der für die österreichische Geschichtsforschung so bedeutenden Dispacci di Germania zu gewinnen sich bemühte, die durch den Benediktiner P. Beda Dudik im

Juli 1866 nach Oesterreich gebracht worden waren. Aber erst im Jahre 1868 konnte A., damals bereits Direktor des Staatsarchivs, dieses in den endgiltigen Besitz der Dispacci bringen, die, von den Tagen Karls V. bis in das letzte Decennium des vergangenen Jahrhunderts reichend, nicht weniger als 323 Original-Depeschenbände zählen.

Mit der Ernennung A.'s zum Direktor des k. und k. Haus-, Hof- und Staatsarchivs begann eine neue glänzende Epoche nicht nur dieses Instituts, sondern auch der österreichischen und deutschen Geschichtsforschung überhaupt. Denn die Quelle, aus der diese schöpfte, war nicht mehr in ihrem Laufe gehemmt und spendete von nun an jedem ernsten Forscher von ihrem Reichthum. Infolge seines liberalen Systems ahmten bald die auswärtigen Archive das Beispiel A.'s nach und öffneten ihre Schätze in freigebigerer Weise als bisher der Wissenschaft. Angesichts solcher Leistungen war es begreiflich, dass A. in das Präsidium der Akademie der Wissenschaften berufen wurde. 1872 ging er im Auftrage der Akademie als der Repräsentant nach Brüssel, um dem hundertjährigen Jubiläum der Stiftung der belgischen Akademie durch die Kaiserin Maria Theresia beizuwohnen. Ihm wurde die Aufgabe gestellt, in französischer Sprache die Rede zu halten, die man von einem der fremden Delegirten bei dem festlichen Bankette erwartete und die in einen Trinkspruch auf die belgische Akademie ausklingen sollte. A. entsprach diesem Wunsche in einer Weise, die ihm selbst und der von ihm repräsentirten Wiener Akademie zu wahrer Ehre gereichte. »Die ersten Sätze meiner Rede — sagt er selbst darüber — waren in tiefstem Stillschweigen angehört worden. Aber je länger ich sprach, desto lebhafter wurde der Beifall; schliesslich war er so stürmisch und so betäubend, dass er meine letzten Worte vollständig unhörbar machte. Nun aber drang Alles auf mich ein, Alles drückte mir die Hand, Alles stellte sich mir vor, alle möglichen und unmöglichen Namen wurden mir genannt, jeder wollte mit mir anstossen, und meine Hände waren förmlich überfluthet von dem Champagner, den man hierbei vergoss. Als ich mich aber bei Einigen, die mich besonders lebhaft beglückwünschten, wegen eines hie und da unterlaufenen Fehlers der Sprache oder einer allzu deutsch gedachten Wendung der Rede entschuldigen wollte, da antwortete mir Einer: Ach was, das ist nichts! Sie redeten zu uns in der Sprache des Herzens, die versteht Jedermann und Jeden reisst sie hin!«

Und wirklich kam gleich darauf sein Herz in einer ihn innig rührenden Weise in's Spiel. Kaum hatte er geendet, so näherte sich ihm der ehrwürdige Präsident, der ihm in bewegten Worten mittheilte, nicht nur sein Name, sondern mehr noch sein Auftreten und seine Sprechweise habe ihn an eine Frau erinnert, mit der er vor fünfunddreissig Jahren eine Reise von München nach Salzburg zurücklegte, und deren Andenken ihm um ihrer seltenen Liebenswürdigkeit willen unvergesslich geblieben sei. »Diese Wiederbelebung des Bildes meiner Mutter in jener Stunde der Aufregung und des Erfolges — lesen wir in A.'s Aufzeichnungen — hatte wirklich etwas Ueberwältigendes für mich, und mit überströmendem Gefühl gedachte ich ihrer, der ich ja auch den grössten Theil dessen, was mir soeben zu so vielstimmiger Anerkennung verholfen hatte, das bischen Redegewandtheit und die Fähigkeit verdankte, es auch in einer fremden, der französischen Sprache, zu einiger Geltung zu bringen.«

Als am 23. Juli 1878 Rokitansky starb, trat A. als Vicepräsident, nach den Satzungen der Akademie einstweilen provisorisch an die Spitze dieser Kor-

poration, zu deren Präsidenten er später, am 27. Mai 1879 einstimmig gewählt wurde. Seither hatte die Akademie seine Wahl zu ihrem Präsidenten nach je drei Jahren sechsmal erneuert, so dass er sich bis zu seinem Hinscheiden in dieser ehrenvollen Stellung befand. Im Juni 1880 aber erfolgte aus Anlass der bevorstehenden Vollendung seines vierzigjährigen Dienstjahres seine Ernennung zum wirklichen geheimen Rath.

Auch ausserhalb der Monarchie drang sein Name in die wissenschaftliche Welt und da erfüllte es A. mit grösster Freude, als die bayerische Akademie der Wissenschaften ihn, den Oesterreicher, zum Präsidenten der historischen Commission ernannte — eine Stelle, die vor ihm Ranke und Sybel bekleidet hatten.

Die gesunde Weltanschauung A.'s brachte es mit sich, dass er Widerwillen gegen diejenigen empfand, die man als Menschen der Katastrophen bezeichnen darf. Stürmer und Dränger stiessen ihn ab, nur Vernunft, gepaart mit zielbewusstem, rechtschaffenem Handeln, konnte ihm Achtung einflössen, die er in diesem Falle auch dem Gegner nicht versagte. Mit Vorliebe ruhte daher sein Blick auf jenen Gestalten vaterländischer Geschichte, die nicht allein durch Staatskunst, sondern auch durch Rechtschaffenheit des Charakters gleich ausgezeichnet waren. Sie, die nicht in den Winkelzügen des Machiavellismus, sondern auf der geraden Bahn einer offenen und ehrlichen Politik die naturgemässe Ausgestaltung des Reiches anstrebten, fesselten ihn zumeist und regten ihn an, ihre Geschichte niederzuschreiben.

Schärfer als bei Ranke tritt bei A. die Persönlichkeit in den Vordergrund; sie ist es, welche das Ganze beherrscht und das biographische Moment ist es, worin A.'s eigentliche Grösse liegt. Immer wieder zog es ihn dahin und diesem Drange verdanken wir seine Monographie Bartenstein's (1871), seine eigene Lebensbeschreibung (1893), sein Buch über Schmerling (1896) und sein letztes über den Minister Wessenberg (1898).

Die Korrespondenzen, die A. theils allein, theils mit Geffroy und Flammermont herausgab, sind Quellenwerke, die nicht blos einen tiefen Einblick in die Politik der Monarchie, sondern auch in das Innerste der Persönlichkeiten gewähren, die sie leiteten. Maria Theresia, Joseph und Kaunitz sind uns menschlich näher gerückt, wir erkennen ihre Grösse, aber auch ihre Schwächen. Ueberdies waren diese Publikationen auch sachlich sehr ergiebig. Sie entkräfteten vielfach irrige Anschauungen. So brachte der Briefwechsel mit Marie Antoinette in überzeugender Weise die Unechtheit der Briefe an den Tag, die Hunolstein und Feuillet de Conches herausgegeben hatten, und die geheime Korrespondenz zwischen Joseph II, Kaunitz und dem Grafen Mercy machte endgiltig den Glauben zu nichte, dass die Königin Einfluss auf die Geschäfte gehabt und sie recht eigentlich geleitet habe.

Wie A. in dem geistigen Leben seines Vaterlandes und über dieses hinaus eine hervorragende Stellung einnahm, so hatte er auch verstanden, sich eine gleich angesehene auf politischem Gebiet zu erringen. Die Ausschreibung der Wahlen für das Frankfurter Parlament bot ihm 1848 zum ersten Male Gelegenheit, öffentlich zu sprechen und in schön durchdachter Rede sein politisches Glaubensbekenntniss zu enthüllen. Nicht so sehr der Beifall, der ihm hierbei gezollt wurde, als vielmehr die Ueberzeugung, »dass es für einen einzelnen Mann schon ein verdienstliches Unternehmen sei, das Seinige beizutragen, dass wenigstens eine Stimme in einem der gesetzgebenden Körper nicht wieder der radikalen Partei anheimfalle, sondern dass sie in gemässigtem

Sinne abgegeben werde« bestärkte A. in dem Vorsatze, die politische Bühne zu betreten und werkthätig an dem Aufbau eines neuen Oesterreich mitzuhelfen. Er bewarb sich in Neunkirchen um das Abgeordnetenmandat zum Frankfurter Parlament und trug über nicht weniger als zehn Kandidaten, darunter Perthaler, den Sieg davon. Als A. in Frankfurt eintraf, befand sich diese Stadt in grosser Aufregung. Die preussische Regierung hatte den Krieg, den sie im Auftrage Deutschlands wegen Schleswig-Holstein gegen Dänemark führte, durch den von ihr zu Malmö abgeschlossenen Waffenstillstand eigenmächtig abgebrochen und an das Frankfurter Parlament die Zumuthung gestellt, diesen Vertrag zu ratificiren. Als das Ministerium Schmerling nothgedrungen nachgab und den Malmöer Vertrag dem Parlament zur Gutheissung vorlegte, blieb es mit seinem Antrag in der Minderheit und resignirte. Der Erzherzog-Reichsverweser beauftragte nun Schmerling, dem Parlament neuerdings den Waffenstillstand zur Ratification vorzulegen. Zwei Gesichtspunkte waren es, von denen A. sich nun leiten liess; er hielt es für seine Pflicht, alles zu thun, um seinen Landsmann Schmerling im Amte zu erhalten und weiter alles zu vermeiden, was der radikalen Partei die Oberhand verschaffen konnte. Am 16. September erfolgte die entscheidende Abstimmung, die eine Majorität von 21 Stimmen für den Waffenstillstand ergab. A. schloss sich dem jüngsten Club an, gebildet aus den Abgeordneten, die bisher dem Württemberger Hof angehört hatten und aus diesem wegen ihrer Abstimmung zu Gunsten des Waffenstillstandes ausgeschieden waren. Die Clubs als solche besassen jedoch nicht die geringste Einflussnahme auf die Geschäftsführung des Parlaments. Dieser gemäss wurden die einzusetzenden Commissionen nicht von der Versammlung selbst, sondern von den fünfzehn Abtheilungen gewählt, in die sie zerfiel. Aus deren Zusammensetzung konnte A. mit grosser Befriedigung erkennen, dass die entschiedene Majorität dem Wiener Aufstande ungünstig gesinnt sei. Nichts destoweniger musste er sich gestehen, dass sowohl die deutsche Centralgewalt, als auch die Nationalversammlung den in Oesterreich vor sich gehenden Ereignissen ohnmächtig gegenüberstanden. In lebhafter Weise betheiligte sich A. nunmehr an der Diskussion über die Paragraphen 2 und 3 der Reichsverfassung, wobei er sich einzig und allein von der Ansicht leiten liess, »dass eine Unterordnung Oesterreichs unter diese Bestimmung eine Unmöglichkeit sei«. Hierzu kam noch das von Mühlfeld eingebrachte Minoritätsgutachten, das von einem völkerrechtlichen Bunde Oesterreichs mit Deutschland sprach. »Wer es gut meine mit Deutschland — liess er sich vernehmen — müsse alles daran setzen, um ihm das schönste, das herrlichste seiner Länder, um ihm Oesterreich zu erhalten.« Eine Lösung der deutschen Frage wurde aber nicht erzielt. Die Parteiunterschiede im Parlament waren zu weitgehende, als dass eine für alle Theile gleich zufriedenstellende Einigung herbeigeführt worden wäre. Ein einziges Mal verschwand jeder Parteiunterschied — dies war anlässlich der Abstimmung der Fall, die über den Antrag erfolgte, das Reichsministerium aufzufordern, mit allem Nachdruck Massregeln zu treffen, um die an der Verhaftung und Tödtung des Abgeordneten Blum unmittelbar und mittelbar Schuldtragenden zur Verantwortung zu ziehen und zu bestrafen. Die Verlegenheiten der Oesterreicher mehrten sich von Tag zu Tag und wurden ganz besonders bedenklich, als das Ministerium Schwarzenberg-Stadion vor den Kremsierer Reichstag mit einem Programm hintrat, aus dem unschwer zu erkennen war, dass man in Oesterreich aufrichtig und wahr den Einheitsstaat wolle und diesem ver-

lockenden Ziele energisch zustreben werde. An die Oesterreicher trat nunmehr die Frage heran, ob sie angesichts der sich immer deutlicher herausstellenden Gewissheit, dass sich Oesterreich in den neu zu gründenden deutschen Bundesstaat nicht einfügen könne und werde, überhaupt noch berechtigt seien, an der Gesetzgebung über diesen einen thätigen Antheil zu nehmen. Aber erst die Octroyirung der Verfassung vom 4. März 1849 musste sie erkennen lassen, dass ihre Mission als österreichische Abgeordnete als beendet zu betrachten sei. »Als Oesterreicher« — so erzählt uns A. — »freute ich mich aufrichtig des entschiedenen Schrittes, welchen die Regierung gethan, um einerseits den Völkern Oesterreichs den Fortgenuss der constitutionellen Freiheiten zu sichern und anderseits wieder ein gesetzmässiges Gefüge in das arg zerrüttete Staatswesen zu bringen.« A. legte sein Mandat nieder, indem er von der Voraussetzung ausging, »dass es vielmehr im Interesse dieser Regierung liege, einer Situation freiwillig ein Ende zu machen, welche ihrem Einflusse in Deutschland nicht das Mindeste nütze, ihr Ansehen aber empfindlich benachtheilige«. In bescheidener, jedoch entschiedener Weise trat A. für diese seine Anschauung ein, als er sich im Ministerium des Aeussern seinem neuen Chef, dem Fürsten Schwarzenberg, vorstellte.

Zwölf Jahre später ergab sich für A. abermals die Gelegenheit, als Politiker thätig zu sein, indem er im März 1861 das Neunkirchner Mandat für den Landtag, um das er sich beworben hatte, erhielt. Dass er kurz vorher, im Jahre 1860, beauftragt worden war, den Sitzungen des verstärkten Reichsrathes beizuwohnen und die gehaltenen Reden zu ihrer Veröffentlichung zu redigiren, hatte nicht wenig beigetragen, sein Urtheil nach mancher Richtung hin zu schärfen. Auch jetzt betrachtete er als seine hauptsächlichste Aufgabe, »das Ministerium Schmerling in seinen auf Einführung des Verfassungslebens in Oesterreich gerichteten Bestrebungen zu unterstützen und ihm keine wie immer gearteten Schwierigkeiten zu bereiten«. Deshalb schloss er sich mit Pillersdorf, Pratobevera, Heinrich Perger und Schindler der Partei an, deren Kern der Grossgrundbesitz unter Führung des Freiherrn Karl von Tinti bildete. Die zweite Partei stand unter dem überwiegenden Einfluss von Mühlfeld und Berger. Bereits in der ersten Sitzung wurde A. das Amt eines Berichterstatters des Ausschusses für Ausarbeitung einer Geschäftsordnung übertragen. Bald trat an ihn die Frage heran, ob er vom Landtag in den Reichsrath oder in den niederösterreichischen Landesausschuss gewählt werden wolle. Umstände der verschiedensten Art bewogen ihn, eine Wahl in den Reichsrath nicht anzunehmen, wogegen er hoffte, im Landesausschuss eine vielleicht nicht glänzende aber erspriessliche Thätigkeit entwickeln zu können. Am 20. April 1861 mit 42 gegen 24 Stimmen gewählt, erhielt A. am folgenden Tage das Referat über Unterrichtsfragen.

Wenn sich auch A. durch seinen Verzicht auf eine Wahl in den Reichsrat von jeder grösseren Thätigkeit auf politischem Gebiete freiwillig ausgeschlossen hatte, so hinderte ihn dies nicht, alle Vorkommnisse mit regem Interesse zu verfolgen. Leider waren sie nicht derart, dass sie einen in altösterreichischen Traditionen aufgewachsenen Mann, wie A., mit grossen Hoffnungen für die Zukunft erfüllen konnten. Mit wachsender Besorgniss sah A. wie sich die Kluft zwischen dem Ministerium Schmerling und der deutschliberalen Partei erweiterte. Seine eigene Parteistellung charakterisirt A. selbst in folgenden Worten: »Von dem ersten Augenblick angefangen, in welchem ich durch meine Wahl in das Frankfurter Parlament zur Entfaltung einer po-

litischen Thätigkeit berufen wurde, bis auf den heutigen Tag, also fast schon ein halbes Jahrhundert hindurch, betrachtete ich mich allzeit als ein Mitglied und einen treuen Anhänger der deutschliberalen Verfassungspartei und bin gewiss, dies auch bis zum Ende meiner Tage unverändert zu bleiben. Ich habe mich zu dieser Fahne vereidigt, weil ich durch Geburt und Abstammung ein Deutschösterreicher bin, und mir jede Verleugnung meiner Nationalität, jede Hintansetzung ihrer berechtigten Interessen oder gar ein Bündniss mit ihren Gegnern als eine so verwerfliche Handlung erscheint, dass ich mich ihrer niemals schuldig machen werde. Den Reihen der gemässigten Liberalen, der aufrichtig constitutionell gesinnten aber gesellte ich mich zu und werde immerdar in ihnen verbleiben, weil ich der Meinung bin, der gleichzeitig ernste und redliche Politiker müsse sich allezeit zu dem System bekennen, welches er nach bestem Wissen und Gewissen als das heilbringendste für den Staat und dessen Bevölkerung betrachtet.« Als nach dem Sturze Schmerling's Graf Richard Belcredi zu dessen Nachfolger ernannt wurde und seine Thätigkeit mit dem Patent vom 20. September 1865 eröffnete, trat an A. die Pflicht heran, in dem bevorstehenden Konflict zwischen Regierung und Landesvertretung Partei zu ergreifen und Farbe zu bekennen. Viele Jahre darnach konnte sich A. nicht von dem Vorwurf freisprechen, dass die Art und Weise, in der er den an und für sich gewiss nur zu billigenden Entschluss ausführte, sich gegen das September-Patent zu erklären und mit einzustimmen in das Begehren um Zurücknahme dieses, »nicht gerade Lob, sondern eher Tadel verdiente«. »Ich verfiel hierbei in den Fehler« — gesteht er uns — »welchen wir Deutsche so oft begehen, und der vielleicht unserer Gewissenhaftigkeit und unserem persönlichen Charakter, nicht aber auch unserer politischen Einsicht zur Ehre gereicht. Nichts fällt uns schwerer, nichts kostet uns ein grösseres Opfer, als die blinde Unterordnung unter die strenge Parteidisciplin, und doch ist sie die unerlässliche Vorbedingung zur Erreichung von Erfolgen auf politischem Gebiete. Auch mir ging es nicht anders.«

Unmittelbar nach Schluss der zweiten Landtagssession von 1866, am 2. Jänner 1867, wurde das kaiserliche Patent erlassen, welches die Auflösung der Landtage und die unverzügliche Veranstaltung von Neuwahlen anordnete. Unter solchen Verhältnissen erachtete A. es »als ein Gebot der Ehre und der Pflicht«, sich neuerdings um das Landtagsmandat zu bewerben, das er für den Bezirk Neunkirchen abermals erhielt. Da enthob der Kaiser am 7. Februar den Grafen Belcredi seiner Functionen und ernannte den Minister des Aeusseren, Freiherrn von Beust, zum Präsidenten des Ministerrathes. Es sei uns gestattet, hier anknüpfend zu erwähnen, dass bereits im October 1864 Graf Rechberg auf seinem Posten eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten durch den Grafen Alexander Mensdorff ersetzt worden war. Dieser war, versichert uns A. mit voller Bestimmtheit, ein Gegner der Sistirungspolitik, des Doppelkrieges gegen Preussen und Italien, sowie der Abtretung Venedigs an Napoleon III. In Betreff Beust's bedauerte A. auf das lebhafteste, »dass ein Mann in das Ministerium berufen wurde, der nach seinem eigenen Geständnisse den inneren Verhältnissen Oesterreichs vollkommen fremd gegenüberstand«. Mit der ihm eigenen Offenheit erklärte A. seinem neuen Chef, und zwar von ihm selbst hierzu aufgefordert, zwei Punkte seien es vor Allem, an welche ohne Zeitverlust Hand angelegt werden müsse: »der erste bestand in der entschiedenen und aufrichtigen Beseitigung der Sistirungspolitik, in der Wiedereinführung verfassungsmässiger Zustände und in treuem

Festhalten an denselben. Der zweite aber, in dem ernsten und unausgesetzten Bestreben, mit Ungarn einen dauernden Ausgleich auf der Grundlage von Bestimmungen zu Stande zu bringen, welche dem Gesammtstaate Oesterreich wesentlich günstiger wären als diejenigen, die in den verschiedenen, grösstentheils von dort herrührenden Staatsschriften enthalten seien.« Hinsichtlich des ersten Punktes erklärte sich Beust mit A. einverstanden. Was den zweiten betrifft, wobei sich A. auf Seite derer stellte, »welche auch für die Zukunft einen Gesammtstaat Oesterreich erhalten wissen wollten, innerhalb dessen Ungarn eine abgesonderte Stellung einnehmen könne«, konnte A. in Bälde zur Ueberzeugung gelangen, dass seine Auseinandersetzungen Beust keineswegs zusagten. Aber dieser unterbrach in seiner echt sächsischen Höflichkeit A. nicht, der erst dann das Gespräch abbrach, als er merkte, er dürfe Beust's Geduld nicht länger in Anspruch nehmen.

Als die Landtage zusammentraten, legte ihnen die Regierung ein Rescript vor, kraft dessen die Sistirungspolitik und mit ihr die Einberufung eines aussergewöhnlichen Reichsrathes vollständig fallen gelassen wurde. Blos die Wahlen für den legalen Reichsrath sollten vorgenommen werden. Im niederösterreichischen Landtag selbst besassen in Folge der während der Periode Belcredi stattgehabten Neuwahlen nach beiden Seiten hin die extremen Richtungen eine stärkere Vertretung als früher. Trotz dieser Aenderung wurde A. abermals in den Landesausschuss entsendet. In seiner Selbstbiographie geht A. auf die Agenden dieser sehr kurzen Landtagssession ebensowenig ein, wie auf die Verhandlungen des Reichsrathes. Er hätte zwar gewünscht, dass Regierung und Reichsrath etwas weniger nachgiebig gegen die Forderungen der Ungarn gewesen wären. »Nachdem aber einmal« — lesen wir dort — »der Ausgleich auf der Basis des Dualismus und der staatlichen Selbständigkeit Ungarns auf gesetzlichem Wege zu Stande kam, darf man auf beiden Seiten nichts anderes thun, als gewissenhaft an ihm festhalten.«

So wie A.'s Stellung im wissenschaftlichen Leben durch die Ernennung zum Director des Staatsarchivs und später durch die Wahl zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften die rechte Weihe erhielt, so wurde ihm auch als Politiker die glänzendste Auszeichnung zu Theil, als ihn der Kaiser 1869 in das österreichische Herrenhaus berief. »Wer sich das Ansehen, welches zu jener Zeit das Herrenhaus in Anbetracht seiner maassvoll freisinnigen, echt staatsmännischen Haltung besass, wer sich die Summe von Talenten nicht allein, sondern von Charakteren vergegenwärtigt, über die es in so reichem Maasse verfügte, der wird wohl begreifen, dass es mich ebenso mit Stolz wie mit Freude erfüllte, von nun an dieser glanzvollen Versammlung anzugehören und im Schoosse derselben an den Berathungen über die wichtigsten Angelegenheiten meines Vaterlandes regen Antheil nehmen zu dürfen. Aber nicht nur die achtunggebietende Stellung des Herrenhauses und die Hoffnung, dort eine nicht ganz unfruchtbare Thätigkeit entwickeln zu können, gereichten mir zur Freude; in kaum geringerem Masse trug hierzu auch die Genugthuung bei, einer Körperschaft anzugehören, welche, wie dies auch jetzt noch geschieht, ihre Verhandlungen in jener urbanen, rücksichtsvollen und leidenschaftslosen Form zu führen gewohnt ist, die der Würde der ersten politischen Corporation des Reiches allein entspricht.« Im Herrenhause sah ihn die Linke stets auf seinem Platze und stets bereit, mit den Wortführern der feudal-klerikalen Partei die Waffen zu kreuzen. So trat er ganz entschieden für die Aufhebung des Concordates ein, wogegen der Cardinal-Fürsterzbischof

Rauscher — am 10. April 1874 — erklärte, dass es noch giltig und rechtskräftig sei. A. widerlegte dies in einer Rede, in der er der Hierarchie das Recht bestritt, sich selbst immer als die Kirche zu betrachten. Er erinnerte den Kirchenfürsten an dessen eigenen Ausspruch, der Clerus habe sich fern zu halten von politischen Agitationen. Als es sich um die Errichtung der tschechischen Universität handelte und ein Mitglied des Hauses in tschechischem Sinne sprach und den Gedanken einer Versöhnung laut werden liess, da erhob sich A., um ihm die bedeutungsvollen Worte zuzurufen: »Wenn fortwährend von Versöhnung gesprochen wird, so ist das nicht zutreffend. Die Versöhnung setzt Feindschaft voraus und wir sind keine Feinde, sondern politische Gegner. Wenn es da zu einer Versöhnung käme, dann müssten die mannhaften politischen Ueberzeugungen abdiciren.« Nicht blos bei diesem Anlass gelangten die männliche Gesinnung und der unerschütterliche Charakter A.'s so recht zum Ausdruck. Ein Jahr später hatte sich das Herrenhaus mit dem Liechtenstein'schen Schulantrag und mit der Schulnovelle zu befassen. A. war Berichterstatter, welches Amt er jedoch niederlegte, als es hiess, die Regierung wolle Neuwahlen für die Schulcommission erzwingen, um die Vorlage in irgend einer Form durchzubringen.

Selten erhob A. im Herrenhaus seine Stimme; wenn es aber der Fall war, dann geschah es um einer guten Sache willen. So trat er am 20. Mai 1890 Jaworski entgegen, der im Abgeordnetenhaus behauptet und sich dabei auf ihn selbst berufen hatte, Galizien sei unter Maria Theresia und Joseph II. von den österreichischen Beamten ausgesaugt worden. »Man war in Wien bestrebt« — so liess sich A. vernehmen — »das beste Beamtenmaterial, sowohl in seinen unteren wie oberen Instanzen, nach Galizien zu entsenden. Schon die Auswahl des ersten Gouverneurs, des Grafen Johann Anton Perger, wurde auf die Goldwaage gelegt. Ich will aber recht gern zugestehen, dass er nicht energisch genug war, um den Augiasstall, den fürchterlichen Zustand, in welchem er das Land traf, in welchem es seit der Republik und nicht allein durch das Verschulden der Republik, sondern auch durch das Verschulden der polnischen Conföderation gerathen war, zu säubern.«

So zeichneten A. als Historiker und als Politiker die gleiche patriotische Gesinnung, das gleiche treue Festhalten an glorreichen Ueberlieferungen aus, und jederzeit trat er, in Wort und Schrift, für Oesterreichs Ehre und Machtstellung auf den Kampfplatz, für die Stärkung der Einheitsidee auf constitutioneller Grundlage, für die Förderung von Unterricht und Bildung in liberalem Sinne und für die Vertheidigung des Staates gegen die Bevormundung durch die Kirche. Aber blutenden Herzens sah A. am Abend seines Lebens, dass auch die Sonne seiner Ideale unterging. Der Einfluss des Clerus drang in ein Gebiet, das ausserhalb des Machtbereichs der Kirche lag, die Fluthen des Antisemitismus ergossen sich über die Gefilde josephinischer Aufklärung, und an der festesten Säule des Reiches wurde gerüttelt — das deutsche Volk in seinem Besitzstand bedroht. Da suchte er Trost in der Erfüllung einer edlen Sendung, indem er an die Spitze eines Vereins trat, der es sich zur Aufgabe gemacht hatte, das geistige Niveau der untersten Klassen zu heben. So wie A. als Direktor des Staatsarchivs, als Präsident der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften die Gelehrtenwelt zu fördern suchte, so wollte er als Präsident des Volksbildungsvereins, dass mit der gesteigerten Erkenntniss auch die politische Reife vorbereitet und das Volk in seiner Gesammtheit zu einer höheren Auffassung der Dinge befähigt werde. In einem

Alter, das ihn wohl berechtigt hätte, sich von allen Geschäften zurückzuziehen, stellte er den Glanz seines Namens in den Dienst der wissensdurstigen Menge. Er war ein Christ im wahrsten Sinne des Wortes; nie fehlte er Sonntags in der Kirche, wo er, nicht um den äusseren Schein zu wahren, sondern fromm und vertrauensvoll zu Gott betete; aber mit Abscheu wendete er sich von solchen Priestern ab, die ihr heiliges Amt missbrauchten, um aus Parteirücksichten das Volk in seiner Unwissenheit zu erhalten und es darin zu bestärken. Ungezählt sind die stillen Wohlthaten, die er im Leben seinen Nächsten erwies und noch über das Grab hinaus über seine Schützlinge ausstreute. Kein Makel haftete an seiner Seele, die so treu und gütig aus blauen Augen blickte, aus dem Wohlklang seiner Stimme tönte, dass keiner, ob Hoch, ob Nieder, einmal in seine Nähe gerückt, dem Zauber zu widerstehen vermochte, der in seinem Wesen lag. Für die Herzensgüte des Verblichenen und für seine Sanftmuth möge auch folgendes sprechen. Trotz den unsäglichen Schmerzen, von denen er in den letzten Tagen seines Lebens heimgesucht war, zeigte er sich nie mürrisch, sondern gottergeben ertrug er seine Qualen. Und als eines Morgens seine treue Pflegerin Therese Gschwandtner in Thränen ausbrach und schluchzend rief: »Wie wär' es mir leichter um's Herz, thäten mich Excellenz so recht ausschelten, sobald die Schmerzen kommen«, da lächelte der edle Greis und sprach: »Was können denn die Anderen dafür, dass ich leide? Soll ich es sie entgelten lassen?« Wohl kann von ihm gesagt werden, was Goethe den Manen Schiller's nachrief:

Und hinter ihm im wesenlosen Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

Quellen: Arneth, Aus meinem Leben. 2 Bde. 1893. — Nekrologe: A. Dove, Beilage zur Allgem. Ztg. August 1897. — Alfred Stern, Die Nation No. 50, 11. September 1897. — Eduard Wertheimer, Revue historique 1897. — Franz Zweybrück, Monatsblätter des wissenschaftlichen Club in Wien. XIX. Jahrgang, No. 2. — Hans von Zwiedineck, Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, N. F. 1897. — Von Porträts seien genannt: Canon (Eigenthum des Staatsarchivs). L'Allemand (Eigenthum der Baronin von Eiselsberg, geb. Arneth). Schmidt. Michalek. Büste von Pessl. Medaille von Anton Scharff).

Dr. Hanns Schlitter.

Fraas, Oskar (von), Dr., Naturforscher, * am 17. Januar 1824 zu Lorch in Württemberg (Oberamt Welzheim), † am 22. November 1897 zu Stuttgart, in erster, am 27. August 1850 zu Balingen geschlossener Ehe mit Fanny Sayle, in zweiter (Leonberg 4. August 1866) mit Anna Theurer vermählt. — Die Familie F. wanderte Ende des 17. Jahrhunderts aus Tirol nach Württemberg ein; die Neigung zu den Naturwissenschaften soll von alters her in ihr heimisch gewesen sein. Auch bei dem jungen Oskar trat sie frühzeitig hervor. Trotzdem wurde er für den theologischen Stand, dem Grossvater und Vater angehörten, bestimmt. Nachdem er auf der Göppinger Lateinschule für das Landexamen vorbereitet worden war, besuchte er das niedere Seminar Blaubeuren und dann das Tübinger Stift. Ohne sein Berufsstudium zu vernachlässigen, erübrigte er doch Zeit, um seinen naturhistorischen Liebhabereien nachzugehen. Schon als Seminarist beschäftigte er sich eingehend mit der Flora von Blaubeuren und führte manchen schönen, selbst gefundenen Ammoniten der bedeutenden Sammlung seines Vaters zu. Als Tübinger Student hörte er bei dem damals noch jugendlichen Quenstedt Geologie und wurde ganz für diese Wissenschaft begeistert. Mit einer geognostischen Aufnahme der Umgebung von Tübingen trug er einen akademischen Preis davon. Bald

verband innige Freundschaft Lehrer und Schüler, sie unternahmen zusammen grosse, originell ausgeführte Exkursionen weit über die Grenzen Württembergs hinaus, in die Alpenwelt, nach Oberitalien und Südfrankreich. Nachdem F. sein Examen bestanden hatte, that er bei seinem Vater, damals Dekan in Balingen, Vikarsdienste, nahm jedoch dazwischen hinein 1847 einjährigen Aufenthalt in Paris, um die Ecole des mines zu besuchen und seine geologischen Studien fortzusetzen, und bereiste auch die Normandie und England. 1850 bis 1854 wirkte er als Pfarrer in Laufen a. d. Eyach (Oberamt Balingen), wo er sich einen eigenen, bald durch zahlreiche Nachkommenschaft belebten Hausstand gründete. Das Sammeln von Versteinerungen, wozu die noch wenig ausgebeutete Balinger Gegend besonders günstige Gelegenheit bot, wurde eifrig fortgesetzt; F. zog die Mitglieder seiner Gemeinde dazu heran, die sich auf diese Weise in den damaligen Hungerjahren manches Stück Geld verdienten. Das Laufener Pfarrhaus aber wurde für Sammler und Forscher aus Nah und Fern ein viel besuchter Anziehungspunkt. Der wachsende geologische Ruf des Pfarrherrn lenkte die Blicke der maassgebenden Kreise auf ihn. Er wurde 1854 als Konservator für die geologischen und mineralogischen Abtheilungen an das Stuttgarter Naturalienkabinet berufen, zunächst in der bescheidenen Stellung eines Hilfsarbeiters, aber allmählich von Stufe zu Stufe bis zum Vorstand der Anstalt emporsteigend. Nachdem noch sein 70. Geburtstag festlich begangen worden war, trat er April 1894 in den bleibenden Ruhestand. Nicht mehr im Vollbesitze seiner geistigen und körperlichen Kräfte, verbrachte er den Rest seines Lebens still, aber heiteren Gemüths, bis ihn ein sanfter Tod abrief. — F. hat seine besten Kräfte der Einrichtung des Stuttgarter Naturalienkabinets gewidmet. Er hat die geologischen und mineralogischen Sammlungen dieser Anstalt auf eine bedeutende Höhe gebracht und durch die seltensten und werthvollsten paläontologischen und sonstigen Fundstücke bereichert. Zumal den vaterländischen Saal stattete er in glänzender Weise aus. Wie unermüdlich durchpilgerte und durchforschte er aber auch das ganze Land! Seine Erfolge beschränkten sich nicht auf das geologische Gebiet. Es gelang ihm, zahlreiche Höhlen zu erschliessen, eine prähistorische Niederlassung an der Schussenquelle auszugraben. Durch seine fortgesetzten Exkursionen wurde der »Steiner-Fraas« oder »Höhlen-Fraas«, wie ihn der Volksmund nannte, zu einer der populärsten Persönlichkeiten in Schwaben. Auch seine grossen Studienreisen kamen ebenso den ihm anvertrauten Sammlungen als der Wissenschaft im Allgemeinen zu gut. 1865/66 besuchte er Egypten, die Sinai-Halbinsel und Palästina, 1875 übernahm er im Auftrage des Generalgouverneurs von Syrien, Rustem Pascha, die geologische Untersuchung des Libanon, 1882 bereiste er Südfrankreich und Spanien. F. betrachtete es nicht bloss als seine Aufgabe, das Naturalienkabinet zu vergrössern und zu ordnen, sondern er bemühte sich auch, es für die weitesten Kreise nutzbar zu machen, auf das Volk belehrend wirken zu lassen. Trefflich verstand er es, in allgemein fasslicher Weise seine Museen in Wort und Schrift dem grossen Publikum vorzuführen. Neben seiner hauptsächlichen Wirksamkeit entwickelte der vielseitige Mann sonst noch auf zahlreichen wissenschaftlichen und praktischen Gebieten rege Thätigkeit, überall einen klaren Blick und ein sicheres Urtheil zeigend. Er war seit 1859 Mitglied der Kommission zur Herstellung eines geognostischen Atlas von Württemberg, Begründer und langjähriger Vorstand des württembergischen anthropologischen Vereines, seit 1872 Vorstandsmitglied der deutschen Anthropolo-

gengesellschaft, Mitvorstand und Redaktionsmitglied des Vereins für vaterländische Naturkunde, Mitglied der weiteren Kommission für die Verwaltung der Staatssammlungen vaterländischer Kunst- und Alterthumsdenkmale. Viele Jahre lehrte er ferner den Weinbau an der benachbarten Akademie Hohenheim, wie er auch als langjähriger Vorstand des Württembergischen Weinbauvereins diesen Erwerbszweig förderte. Ebenso erwarb er sich um den württembergischen Eisenbahnbau als geognostischer Konsulent der Baukommission Verdienste. 1865 bis 1869 stand er an der Spitze des Stuttgarter Gewerbe-Vereins. Die deutsche Partei zählte ihn zu den Ihrigen, und 1871 wurde er in den hauptstädtischen Gemeinderath gewählt. Ueberhaupt fehlte es ihm an vielfacher Anerkennung und Auszeichnung nicht, denn sein Ruf war weit über die Grenzen seiner engeren Heimat, sogar über die Deutschlands hinausgedrungen. Orden schmückten ihn, viele gelehrte Gesellschaften machten ihn zu ihrem Mitglied oder Ehrenmitglied; noch acht Tage nach seinem Tode traf die Ernennung zum correspondirenden Mitglied der Geological Society of London ein. 1894 überreichte ihm die Tübinger naturwissenschaftliche Fakultät ihr Ehrendoktordiplom. Seine literarischen Werke wurden viel gelesen, denn er verband mit Gediegenheit und Gründlichkeit die Gabe lebendiger Darstellung und wusste die Ergebnisse seiner Studien und Reisen auch einem nicht fachmännisch gebildeten Publikum in angenehmer Form zugänglich zu machen. Die bedeutendsten Schriften F.'s sind: »Die nutzbaren Mineralien Württembergs« 1860, »Vor der Sündfluth, eine Geschichte der Urwelt« 1864, »Die geognostische Sammlung Württembergs« 1869, »Die Nördlinger Schlacht« 1869, »Drei Monate im Libanon« 1876, »Württembergs Eisenbahnen mit Land und Leuten an der Bahn« 1880, »Geognostische Beschreibung von Württemberg, Baden und Hohenzollern« 1882, »Reisebriefe aus dem Süden« 1883.

Schwäbische Chronik vom 22. November 1897 (Abendblatt) und 1. December 1897 (Mittwochsbeilage), Neues Tagblatt vom 23. November 1897, Schwabenland 1898, No. 1, Leopoldina XXXIV (1898) Heft 1 (mit einem ausführlichen Verzeichniss der Publikationen Fraas'). Illustrirte Zeitung vom 9. December 1897, S. 810f. (mit Porträt).

Rudolf Krauss.

Haldenwang, Otto von, württembergischer General, * am 18. August 1828 zu Buttenhausen (Oberamt Münsingen), † am 18. April 1897 zu Stuttgart. — Einem Pfarrhaus entstammt, wurde H. in der Ludwigsburger Kriegsschule zum Offizier herangebildet, gehörte seit 1848 als Lieutenant dem dritten, dann dem ersten württembergischen Infanterie-Regiment an und machte, 1864 zum Hauptmann befördert, in letzterem den Feldzug des Jahres 1866 mit. Am deutsch-französischen Kriege nahm er als Major und Kommandeur des 1. Infanterie- (Grenadier-) Regiments Königin Olga theil, war in den Schlachten von Wörth und Sedan und griff in die Kämpfe bei Champigny und Villiers am 30. November und 2. December 1870 in einer Weise ein, die seinem Namen ein bleibendes Andenken in der Geschichte jenes Krieges gesichert hat. Nachdem am 30. November beim Angriffe des 1. Regimentes auf die Höhe des Jägerhauses Oberst von Berger gefallen war, übernahm H. das Kommando. Ueberzeugt von der Unmöglichkeit, bei der starken Ueberzahl des Feindes den Vorstoss durchzuführen, ordnete er den Rückzug nach dem Parke von Coeuilly an. Die Parkmauer wurde besetzt, und von hier aus überschüttete ein verheerendes Schnellfeuer den in dichten Haufen nachdrängenden Feind, dessen Vormarsch bald zum Stehen gebracht und in Flucht verwandelt wurde. Auch am 2. December wirkte H. durch seine Gefechts-

leitung im Parke von Villiers zum Erfolge des Tages mit. Seine entschlossene und umsichtige Haltung wurde durch Verleihung des Militärverdienstordens und eisernen Kreuzes erster Klasse belohnt. Nach Beendigung des Feldzuges rückte er der Reihe nach zum Oberstlieutenant, Regimentsführer des 3. Infanterie-Regiments No. 121, Kommandeur des 8. Regiments No. 126 in Strassburg und Obersten vor. 1883 wurde er als Generalmajor zum Kommandeur der 24. Infanteriebrigade in Neisse, 1887 als Generallieutenant zum Kommandeur der 27. Division in Ulm befördert. 1890 nahm er seinen Abschied, den er unter Anerkennung seiner treuen und vorzüglichen Dienste mit dem Titel eines Generals der Infanterie erhielt. 1892 fiel ihm der Posten eines Vorstandes des Verwaltungsrathes der württembergischen Invalidenstiftung zu. . Am 30. November 1895 wurde H., der sich natürlich im Besitze zahlloser Orden und Ehrenzeichen befand, zur fünfundzwanzigjährigen Gedenkfeier des Ruhmestages von Coeuilly in den erblichen Adelstand des Königreiches erhoben. Er starb an einem Herzschlage nach längerer Krankheit. Der einfache, gerade und wohlwollende Mann, der an schwäbischer Art zeitlebens festhielt, durfte sich grosser Beliebtheit bei Vorgesetzten, Kameraden und Untergebenen und auch in Civilkreisen erfreuen. Er war mit Pauline Eschenmayer vermählt; fünf dieser Ehe entsprossene Söhne bekleiden Stellungen in der württembergischen Armee.

Nekrologe in Schwäbischer Chronik vom 20. April 1897 (Mittagsblatt), Staatsanzeiger für Württemberg und Stuttgarter Neuen Tagblatt vom selben Tag. Auf dem grossen Gemälde von Otto Faber du Faur, das den Kampf um den Park von Coeuilly darstellt (Kgl. Staatsgalerie Stuttgart), ist H. mit voller Porträttreue verewigt.

Rudolf Krauss.

Hecker, Karl, Novellist, * am 23. November 1845 in Ulm (nicht Esslingen), † am 18. November 1897 in Stuttgart. — Der Vater H.'s war Rechtskonsulent in Ulm, später in Esslingen und Stuttgart. Den humanistischen Lehranstalten der beiden zuletzt genannten Städte verdankte der aufgeweckte und heiter veranlagte Knabe seine erste Ausbildung. Da ihn die militärische Laufbahn verlockte, trat er 1861 in die damals noch bestehende Königlich württembergische Kriegsschule zu Ludwigsburg ein. H.'s martialischen Neigungen liefen bald poetische den Rang ab: seine Mussestunden benutzte er dazu, »Des Trompeters von Säkkingen letztes Stück«, eine zwölf Gesänge lange Fortsetzung zu Scheffel's berühmtem Werke, zu dichten; ja der Kadett fand sogar den Muth, seine Erstlingsschöpfung durch einen Mittelsmann dem Meister vorzulegen, der sich in einem längeren Schreiben anerkennend und aufmunternd darüber äusserte (vergl. Vom Fels zum Meer, 15. Jahrgang, 5. Heft, S. 208—211). Doch blieb H. vorerst noch dem Soldatenstande treu und wurde 1865 Lieutenant in dem zu Ludwigsburg garnisonirenden 1. Reiter-Regiment König Karl, später ebendaselbst im 1. württembergischen Dragoner-Regiment (Königin Olga) No. 25, dem er für den Rest seiner Dienstzeit angehörte. Er machte die Feldzüge von 1866 und 1870/71 mit. In Frankreich verfasste er eine stattliche Reihe Kriegsbilder, die namentlich im Schwäbischen Merkur erschienen und ihrer frischen, charakteristischen Art wegen gerne gelesen wurden. Auch nach der Beendigung des Krieges setzte H. seine literarische Thätigkeit fort. Seine humoristischen Skizzen und Erzählungen aus dem Offiziersleben wurden in den bedeutendsten Blättern abgedruckt und machten ihn bald zu einem beliebten Autor, sollen ihm jedoch von Seiten seiner Vorgesetzten mancherlei Verdriesslichkeiten zugezogen haben. Nach-

dem er schon 1878 zum Rittmeister befördert worden war, erhielt er 1888 mit dem Charakter eines Majors und dem Rechte, Uniform zu tragen, seinen ehrenvollen Abschied. Jetzt konnte er ganz seinem schriftstellerischen Talente leben. Er nahm zunächst einjährigen Aufenthalt in Berlin und trat dann in die Dienste der Stuttgarter Verlagsgesellschaft Union als Redakteur der Zeitschrift Vom Fels zum Meer. Diese Thätigkeit nahm ihn so stark in Anspruch, dass er für grössere selbständige Schöpfungen nur noch wenig Musse erübrigte. Die Ausarbeitung von mancherlei Entwürfen, die seinen Geist beschäftigten, sparte er sich für spätere ruhigere Zeiten auf. Es sollte ihm nicht mehr so gut werden. Von einem Herbstausfluge nach den Ufern der Mosel war er mit einer Magenverstimmung heimgekehrt, der man um so weniger ernsthafte Folgen beimaass, als seine Gesundheit unverwüstlich schien. Das Uebel verschlimmerte sich jedoch und zog sich auf das Herz. H. sah sich genöthigt, ein Spital zu beziehen, eine schwere Magenblutung kam hinzu, und führte ein rasches Ende herbei. H. war eine in Stuttgart bekannte und in der guten Gesellschaft wohl gelittene Persönlichkeit. Ein flotter Junggeselle, der, soweit es mit der Erfüllung seiner Pflichten sich vereinigen liess, sein Leben genoss, hatte er selbst etwas von dem militärischen Schwerenöther an sich, den er so köstlich zu schildern verstand. Er war ein geistreicher, witziger Kopf, und knauserte mit seinen Talenten nicht. Gesellige Kreise hiessen stets den lebensfrohen Mann willkommen, der sich so sicher zu bewegen wusste, der so trefflich plauderte und erzählte, scherzte und spottete. Von den näheren Freunden und Kollegen wurde er noch besonders seiner guten Herzenseigenschaften wegen geschätzt. Den schriftstellerischen Ruf H.'s hat das 1887 erstmals erschienene, in vielen Tausenden verbreitete Buch »Aus den Memoiren eines Lieutenants« begründet. Hackländer war sein unverkennbares Vorbild, und bei Karl Krabbe, dem Verleger jenes, erschienen auch alle seine Schriften, die H. Albrecht, H. Schlittgen und andere reizend illustrirt haben. H. bewährt sich schon in seinem Erstlingswerk als Meister auf dem freilich eng begrenzten Gebiete, das er sich zur Behandlung auserkoren hat. Er schildert in humoristischen Novellen und Skizzen das deutsche Offiziersleben der Gegenwart mit seinen Vorzügen und Schatten, seinen ernsthaften und lächerlichen Seiten auf ebenso unterhaltende als zuverlässige und darum kulturhistorisch werthvolle Weise. Alles beruht auf eigener Beobachtung. Das Recht der Uebertreibung, das der satirische Sittenschilderer von jeher gehabt hat, nimmt natürlich auch H. für sich in Anspruch, ohne dass dadurch die Treue seiner Porträts im Allgemeinen noth leidet. Er ist ein gewandter, flotter, frischer, von Witz sprühender Erzähler, der nur mitunter das Niveau seiner Darstellung dadurch herabdrückt, dass er auch jener niedersten Sorte von Witzen, die man als Kalauer zu bezeichnen pflegt, nicht aus dem Wege geht. 1888 folgte die mehr sentimental gehaltene Erzählung »Das Kasernenblümchen«, 1889 die Novellensammlung »Casino-Geschichten« sowie die beiden Erzählungen »Blaue Husaren« und »Spiele nicht mit Schiessgewehren!« (in einem Bande zusammen), 1893 »Im alten Schloss und andere Erzählungen«. Einen eigentlichen Fortschritt bedeuten alle diese Erzeugnisse den Memoiren eines Lieutenants gegenüber kaum. H. bewegt sich überall in der gleichen Sphäre, nur zieht er jetzt auch mitunter die Tragik des Offizierlebens in den Kreis seiner Schilderungen, die dann mit Duell oder Selbstmord zu enden pflegen. Nicht durch Erfindungsgabe, die sich in seinen Novellen selten über das Durchschnittsmaass erhebt, sondern durch hübsche Einkleidung und Ausführung erzielt er seine

Erfolge. Gerade wenn er sich bemüht, etwas Ausserordentliches zu bieten, besonders poetisch oder gar symbolisch zu werden, scheitert seine Kunst am leichtesten. Doch nimmt in seinem letzten Buche seine Phantasie ein paarmal mit Glück einen höheren Schwung, so in der artigen Märchennovelle »Im alten Schloss« und in der »Geschichte eines Briefes«, wo ein eigenartiger Einfall kunstvoll durchgeführt ist. Auch unter den niemals gesammelten Gedichten H.'s findet sich manches ansprechende Stück.

Schwäbische Kronik vom 18. November 1897 (Abendblatt) und sonstige Zeitungsnotizen, Vom Fels zum Meer 17. Jahrgang, 9. Heft, S. 386 f. (mit Bildniss), Leichenrede (mit Nachrufen), Franz Brümmer, Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des neunzehnten Jahrhunderts, 4. Ausgabe, II, S. 115. In dem Lieutenant Rosen in »Spiele nicht mit Schiessgewehren!« hat sich H. offenbar selbst gezeichnet (vergl. namentlich die Charakteristik auf S. 136).

Rudolf Krauss.

Zimmermann, Josef Andreas, Präsident des evangel. Oberkirchenrathes in Wien, * am 2. Dezember 1810 in Schässburg in Siebenbürgen, † am 18. Mai 1897 in Hermannstadt. — Z. war ein Siebenbürger Sachse, geboren am 2. Dezember 1810 in Schässburg im Sachsenland in Siebenbürgen. Nach Absolvirung des Schässburger Gymnasiums, das unter (dem spätern Bischof) G. P. Binder eine schöne Blüthe erreichte, dem insbesonders auch Z. die tiefsten Anregungen verdankte, besuchte er in Klausenburg die Vorlesungen am kgl. Lyceum, dann am ref. Collegium, wo er die juridisch-politischen Studien 1832 mit Auszeichnung absolvirte. Von 1832—35 beim Gubernium in Klausenburg im Dienst, wurde er beim Magistrat in Schässburg angestellt, ging 1838 nach Vasarhely, um bei der Gerichtstafel die Gerichtspraxis zu erlernen. Dort arbeitete er auch eifrig in der Telekischen Bibliothek und vermehrte seine schon reichen Kenntnisse der vaterländischen Geschichte. Im Jahre 1839 wurde er als Lehrer des Rechts an das Hermannstädter Gymnasium berufen, von wo er 1844 an die neugegründete juridische Facultät in Hermannstadt überging.

Die Gründung dieser Facultät war ein Zeichen des neuerwachten politischen und geistigen Lebens unter den Siebenbürger Sachsen. Im Zusammenhang mit den Vorgängen in Ungarn empfand man auch in Siebenbürgen das Bedürfniss, den Kampf um die von der Regierung allseitig verletzte Verfassung aufzunehmen, insbesonders auch unter den Sachsen die Nöthigung, angesichts der steigenden Forderungen der Magyaren und der Vorsorge für ihre Nationalität für die Entwickelung des eigenen deutschen nationalen Lebens zu sorgen. Eine grosse Regenerationsarbeit begann, die jene Stärkung ins Auge fasste. Vereine auf allen Gebieten nahmen die Kräfte zusammen und die Facultät sollte dazu dienen, der Nation geschulte Juristen zu erziehen, die das Herz auf dem rechten Fleck geeignet wären, im politischen Kampf die nationalen Rechte zu vertheidigen. Denn im Grunde stand die ganze Bewegung und die ganze Arbeit jener Jahre unter dem politischen Zeichen.

Z. ist ein Hauptträger dieser Gedanken gewesen. Er war es, der das alte siebenbürgische Staatsrecht aus den verstaubten Gesetzbüchern wieder ans Licht des Tages zog, der das sächsische Volk lehrte, das alte Recht auch als einen Schutzwall für die eigene nationale Entwickelung anzusehn. In der Hermannstädter Stadtvertretung und auf dem siebenbürgischen Landtag trat er für die freiheitliche Entwickelung gegen die verzopfte Bureaukratie des herrschenden Beamtenthums auf, stellte in der Publizistik seinen Mann und war einer der

Vordersten, die der Nation das alte Recht zurückeroberten, sich den Comes (Nationsgrafen) frei zu wählen. Als 1848 die Revolution ausbrach, die in Ungarn und Siebenbürgen von Seiten der Magyaren als eine Forderung die Union Siebenbürgens mit Ungarn aufstellte, da gehörte Z. zu Jenen, die in dieser Absicht eine schwere Gefährdung des nationalen Lebens und der selbstständigen Entwickelung des sächs. Volkes sahen und die Union daher entschieden bekämpften. Die Nation sandte ihn als Mitglied einer Deputation an den kaiserlicher Hof nach Wien und Innsbruck, um die Union als gefährlich für die Sachsen darzustellen und wenn möglich zu verhindern. Was der Deputation nicht möglich gewesen war, that der Bürgerkrieg; die Union wurde nicht durchgeführt, der Absolutismus hob jede Verfassung auf.

Z. erkannte nun mit scharfem Blick, dass in den veränderten Zeitverhältnissen neue Bollwerke für die nationale Entwickelung des sächsischen Volkes geschaffen werden müssten. Schule und Kirche und die geistigen und sittlichen Güter, die sie in sich schliessen, müssten gestärkt werden. So half er zunächst mit, dass der österreichische Organisationsentwurf auch für die sächsischen Gymnasien eingeführt wurde, wodurch Einheit in diesen Anstalten und ein neuer schöner Aufschwung ermöglicht wurde. Die Neuorganisation aber war ohne neue grosse Mittel nicht möglich. Und da war Z. der Schöpfer der sog. »Nationaldotation«, d. h. der Widmung der sächsischen Nationsuniversität (der politischen Vertretung des Sachsenlandes) vor allem zur Unterstützung der evangelischen Gymnasien der Sachsen. Sie bestand in jährlichen 52500 fl. ö. W.

Im November 1850 wurde Z. in das Kultusministerium nach Wien berufen und 1852 verlegte er seinen Wohnsitz dorthin. Da wurde er am 9. April 1852 Ministerialsecretär, am 1. März 1855 Sectionsrath, am 20. November 1858 Ministerialrath, am 1. September 1859 Leiter des evangelischen Konsistoriums, am 13. Juni 1861 Vorsitzender des Oberkirchenraths beider evangelischer Bekenntnisse, am 31. Juli 1867 Präsident des Oberkirchenraths mit dem Rang eines Sectionschefs. Auf sein eigenes Ansuchen erfolgte 1874 die Versetzung in den Ruhestand, wobei ihm das Comthurkreuz des Franz-Josefs-Ordens mit dem Stern »in Anerkennung seines vieljährigen vorzüglichen Wirkens« verliehen wurde.

Auf seiner Arbeit hat in jenen Jahren ein gut Theil des evangelischen Lebens in Oesterreich und Siebenbürgen beruht, im letzteren längere Zeit auch ein Theil des politischen Lebens.

Die evangelische Landeskirche A. B. in Siebenbürgen musste sich eine neue Verfassung geben, da die Grundlage der alten durch die Revolution und den Absolutismus, der darauf folgte, zusammengebrochen war. Zur Förderung dieses Werkes wurde Z. 1860 nach Hermannstadt geschickt, um Vertrauensmänner zu hören, wie die Sache am besten zu fördern sei. Die Arbeit dieser Vertrauensmänner bildete die Grundlage für die neue presbyterial-synodale Verfassung, die nach mannigfachen Verhandlungen mit der Regierung von der 1. Landeskirchenversammlung 1861 angenommen wurde. Z.'s Verdienst bestand vor allem darin, dass er die Regierung, dabei in erster Reihe den Cultusminister Grafen Leo Thun, überzeugte, dass die Landeskirche das Recht der Autonomie besitze und der Staat darum ihr es wiedergeben müsse. Auch auf den Inhalt der freien Verfassung hat Z. Einfluss genommen. Sie legte die Zusammensetzung sämmtlicher Behörden in die freie Wahl der Kirche, gab den Laien in den Behörden des Bezirks und den obersten Vertretungen gleiche Vertretung wie den Geistlichen, selbst der Bischof wurde gewählt.

Diese neue Kirchenverfassung aber bildete ein neues Band auch der nationalen Einheit für die Sachsen, als die politische Einheit im Sturm der nächsten Jahre zusammenbrach.

Z. ist in jenen Jahren eine anerkannt führende Persönlichkeit im sächsischen Volk gewesen. Litterarisch ungewöhnlich erfahren, der Besitzer der grössten Privatbibliothek, die er unablässig und umsichtig vermehrte, der beste Kenner der Rechtsentwickelung des Landes, klug und verschwiegen, mit unendlicher Ausdauer im geheimen für die Ziele arbeitend, die er als richtig erkannt hatte, ein Mann mit eigenen festen Anschauungen, von riesiger Gedächtnisskraft, eine geschlossene Persönlichkeit, die nicht die ausgetretenen Wege ging, galt er als Autorität auch im politischen Kampf.

Als das Oktoberdiplom 1860 und dann das Februarpatent 1861 das neuconstitutionelle einheitliche Gross-Oesterreich zu schaffen versuchte, da war Z. ein Hauptvertreter dieser in Schmerling verkörperten Idee. Seinem Einfluss ist es mit zu verdanken, dass die Sachsen diesen Zielen sich geneigt zeigten. Die Durchführung dieser Pläne verbürgte, was die Union mit Ungarn eben in Frage gestellt hatte, die nationale Entwickelung des sächsischen Volkes. Auf dem Landtag in Hermannstadt 1863/65 war er als Regalist (Kronberufener) anwesend und seiner Klugheit war es mit zu danken, dass das Ziel erreicht wurde, Siebenbürgen in den Reichsrath nach Wien zu führen. Auch Z. war unter den Abgeordneten, die Siebenbürgen vertraten.

Aber dort im Wiener Reichsrath erkannte er sehr bald, was dem neuen Staate fehlte, sah vor allem, wie das Verhältniss Oesterreichs zu Deutschland immer mehr der Lösung zudrängte, merkte wie die Regierung unter constitutionellen Formen das freiheitliche Leben zu unterbinden versuchte und sah sich zum Schluss in die Opposition gedrängt. Schmerlings Sturz überraschte ihn nicht, wohl aber die neue Bahn, die nun entgegen allen Versicherungen und Zielen der letzten Jahre eingeschlagen wurde, und die eine Verständigung mit Ungarn auf Grund der Gesetze von 1848 anstrebte. Die Vertreter des sächsischen Volkes sind nicht in der Lage gewesen, auf diese grossen Fragen grössern Einfluss zu nehmen, der sich fast nur auf publizistische Theilnahme beschränkte; sie sahen sich nach der grundsätzlichen Wendung der Politik plötzlich vor die Thatsache gestellt, wieder Stellung zu nehmen in der Frage der Union Siebenbürgens mit Ungarn. Denn die Anerkennung der 1848er Gesetze schloss diese Union in sich. »Zur endgültigen Regelung der staatsrechtlichen Verhältnisse Siebenbürgens« wurde 1865 der Landtag nach Klausenburg zusammengerufen, auch Z. als Regalist in denselben berufen, doch nahm er an den Verhandlungen keinen Antheil. Der Landtag beschloss — gegen eine von der Mehrzahl der Sachsen eingereichte Sondermeinung, die das Verhältniss Siebenbürgens zu Ungarn durch einen Staatsvertrag geregelt wissen wollten —, da die Union von 1848 rechtskräftig sei, sollten die siebenbürgischen Abgeordneten nach Pest in den ungarischen Reichstag gerufen werden, der allein das Recht habe, weiteres zu beschliessen. Im übrigen herrschte darüber kein Zweifel, dass die Rechte auch des sächsischen Volkes, das Recht der deutschen Sprache in Gericht und Verwaltung, die Autonomie der Kirchen u. s. f. unantastbar seien. In Erledigung der Klausenburger Beschlüsse »gestattete« die Krone 1865 die Beschickung des ungarischen Reichstages von Siebenbürgen, eine Erlaubniss, von der die sächsischen Wahlkreise unter Rechtsverwahrung Gebrauch machten, als sei dadurch die Union beschlossen. Auch Z. wurde als Abgeordneter nach Pest gewählt.

Er kam dorthin mit der Ueberzeugung, die die Mehrzahl seiner Volksgenossen theilte, dass es sich um einen verhältnissmässig kurzen Uebergang handle, aus dem mit Nothwendigkeit eine engere Einheit, eine straffere Zusammenfassung der Monarchie hervorgehen müsste. Anfangs wollte Z. sich an den Verhandlungen nicht betheiligen, aber Schritt für Schritt zeigten sich die Verhältnisse mächtiger als die Menschen, die Union war faktisch durchgeführt und das sächsische Volk sah sich in einen Kampf um die nationale Existenz hineingedrängt, die die Gegner der Union eben immer vorausgesehen oder den sie doch für so zerstörend nicht voraussehen konnten.

Die erste Verfügung des ungarischen Reichstages am 8. März 1867 über Siebenbürgen bestand in einem Beschluss, der dem Ministerium »freie Hand« gab, in Siebenbürgen nach Belieben zu schalten wie in einem eroberten Lande, was das Ministerium nicht einmal verlangt hatte. Z. wies mit Entschiedenheit die Unzulässigkeit dieses Vorgangs nach, da ja die Frage der Union noch nicht einmal endgültig geregelt sei — aber die Mehrheit des Hauses wollte das als Einleitung zur Union. Es ist nicht nur Zufall, sondern ein tiefer Zusammenhang, dass Z. in den neuen Reichstag 1869 nicht mehr eintrat. Das formale Recht hatte seine Kraft bei jenen Männern verloren, die Ungarns Wiedergeburt in erster Reihe durch Festhalten an jenem Recht ermöglicht hatten — Andern gegenüber wollten sie es nicht gelten lassen, und der Mann, der dieses Recht sein Leben lang als Talisman geschützt und gehütet hatte, Z., der es einst für Siebenbürgen neu entdeckt und gefunden hatte, schied damit aus dem öffentlichen Leben in Ungarn aus.

Seine Kraft nahm die österreichische evangelische Kirche nun ganz in Anspruch. In dem Land, wo gegen diese Kirche Sünde auf Sünde gehäuft worden war, und eine traurige Vergangenheit gut zu machen war, galt es mit einer neuen Kirchenverfassung zugleich den verschiedenen nationalen Bekennern gerecht zu werden und zugleich das innere Leben der Kirche gegen die vielfachen Feinde zu sichern. Z.'s Verdienst besteht darin, dass er der österreichischen Kirche eine Verfassung schuf, von der Friedberg sagt, sie sei die den Anforderungen am meisten entsprechende. Sie hat sich auch bewährt und das evangelische Leben dort gesichert.

Sein Heimathland aber vergass Z. auch fürder nicht. Er wusste sich in der deutschen und der magyarischen Literatur auf dem Laufenden zu erhalten und wie er fortwährend an die evangelischen Gymnasien in Siebenbürgen grosse Bücherspenden gemacht hatte, so schenkte er seine ganze reiche Bibliothek 1875 an die Landeskirche in Hermannstadt, wofür ihm die XII. Landeskirchenversammlung warmen Dank in den Worten aussprach: »Wir haben nicht vergessen, was Sie einst als Lehrer, was Sie in öffentlichen Sendungen für die geistige und sittliche Erstarkung Ihrer Nation gethan; wir wissen, was unsere Kirche Ihrer grundlegenden Arbeit für die Widmung und Erhaltung der Nationaldotation, für den Aufbau und für die Fortbildung ihrer Verfassung verdankt; um so mehr freut unser Herz, wie wir sehen, wie Sie nicht müde werden auch in dem würdigen otium cum dignitate, das Ihnen Gott noch lange lange erhalten wolle, durch so reiche Widmungen wissenschaftlicher Schätze, welche ebenso an Zahl wie durch Wahl hervorragend sind, nach dem schönen Wort der Schrift die Seelen zu stärken und so an Ihrem Theil auch weiterhin beizutragen, dass es unter uns nicht Abend werde und der Tag sich nicht neige«.

Seit seiner Pensionirung (1874) lebte er abwechselnd in Hermannstadt und Wien, zuletzt in Hermannstadt seinen Büchern, seiner Familie und der

Sorge um Kirche, Schule und Volksthum, bei grossen Fragen öfter rathend und helfend.

Als der fast 87jährige Greis, noch rüstig an Körper und Geist, am 18. Mai 1897 nach kurzer Krankheit still entschlief, da trauerte das sächsische Volk und die evangelische Kirche an seinem Sarge um den tiefsten Kenner und verdienten Vertheidiger seiner und ihrer Rechte, den Führer im Kampf um die Rückeroberung der Autonomie der Kirche, den Mitbegründer ihrer Verfassung, den Schöpfer der Nationaldotation, den ganzen Mann, wie er als Sachse und Protestant sein Leben lang es gewesen war.

Fr. Teutsch: Denkrede auf J. A. Zimmermann. Archiv des Vereins f. siebenb. Landeskunde. 28. Band, S. 5.

Fr. Teutsch.

Schmetz, Johann Paul, ein fleissiger Schriftsteller im Fache der Choralkunde, * am 2. September 1845 zu Rott in der Rheinprovinz, † am 25. September 1897 zu Zell an der Mosel. — Im Jahre 1866 trat er in's Seminar zu Kempen ein, wo er den tüchtigen Chorallehrer P. Piel zum Musiklehrer hatte, der auch den Keim seiner späteren Thätigkeit legte. Nach vollendeten Studien kam er als Lehrer in das Eifeldorf Halm, dann an die Sanct Albertschule zu Aachen, und bald darauf an die dortige Vorschule des Karlsgymnasium. 1878 wurde er Seminarlehrer in Montabaur, und als der bekannte Chorallehrer Severin Meister 1881 starb, wurde er dessen Nachfolger als Musiklehrer am Seminar. Endlich erhielt er am 1. Juli 1893 die Kreis-Schul-Inspektorstelle in Zell an der Mosel, wo ihm jedoch nur wenige Jahre zu wirken vergönnt war. Seit etwa fünfzehn Jahren ist man eifrig bemüht, den katholischen sogenannten gregorianischen Choralgesang in seiner alten Reinheit wieder herzustellen. Zum Behufe dessen bildeten sich in Deutschland, Frankreich und England Vereine, welche sich die Aufgabe stellten aus den ältesten noch vorhandenen Handschriften die Choralgesänge neu zu veröffentlichen und die mit der alten Neume notirten in unsere heutige Notenschrift zu übersetzen. Es fanden sich nun auch aller Orten Männer, welche das so gewonnene Material praktisch verwertheten und für den Gottesdienst brauchbar machten, und neben Pothier, Piel u. A. steht auch Sch., der nicht zum geringsten Theile dazu beigetragen hat, das Neugewonnene in weitere Kreise zu verbreiten. Seine Hauptwerke sind: Dom Pothier's Liber Gradualis und seine historische und praktische Bedeutung, Mainz 1884. Die Harmonisirung des gregorianischen Choralgesanges, Düsseldorf 1885; 2. Auflage 1894. Orgelbegleitung zum Ordinarium Missae, Düsseldorf 1887; 2. Auflage 1891. Orgelbegleitung zu den Melodien des Gesangbuches für die Angehörigen des Bisthums Limburg, Limburg 1892. Kleines Vesperbuch, Regensburg 1893. Auch ein Liederbuch für Volksschulen gab er in Düsseldorf 1888 heraus, welches bis zum Jahre 1895 in 12. Auflage erschien.

Quelle: Frz. Xav. Haberl's Musica sacra 1897, S. 243.

Rob. Eitner.

Schulz, Ferdinand, Componist und Musikdirektor, * am 21. October 1821 zu Kossar bei Krossen, † am 27. Mai 1897 zu Berlin. — Sein Vater, Kantor und Organist in Kossar, lehrte ihn die Anfangsgründe in der Musik, darauf brachte er ihn auf's Gymnasium zu Züllichau, wo er unter Leitung von Moritz Kaehler und Musikdirektor Gaebler seine Musikstudien fortsetzte. 1841 ging er nach Berlin und besuchte das Institut für Kirchenmusik unter A. W.

Bach und Ed. Grell, machte die Bekanntschaft mit dem Musikhistoriker Professor Dehn, dem späteren Bibliothekar an der Königlichen Bibliothek, und wurde von ihm in die alten Meisterwerke des sechzehnten Jahrhunderts eingeführt, denen er von da ab eine stete Aufmerksamkeit zuwendete, die seinen eigenen geistlichen Compositionen den alten gläubigen Ernst verlieh. Als König Friedrich Wilhelm IV. von Preussen im Jahre 1843 den Domchor unter Mendelssohn's und Neithardt's Leitung errichtete, wurde Schulz als Bassist und tüchtiger Musiker angestellt, gab Gesang- und Klavierunterricht, gründete 1856 den Männergesangverein »Cäcilia«, begann seine Compositionen herauszugeben, die zum Theil aus kirchlichen Gesängen, theils aus Liedern und Gesängen für eine bis vier Stimmen und theils aus Klavierpiecen bestanden; letztere dienten aber mehr der Geldspeculation, als der Kunst, denn sie gehörten der untersten Gattung der Klavierpiecen an und waren dem Geschmacke des klimpernden Damenpublikums angepasst, welches nur Sinn für Tanzrhythmen hat. Im Jahre 1858 dirigirte er den Kirchenchor der St. Markus-Parochie und wurde bald darauf Organist an der Sophienkirche zu Berlin. Seine geistlichen Gesangswerke zeigen einen tüchtig gebildeten Musiker und seine Lieder errangen sich durch ihre melodische Erfindung eine weite Verbreitung.

Quellen: von Ledebur's Berliner Tonkünstler-Lexikon. Sängerhalle, Leipzig 1892, und 1897, S. 310.

Rob. Eitner.

Succo, Reinhold, der Sohn eines Organisten in Görlitz, * daselbst am 29. Mai 1837, † am 29. November 1897 zu Breslau. — Schon zwei Jahre nach der Geburt des Sohnes siedelte der Vater nach Berlin über und erhielt 1846 eine Organistenstelle in Landsberg an der Warte. Reinhold besuchte hier das Realgymnasium, da er beabsichtigte Maschinen-Ingenieur zu werden. Nach abgelegtem Abiturienten-Examen ging er 1855 nach Berlin, diente beim Kaiser Franz-Regiment sein Militärjahr ab und hatte während der Zeit sich entschlossen, sich ganz der Musik zu widmen, besuchte in Berlin das Institut für Kirchenmusik unter A. W. Bach's Leitung und 1857 die Königliche Akademie der Künste, Abtheilung für Musik, die unter Grell's Leitung sich befand. Grell war ein gewandter Contrapunktiker und nahm seine Schüler in eine strenge Schule. S. besass Talent genug, um sich in die strenge Contrapunktik so einzuleben, dass er zeitlebens nur in diesem Stile geschrieben hat. Ausserdem wurde die praktische Ausübung der Kunst nicht vernachlässigt, doch hat S. auf keinem Instrumente eine hervorragende Technik sich erworben; am gewandtesten war er noch auf der Orgel. Noch während seiner Studienzeit erhielt er die Organistenstelle an der englischen Kapelle zu Berlin und widmete sich nach Vollendung des Cursus auf der Königlichen Akademie dem Musikunterricht, anfänglich dem Klavierspiel und Theorie, später auch dem Gesangsunterricht. 1863 erhielt er die Organistenstelle an der Bartholomäuskirche, 1865 an der Thomaskirche. Hier gründete und leitete er 25 Jahre lang einen Gesangschor, der sowohl den Gottesdienst durch seine eingelegten Chöre ausschmückte, als auch in besonderen Aufführungen in der Kirche stets eine zahlreiche Zuhörerschaft versammelte und den Sinn für geistliche Musik in der Gemeinde wesentlich hob. Jedoch die Geistlichkeit sieht in jener Ausschmückung der kirchlichen Handlung eine Profanirung des Gottesdienstes, und so sah sich schliesslich S. genöthigt den Chor zu entlassen. Neben seiner Stellung als Organist bekleidete er seit 1864 die Ge-

sanglehrerstelle an dem neu gegründeten Luisenstädtischen Gymnasium. 1867 verheirathete er sich mit Klara Pauli, der Tochter eines schlesischen Predigers. 1873 wurde er als Lehrer der Theorie an die neu gegründete Königliche Hochschule für Musik berufen, 1888 ernannte ihn die Akademie der Künste zu ihrem Mitgliede und 1892 zum Senator derselben Akademie. Als Componist ist er weiteren Kreisen nur wenig bekannt geworden. Die meisten seiner kirchlichen Compositionen schrieb er in der Zeit, als er seinen Kirchenchor in der Thomaskirche leitete, die auch dort allein zur Aufführung gelangten, doch wurden auch in den achtziger Jahren einige weltliche Lieder von ihm gedruckt, und ein Menuett für Violoncello erlangte sogar eine weitere Verbreitung. Die Königliche Hochschule führte auch einmal ein grosses Oratorium »König Heinrich« von ihm auf. Nur mit einer schwach entwickelten Erfindungsgabe begabt, legte er selbst keinen grossen Werth auf seine Compositionen, sondern beschäftigte sich weit eindringlicher mit der Ausgestaltung der kirchlichen Liturgie, besonders nach 1889, nach der Aufgabe des Organistendienstes an der Thomaskirche. In Folge dieser Arbeiten wurde er von den Consistorien der Provinz Brandenburg und Nassau als Mitarbeiter und Rathgeber herangezogen. Mitten aus diesen Arbeiten wurde er durch ein körperliches Leiden herausgerissen, und nachdem er in Breslau sich hatte operiren lassen, machte ein Schlaganfall seinen Leiden ein schnelles Ende.

Quelle: Familien-Nachrichten und Selbsterlebtes.

Rob. Eitner.

Pückert, Wilhelm, Professor der Geschichte, * am 2. Januar 1830 zu Leipzig, † am 13. September 1897 ebenda. — P. bezog nach Absolvirung der Gymnasialstudien die Leipziger Universität, an der er 1859 zum Doktor promovirt wurde. Später studirte er noch in Berlin und Jena, wo besonders Droysen auf ihn wirkte. Nach einer vorübergehenden Lehrthätigkeit an der Dresdener Kreuzschule widmete er mehrere Jahre der weiteren Vorbereitung für die wissenschaftliche Laufbahn. 1862 ward er in Leipzig als Privatdocent zugelassen, 1867 zum ausserordentlichen Professor befördert. Verdienstlich war seiner Zeit die Schrift »Die kurfürstliche Neutralität während des Basler Concils. 1858«; werthvoll ist noch jetzt die Studie »Das Münzwesen Sachsens 1518—1545. I. 1862.« Eine Arbeit »über die kleine Lorscher Frankenchronik« (Berichte über die Verhandlungen der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaft 1884) hat mit Scharfsinn in eine vielbehandelte Frage eingegriffen. In den letzten Jahren war P. mit umfassenden Studien zum mittelalterlichen Kloster- und Ordenswesen beschäftigt, ist indessen nicht mehr zur Veröffentlichung der Ergebnisse gelangt. Eine vorwiegend receptive Natur, hat er eine seinem Fleiss und seinem Wissen entsprechende literarische Thätigkeit nicht zu entfalten vermocht. Aber dem liebenswürdigen und bescheidenen, kenntnissreichen und warmfühlenden Mann werden alle, die ihn kannten, ein herzliches Andenken bewahren.

G. Seeliger.

Hofmann, Franz, Dr., ordentlicher Professor der Rechte an der Universität in Wien, * am 20. Juni 1845 in Zdaunek, Mähren, † am 25. October 1897 in Wien. — Der äusserliche Verlauf des viel zu frühe abgeschlossenen Lebens dieses bedeutenden Mannes kann sehr kurz erzählt werden. Er war in Zdaunek in Mähren geboren, wo sein Vater ein Landgut besass; dort verlebte er seine

Kinderjahre, absolvirte das Gymnasium in Kremsier und begann 1862 das Studium der Rechte an der Universität in Wien, wo er bald die Aufmerksamkeit von Arndts und Unger erregte und bei beiden freundliche Förderung fand. Nachdem er im November 1867 den Doctorgrad erworben hatte, setzte er seine Studien in Göttingen fort, wo ihn besonders Thöl anzog. Im Juli 1868 habilitirte er sich für römisches Recht in Wien auf Grund einer Abhandlung über das Periculum beim Kaufe, die zwei Jahre später im Druck erschien; 1869 wurde seine venia legendi auf österreichisches allgemeines Privatrecht, sowie auf Handels- und Wechselrecht ausgedehnt; im März 1871 wurde er ausserordentlicher Professor des österreichischen und römischen Privatrechts; in demselben Jahre verband er sich mit Fräulein Ludmilla Czermak zu glücklicher Ehe, der drei Kinder, ein Sohn und zwei Töchter, entsprossen; 1877 wurde er ordentlicher Professor des österreichischen und gemeinen Privatrechts, 1885 correspondirendes, 1890 wirkliches Mitglied der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, 1888 Ehrenmitglied des Istituto di Diritto Romano in Rom. Von jeher von nicht sehr fester Gesundheit, war er in den letzten fünf bis sechs Jahren oft ernstlich leidend, doch schien sein Willen geraume Zeit stärker, als seine kranken Nerven, denn bis in den Sommer 1895 war er — mit nur geringen Unterbrechungen — stets im Stande, den Obliegenheiten seines Amtes nachzukommen; seither sah er sich gezwungen, seine Lehrthätigkeit einzustellen, da seine Beweglichkeit sehr beeinträchtigt war. Zwar schien sein Befinden sich wiederholt zum Besseren zu wenden; im Sommer 1897 aber schwand jede Hoffnung; eine Lungenentzündung machte seinem Leben ein Ende.

Aber der geistige Gehalt dieses im besten Mannesalter beschlossenen Lebens ist überreich. Vollkommen passt auf H.'s Thätigkeit, was Jakob Grimm (Ueber Schule, Universität, Akademie; Kleinere Schriften I, S. 214) sagt: »Alles Wissen hat eine elementarische Kraft und gleicht dem entsprungenen Wasser, das unablässig fortrinnt, der Flamme, die, einmal geweckt, Ströme von Licht und Wärme aus sich ergiesst .... Eigenheit der Elemente ist es aber, aller Enden hin in ungemessener Weise zu wirken, und darum verdriesst es die Wissenschaft jeder ihr in den Weg gerückten Schranke, und sie findet sich nicht eher zufrieden gestellt, bis sie eine nach der anderen überstiegen hat.« Die Abhandlung H.'s Zur Geschichte der Fideicommisse (1884), welche die bedeutsamste Entdeckung enthält, die er auf rechtsgeschichtlichem Gebiete gemacht hat, ist durch solche »elementarische Kraft« entstanden: In seinen und meinen Excursen (II, 2. 1880) hatte er betont, dass zur Lösung der Frage nach der Entstehung der Fideicommisse die ganze politische Geschichte und namentlich eine genaue Geschichte der Entwickelung der Individualsuccession hinsichtlich aller Institute, bei denen sie vorkommt, von der Thronfolge bis herab zum Rechte des bäuerlichen Anerben, herangezogen werden müsse. »Auch wäre es« — fügte er hinzu — »wohl der Mühe werth, zu untersuchen, ob und welchen Einfluss das spanische Recht auf die Entwickelung der deutschen Fideicommisse gehabt habe. Gewiss ist, dass spanische Juristen sich früher mit dem Institute beschäftigt haben, als Deutsche. Knipschild benutzte das Werk Molina's und in Stiftbriefen österreichischer Fideicommisse finden sich Verweisungen auf das spanische Recht. . . Jedenfalls hätte eine der Geschichte unseres Institutes gewidmete Specialuntersuchung auch dieser Spur nachzugehen.« Als H. dies schrieb, dachte er noch durchaus nicht daran, eine solche Untersuchung selbst vorzunehmen; bald aber

trieb es ihn unwiderstehlich, der Anregung, die er hingeworfen, selbst zu folgen. In verhältnissmässig unglaublich kurzer Zeit hatte er eine Bibliothek von Werken spanischer Majoratisten durchstudirt und konnte in einem in den Jurist. Blättern 1881, 17 zur Wahrung der Priorität veröffentlichten kurzen Aufsatz als Ergebniss seiner Forschungen mittheilen, dass die Familienfideicommisse spanischen Ursprungs seien. Er beabsichtigte, den eingehenden Nachweis in einem eigenen Buche zu erbringen; dieses zu schreiben, hat ihn allerdings zunächst manche drängendere Arbeit und dann der Tod verhindert; aber schon die kurze Darstellung, die er im Rahmen unserer Excurse geben konnte, war ausreichend, mehrere der hervorragendsten Germanisten von der Richtigkeit seiner Entdeckung zu überzeugen.

Die umfassendsten Arbeiten H.'s waren der dogmatischen Darstellung des österreichischen Privatrechts gewidmet, aber er beschränkte sich keineswegs auf dieses Arbeitsgebiet, Mit derselben Sorgfalt bearbeitete er auch Stoffe der allgemeinen Rechtslehre, des griechischen, römischen, deutschen und gemeinen Rechts, und überall verband er historische Forschung, Exegese, Dogmengeschichte und philosophische Betrachtung. Er war auch in der That für alles das in trefflicher Weise veranlagt, vorbereitet und ausgerüstet. Sein Geist war lebhaft, seine Bildung vollendet, seine Kenntnisse ungewöhnlich ausgedehnt und mannichfaltig; insbesondere waren ihm mehr als zehn Sprachen geläufig, so dass er die Fortschritte der scandinavischen Jurisprudenz mit der nämlichen Leichtigkeit verfolgte, mit der er die Werke der spanischen Majoratisten las; sein freier Blick erfasste das Entlegenste und sein Scharfsinn liess den kleinsten Unterschied nicht unbeachtet; sein Denken blieb immer klar und wenn er sich auch mit dem Stoffe einer beabsichtigten Arbeit noch so sehr erfüllt hatte, blieb seine Unbefangenheit ungetrübt, er war Herr über den Stoff, nicht dieser über ihn. So weckte und nährte seine Begabung in ihm die Beschäftigung mit sehr verschiedenen Problemen der Wissenschaft und gab ihm die Mittel, sie erfolgreich zu lösen. Und wie er in der Wissenschaft nur die Wahrheit suchte — »Recht ist wahr« sagt ein altes deutsches Sprüchwort —, so war die Wahrheit auch in seinem Leben immer sein Leitstern; dabei war er von unbegrenzter Güte und Pflichttreue. Dass er identisch ist mit dem Dichter Heinrich Falkland, der vor etwa einem Vierteljahrhundert einen Band Gedichte voll tiefer, meist ernster, zuweilen melancholischer Gedanken veröffentlichte, dieses mir längst mitgetheilte Geheimniss zu verlautbaren, wurde mir erst nach seinem Tode gestattet.

Von seinen Werken nenne ich nicht einzeln die zahlreichen Recensionen, die er (meist in Grünhut's Zeitschrift, Band 1—12 und 14, einige auch in der Münchener kritischen Vierteljahrschrift und in der österreichischen Gerichtszeitung) publicirt hat. Von sonstigen Schriften führe ich an, und hoffe, nichts oder doch nichts Wichtiges übersehen zu haben:

Ueber das Periculum beim Kaufe. Wien 1870.
Beiträge zur Geschichte des griechischen und römischen Rechts. Wien 1870.
Ueber den Verlobungs- und Trauring. Wien 1870.
Ueber dingliche und persönliche, absolute und relative Rechte: Ger.-Ztg. 1870, No. 9, 10.
Ueber das Wesen der Servituten: Ebenda No. 40.
Zwei Aufsätze zur Theorie des Pfandrechts: Ihering's Jahrb. X. 1871.
Die Zahlenspielerei in der Eintheilung der Digesten.
Zur Beerbung der liberta.
Zum pr. Inst. de codic. 2. 25. (Diese drei Aufsätze in der Zeitschr. f. Rechtsgeschichte. XI. 1873.)
Der erste nordische Juristentag: Ger.-Ztg. 1873, No. 15.

Zur Lehre vom titulus und modus acquirendi und von der justa causa traditionis. Wien 1873.
Die Entstehungsgründe der Obligationen, insbes. der Vertrag. Wien 1874.
Ueber die Pränotation des Pfandrechtes (mit einem Nachtrag).
Zur Frage nach der Restitution einer durch Schulderlass bestellten Dos.
Ueber den Unterhaltsanspruch des überlebenden Ehegatten nach § 796 B. G. B. (Diese drei Abhandl. in Grünhut's Zeitschr. I. 1874.)
Zur Beerbung und Arrogation des libertus: Zeitschr. f. Rechtsgeschichte. XII. 1876.
Zur Zahlenmystik Justinians: Ebenda.
Wesen und Wirkung des Erbverzichts und des Erbvertrags: Grünhut's Zeitschr. III. 1876.
Commentar zum österr. allg. bürgl. G.-B. Wien 1877 ff. I. (1. 2, II) 1—5.
Excurse (Beilagen zum Commentar), Wien 1877 ff. I. 1—4, II. 1—3. (Diese beiden Werke vereint mit dem Unterzeichneten.) Aus dem letzteren Werke erschien auch im S.-A. die erwähnte Abh. über die Entstehung der Fideicommisse.
Ludwig von Arndts. Ein Beitrag zu seiner Lebensbeschreibung: Grünhut's Zeitschrift VI. 1878.
Lehrbuch der Pandekten von Ludwig von Arndts. 10.—14. Aufl. 1879 ff. Herausgegeben von Pfaff und Hofmann.
Art.: Bona fides, Causa und (Familien-) Gewalt, in der 3. Aufl. von Holtzendorff's Rechtslexicon 1880. (Mit dem Unterzeichneten.)
Zur Lehre vom beneficium inventarii und von der separatio bonorum: Grünhut's Zeitschrift VIII. 1881.
Schenkungen unter Gatten und Brautleuten: Ebenda.
Ueber Lebensversicherungspolizzen: Jurist. Blätter 1882, No. 35—37.
Kritische Studien im römischen Recht. Wien 1885.
Fragmentum de formula Fabiana. Herausgegeben und erläutert von Pfaff und Hofmann. Wien 1888.
Verwandtschaft und Familie. Vortrag in der feierlichen Sitzung der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften. Wien 1891.
Art. Fideicommisse: Oesterreich. Staatswörterbuch. I. (1894).
Literatur: Nekrolog von L. Pfaff in der (Wiener) Ger.-Zeitung 1897, No. 45.

Wien, Juni 1898. L. Pfaff.

Ueberlée, Felix Wilhelm Adalbert, auf seinen Compositionen findet sich als Vorname nur der letztere, ein tüchtiger Lieder- und Chor-Componist, * am 27. Juni 1837 zu Berlin, † am 15. März 1897 zu Charlottenburg bei Berlin. — Nachdem er das Gymnasium des grauen Klosters zu Berlin besucht hatte, studirte er Musik am Conservatorium für Musik unter Marx, Stern und Kullack, ging dann auf's Königliche Institut für Kirchenmusik, um das Zeugniss für Erlangung eines Organistenpostens zu erlangen und frequentirte als Abschluss die Königliche Akademie, Abtheilung für Musik. Hier gewann er 1862 mit einer Gesangscomposition die silberne Medaille und 1864 mit einem Te Deum laudamus für Solo, Chor und Orchester den Michel-Beer'schen Preis, bestehend in einem Stipendium zu einer Studienreise nach Italien, die er in den Jahren 1864/65 ausführte. In letzterem Jahre erlangte er kurz nach seiner Rückkehr den Organistenposten an der Bartholomäuskirche zu Berlin, 1866 an der Dorotheenstädtischen Kirche, und 1867 wurde er noch Gesanglehrer an der Louisenstädtischen Gewerbeschule. Seit 1873 ist er auch bei den sonntäglichen Hausandachten in der einstigen kronprinzlichen Familie thätig. 1878 übernahm er noch die Direktion des philharmonischen Chorvereins mit Orchester, der auch alljährlich für seine Mitglieder einige Aufführungen veranstaltete. Von seinen Compositionen fanden nur die kleineren Werke einen Verleger, während seine Oratorien »Das Wort Gottes« und »Golgatha«, sowie ein Requiem und ein Stabat mater, auch einige Opern im ernsten und heiteren Stile Manuscript blieben. Seit dem Jahre 1872 bis 1892 erschienen dagegen an

85 Werke geistlichen und weltlichen Inhalts, Lieder für ein bis vier Stimmen, ein Melodrama »Der Schutzgeist«, als opus 29 1875 in Weimar erschienen, viele Lieder bei Challier in Berlin, zahlreiche Männerchöre, ein Magnificat für achtstimmigen Chor ohne Begleitung, 1886 6 Motetten für gemischten Chor als opus 81 in Leipzig. Auch für Schulen und Gymnasien gab er in Gemeinschaft mit Otto Wangemann 1889—1891 drei Sammlungen heraus. Sein Stil zeigt eine gewandte Feder, nur fehlt ihm die Bedeutung der Themen-Erfindung und die Steigerung im Verlaufe der Composition. Es ist alles recht hübsch im conventionellen Stile geschrieben, ohne je darüber hinauszukommen.

Quellen: Mendel-Reissmann's Lexikon. Vossische Zeitung 1897 vom 18. März.

Rob. Eitner.

Plüddemann, Martin, geschätzt als Balladencomponist, * am 29. September 1854 zu Kolberg, wo sein Vater Schiffsrheder und Consul war, † am 8. October 1897 zu Berlin. — Die Familie betrieb viel Musik und unterhielt mit Karl Löwe, dem Stettiner Balladencomponist, einen regen persönlichen und künstlerischen Verkehr; als Martin dem Vater seinen Wunsch zu erkennen gab, Musiker zu werden, willfahrte ihm dieser gern. Er ging 1871 nach Leipzig zu dem Theoretiker E. Fr. Richter und nach Vollendung seiner Studien zu den Gesanglehrern Julius Hey und Friedrich Schmitt in München, um seine klangvolle Stimme auszubilden. Unter dem Einflusse Mendelssohn's, Schumann's und Robert Franz' versuchte er sich in der Liedcomposition; als er aber Richard Wagner's Werke kennen lernte, wurde er ein glühender Verehrer desselben, besuchte die Bayreuther Festspiele und trat in persönlichen Verkehr mit ihm. Auf Wagner's Anregung entschloss er sich die Sängerlaufbahn zu betreten und begann ernsthafte Studien. Sein erstes Auftreten in einem Concerte verhiess ihm eine schöne Zukunft, doch eine starke Erkältung beraubte ihn der Stimme. Er warf sich nun mit verdoppeltem Eifer auf die Gesangscomposition, die Musikschriftstellerei und Kritik. 1876 erschien die Schrift: Das Bühnenfestspiel in Bayreuth, 1879 Aus der Zeit, 1885 Die ersten Uebungen für die menschliche Singstimme, neben zahlreichen Aufsätzen in Musikzeitschriften. Als Componist gab er zuerst eine Bearbeitung altdeutscher Lieder und mehrere Hefte eigene Lieder und Gesänge heraus, bis er sich der Balladencomposition zuwandte und eine lange Reihe von Werken schuf, die in ihrer Eigenart volle Beachtung erheischten, die ihnen aber bisher nicht in dem Maasse zu Theil wurde, wie sie es wohl verdient hätten. Ich nenne nur Jung Dietrich, Einkehr, Graf Eberhard's Weissdorn, Biterolf's Heimkehr, Ritter und Königstochter, Ritter Toggenburg, Legende vom heiligen Stephan, Der Kaiser und der Abt, Der Taucher, Barbarossa, Des Sängers Fluch, Vineta, Volker's Nachtgesang, Ode an die preussische Armee, Der wilde Jäger u. a. Er gab dieselben im Selbstverlage in 5 Bänden heraus, einen sechsten bereitete er 1893 vor. Jedem Bande lässt er eine Erklärung vorangehen, die sich zum Theil auf den historischen Thatbestand bezieht, theils auf die Auffassung seiner Composition. P.'s Schreib- und Empfindungsweise schliesst sich dem Dramatischen eng an, die Recitation des Textes ist meisterhaft und die Singstimme in ihrer Klangfarbe wohl berechnet. Man bemerkt stets den Sänger und tüchtigen Gesanglehrer, der Kenntniss der menschlichen Stimme hat und ihr nur Ausführbares zumuthet. Die Klavierbegleitung ist ganz im Wagner'schen Stile ausgeführt, indem er darin die Situation zu verdeutlichen sucht; auch an den kühnen plötzlichen Modulationen, welche dem Sänger eine grosse

Trefffähigkeit zumuthen und an der vielfach angewandten Chromatik erkennt man den Einfluss Wagner's, der sich aber nie zu sklavischer Nachahmung erniedrigt, sondern stets auf eigener Eingebung beruht. Die Sänger Gura und Bulss haben mehrfach seine Balladen öffentlich vorgetragen, doch die Schwierigkeit der Ausführung scheint ihnen ein Hinderniss weiterer Verbreitung zu sein. Dagegen haben sich einige Lieder der Gunst des Publikums zu erfreuen, wie das »Russische Lied« und »Gute Nacht«. P. dirigirte in den achtziger Jahren die Singakademie in Ratibor, siedelte dann im Herbst 1890 als Gesanglehrer nach Graz über, wo er auf Subscription seine Balladen in den Druck brachte, und 1894 nach Berlin. 1895 hatte er die Genugthuung, dass Richard Blatka seine Balladen in einer besonderen Schrift besprach, betitelt: Plüddemann und seine Balladen. Prag 1895 bei F. Ehrlich. Dessen biographische Mittheilungen sind hier benutzt worden, sowie die beiden Artikel in den Berliner Signalen 1895 No. 14 und 1897 S. 305. Eine Autobiographie erschien in der Wiener Musikzeitung Lyra, doch war mir dieselbe unerreichbar.

Rob. Eitner.

Hahn, Friedrich von, * am 7. Juni 1823 zu Homburg v. d. H., † am 3. März 1897 in Leipzig. — H. war der Sohn des landgräflich hessisch-homburgischen Leibarztes und Geheimen Raths Dr. Philipp Franz v. Hahn; von 1837 bis 1842 hat er die Fürstenschule zu St. Afra in Meissen besucht. Lehrer und Unterricht dort haben einen bedeutenden Einfluss auf ihn ausgeübt; er hat dieser Schulzeit oft und gern gedacht. Nachdem er von 1842 bis 1846 in Jena und Heidelberg studirt, promovirte er in Heidelberg am 15. August 1846 und wurde vom 4. Juni bis 24. Juli 1847 bei der landgräflichen Landesregierung, später bei dem Justizamt als Accessist beschäftigt. Diese Anfänge einer später so hochbedeutsamen practischen Thätigkeit befriedigten ihn so wenig, dass er sich am 24. November 1847 mit der Schrift »de diversis testamentorum formis, quae in Germania obtinuerant« als Privatdocent in Jena habilitirte. Der Universität Jena hat er von 1847 bis 1872 angehört. 1850 zum ausserordentlichen Professor und sehr bald zum ausserordentlichen Beisitzer des Spruchcollegiums der Juristenfacultät und des Schöppenstuhls ernannt, wurde er 1861 ordentlicher Honorarprofessor, am 1. April 1862 ordentlicher Professor des deutschen Privatrechts und des Handelsrechts und zugleich Mitglied des Gesammt-Ober-Appellationsgerichts zu Jena, nachdem sein Schwiegervater, der Oberappellationsgerichtsrath Guyet, aus dem Gerichtshofe geschieden war. Von seiner Bedeutung als Docent und seinem Einfluss auf die studirende Jugend ist wenig bekannt. v. H. selbst war in seiner Bescheidenheit nach vielfachen mündlichen Aeusserungen nicht geneigt, sein Lehrtalent und seinen Vortrag sehr hoch zu stellen. Dagegen fällt in diese Zeit eine Thätigkeit, die für seinen äusseren Lebensgang wie seine wissenschaftliche Arbeit bestimmend gewesen ist. Als Commissar der grossherzoglich und herzoglich sächsischen und der anhaltischen Regierungen nahm er an den Conferenzen zur Berathung des Entwurfs eines Allgemeinen Deutschen Handelsgesetzbuchs in Nürnberg und Hamburg von 1857 bis 1861 theil. Ueber die Bedeutung dieser Conferenzen und der daraus hervorgegangenen Protocolle ist kein Wort zu verlieren. Sie sind ein Stück deutscher Rechtsentwicklung und deutscher Rechtsgeschichte, an der v. H. hervorragenden Antheil hat. Aus dieser Zeit stammt seine im November 1860, unmittelbar vor der dritten Lesung aus Anlass der Controverse über die Behandlung

des Frachtgeschäftes der Eisenbahnen, ohne Namen erschienene Schrift »Das Deutsche Handelsgesetzbuch und die Eisenbahnen« (Jena), in der v. H. lebhaft für die Beschränkung der Vertragsfreiheit den Eisenbahnen gegenüber eintrat, wie sie jetzt auch der § 463 des Entwurfs eines Handelsgesetzbuchs statuirt. Dieser Schrift folgte 1863 der erste Band, 1867 der zweite Band seines Commentars zum Allgemeinen Deutschen Handelsgesetzbuch, der 1871, 1875 in 2. Auflage, 1877 in 3. Auflage (Band 1) erschienen, als immer noch unerreichtes Muster der commentarmässigen Behandlung eines Gesetzbuchs bezeichnet werden muss, unerreicht in der einfachen, klaren, gründlichen, tief und fein durchdachten Darlegung der Entstehung und des Inhalts des Gesetzes. Litterarisch ist v. H. sonst wenig hervorgetreten. 1856 erschien eine seinem Schwiegervater Guyet gewidmete Arbeit über »Die materielle Uebereinstimmung der römischen und germanischen Rechtsprincipien«, ausserdem in Band 29 der Zeitschrift für das gesammte Handelsrecht ein Beitrag zur Lehre vom Commissionsgeschäft. Vom 1. April 1872 ab wurde v. H.'s Kraft durch seine Thätigkeit als Richter bei dem Oberhandelsgericht voll in Anspruch genommen. Am 1. October 1879 trat er in den ersten Civilsenat des Reichsgerichts. Am 1. October 1891 wurde er zum Senatspräsidenten ernannt und übernahm als solcher den Vorsitz des sechsten Civilsenats. Am 1. Januar 1893 trat er in den Ruhestand. Eine kurze Erholungspause von schwerer Arbeit brachte ihm Arbeitskraft und Arbeitsfreude, ermöglichte ihm die Bearbeitung von zwei Lieferungen der vierten Auflage seines im Buchhandel völlig vergriffenen Commentars; die Kraft dauerte aber leider nicht lange. Die vierte Auflage sollte und wird unvollendet bleiben. Ein gütiges Geschick hat ihn durch einen leichten Tod vor einem voraussichtlich schweren und langen Leiden bewahrt. Was v. H. für die Wissenschaft des Handelsrechts geleistet, ist unvergänglich. Wer, wie der Schreiber dieser Zeilen, mit ihm durch Jahre in demselben Senat gearbeitet hat, wird des ruhigen, in Haltung und Gesinnung vornehmen Mannes eingedenk bleiben. v. H. gab sich nur schwer. Wenige sind ihm wohl ganz nahe getreten, keiner so nahe wie sein von ihm über Alles geschätzter und verehrter Schwiegervater Guyet. Sein Wesen ging in seiner Wissenschaft, in seinem Amte, in seinem Hause und in den Seinen auf. Er wird auch ausserhalb des Kreises der Seinen unvergessen bleiben.

Wiederholt aus der Deutschen Juristenzeitung, II. Jahrgang, No. 7.

Reichsgerichtsrath Dr. Rehbein, Leipzig.

Wilmowski, Gustav Karl Adolf von, * zu Paderborn am 17. August 1818, † am 28. Dec. 1897 zu Berlin. — v. W. studirte in Bonn und Berlin die Rechtswissenschaft, wurde am 28. September 1838 als Auscultator beim Land- und Stadtgericht zu Naumburg a. S. verpflichtet und erhielt am 1. October 1844 eine etatsmässige Anstellung als Obergerichts-Assessor bei dem Land- und Stadtgericht zu Wollstein. Allein seine Herzensneigung trieb ihn zur Advocatur, und im Juli 1849 kam er als Rechtsanwalt nach Schlawe, in welchem Oertchen er alsdann über 20 Jahre verblieb. Hier erfolgte 1867 seine Ernennung zum Justizrath und gleichzeitig die Veröffentlichung seiner hochverdienstlichen Schrift über das Lübische Recht in Pommern. — Endlich am 1. November 1869 nach Breslau versetzt, veröffentlichte er 1870 Beiträge zum Pommerischen Lehnrecht und eine Beurtheilung des sog. Norddeutschen Entwurfs einer Civilprocess-Ordnung, welche letztere

seine Wahl in die vom Bundesrathe zur definitiven Feststellung des Entwurfs einer deutschen Civilprocess-Ordnung niedergesetzte Commission zur Folge hatte. Bereits am 1. April 1872 wurde v. W. nach Berlin versetzt, wo er als Notar und als Rechtsanwalt beim Stadtgericht (seit 1879 Landgericht I) und seit Juli 1883 beim Kammergericht fungirt hat, bis er am 1. April 1891 aus dem Justizdienste schied. In Berlin entfaltete er eine umfassende schriftstellerische Thätigkeit und trat zugleich vermöge hervorragender Charaktereigenschaften und vorzüglicher Befähigung für den von ihm gewählten Beruf in die erste Reihe und schliesslich an die Spitze seiner Berufsgenossen, welche ihn als Vorbild verehrten. Langjähriges Mitglied, demnächst stellvertretender Vorsitzender der Anwaltskammer des Kammergerichtsbezirks, hat er in derselben in der letzten Zeit vor seinem Abgange den Vorsitz geführt. Im Jahre 1882 zum Geheimen Justizrath ernannt, wurde er aus Veranlassung seines Dienstjubiläums am 28. September 1888 durch Verleihung des Kronenordens II. Klasse und seitens der Berliner Friedrich Wilhelms-Universität durch die Ernennung zum Ehrendoctor der Rechte ausgezeichnet. Seinen Beruf als Schriftsteller bewährte er durch die beiden grossen, in der Praxis zu überwiegendem Ansehen gelangten Commentare, von welchen im Jahre 1895 der von v. W. allein verfasste Commentar zur Reichs-Concurs-Ordnung in fünfter, der von ihm in Gemeinschaft mit dem Justizrath M. Levy herausgegebene Commentar zur Reichs-Civilprocess-Ordnung in siebenter Auflage erschienen sind. — v. W. war Mitglied der ständigen Deputation des Juristentages, in welcher er von 1880 bis 1888 das mühevolle Schriftführeramt bekleidete. Auch nach Niederlegung seiner Aemter blieb v. W. in rastloser Thätigkeit mit Bearbeitung der Commentare, Fortführung von Vermögensverwaltungen, Ertheilung von Gutachten unausgesetzt beschäftigt. Daneben Schatzmeister der Juristischen Gesellschaft und als Referent und Abtheilungsvorsitzender auf den letzten Juristentagen thätig, ist er bis zum letzten Athemzuge mit Wort und Schrift für die Erhaltung der Advocatur und des Richterstandes auf der Höhe ihrer Bestimmung überall eingetreten, so noch im April 1896 in der Deutschen Juristen-Zeitung durch den Aufsatz über die Auswahl der Gerichtsassessoren.

Wiederholt aus der Deutschen Juristenzeitung, II. Jahrgang, No. 2.

Justizrath Professor Dr. Jacobi-Charlottenburg.

Berger, Mathias, Architekt, * am 24. April 1825 in der damaligen Vorstadt Au (München), † am 30. April 1897. — Sohn eines Maurerpolier, besuchte er die Volksschule, erhielt durch den vorzüglichen Lehrer Georg Reis († 12. März 1872) Unterricht im Zeichnen, diente als Mörtelträger beim Bau der Hof- und Staatsbibliothek, erregte durch seine schöne Handschrift die Aufmerksamkeit des Direktor Fr. von Gärtner, welcher den intelligenten Jungen schon 1838 in sein Bureau aufnahm. So ergab sich die Gelegenheit, nicht allein zu den vielen Projecten seines Meisters, sondern auch bei Ausführung der Bauten des Wittelsbacher Palais, der k. Villa an der Schwabinger Landstrasse (deren weitere Adaptirung zum Prinz Leopold-Palais gleichfalls B.'s Werk war), dem Siegesthor in der Ludwigsstrasse, verwendet zu werden. Im Jahre 1847 bestand B. mit Erfolg die Prüfung als Civilarchitekt und trat nach dem am 21. April 1847 erfolgten Tode seines Meisters in selbständiger Weise auf. B. entwarf den Plan zur ersten Vergrösserung des Friedhofes der damaligen Vorstadt Au, machte die Zeichnungen zu den Gedenktafeln in der

Auer-Kirche für König Ludwig I. und Baumeister Daniel Ohlmüller († am 22. April 1839) und bethätigte sich mit einer Ansicht des »Siegesthor« als Kupferstecher, auch veröffentlichte er ein Werk mit Ansichten der merkwürdigsten »Grabmonumente des Münchener Gottesackers« (1852). Das erste Project zur heutigen Maximilians-Strasse lieferte B.; er dachte dieselbe in direkter Verbindung mit einer, später von ihm wirklich erbauten Pfarrkirche zu Haidhausen, welche mit ihrem hochragenden Façadenthurm den imposanten Abschluss bilden sollte; die Achse dieser Prachtstrasse hätte sich alsdann etwas gegen Süden geneigt während sie später nach Bürklein's Plane genau parallel der Mittellinie des Hof- und National-Theaters hergestellt wurde und als Schluss die lange Front des Maximilianeums erhielt. Nach vielen Unterhandlungen wurde am 17. October 1852 der Grundstein zur Haidhauser-Kirche gelegt, welche, da die Mittel dazu durch Almosen und freiwillige Beiträge nur langsam flossen, 1863 im Aeussern und 1874 auch im Innern zur Vollendung kam, jedoch erst 1879 dem Cultus übergeben wurde. Es ist ein höchst achtenswerther, im reinen Spitzbogenstyl, völlig aus Backstein und Terracotta aufgeführter Bau, mit einem schlanken Façadenthurme und zwei sehr wirksamen kleineren, auf besonderen Wunsch König Max II. eingefügten Chorthürmen. Das einschiffige Langhaus mit den zum Theil nach innen gezogenen Strebepfeilern und einem schmäleren, mit fünf Seiten des regelmässigen Achteckes geschlossenem Chore, hat eine Lichtweite von achtzehn Meter, welche von der berühmten Michaelskirche nur um vier Meter übertroffen wird. Zu den drei, in weissem Marmor weniger wirkenden Altären stiftete ein Bürger Haidhausens das kostbare Material. Trotz der gebotenen Sparsamkeit erzielte der Künstler eine treffliche Wirkung, insbesondere durch die schlichte Arkatur unter dem Dachaufsatz. Den reichen Schmuck mit Statuen (von Jos. Knabl) an der Aussenseite besorgte der Magistrat der Stadt. Den Spitzbogenstyl brachte B. auch bei der 1854 errichteten Pfarrkirche zu Gaimersheim (bei Ingolstadt) und bei der 1867—1871 erbauten dreischiffigen Hallenkirche zu Partenkirchen in Anwendung. Nach seinen Entwürfen und unter seiner Leitung begann 1858 die Restauration der Münchener Frauenkirche, welche B. streng im Charakter des XV. Jahrhunderts unter Ausscheidung aller späteren stylstörenden Zuthaten auszuführen gedachte. An die Stelle des barocken, hölzernen Orgelchores setzte er eine Steinconstruction mit feuersicherer Einwölbung, und zwar in so sachgemässer Uebereinstimmung mit dem älteren Theile der Musiktribüne, dass heute Niemand den Unterschied der Entstehungszeit wahrnehmen dürfte. B. befreite die durch Kästen verdeckten Rückwände der Chorstühle und brachte dadurch die schönen Skulpturen wieder zu Ehren; in Uebereinstimmung damit componirte er den mit Flügelthüren ausgestatteten Hochaltar (mit Bildern von M. von Schwind) und die beiden Seitenaltäre, ebenso die kunstvolle Kanzel und die erzbischöfliche Cathedra; erstere wurde von Sickinger, letztere von Wirth mit bewunderungswürdiger Technik in Eichenholz ausgeführt. Allerlei bittere Erfahrungen, theils mit dem Restaurations-Comité und wohlmeinenden Stiftern, bewogen den Künstler, seine Thätigkeit dabei niederzulegen, worauf Ludwig Foltz, nicht zum Besten der einheitlichen Wirkung, das Ganze vollendete. Die Erweiterung und Restauration der Herzogspitalkirche erfolgte ohne weitere Schwierigkeiten. Nach B.'s Entwürfen entstanden ausserdem in und ausser der Stadt eine grosse Anzahl von Profanbauten, das burgartige Haus des Professor Dr. Sepp (in der Schönfeldstrasse), das heitere Bijou der Hofschauspielerin Clara Christen-Ziegler (Königin-

strasse), das Café Danner u. s. w., wobei B. seine Vorliebe für die Formen des Spitzbogens mit grossem Geschick bethätigte. Zu Beginn der sechziger Jahre gelangte an der Nymphenburger-Dachauer-Strasse die neue Maximilians-Kaserne auf Oberwiesenfeld nach B.'s Entwürfen als stattlicher Backstein-Rohbau zur Ausführung und das Erzbischöfliche Knabenseminar auf dem Domberge zu Freising; in beiden Fällen bewies der Architekt, dass er auch den Aufgaben des Profanbaues gewachsen war. Drei grosse, bis in's kleinste Detail ausgearbeitete monumentale Projecte, einer neuen Synagoge, eines prachtvollen Künstlerhauses und eines Justizpalastes scheiterten leider, weil der Künstler an dem dazu als passend erwählten Terrain unerschütterlich festhielt; sie würden der rasch aufblühenden Stadt zur bleibenden Ehre gedient haben. König Maximilian würdigte die Leistungen des Meisters dadurch, dass er ihn zum Ritter des Verdienstordens vom hl. Michael I. Klasse ernannte. B.'s unverwüstlich scheinende Natur erlag am 30. April 1897 den Folgen einer schleichenden Influenza. Sein gesammter artistischer Nachlass mit allen Zeichnungen, Skizzen, Entwürfen und Plänen wurde am 28. März 1898 durch Georg Mössel versteigert.

Vergl. Franz v. Reber: Bautechnischer Führer durch München. 1876. S. 123. Hans Moninger: Fr. v. Gärtner. 1882. S. 105. Nekrolog von Franz Jakob Schmitt in No. 102 der Augsburger Postzeitung vom 7. Mai 1897. Rechenschaftsbericht des Vereins für Christliche Kunst für 1897. S. 12 ff.

Hyac. Holland.

Birkmeyer, Fritz, * 1848 zu Rothenburg an der Tauber, † am 9. December 1897. — B. absolvirte die Lateinschule, widmete sich im Atelier des am 12. December 1885 verstorbenen Bernhard Mittermaier der Glasmalerei (1863), besuchte die Kunstschule zu Nürnberg und übersiedelte nach München. Mit gleichem Geschick im Charakter der späteren Spitzbogenzeit wie des Renaissancestyles schaffend, fertigte er viele Cartonzeichnungen figürlichen Inhalts für die Königliche Hofglasmalerei-Anstalt des Commerzienrath Franz Xaver Zettler zu München. Darunter eine »Taufe Christi«, eine »Magdalena zu den Füssen des Heilands«, sieben Darstellungen aus der Lebensgeschichte des Apostel Paulus (für das Chorfenster des Ulmer Münsters), ein Porträt des Kaisers Wilhelm I. mit Wappenschilden und Kriegern (1883). Mit grosser Begeisterung erfasste der vielseitige Künstler die Idee des von Ludwig Stark gedichteten »Rothenburger Festspieles« (1883), lieferte dazu Scenen und Costüme, auch ein Erinnerungsblatt mit der Darstellung des »Meistertrunk des Bürgermeister« und die Illustrationen zu Ludwig Stark's Sang »Der Jungherr von Rothenburg« (Stuttgart 1891). Damit standen die ernsten Oelbilder »Tilly in Rothenburg« und »Marodeure aus dem dreissigjährigen Kriege« (in No. 52 »Ueber Land und Meer« 1889) in Zusammenhang. Im Jahre 1868 trat B. freiwillig in das 12. bayerische Infanterie-Regiment, machte den Feldzug 1870/71 mit und erhielt im Treffen von Coulmies fünf Verwundungen. In Folge davon zu weiterem Dienste untauglich, nahm B. wieder die Kunst auf; seine eigenen Kriegserlebnisse gestaltete B. zu Illustrationen und Oelbildern. So entstanden eine »Friedliche Begegnung in der Kriegszeit« (No. 29 »Ueber Land und Meer« 1890), eine »Requisition«, »Bayerische Soldaten vor Paris« (»Hurrah Paris!«); ein »Motiv bei Artenay«; »Reiter und Wegweiser« (No. 13 ebendas. 1894); »Auf Vorposten in der Christnacht« (im »Soldatenfreund« 1895), der ergreifende »Todesritt« (ebendas.), der Einzug des General von der Tann (»Voilà le Général de Tann!«) in einer Strasse von St. Ay s. Loire im

December 1870 und »General von Hartmann bei Moulin de la Tour«, beide mit reichem, gleichfalls portraittreuem Gefolge. Ein »Kriegserlebniss aus Foinard« reproducirte die »Kunst für Alle« vom 15. Januar 1898. Ein sehr charakteristisches, friedfertiges Bild gestaltete B. aus der »Münchener Wachtparade«. Als Freund heiterer Geselligkeit gastete unser Künstler gerne bei den fröhlichen Waldfesten des Gesangvereines »Germania«, und schuf ein Banner und einen »Bardenschild«, wofür er als »Edeling« (Ehrenmitglied) ausgerufen wurde. Am 3. December 1897 besuchte B. die Generalversammlung der Künstlergenossenschaft; auf dem Heimwege brach er in der ersten Morgenstunde des 4. December, vom Herzschlag getroffen, zusammen; Wiederbelebungsversuche waren vergeblich. Eine hübsche Serie von Gemälden und Aquarellen, darunter theilweise älteres Militär, bayerische leichte und schwere Reiter, Scenen mit Turkos und Zuaven u. s. w. brachte der Münchener Kunstverein im März 1898 zur Ausstellung. Eine grosse Sammlung von Waffen, Säbeln, musikalischen Instrumenten, Helmen, Tschakos und Mützen, welche B. mit bayerischen, preussischen, österreichischen, französischen, türkischen Uniformen zusammengebracht hatte, eine ächte, reich bestellte Atelier-Ausstattung, wurde am 12. Mai 1898 durch F. Haunschild versteigert.

Vgl. Abendblatt 338 »Allgemeine Zeitung« vom 7. December 1897 und Bericht des Münchener Kunstverein für 1897. S. 71. — Das geistige Deutschland. Lpz. 1898. S. 55.

Hyac. Holland.

Sohncke, Leonhard, Professor der Physik an der technischen Hochschule zu München, * am 22. Februar 1842 zu Halle a. S., † am 1. November 1897 zu München. — S. gehörte unzweifelhaft zu den Zierden seiner Wissenschaft und zählte zu den beliebtesten Universitätslehrern. Sein Vater Ludwig Adolf Sohncke, noch heute durch seine klassische Uebersetzung von Chasles' Geschichte der Geometrie bekannt, hatte an der Universität Halle a. S. eine Professur für Mathematik inne. Schon durch die Erziehung im Elternhause für die exacten Wissenschaften begeistert, widmete sich Sohncke, als er bereits mit 17 Jahren die Universität Halle bezog, den mathematischen und physikalischen Studien und legte 1862 seine Lehramtsprüfung mit bestem Erfolge ab. Neben seinen Hauptstudien zog ihn insbesondere die Mineralogie an — schon als Student bekleidete er am mineralogischen Institut die Stelle eines Hilfsassistenten — und dieser Hang, begünstigt von seinem Lehrer, dem berühmten Franz Neumann, dem Begründer des physikalischen Seminars in Königsberg, bei welchem es ihm vergönnt war, längere Zeit zuzubringen, gab seinen späteren Studien die entscheidende Richtung. In Königsberg, das damals der Sammelplatz aller lernbegierigen Jünger der physikalischen Wissenschaften war, erhielt S., nachdem er sein Probejahr abgelegt hatte, 1866 seine erste Anstellung als Gymnasiallehrer und gründete alsbald einen eigenen Herd, indem er sich mit einer Verwandten verehelichte. Aber sein wissenschaftlicher Sinn fand in der Lehrthätigkeit an der Mittelschule nicht die genügende Befriedigung, und so habilitirte er sich drei Jahre später als Privatdocent der Physik an der Königsberger Universität mit einer Arbeit über die Cohäsion des Steinsalzes (Poggendorff's Ann. CXXXVII) und behielt nebenher seine Lehrstelle bei. Doch dauerte diese doppelte anstrengende Lehrthätigkeit nicht lange; denn als er durch einen glücklichen Zufall mit dem theoretischen Physiker Georg Kirchhoff bekannt wurde, lernte ihn dieser rasch schätzen und verwendete sich für ihn, so dass er schon 1871 das Ordinariat für Physik am Polytechnikum zu Karls-

ruhe erhielt. Im Kreise liebenswürdiger Collegen, von denen er besonders den Mineralogen Knop und den darstellenden Geometer Wiener hochschätzte, fand er sich rasch in seinen akademischen Wirkungskreis und konnte mit mehr Muse und mit reichen experimentellen Mitteln versehen, seinen wissenschaftlichen Arbeiten obliegen. Hier entstand auch sein bedeutendstes Werk »Entwickelung einer Theorie der Krystallstructur«. Der französische Mineraloge Bravais hatte zur Erklärung der Eigenthümlichkeit krystallisirender Medien, nach ein und derselben Richtung stets die gleiche, nach verschiedenen Richtungen aber verschiedene Eigenschaften aufzuweisen, die Zusammensetzung eines ganzflächigen Krystalls aus unendlich vielen congruenten und gleichgestellten Bausteinen angenommen und nachgewiesen, dass die entstehenden Symmetrieverhältnisse mit denen gewisser geometrischer Gitterstructuren übereinstimmen; doch war ihm dieser Nachweis bei den halbflächigen Krystallen nicht gelungen. Dadurch dass nun S., durch geometrische Untersuchungen seines Freundes Wiener angeregt, die von dem Mathematiker Camille Jordan aufgestellten Bewegungsgruppen in Betracht zog, welche die Auffindung aller solcher Punktsysteme ermöglichten, gelang es ihm, die Zusammensetzung aller bekannten Krystallstructuren, auch die der halbflächigen, durch solche Gittersysteme darzustellen, die er durch sinnreich erdachte Modelle veranschaulichte. Auch später kam S. noch wiederholt auf diese seine fundamentalen Entdeckungen im Gebiete der Molekularphysik zurück, die ihn weitaus am meisten fesselte, und veröffentlichte hierüber eine Reihe von Artikeln in Gerth's Zeitschrift für Krystallographie und Mineralogie, in den Mathematischen Annalen (IX) und in Poggendorff's Annalen. In anderen Abhandlungen, die in denselben Zeitschriften erschienen, beschäftigte er sich eingehend mit den optischen Eigenschaften der Krystalle, sowie mit den Newton'schen Farbenringen, wobei er überall Neues zu Tage förderte. Auch Fernerstehende suchte er mit jenen merkwürdigen Molekularvorgängen vertraut zu machen, indem er, unterstützt von seinem hervorragenden Darstellungstalent, wiederholt populäre Aufsätze hierüber veröffentlichte (Bayrisches Industrie- und Gewerbeblatt 1891, »Nature« 1884). — S. war bei seiner Berufung nach Karlsruhe als Nebenamt auch die theilweise Organisation und Leitung des meteorologischen Beobachtungsnetzes in Baden übertragen worden. Dadurch war er gezwungen, sich in ein ihm bisher fremdes Gebiet einzuarbeiten, was ihm bei seiner Gewissenhaftigkeit und Energie in kürzester Zeit so vollständig gelang, dass auch dieser Wissenszweig bald zu seinen Lieblingsstudien gehörte, obwohl er die täglichen Registrir- und Büreauarbeiten, die mit der Meteorologie unabweislich verbunden sind, stets als eine Last empfand. Aus jener ersten Zeit seiner Beschäftigung mit der Meteorolgie stammt ein kleines Schriftchen: »Ueber Stürme und Sturmwarnungen« 1875, sowie »Vorschläge zur Vereinfachung der Ableitung der barometrischen Höhenmessungsformel« (Zeitschrift für Mathematik und Physik XX). Doch trotz dieser Vorliebe für das neu gewonnene Fach waren es hauptsächlich die zeitraubenden meteorologischen Nebenarbeiten, welche ihn vermochten, einen Ruf an die Universität Jena, der 1883 an ihn erging, anzunehmen. Daselbst wurde ihm die Leitung des physikalischen Instituts übertragen, das er auf neuer Grundlage einzurichten hatte. Trotz der hiermit verbundenen grossen Arbeitslast fühlte er sich in der Freiheit des Jenaer Universitätslebens, welches seinem Charakter ganz besonders zusagte, stets äusserst wohl und erinnerte sich später noch oft gern an jene Zeit. Daselbst benützte er die spärlichen Musestunden, welche ihm

seine Berufsarbeiten übrig liessen, um seine in Karlsruhe begonnenen meteorologischen Studien fortzusetzen und schuf seine hochbedeutende Theorie der Gewitterbildung, die er in der Monographie: »Der Ursprung der Gewitterelektricität«, Jena 1885, niederlegte. Dieselbe fand nicht nur bei den Fachmännern allgemeinen Anklang, sondern machte S.'s Namen auch in weiteren Kreisen bekannt. Die in dieser Schrift angedeuteten Grundgedanken führte er in späteren Veröffentlichungen noch weiter aus, so in den Sitzungsberichten der Bayerischen Akademie 1888, in der Zeitschrift »Himmel und Erde« 1889, in der Meteorologischen Zeitschrift V und in den Abhandlungen der Münchener Akademie XVIII, 3, woselbst die »Gewitterstudien auf Grund von Ballonfahrten« erschienen. — Sein Aufenthalt in Jena dauerte nur zwei Jahre, denn schon 1885 erhielt er einen Ruf an die technische Hochschule zu München, dem er auch in der Aussicht auf eine ausgedehntere Lehrthätigkeit, wenn auch nur zögernd, Folge leistete. Daselbst entfaltete er seine ganze enorme Arbeitskraft. Denn obwohl sich infolge der beständig zunehmenden Frequenz der Hochschule seine Berufsarbeiten bis zum Uebermaasse steigerten, setzte er doch die Forschungen auf seinen Specialgebieten fort, in die er auch noch andere, wie die Elektricitätslehre (Münchener Sitzungsberichte 1888) und die Wärmelehre (ebenda 1897) miteinbezog. Auch der Optik, der er schon früher sein Interesse geschenkt hatte (Apologie der Doppler'schen Theorie, Poggendorff's Annalen CXXXII), trat er wieder näher, indem er einerseits mit optischen Hilfsmitteln die Dicke einer auf Wasser sich ausbreitenden Oelschicht bestimmte (Münchener Sitzungsberichte 1889), andererseits eine einfache Erklärung der Nebenbilder gab, welche man bei Betrachtung einer Abbe'schen Diffraktionsplatte erkennt. Eine seiner letzten Arbeiten über die polarisirte Fluorescenz (Münchener Sitzungsberichte 1896) war ebenfalls optischer Natur, und ausserdem fesselten den gewiegten Meteorologen auch die optisch interessanten meteorologischen Erscheinungen, wie z. B. das bei Sonnenuntergang wahrzunehmende »blaugrüne Flämmchen«, wofür er eine Erklärung brachte (Meteorologische Zeitschrift VI), und die bei Ballonfahrten nicht selten wahrnehmbaren Luftspiegelungen. Als ihn schon längst das unheilbare Leiden befallen hatte, das eine rasche Abnahme seiner Kräfte bewirkte und schliesslich seinem Leben ein Ende setzte, sammelte der energische Mann, bis zum letzten Augenblicke muthvoll sein Leiden bekämpfend, noch eifrig Material für eine im kommenden Sommer zu haltende Vorlesung über meteorologische Optik, die er in populärer Form unter dem Titel »Der Himmel«, herauszugeben gedachte. Ueberhaupt hat S. viel für Popularisirung seiner Wissenschaft im besten Sinne des Wortes gethan: seine »Gemeinverständlichen Vorträge aus dem Gebiete der Physik«, Jena 1892, sowie mehrere hochinteressante Vorträge, die in der Zeitschrift »Himmel und Erde« und in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung erschienen und in glänzender Darstellung nicht die leichtesten Fragen behandelten, sind Zeugen von dieser für die Verbreitung wissenschaftlicher Bildung so wichtigen, aber ebenso seltenen Begabung. Doch in der schriftstellerischen Thätigkeit S., die wir wenigstens in den Hauptzügen zu schildern versuchten, lag nicht allein seine Bedeutung für die Wissenschaft. Er verstand es vielmehr auch im Umgang mit anderen anregend zu wirken und scheute keine Mühe, um seine Begeisterung für wissenschaftliches Streben anderen einzuflössen. So schuf er in München ein zwangloses physikalisches Colloquium, an dem jeder, der sich für Physik interessirte und mitarbeiten wollte, theilnehmen konnte; ferner war er Mit-

begründer des Münchener Vereins für Luftschiffahrt und wusste als erster Vorstand desselben dem neuen Unternehmen rasch eine geachtete Stellung zu verschaffen. Auch als Lehrer wirkte er äusserst fruchtbringend. Sein Vortrag war lebhaft und fliessend, seine Kunst zu experimentiren, bewundernswerth, und der Eifer, mit dem er sein Practicum leitete, diente seinen zahlreichen Schülern als nachahmenswerthes Vorbild. Daher ging auch aus seinem Laboratorium eine Reihe werthvoller Dissertationen und Specialabhandlungen hervor. — S. war ein gerader und energischer Charakter, von seltener Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe, dazu freundlich und gefällig, namentlich gegen jüngere Leute, bei denen er ideales Streben erkannte, und obgleich er in Folge seiner anstrengenden Thätigkeit am gesellschaftlichen Leben wenig theilnahm, so war er doch in engerem Freundeskreise stets ein gern gesehener und heiterer Gesellschafter. Die Reinheit seines Charakters und sein idealer Sinn bedingten auch, dass er jedem Streberthum fern blieb und Ehrungen geradezu aus dem Wege ging; als höchste Ehre galt ihm stets, als ernster Forscher und als tüchtiger Lehrer anerkannt zu werden. Darum wollen wir auch von den ungesuchten Ehrungen, die ihm zu Theil wurden, nur seine Aufnahme in die kgl. bayerische Akademie der Wissenschaften nennen, deren Mitglied er alsbald nach seiner Berufung nach München wurde.

Quellen: Die Nachrufe von Prof. Finsterwalder, Münchner Neueste Nachrichten 1897, No. 519, und Prof. Günther, Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1897, No. 275, sowie persönliche Bekanntschaft mit Sohncke.

A. v. Braunmühl.

Weierstrass, Karl Theodor Wilhelm, Professor der Mathematik an der Berliner Universität, * am 31. October 1815 zu Ostenfelde im Regierungsbezirk Münster als ältester Sohn des dortigen Bürgermeisters, † am 19. Februar 1897 zu Berlin. — Nachdem W. von 1829—34 das Gymnasium in Paderborn besucht hatte, studierte er von 1834—38 in Bonn Jura und Cameralia. Doch befriedigten ihn diese Studien wenig, da seine eigentliche Begabung auf mathematisch-physikalischem Gebiete lag. Er begab sich daher an die Akademie Münster und beschäftigte sich dort unter Gudermann's privater Leitung intensiv mit seinen Lieblingsfächern. Nach Beendigung seiner Studien bestand er 1841 das Examen pro facultate docendi in Münster, legte dort sein Probejahr ab und wurde 1842 Lehrer am Progymnasium in Deutsch-Krone in Westpreussen und von 1848 an Oberlehrer am Gymnasium zu Braunsberg in Ermeland. Aber während dieser Lehrthätigkeit an den Mittelschulen beschäftigte er sich bereits mit den bedeutendsten Problemen der Mathematik und veröffentlichte seine epochemachenden Resultate in der bescheidensten Weise in den Gymnasialprogrammen. Aus jener Zeit datirt seine berühmte Arbeit über die Theorie der analytischen Facultäten (Jahresbericht über das Progymnasium zu Deutsch-Krone 1843), über die Umkehrprobleme der hyperelliptischen Functionen und vor allem sein erster Beitrag zur Theorie der Abel'schen Integrale (Jahresbericht über das Gymnasium zu Braunsberg 1849). Diese Abhandlungen zeichneten sich schon durch jene Strenge der methodischen Beweisführung aus, die alle seine Arbeiten in so hervorragender Weise kennzeichnet, und lenkten die Blicke der Gelehrten auf den jungen Gymnasiallehrer. Er erhielt daher 1854 honoris causa den Doctorhut von der Universität Königsberg, wo der in den gleichen Fächern thätige Richelot, Jacobi's Schüler, zuerst die Wichtigkeit von W.'s Leistungen erkannt hatte. 1856 wurde er als Professor der Mathematik an das Gewerbeinstitut zu Berlin berufen

und zugleich zum Mitgliede der Berliner Akademie ernannt. 1864 wurde er endlich, nachdem er ein in Folge von Ueberarbeitung entstandenes Nervenleiden glücklich überwunden hatte, ordentlicher Professor an der dortigen Universität, woselbst er schon in seiner Stellung als Professor des Gewerbeinstitutes Vorlesungen gehalten hatte. Diese Stellung behielt er bis zu seinem Tode bei. Seiner eminenten Lehrbegabung, die in seinen vorhergehenden Stellungen die beste Schulung erhalten hatte, gelang es, eine eigene mathematische Schule zu gründen, aus welcher eine Menge der hervorragendsten und tüchtigsten Gelehrten hervorging. Dazu trug aber auch nicht wenig sein selbstloses Wesen bei, indem er stets, unbekümmert um die Wahrung der eigenen Priorität, seine Geistesschätze mit vollen Händen unter seine Zuhörer ausstreute. Alle seine Schüler hingen daher auch mit unbegrenzter Liebe und Verehrung an dem Meister, der noch bis in sein hohes Alter, trotzdem sein Nervenleiden sich immer wieder einstellte, ihre Studien mit Hingabe leitete und unterstützte. Erst als 1887 ein Herzleiden allmählich seine ohnehin schon geschwächte Gesundheit zu untergraben begann, musste er seine Arbeit einschränken und drei Jahre später der ihm so lieb gewordenen Lehrthätigkeit ganz entsagen. Aber selbst, als er bereits durch Wassersucht an seiner Bewegung gehindert war, betheiligte er sich noch lebhaft an einer Gesammtausgabe seiner Schriften, welche die preussische Akademie unternommen hatte. Mit ihm ist, nachdem seine Freunde Kummer und Kronecker ihm im Tode vorausgingen, der letzte der drei grossen Mathematiker dahingegangen, welche während eines Menschenalters die Zierde der Berliner Hochschule gebildet hatten. W. war unverheirathet geblieben, führte aber mit seinen beiden Schwestern ein trautes Familienleben, in dem sich jeder wohlfühlte, der das Glück hatte, zu den Freunden des grossen Mannes zu zählen.

Wenn auch die Zahl von W.'s bisher im Druck erschienenen Schriften verhältnismässig nicht gross ist, so sind dieselben doch von so hervorragender Bedeutung, dass sie ihm den Weltruf eines der hervorragendsten Analytiker aller Zeiten sichern. In seiner Antrittsrede in der Berliner Akademie (9. Juli 1857) sagte er selbst, dass seine Studien von den elliptischen Functionen, in die er durch eine Vorlesung Gudermann's eingeführt worden war, ihren Ausgang genommen hatten, und steckte sich als ferneres Ziel, die Erforschung der Eigenschaften der nach ihrem Entdecker Abel benannten Functionen. Aber er will diese abstrakten Gebiete nicht nur um ihrer selbst willen bebauen, obwohl ja jede Wissenschaft zunächst sich Selbstzweck ist, sondern er hofft mit Zuversicht, dass seine Theorien auch praktische Anwendung finden werden und »würde sich glücklich schätzen, wenn er späterhin namentlich für die Physik aus ihnen einigen Nutzen ziehen könnte«. In der That hat er auch sowohl in Vorlesungen, als in einigen Abhandlungen (Ein die homogenen Functionen zweiten Grades betreffendes Theorem, nebst Anwendungen desselben auf die Theorie der kleinen Schwingungen. Monatsberichte der Berliner Akademie 1858, und ebenda 1861: Die geodätischen Linien auf dem dreiaxigen Ellipsoid) selbst Beweise für die Anwendbarkeit seiner Resultate gegeben. Doch sein Hauptaugenmerk blieb immer auf die Entwickelung der Theorie gerichtet. Dabei verschmähte er es, ja er hielt es nicht für richtig, bei der Begründung functionentheoretischer Wahrheiten sich der geometrischen Methoden zu bedienen, mit denen Riemann, Clebsch und dessen Schüler so wichtige Resultate zu Tage gefördert hatten, und konnte sich nie mit der von jener Seite mit so vielem Glück durchgeführten Ver-

bindung von Geometrie und Analysis befreunden. Dabei hatte er jedoch nur die »systematische Begründung« im Auge, indem er einmal ausdrücklich sagt, »es verstehe sich von selbst, dass dem Forscher, so lange er suche, jeder Weg gestattet sein muss«. Aber gerade diese systematische Begründung, für die ihm die Einheit der Methode und der Darstellung eine unerlässliche Nothwendigkeit schien, war ihm bei seinen Forschungen, namentlich in späterer Zeit, fast durchweg die Hauptsache. Er ging weniger darauf aus, glänzende neue Resultate zu erzielen, die sich übrigens bei seinen Studien wie von selbst einstellten, als die Theorien, die er schuf, von den einfachsten Principien ausgehend, durch strenge analytische Methoden einwandfrei zu entwickeln. So gelang es ihm z. B. die Theorie der complexen Functionen von den einfachsten Rechnungsoperationen ausgehend bis zu den allgemeinsten Theoremen über die eindeutigen holomorphen Functionen fortzuführen, indem er allen seinen Sätzen und Beweisen die Entwickelung in Potenzreihen zu Grunde legte. Die Potenzreihe, das »Element«, wie er sie nannte, war ihm überhaupt das Instrument aller seiner Untersuchungen im Gebiete der Functionentheorie. Das stolze Gebäude dieser Theorie, das er aufgerichtet, hat an Consequenz und Systematik des Aufbaues in der ganzen Entwickelungsgeschichte der Mathematik nur ein ebenbürtiges Analogon: das Euklid'sche System der Elementargeometrie.

Die Schärfe seiner Schlussweise und die Reinheit der von ihm verwendeten Methoden verfehlten auch nicht, ihre gute Wirkung auf die Präcisirung mancher Resultate moderner Forschung auszuüben und überhaupt das Augenmerk der Mathematiker wieder mehr auf die Nothwendigkeit grösserer Strenge und Exaktheit der Beweisführung zu lenken. So hat er durch seine Abhandlung über das sogenannte Dirichlet'sche Princip (1870) Lücken in der bisherigen Beweisführung für dasselbe nachgewiesen, die dann von andern ergänzt wurden, und in dem Aufsatze: »Ueber continuirliche Functionen eines reellen Argumentes, die für keinen Werth des letzteren bestimmte Differentialquotienten besitzen« (1872), löste er die wichtige Frage über den Zusammenhang der Stetigkeit einer Function mit der Eigenschaft, einen Differentialquotienten zu haben, zum ersten Male in völlig befriedigender Weise. Von grosser Bedeutung wurden auch seine Arbeiten über Schaaren quadratischer Formen und die damit verbundenen Elementartheiler, sowie seine Aufstellung der Gleichung algebraischer Minimalflächen, an die sich eine ganze Literatur anknüpft.

Doch W.'s Grösse würde nicht voll erfasst werden, wenn man nur die von ihm selbst publicirten Abhandlungen und die in ihnen niedergelegten Theorien, von denen allein die über eindeutige Functionen zu einem gewissen Abschlusse gediehen ist, in Betracht zöge, sondern man muss unbedingt auch seine zahlreichen Vorlesungen ins Auge fassen, die noch grösstentheils unveröffentlicht in den Händen seiner Schüler ruhen. Darunter sind vor allem seine Vorlesungen über elliptische und Abel'sche Functionen, sowie über Variationsrechnung zu nennen, in denen er überall neue Bahnen eingeschlagen hat, und wenn auch die darin verwendeten Methoden bereits vielfach bekannt geworden sind und in der verschiedensten Weise anregend gewirkt haben, so wird doch erst eine Herausgabe derselben die volle Grösse des Geistes ermessen lassen, der sie geschaffen hat. Hoffen wir, dass die Publication seiner Werke, von denen bereits zwei Bände erschienen, während der dritte schon sehr weit gediehen ist, in nicht zu langer Zeit zu Ende geführt sein werde.

Trotzdem W. unablässig mit seinen tiefsinnigen analytischen Speculationen beschäftigt war, fand er doch noch Muse, um im Auftrage der Akademie in den Jahren 1881/82 die gesammelten Werke Steiner's herauszugeben, mit Beihilfe seiner Schüler nach dem Tode Borchardt's die von diesem begonnene Veröffentlichung der Werke Jacobi's fortzuführen und zu vollenden und sich an der Redaction des Journals für Mathematik (von Band 91—103) zu betheiligen.

W. kannte den Werth seiner eigenen Leistungen sehr wohl, dessenungeachtet verschmähte er es, als ein Charakter von seltener Grösse, irgendwie für seinen eigenen Ruhm zu sorgen. Daher blieb er auch dem Auslande lange Zeit unbekannt; aber als seine Schüler den Namen des Meisters in alle Welt getragen hatten, und die Abschriften seiner Vorlesungen, in denen sich die ganze Gedankentiefe des grossen Mannes abspiegelt, überall hin verbreitet wurden, erkannte man ihm neidlos die erste Stelle unter den damals lebenden Mathematikern zu und überschüttete ihn bei seinem 80. Geburtstage mit Ehrenbezeugungen, die er zeitlebens nie gesucht hatte. Die treue Anhänglichkeit, die Liebe und der Dank seiner zahlreichen Schüler, die damals den Greis umgaben, waren ihm, wie er selbst versicherte, der schönste Lohn für seine mühevolle Lebensarbeit.

Quellen: Nekrologe von C. Voit, Sitzungsberichte der Münchner Akademie 1897. 2. und von E. Lampe, Leipzig 1897; ferner Leopoldina. XXXIII. S. 54 und Weierstrass' Werke.

A. v. Braunmühl.

Grögler, Wilhelm. Am 6. Mai 1897 verschied in Folge eines Herzschlages der Genremaler, Zeichner und Illustrator G. im 58. Lebensjahre und wurde am 8. Mai auf dem östlichen (Auer-) Friedhofe begraben. Trotz vielfachen Nachfragen gelang es nicht, weitere biographische Daten zu erreichen. Die zuständigen Lexica ignoriren seinen Namen, auch die Listen des Kunstvereins; G. war kein Mitglied der Künstler-Genossenschaft oder des Kunstvereins, sein Name fehlt sogar im Münchener Adressbuch, wahrscheinlich weil derselbe nur als »Zimmerherr« (nach Adolf Bothe's »Adressbuch der bildenden Künstler der Gegenwart« 1897) in der Augustenstrasse 41. I. wohnte. Ueber Geburtsort und Bildungsgang schweigen die Quellen. Aus der Manier des Vortrags und der Wahl seiner Stoffe wäre vielleicht als Geburtsort auf Wien zu rathen; er muss sich aber auch in Berlin, Strassburg und zuletzt auch in Tirol und Mähren umgethan haben. Die Kunstausstellungskataloge kennen ihn nicht. Der Münchener Kunstverein zeigte im August 1873 ein Oelbild »Bettelmönch in einer Schenke«. Dagegen erscheint sein Name häufig in illustrirten Blättern und Zeitschriften. Hier folgen für einen späteren Biographen nur einige seiner Arbeiten, welche ich mir zufällig angemerkt habe. 1871: »Vor der Verlustliste« (eine junge Frau mit zwei Kindern, sucht mit dem Ausdrucke tiefster Bekümmerniss in dem an der Strassenecke angehefteten officiellen Verzeichniss der auf dem Felde der Ehre verwundeten und gebliebenen Krieger; im »Daheim« 1871. S. 61. — »Der Ulan kommt!« in A. Schricker: »Deut. Kriegs-Ztg.« Stuttg. 1871. S. 80. — »Wirkungen beim Vorüberziehen eines Musikkorps« in No. 7 »Ueber Land und Meer.« 1871. XXVII. B. — 1872: »Die Schule des Waldbruders« in »Alte und Neue Welt«. 1872. S. 353. — Illustrationen und Randzeichnungen zu dem Liede »König Wilhelm sass ganz heiter« im «Daheimkalender« 1872 S. 48. — »Der erste Schuss« (eines Knaben auf eine Wildtaube zur Freude

seines försterlichen Vaters) in »Das Neue Blatt«. S. 169. — 1873: »Der verbotene Weg« (ein junges Liebespaar übersieht die Warnungstafel, während die Mutter im Hintergrunde durch Zuruf abmahnt) in Hallbergers »Die Illustr. Welt«. 1873. S. 136. — »Alte und Neue Zeit« (ein Tiroler Hühnerhändler mit seinem Sohne und einem bepackten Esel, bestaunen einen durch die Berge dahin sausenden Bahnzug) in »Illustr. Welt«. 1873. S. 589. — 1875: »Aus der Münchener Bierwelt« in der »Illustr. Welt«. 1875. XXIV. S. 625, neun Skizzen, dabei auch das Portrait der verstorbenen »Radi-Rosl«. — »Zeiten und Menschen«. — »Ein Idyll« (ein feines Stadtfräulein, welchem ein junger Schäfer eine Hirtenpfeife schneidet; »Zehn Jahre später« präsentirt derselbe vor dem mit seiner Gattin vorüberfahrenden General) in No. 16 »Ueber Land und Meer«. 1875. XXXIII. B. — 1877: »Aus dem bayerischen Hochland« in No. 47 »Ueber Land und Meer«. XXXVIII. S. 957 (5 Scenen mit Kinderbegräbniss, Posthalterei, Wallfahrt in Birkenstein, Schuhplattl-Tanz und Kirtagsschluss) und Fortsetzung in No. 2 ebendas. XXXIX. S. 32. — 1878: Scenen aus Hermann v. Schmid's Schauspiel »Z'widerwurzen« in No. 1832 »Illustr. Zeitg.«, Leipzig 1878, S. 109 und aus dem Volksstück Franz Bonn's »Gundel vom Königssee« in No. 1840 ebendas. vom 5. October 1878. — »Allerhand Münchener Fahrgelegenheiten« im XV. Heft der »Alten und Neuen Welt«. 1878. — »Eine Maus! Eine Maus!« (Schrecken in einer Mädchenschule) in »Illustr. Welt«. 1878. S. 36. — 1879: »Der Münchener Schäfflertanz« in No. 1858 Illustr. Ztg. Leipz. vom 8. Februar 1879. — »Weibliche Typen aus München« ebendas. No. 1861 vom 1. März 1879. — 1880: »Die Gebirgsschützen am Grabe der in der Bauernschlacht 1705 Gefallenen auf dem Sendlinger Kirchhof« in No. 1942 ebendas. vom 18. September 1880. — 1881: Drei Scenen aus dem Schauspiel »Die Geierwally« von Wilhelmine von Hillern« nach der Aufführung im Theater am Gärtnerplatz zu München, ebendas. No. 1962 vom 5. Februar 1881. — Zwölf Bilder »Aus den Münchener Sommerbierkellern« in No. 38 »Ueber Land und Meer«. 1881. XLVI. B. S. 757. — 1882: »Der Plampatsch« in No. 1 »Illustr. Welt«. 1882. — »Italien in Deutschland« in No. 46 »Ueber Land und Meer«. 1882. XLVIII. B. S. 929. — »Die Regatta in Starnberg« ebendas. No. 47, S. 945. — 1883: »Prinz Wilhelm von Preussen in Wien. Die Revue auf der Schmelz am 28. April« in No. 2081 »Illustr. Ztg.« Leipz. vom 19. Mai 1883. — »Allerseelen« ebendas. No. 2105 vom 3. November 1883. — 1885: »Das Fasszieherfest in Niederösterreich« in No. 2212 »Illustr. Ztg.« Leipz. vom 21. November 1885. — 1887: »Das Todaustragen in Mähren« in No. 11 »Gartenlaube«. 1887. — »Die letzten Garben. Aus dem Alpachthal bei Brixlegg« No. 38 ebendas. — 1889: »Mythologisches aus dem Ballsaal« in No. 14 »Ueber Land und Meer«. LXI. B. S. 321. — »Ein Idyll aus dem Berliner Thiergarten« (der Soldat als Kindsmagd) in No. 27 »Ueber Land und Meer«. 1889. LXII. B. S. 581. — »Bilder aus dem Wiener Gasthausleben« in No. 38 »Ueber Land und Meer«. 1889. LXII. B. S. 801. — 1890: »Dammwild-Fütterung im Hirschgarten des Königl. Schlosses Nymphenburg« in No. 46 »Das Neue Blatt«. 1890. S. 724. — Damit enden leider meine zufälligen Aufzeichnungen, welche hoffentlich dazu beitragen, das Interesse nachträglich auf einen Künstler zu richten, welcher weniger durch die strenge Sicherheit der Zeichnung, als durch den gemüthlichen Erzählerton seines Stiftes das Leben seiner Zeit festzuhalten strebte.

Hyac. Holland.

Hirt, Johann Christian, Bildhauer, * am 4. März 1836 als der erste Sohn eines Kammmachers zu Fürth, † am 19. August 1897 zu München. — H. that sich schon in der Volks- und in der Gewerbe-Schule hervor, wo er Auszeichnungen und Prämien erhielt und durch selbstgefertigte Zeichnungen Aufmerkkeit erregte. Erst bei einem Oheim im Kunstdrechsler-Handwerk in der Lehre, schnitzte er viel in Elfenbein und gewann mit einem Becher auf einer Pariser Exposition sein erstes Ehrendiplom. Im Jahre 1855 bezog H. die Münchener Akademie und war bald an Fleiss und Können unter den Besten, ging aus einer Concurrenz preisgekrönt hervor und bekannte sich bei Professor Max Widnmann (gest. 3. März 1895) zur idealen Plastik. Ausser mehreren sehr lebendig und individuell behandelten Büsten that sich H. hervor mit vielen anmuthigen und zierlichen Gruppen und Statuetten, darunter ein etwas theatralischer »Faust mit Gretchen«, eine »Spinnerin«, der »Verweigerte Kuss«, das »Haideröslein«, Hermann und Dorothea, eine Lady Macbeth, Aschenbrödel, eine horchende Amazone, eine oberbayerische Fischerin und ein ditto Jäger, ein Ritterfräulein mit der Laute und ein mittelalterlicher Flötenspieler. Besonderen Beifall erwarben eine grosse »Charitas« (1872), ein mit seinem »Hunde spielendes Kind«, ein »Mädchen mit Zicklein« (1873), einige sehr sinnige Grabfiguren u. s. w. In einem Cyclus schilderte H. die »Vier Jahreszeiten«; Scheffel's »Ekkehard« begeisterte ihn zu einer Gruppe, wie der junge Mönch die (vom Künstler gar zu jugendlich gedachte und in Wahrheit gar nicht so schöne) Herzogin Hadwig von Schwaben über die Klosterschwelle trägt. Viel glücklicher war H. in der Darstellung des ganzen Zaubers frisch knospender, unberührter Mädchenschönheit, der unschuldigen »naked purity«, und der vollen majestätischen Frauengestalt. Zu den beliebtesten Schöpfungen des Künstlers gehört eine unter verschiedenen Namen wiederholte, viel bewunderte »Quellen-Nymphe« (vgl. Lützow's Zeitschrift 1882. XVII. 59), wovon eine Variante für die Sammlung des Münchener Kunstvereins angekauft wurde; die vom Schlangenbiss verwundete »Eurydike« (1879 als lebensgrosses Gypsmodell auf der Internationalen Kunstausstellung zu München und 1881 in Carraramarmor für Köln ausgeführt), eine gefesselte »Andromeda« und »Arethusa« (nach H.'s Tode im Februar 1898 auf Staatskosten für die Königliche Glyptothek angekauft), welche mit einem »David« und der Gruppe »Nessus und Dejaneira« 1888 auf der Ausstellung zu München erschien. Mit Recht rühmte die Kritik: »Der reine Geist, mit welchem der Künstler die entzückenden Formen des Weibes wiedergegeben und ihr die ganze Fülle des verlockendsten sinnlichen Reizes verliehen hat, während doch der hohe Adel der Auffassung dem Beschauer unmöglich macht, einer niederen Regung auch nur für einen Augenblick Raum zu geben, kann nicht hoch genug gepriesen werden.« Weitere Schöpfungen dieser Art waren eine »Klythia«, eine pfeilgetroffene »Niobide«, eine trauernde »Eva«, büssende »Magdalena«, eine dem Amor im Pfeilschiessen Unterricht ertheilende »Venus«, ein »Fischer und Nixe«; dazu ersann seine nimmer rastende Phantasie eine Anzahl kleinerer, reizender Erosspielereien: wie der kleine Liebesgott mit dem Blasebalg, am Schleifstein und mit der Feile seine Waffen bereitet und zu grösserer Fährlichkeit glättet, eine ganze Serie von zierlichen Entwürfen, welche aus H.'s Nachlass die Kunstgewerbeschule erstand. Für die historische Galerie des National-Museums lieferte H. die Statue Kaiser Ludwig des Bayern und das Standbild des Herzog Johann Wilhelm (1680), auch allerlei allegorische Figuren zu den Prachtbauten König Ludwig II. und für viele andere

Gebäude Münchens im mehr oder minder ausgesprochenen Decorationsstyl. H. entschlief nach langen Leiden. Er hatte allerlei Ehrenauszeichnungen durch Medaillen erhalten und war Mitglied der Akademie und Königl. Professor, Ritter des Verdienstordens des hl. Michael u. s. w. Sein zahlreicher, über 200 Nummern umfassender Nachlass mit Original-Arbeiten in Marmor und Bronze, Gypsmodellen, Entwürfen und Skizzen wurde am 7. Februar 1898 versteigert; der deshalb von E. A. Fleischmann's Hofkunsthandlung herausgegebene Katalog zeigt das Portrait und Facsimile H.'s, wobei das Todesjahr jedoch irrthümlich mit 1896 (statt 1897) angegeben ist.

Vgl. die Nekrologe in Abendblatt 230 »Allgemeine Zeitung« vom 20. August 1879. »Kunst für Alle« vom 15. September 1897, S. 397 (mit Portrait) und Kunstvereinsbericht für 1897, S. 72 ff.

Hyac. Holland.

Herpfer, Karl, Genremaler, * am 30. November 1836 als der Sohn eines Strumpfwirkers zu Dinkelsbühl, † am 19. Juli 1897 im Wörthsee. — Obwohl zum Geschäft des Vaters bestimmt, führte H. Neigung und Befähigung bald zum künstlerischen Beruf. Im Alter von achtzehn Jahren bezog er die Akademie zu München, lernte erst bei Professor Joh. von Schraudolph und Philipp Foltz, dann bei Arthur von Ramberg, dessen Meisterschaft in der Behandlung der Rococozeit für ihn schliesslich maassgebend wurde. Mit Eifer und Fleiss arbeitete er unausgesetzt. Seine Bilder gefielen. Mit dem »Mutterglück«, darstellend ein vornehmes, auf der Chaiselongue ruhendes Dämchen, vor ihr die hübsche Amme mit dem netten Sprössling (Holzschnitt von Knesing in No. 11 »Ueber Land und Meer« 1872), der »Unterbrochenen Verlobungsfeier«, der »Ueberraschung nach der Jagd« (No. 8 »Ueber Land und Meer« 1875) und mehreren in zopfigen Prunkgemächern und Antichambren spielenden amourösen Tändeleien (»Rose in Gefahr«) machte sich H. einen beliebten Namen, welcher auch das nicht kaufende grössere Publikum zu schätzen wusste. Seine farbenfrischen, lebensprühenden Gemälde fanden Absatz in den Kunstvereinen und Privatsammlungen; für weiteren Export nach England und Amerika sorgte der Kunsthandel. Photographie, Holzschnitt und Farbendruck boten wetteifernd die Hand. Ein anziehender Stoff, welcher an den Beschauer gerade keine besonderen Ansprüche auf tieferes Denken stellte, ansprechender Vortrag und ein zierliches Colorit, insbesondere aber die überraschende Durchbildung alles Nebensächlichen, der hübsche architektonische Hintergrund, wozu die Gemächer des Schleissheimer und Nymphenburger Schlosses unerschöpflichen Vorrath boten, nebst einem figurenreichen Beiwerk, worin sich der Maler gar nie genug thun konnte: das Alles zählte zu den Vorzügen, welche seinen Schöpfungen zahlreiche Freunde gewannen. Als Prototyp seiner Bilder mag das durch einen leichten Regen gefährdete »Kellerfest« gelten (1885; Holzschnitt in No. 50 »Ueber Land und Meer« 1888): es ist eigentlich eine im Costüm der Zopfzeit veranstaltete Maskerade, die ebenso gut am Rhein, in Franken oder Schwaben sich abspielen könnte, da die Gesichter alle modernes Gepräge zeigen und nur die Bierkrüge altbayerische Signatur tragen. Ebenso international geben sich eine harmlose Scene »Belauscht«, die »Ankunft eines Taufpathen« oder des »Brautwerbers« (No. 32 »Daheim« 1892), die »Vorstellung eines Verlobten«, eine »Dame am Schachbrett«, »Am Kamin« oder beim »Schachspiel«, ihren Gegner doppelt »matt« setzend. Der »Junge Maestro an der Orgel« kann wohl Mozart heissen; der »Polterabend«, die »Schmückung einer Braut« (»Illustr. Welt« 1897. S. 161), das »Geständniss«,

die »Grüsse in die Ferne«, eine »Verhaftung« und ähnliche Costümbilder glitten ihm später nur zu bereitwillig aus der Hand. Immerhin wird ein guter »Herpfer« noch lange seine Zugkraft bewahren. Seltsamer Weise war sein jüngstes, im Glaspalast 1897 ausgestelltes Bild »Sein letzter Lorbeer« betitelt. H. endete während eines Bades im Wörthsee durch plötzlichen Herzschlag. Seine Gattin war schon am 5. Februar 1888, gleichfalls schnell und unerwartet, aus dem Leben geschieden. Ein grosser Theil seines Nachlasses, darunter alle Skizzen zu seinen sämmtlichen Bildern, versteigerte am 1. December 1897 Carl Maurer; eine Serie von 180 Naturstudien und Zeichnungen kam am 10. December im Münchener Kunstverein zur Ausstellung und wurde verkauft.

Vgl. No. 170 »Allgem. Ztg.« vom 21. Juni 1897. Kunstvereinsbericht für 1897. S. 71. — Das Geistige Deutschland. Lpz. 1898. S. 292.

Hyac. Holland.

Bradke, Peter von, Professor der indischen Philologie und vergleichenden Sprachwissenschaft an der Universität Giessen, * am 27. Juni 1853 zu St. Petersburg, † am 7. März 1897 in Giessen. — Sein Vater war der einer deutschen Familie entstammende russische Senator Georg von Bradke, der sich um das Emporblühen der Universität Dorpat als deren Curator die höchsten Verdienste erworben hat. In Dorpat, das ihm nach der Uebersiedelung des Vaters die eigentliche Heimath wurde, erhielt er seine erste Ausbildung. Vom Januar 1871 bis Ende 1875 widmete er sich an der dortigen Universität dem Studium der klassischen und germanischen Philologie und der vergleichenden Sprachwissenschaft, in die er von Leo Meyer eingeführt wurde. Nachdem er im März 1876 das Diplom eines Candidaten der vergleichenden Sprachkunde erworben, bezog er im Sommer dieses Jahres die Universität Tübingen, wo er zwei Jahre hindurch unter Rudolf von Roth's Leitung dem Studium der indischen und arischen Philologie oblag, daneben aber auch eifrig die Vorlesungen A. v. Gutschmid's über antike und orientalische Geschichte hörte. Die folgenden Jahre führten v. B. zu längerem Aufenthalte nach München, das ihm zu einer Zeit arbeithemmender körperlicher Leiden durch seine Kunstsammlungen und den Unterricht des Altmeisters Heinrich von Brunn Erholung und reiche Anregung bot, sodann nach Jena, wo er sich Delbrück anschloss und den hochverdienten Sanskritisten O. von Böhtlingk kennen lernte, der ihm ein väterlicher Freund und Berather wurde. Nachdem er im Jahre 1882 sich in Jena die philosophische Doktorwürde erworben, habilitirte er sich am 1. November 1884 an der Universität Giessen für Sanskrit und vergleichende Sprachwissenschaft; zwei Jahre später wurde er dort zum ausserordentlichen Professor, im Jahre 1894 zum ordentlichen Professor ernannt. Mitten in erfolgreicher Berufsthätigkeit und in weitaussehenden wissenschaftlichen Unternehmungen ist er durch ein bösartiges Darmleiden, das wohl schon länger an seiner Lebenskraft zehrte, aber erst im Spätherbst 1896 zu ernsten Besorgnissen Anlass gab, nach monatelangem, heroisch ertragenem Leiden dahingerafft worden.

Seine literarische Thätigkeit eröffnete v. B. mit einer Untersuchung »über das Manava-Grhya-Sutra«[1]), in welcher er die Stellung dieses Ritualwerks in

[1]) Zeitschrift der deutschen Morgenländischen Gesellschaft, Bd. 36, 1882, S. 417 bis 477, woraus der erste Theil als Jenenser Inaugural-Dissertation im gleichen Jahre abgedruckt ist.

der Geschichte der indischen Literatur in äusserst gründlicher Weise behandelte (vergl. A. Barth's Bemerkungen in der Revue de l'histoire des religions, T. XI, 1885, S. 59 f.). Ist v. B.'s Interesse auch in der Folge und bis in seine letzten Tage dem Studium des Veda und den Problemen der Sprachgeschichte zugewendet geblieben[1]), so nahmen ihn in den nächsten Jahren doch vor allem Anderen Untersuchungen aus dem Gebiete der Religionsgeschichte und der indogermanischen Alterthumswissenschaft in Anspruch; dies erklärt es denn auch, dass er seine weit gediehenen Vorarbeiten zu einer Herausgabe des Manava-Grhya-Sutra seinem Freunde F. Knauer überliess. — Einen bedeutsamen Beitrag zur Kenntniss der frühesten religiösen Entwickelung unseres Sprachstammes legte v. B. in seiner Schrift »Dyâus Asura, Ahura Mazdâ und die Asuras« (Halle 1885) vor[2]). Ausgehend von der Betrachtung des Verhältnisses des göttlichen Asura im Rigveda zu dem Ahura Mazdâ, dem höchsten Gott der Iranier, gelangt die Schrift zu wichtigen Ergebnissen über die muthmaassliche älteste Religionsform der Indogermanen, als welche v. B. einen Polytheismus mit ausgeprägt monarchischem Charakter erschloss. Die Spitze dieses polytheistischen Systems bildet nach v. B. der leuchtende Himmelsgott Dyâus Pitar Asura, der »Herr und Vater Zeus«, von dem die Lichtgötter der Indogermanen, die Dêvas, abstammen, die aber ihren himmlischen Vater, dessen Ehrentitel »Asura« auf sie übergeht und endlich im Veda zur Bezeichnung widergöttlicher Wesen dient, mit der Zeit vollständig überwuchern sollten.

Schon in der eben genannten Schrift hatte v. B. seinen Bedenken gegen die Methode und Ergebnisse der sogenannten »linguistischen Palaeontologie«, die aus Wortgleichungen die Cultur der arischen Urzeit reconstruiren zu können hoffte, Ausdruck gegeben; durch die Fortführung seiner culturgeschichtlichen Studien[3]) in den folgenden Jahren wurde alsdann eine principielle Auseinandersetzung mit dem bekanntesten Vertreter jener Richtung, O. Schrader, dessen weit verbreitete Schriften anscheinend einer allgemeinen Zustimmung seitens der Fachgelehrten sich erfreuen durften, für v. B. unvermeidlich. Nachdem Schrader einen ersten in v. B.'s »Beiträgen« gegen ihn geführten Angriff scharf zurückgewiesen hatte, entschloss sich v. B. die methodischen Mängel der Schrader'schen »Sprachvergleichung und Urgeschichte« in grösserem Zusammenhang darzulegen. Sein 1890 erschienenes Buch »Ueber Methode und Ergebnisse der arischen (indogermanischen) Alterthumswissenschaft« ist indessen weit über den Rahmen einer kritischen Auseinandersetzung mit

[1]) Von hierher gehörigen kleineren Arbeiten erwähnen wir: »Ein lustiges Wagenrennen in Altindien« (Zeitschr. d. deutsch. morgenländischen Gesellschaft, Bd. 46, S. 445—465); Beiträge zur altindischen Religions- und Sprachgeschichte (ebenda, Bd. 40, S. 347—364, 655—698); »Ueber Vorvedisches im Veda (ebenda, Bd. 45, S. 682—684); »Zur Bharata-Sage« (ebenda, Bd. 48, S. 498—503); »Ueber die sanskritische Form der Wurzeln auf skr. -áni und -ámi« (Indogermanische Forschungen V, 266—273); »Zwei sprachgeschichtliche Skizzen« (ebenda IV, 85—91); »Ueber den »Bindevokal« skr. i griech. a im Perfectum« (ebenda VIII, 123—160); »Etymologisch-grammatikalische Bemerkungen und Skizzen« (Zeitschrift f. vergleich. Sprachforschg. XXXIV, 152—159); »Etymologica« (ebenda XXVIII, 295 bis 301); »Von der Marut wunderbarer Geburt« (In Gurupūjākaumudī, Festgruss an R. von Roth, S. 117—125).

[2]) Ein Abschnitt dieses Buches wurde von v. B. 1884 unter dem Titel: »Ahura Mazdâ und die Asuras« als Giessener Habilitationsschrift eingereicht.

[3]) »Ueber die arische Alterthumswissenschaft und die Eigenart unseres Sprachstammes.« Akad. Antrittsrede. Giessen 1888. »Beiträge zur Kenntniss der vorhistorischen Entwickelung unseres Sprachstammes.« Festschrift für O. v. Böhtlingk. Giessen 1888. »Einige Bemerkungen über die arische Urzeit« im »Festgruss an O. v. Böhtlingk«. Stuttgart 1888.

dem Werke Schrader's hinausgewachsen, indem es zum ersten Male in umfassendster Weise die bisher kaum aufgeworfene Frage erörterte, »unter welchen Bedingungen wir von der Etymologie Auskunft über die Cultur der arischen Urzeit erwarten dürfen, was sich für diese aus sprachlichen Gleichungen ergiebt, und ob und inwieweit Ergebnisse dieser Art fest genug stehen, um weitere Folgerungen tragen zu können«. Indem v. B. an der Aufdeckung der methodischen Schwächen und Irrgänge des Schrader'schen Werkes zeigte, wie sehr man auch in Fachkreisen die Bedeutung der Sprachwissenschaft für die Aufhellung der Zustände der indogermanischen Urzeit überschätzt und wie weit man bei dieser Art von Culturgeschichtschreibung von dem Wege strenger Methode sich entfernt hatte, darf sein Werk mit Fug als ein »Markstein in der Geschichte der indogermanischen Alterthumswissenschaft« bezeichnet werden. Von den wichtigeren Einzelergebnissen der culturgeschichtlichen Arbeiten v. B.'s sind namentlich die in seinen »Beiträgen« gemachten feinen Beobachtungen über das Problem der Sprach- und Völkermischung und über den muthmaasslichen Einfluss der Sprachen der nichtindogermanischen Urbevölkerung Europas auf die Entstehung der west-indogermanischen Dialekte hervorzuheben, ferner der Nachweis der hohen Bedeutung, welcher den religiösen Culten für die Feststellung der engeren Zusammengehörigkeit der einzelnen indogermanischen Völkergruppen zukommt. In seinen letzten Jahren concentrirte sich v. B. mehr und mehr auf die Vorarbeiten für eine ausführlichere Darstellung der indischen Religionsgeschichte. Dass er sie nicht mehr zum Abschluss bringen durfte, ist um so schmerzlicher zu beklagen, als man auch auf diesem Gebiete von dem Verstorbenen, wie z. B. seine gedankenreiche, zu der modernen speculativ-ethnologischen Betrachtungsweise der Religionsgeschichte allerdings in scharfe Opposition tretende Besprechung von Oldenberg's »Religion des Veda« (Theolog. Literat.-Zeitung 1895, 577 ff.) zeigt, sehr bedeutsame, aus durchaus selbständiger Gedankenarbeit erwachsene Leistungen erwarten durfte.

Eine scharf ausgeprägte, innerlich vornehme Persönlichkeit, war v. B. mit einer seltenen Empfänglichkeit für alles künstlerische Schaffen begabt und verfügte über ein ungewöhnliches Maass von gediegenstem Wissen und Belesenheit. Von lauterstem Charakter, war v. B. bei aller Schärfe des Urtheils und einer ausgesprochenen Vorliebe für sarkastischen Humor eine höchst liebenswürdige und wohlwollende Natur von weichem und tiefem Empfinden, den Seinen in zärtlicher Liebe zugethan, ein Freund von goldener Treue. Ein begeisterter deutscher Patriot, nahm er an allen Vorgängen des öffentlichen Lebens den regsten Antheil; unter der Vergewaltigung seiner baltischen Heimath, der er sein Leben lang in treuer Liebe anhing, hat er darum auch um so schmerzlicher gelitten.

Nekrologe: H. Hirth in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1897, No. 71; Streitberg in den Indogerm. Forschungen Bd. VIII, Anzeiger (1897) S. 369 f. Einen Nekrolog aus der Feder Thurneysens wird der Jahrgang 1897 des Bursian-Müller'schen Biographischen Jahrbuchs für Alterthumskunde bringen.

Herman Haupt.

Newald, Julius, Dr., Ritter von, Bürgermeister von Wien, * am 11. April 1824 zu Neutitschein (Mähren), † am 17. August 1897 zu Wien. — **N.**, Sohn eines unbemittelten Tuchmachers, absolvirte in Troppau das Gymnasium und in Wien die Jura, worauf er den Doctorgrad erwarb. Nach längerer Praxis im Justiz- und politischen Dienste, bei der Advocatur und dem Notariate,

ernannte ihn die Regierung zum öffentlichen Civil- und Militäragenten in Wien mit der Berechtigung zur Parteienvertretung. 1857 vermählte er sich mit Laura Dirnböck, der Tochter des Gemeindevorstehers in der Wiener Alservorstadt. Von 1864 an vertrat N. den ersten Wahlkörper des IX. Bezirkes im Wiener Gemeinderathe, 1868 wurde er als zweiter, 1869 als erster Bürgermeister-stellvertreter erwählt. 1866 wurde er für seine Thätigkeit während des Krieges mit dem Franz-Josefs-Orden, 1873 mit der eisernen Krone decorirt und in den erblichen Ritterstand erhoben. Seine sehr gut gehende Agentur legte er 1872, um sich ganz dem öffentlichen Leben zu widmen, zurück. Nach Felder's Demission, Juli 1878, wurde N. mit 109 von 111 Stimmen unter Acclamation des ganzen Gemeinderathes zum Bürgermeister gewählt. Im Juli 1881 erfolgte seine Wiederwahl mit 95 von 119 Stimmen. Nach seiner erfolgreichen Mitwirkung am Gelingen des herrlichen Festzuges von 1879 war er mit dem Comthurkreuze des Franz-Josefs-Ordens decorirt worden, wozu ihm der Kaiser bei der Vermählung des Kronprinzen den Stern verlieh. — N. hat sich im Gemeinderathe u. A. um die Dienstpragmatik und die Wiener Bauordnung (beide sein Elaborat) verdient gemacht, desgleichen um die Donauregulirung und um andere grosse Schöpfungen (Hochquellenleitung, Rathhausbau u. s. w.). Selbst N.'s Gegner mussten seine Arbeitskraft, seine Kenntniss der Verwaltung, seinen juristischen Scharfsinn, vor Allem aber die Makellosigkeit seines privaten und öffentlichen Charakters anerkennen. Als Vorsitzender war er von musterhafter Objectivität. Ein ausgezeichneter Administrator sah er die Aufgabe der Gemeindevertretung mehr in positiver Arbeit, als in der Politik. Zum Parteienkampfe fehlte ihm die Schneidigkeit. Sein conciliantes Wesen wurde oft zu haltlosem Schwanken. N.'s Sturz steht im Zusammenhange mit der entsetzlichen Ringtheaterkatastrophe (8. December 1881). Aus den unerquicklichen Debatten über die Verantwortung für das namenlose Unglück entspann sich ein Notenkrieg zwischen N. und dem Statthalter Possinger. Als der Vertreter des Letzteren (Kronenfels) in offener Gemeinderathssitzung den Bürgermeister actenwidriger Darstellung beschuldigte, als N.'s eigene, die Mittelpartei, gegen ihn Stellung nahm, resignirte er, seelisch gebrochen, auf sein Amt (24. Januar 1882). Das Schwerste sollte aber für den Hartgeprüften erst kommen. Die Staatsanwaltschaft erhob auch gegen N. die Anklage nach § 335 Strafgesetz (fahrlässige Tödtung), weil er die Durchführung der seiner Zeit erlassenen Theaterordnung verzögert habe. Der Exbürgermeister konnte sich, — was alle Welt erwartet hatte — so vollkommen rechtfertigen, dass die Anklage noch vor Schluss des Processes zurückgezogen und N. freigesprochen wurde. Er empfing damals von allen Seiten Zeichen der Sympathie. Eine hundertköpfige Deputation von Wiener Bürgern überreichte ihm eine mit mehr als 40000 Unterschriften bedeckte Glückwunschadresse. — Nachdem N. 1882 auch aus dem Niederösterreichischen Landtage, dem er mehrere Jahre angehört, ausgetreten, lebte er in voller Zurückgezogenheit, bis an sein Ende geistig und körperlich rüstig. Er erlag einer Nierenentzündung am 17. August 1897. Seine Leiche wurde unter officieller Betheiligung der Commune in Klosterneuburg beerdigt. Mit Recht konnte Bürgermeister Lueger an der offenen Gruft sagen, dass hier ein Mann scheide, dem schweres und bitteres Unrecht widerfahren war. Ein von der Gemeinde angebotenes Ehrengrab hatte die Familie abgelehnt. N.'s Porträt, von Eugen Felix gemalt, befindet sich in der Bürgermeistergallerie des Wiener Rathhauses.

— a —

Dalwigk, Reinhard Ludwig Karl Gustav von, Freiherr, * am 21. Januar 1818 in Cassel, † am 3. Juni 1897 zu Wohlheiden bei Cassel. — Sohn des kurhessischen Majors und Hofmarschalls Alexander Felix Freiherr v. D. zu Lichtenfels und der Gemahlin desselben, Hedwig, geborenen Milchling von und zu Schönstadt. Er verlebte seine Kinderjahre grösstentheils in Arolsen, wohin sich sein Vater zurückgezogen hatte, nachdem er beim Kurfürsten Wilhelm II. in Ungnade gefallen war, sowie in Weilburg und in Bielefeld, wo er das Gymnasium besuchte. Nachdem er in Heidelberg und Marburg Jura studirt hatte, erhielt er 1847 eine Anstellung als Kammerjunker am Grossherzoglichen Hofe zu Oldenburg und fasste 1848 den Entschluss den Feldzug in Schleswig als Freiwilliger mitzumachen, wozu ihm der Urlaub in sehr gnädiger Form ertheilt wurde. Nachdem er in verschiedenen Gefechten und am 5. Juni in der Schlacht von Düppel mitgefochten hatte, schied er am 26. October 1848 mit dem Charakter als Lieutenant wieder aus und trat in den Oldenburgischen Militär- und Hofdienst zurück. Am 15. October 1850 wurde er zum Oberlieutenant und Cavalier Sr. Kgl. Hoheit des Erbgrossherzogs ernannt und trat 1851 ganz in den Hofdienst über. Als Kammerherr begleitete er dann Se. Kgl. Hoheit den Erbgrossherzog Nicolaus Friedrich Peter, auf dessen Reisen nach Italien und Griechenland und darauf zu den Vermählungsfeierlichkeiten nach Altenburg. Am 19. October 1851 heirathete er Jenny Charlotte von Wachholtz, Tochter des Braunschweigischen Generals F. L. von Wachholtz.

In ein näheres Verhältniss zum Publikum trat v. D. als Chef der Grossherzoglichen Hofkapelle (seit 1854) und als Vorstand der Grossherzoglichen Theaterkommission (seit 1868). In dieser Eigenschaft hat v. D. mit liebevollem Eifer viel für die Weiterentwickelung des Oldenburger Kunstlebens gethan, da in ihm feiner, geistiger Geschmack, ideales Streben und ächter Kunsteifer zur schönen Zusammenwirkung sich trefflich verbanden. Das Grossherzogliche Theater, hat er stets in demselben Sinne zu leiten gesucht und gewusst, in welchem das alte Hoftheater um die Mitte der vierziger Jahre seinen Ruhm begründet hatte, und für das Musikleben sorgte er fördernd namentlich durch die Berufung von Albert Dietrich als Hofkapellmeister (1861). Nachdem er beiden Kunstinstituten auch nach seiner Ernennung zum Oberhofmarschall, Excellenz, (1873. 1877) noch lange Jahre vorgestanden hatte und auch ausserdienstlich als Vorsitzender des Kunstvereinsvorstandes in seiner feingeistigen Weise anregend und fördernd gewirkt hatte, zwangen ihn leider Alter und Befinden 1893 seine Chargen niederzulegen. Zum grossen Bedauern seiner hiesigen Freunde und Bekannten verliess er dann Oldenburg und kehrte in die alte Heimath zurück, wo er in der Nähe seiner Kinder und nächsten Verwandten noch einige Jahre theils auf dem Familiengute seiner Speciallinie, Kampf im Waldeckischen, theils in Wehlheiden bei Cassel gelebt hat, bis er hier im achtzigsten Jahre seines Lebens sanft entschlafen ist. — Sehr verdienstvoll und für die Geschichte des deutschen Theaters wichtig ist seine 1881 erschienene »Chronik des alten Theaters in Oldenburg (1833—1881).«

Dr. Reinhard Mosen.

Kaiser, Victor, Dr. phil., Professor der Philosophie und Culturgeschichte, * am 3. Juli 1821 in Solothurn, † daselbst am 30. September 1897. — Der Sohn wackerer Eltern, die sich aus bescheidenen Anfängen zu einem ansehnlichen Wohlstande emporgearbeitet hatten und nichts vernachlässigten, um

ihren beiden Söhnen eine tüchtige Erziehung zu gewähren, besuchte K. mit gutem Erfolge die Primarschulen und die aus Gymnasium und Lyceum bestehende cantonale höhere Lehranstalt in Solothurn. Ohne sich für ein bestimmtes Berufsstudium entschieden zu haben, ging er im Herbste 1839 an die Universität Jena, später nach Leipzig und Berlin. Unter Göttling, Stickel, Gottfried Hermann, Moritz Haupt, Immanuel Bekker und Lachmann hörte er philologische, unter Luden, A. Becker, Ranke geschichtliche und kunsthistorische, unter Hartenstein, Chr. Weisse, Schelling und Trendelenburg philosophische Vorlesungen. Ferienreisen führten ihn nach Dresden und Kopenhagen, wo er in der Betrachtung der dortigen Kunstschätze den Grund zur Kenntniss der Kunstgeschichte legte, die neben der Philosophie der Hauptgegenstand seiner Studien wurde. Nachdem er am 15. Februar 1845 von der Universität Leipzig auf Grund seiner Dissertation »De numeris Platonis« zum Doctor der Philosophie promovirt worden war, widmete er sich im folgenden Winter an der Akademie in Genf dem Studium der französischen Sprache und Literatur und kehrte dann in die Heimat zurück, um sich auf die akademische Laufbahn vorzubereiten. Von seinem Vorhaben, sich an der Berner Universität als Privatdocent zu habilitiren, wurde er im Frühling 1847 durch seine Wahl zum Professor der Philosophie und Culturgeschichte am Lyceum in Solothurn abgewendet, eine Stellung, in der er über 50 Jahre als hochangesehener Lehrer wirken sollte. Seine philosophischen Vorträge, in denen er sich hauptsächlich an Herbart anschloss, erstreckten sich anfänglich in zwei Jahreskursen auf sämmtliche Disciplinen dieser Wissenschaft; die allmähliche Umgestaltung der höheren Lehranstalt, durch welche neue Fächer in den Lehrplan eingeführt wurden, hatte eine Verminderung der Stundenzahl und damit auch eine Beschränkung des philosophischen Unterrichts zur Folge. Ebenso anregend und fruchtbar wie als Lehrer der Philosophie wirkte K. durch seine Vorträge über Culturgeschichte, welche die Zeit vom Alterthum bis zum 18. Jahrhundert umfassten und in denen er es in vorzüglicher Weise verstand, seine Zuhörer auch mit der Entwickelung der Kunst bekannt zu machen. Frei von materiellen Sorgen und sich eines schönen Familienlebens erfreuend, das allerdings durch den Tod seiner ersten Gattin und eines Sohnes aus zweiter Ehe auch schwere Trübungen erlitten hatte, widmete K. seine freie Zeit seinen Lieblingsstudien in seinem traulichen Heim, das er allmählich mit reichen Kunstschätzen ausstattete und in harmonischer Weise ausschmückte. Zahlreiche Reisen nach Wien, Berlin, München, Kopenhagen, nach den Niederlanden, England und besonders nach Italien, das er drei Mal besuchte, waren eingehenden Kunststudien gewidmet und boten ihm Gelegenheit, seine Kenntnisse zu bereichern und die durch seine Forschungen gewonnenen Anschauungen zu befestigen. Mit besonderer Vorliebe beschäftigte er sich mit der Philosophie und Kunst der italienischen Renaissance, dann aber auch mit den Vertretern der neuern deutschen Renaissancekunst. Wie nach K. die Hauptwerke der beiden grössten Meister der italienischen Renaissance, Michelangelo und Raphael, das gleiche Gepräge ihres Zeitalters, den Stempel des philosophischen oder platonischen Humanismus tragen, so hängt auch die neuere deutsche Renaissancekunst, wenn auch unbewusst und mittelbar, mit diesem zusammen: die Vermittelung zwischen beiden bilden sowohl der Platonismus in den Werken Michelangelo's als auch die antike Reliefkomposition der hellenischen Sophrosyne, welche Thorwaldsen als klassischen Ausdruck der Menschenwürde erkannt und im Geiste Winkelmann's

bei seinen Nachfolgern Cornelius und Kaulbach zur anerkannten Geltung gebracht hat. »So stimmt der Humanismus in der Kunst der Gegenwart über Jahrhunderte hinaus überein mit dem philosophischen Humanismus der italienischen Renaissance und über Jahrtausende hinweg mit dem Humanismus Platons.« Diesem Grundgedanken ist eine Reihe von Abhandlungen gewidmet, welche sowohl von K.'s gründlichen Studien, wie von seinem feinen und scharfsinnigen Eingehen auf die verborgensten Intentionen der Künstler beredtes Zeugniss ablegen. In der Form von öffentlichen Vorträgen abgefasst, die er in Solothurn gehalten hat, sind folgende von diesen Abhandlungen, zum Theil erweitert, durch den Druck veröffentlicht worden: Der Gegensatz der idealen Humanität zum Materialismus. Bern 1869; Macbeth und Lady Macbeth in Shakespeares Dichtung und in Kunstwerken von Cornelius und Kaulbach. Basel 1876; Cornelius und Kaulbach in ihren Lieblingswerken. Basel 1877; Kaulbach's Bilderkreis der Weltgeschichte. Berlin 1879; Der Platonismus Michelangelo's: I. Michelangelo's Adam. II. Michelangelo's Jonas. III. Michelangelo's Medicäer. In Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft, 15. und 16. Band, Berlin 1884—1886; Der Humanismus in der Kunst. Frauenfeld 1896; Homer und die Sybille in Kaulbach's Bilderkreis der Weltgeschichte. Hamburg 1897. Alle diese Abhandlungen, die sich sowohl durch ihren Gedankenreichthum wie durch die formvollendete Sprache auszeichnen, bildeten gewissermassen die Bausteine zu einem grösseren Werke über die Idee der Menschenwürde in der Kunst Italiens und Deutschlands, dem K. die letzten Jahre seines Lebens zu widmen gedachte, dessen Ausführung aber sein unerwartet rascher Tod verhinderte. Zum 15. Februar 1895 hatte ihn die philosophische Facultät der Universität Leipzig, bei Anlass der fünfzigsten Wiederkehr des Tages seiner Promotion, mit der Erneuerung seines Doctordiploms und einer Glückwunschadresse geehrt, als einen Mann, »qui poeseos et picturae rationes mutuas eleganti iudicio persecutus est«. Am 30. Juli 1896 feierte er, gemeinsam mit seinem Collegen Professor Dr. F. Lang, das fünfzigjährige Jubiläum seiner Lehrthätigkeit an der Cantonsschule von Solothurn und hatte sich der herzlichen Beweise der Anerkennung der Behörden und Collegen wie der treuen Anhänglichkeit seiner Schüler, die zahlreich zu dem seltenen Doppelfeste herbeigeeilt waren, zu erfreuen. Im Laufe des folgenden Schuljahres reichte er, trotz seiner 76 Jahre sich noch voller geistiger Frische erfreuend und von den Schwächen des Alters wenig berührt, seine Demission ein, um, wie er sich äusserte, seine angefangenen wissenschaftlichen Arbeiten weiterzuführen und zu vollenden. Leider sollte ihm das nicht vergönnt sein, und am Vormittag des 30. September 1897 starb er, ohne längeres vorhergehendes Unwohlsein, plötzlich an einem Herzschlage, tief betrauert nicht nur von seiner Familie, sondern auch von seinen ehemaligen Schülern und allen denen, die das Glück gehabt hatten, sich des Umgangs mit dem durch seine reichen Kenntnisse, wie durch seine liebenswürdigen Charaktereigenschaften ausgezeichneten Manne zu erfreuen.

Festrede, gehalten von Rektor Dr. Kaufmann an der fünfzigjährigen Jubelfeier der Herren Professoren Dr. Victor Kaiser und Dr. Franz Lang, im Jahresberichte der Kantonsschule von Solothurn für das Schuljahr 1895/96; Festnummer zum »Oltner Tagblatt« vom 30. Juli 1896, mit der von P. Dietschi verfassten Biographie der beiden Jubilare; Solothurner Tagblatt 1897, No. 229 u. 230.

M. Gisi.

Höchl, Anton, Architecturmaler, * am 20. Februar 1820 zu München, † am 21. Februar 1897. — H. war der Sohn des durch eine Menge von

Bauwerken wohlbekannten Stadtbaumeisters Jakob Höchl (* am 5. März 1777, † am 6. Januar 1838), welcher als Maurermeister bei vielen Schöpfungen König Ludwig I. thätig war und durch artistische Privatbauten ein höchst ansehnliches Vermögen erwarb. Da der Vater die Ansicht hegte, dass jedes Handwerk einen goldenen Boden habe, so musste der reiche Bürgersohn von der Pike auf dasselbe gründlich kennen lernen, frühzeitig Mörtel rühren und Steine tragen, als Maurer in Tagelohn sich zum Palier durcharbeiten und nebenbei wacker zeichnen und rechnen. Beides verstand er bald gründlich, insbesondere das Rechnen; beim Zeichnen kam seine künstlerische Anlage zum Durchbruch, welche sich in anerkenneswerther Weise geltend machte. So fertigte der junge H. die Modelle zu dem aus gebrannter Ziegelerde bestehenden Prachtthore der königl. Salinen-Administration in der Ludwig-Strasse. Leider blieb das schöne Vorbild, dieses dem Münchener Clima so angepasste Material künstlerisch zu verwerthen, ohne weitere Nachfolge. Nach dem Ableben des Vaters, eines ausserordentlich ernsten, streng rechtlichen und gewissenhaften Geschäftsmannes, der indessen nicht ohne künstlerische Interessen war und in seiner Jugend mit hellen Augen Italien bereist und viele interessante Studien gezeichnet und angesammelt hatte, wendete sich H. zur Kunst und erwählte unter der Leitung von Michel Neher (1798—1876) die Architecturmalerei als dilettantischen Lebensberuf. Den Betrieb seiner, in bester Lage auf dem rechten Isarufer weit ausgedehnten Ziegeleien setzte er fort, auch aus dem echt humanen Interesse, den braven Arbeitern seines Vaters nicht den Stuhl vor die Thüre zu stellen; er hielt diese Maxime beinahe zeitlebens fest, als später der Tagelohn bedeutend gestiegen war und die reich angewachsene Concurrenz den Ertrag gewaltig herabdrückte. Nur widerstrebend liess er sich herbei, seine alten Mietheinwohner im Hauszins zu steigern, obwohl die officielle Einschätzung den wirklichen Ertrag seiner Häuser theilweise öfters überschritt. In dieser Beziehung obwaltete bei ihm ein conservatives Element, welches ihn mit seinen Inwohnern in eine fast cordiale Beziehung brachte, welche sich auch nicht abschwächte, wenn diese sein Dach und Fach verliessen und anderswohin verzogen. Dagegen war er freilich kein Freund von verbessernden Neuerungen, er hätte am liebsten Alles auf dem alten Fusse gelassen; selbst die dringendsten Reparaturen erfolgten nur nach langen Vorstellungen, auf besondere Fürsprache und Bitte. Auf seinen kleinen Oelbildern und zahlreichen Aquarellen schilderte er mit grosser Vorliebe das alterthümliche Winkelwerk Altmünchens, mit dessen Häusern, Thoren, Thürmen und Basteien, welche allmählich der Neuzeit weichen mussten und jetzt schon ein gesteigertes, historisches Interesse für sich in Anspruch nehmen. Seine Aufnahmen waren möglichst treu und wahr; zu der minutiösen Ausführung seines Lehrers Neher fehlte ihm aber die fleissige Geduld; H. liebte mehr eine behagliche Breite des Vortrags, ohne sich in besondere Stimmung allzu ängstlich zu vertiefen. Mit gleicher Vorliebe und Umsicht besuchte er auch andere Städte und Marktflecken, Schlösser und Burgen Altbayerns und Frankens. Mit solchen Schilderungen beschenkte H. die historischen Vereine, das National-Museum und andere Sammlungen auf das Freigebigste. Zur unsäglichen Freude gereichte es ihm, wenn seine Bilder unerwarteten Absatz und Käufer fanden. Dieses wohlverdiente Geld galt für ihn als ein »Schatz«, ebenso wie der früher so schwer erworbene Tagelohn. Seiner geschäftlichen Thätigkeit wegen, wozu wohl eine mit dem Alter zunehmende Bequemlichkeit mithalf, verzichtete er auf eine lang ge-

plante Studienreise nach Venedig. In jüngeren Jahren machte er mit seiner Frau — er hatte ein ganz armes, braves Mädchen geheirathet — eine Fahrt nach Paris, welche aber gar keine künstlerische Ausbeute und keine Aenderung in seiner Technik und Farbe brachte. Dagegen sammelte H. eine schöne Galerie von kleinen Bildern, womit er fast alle seine Zeitgenossen in lehrreicher Weise vereinte. Hierbei mag ihm bisweilen wohl auch die Charitas manches Stück geliefert haben; für solche edle Bestrebungen besass er eine höchst freigebige, aber nicht immer offene Hand. Einen verschollenen Marinemaler subventionirte H. grossmüthig, ohne dass der Betroffene volle Kenntniss erlangte, woher die Hülfe kam. Einem unverschuldet gefährdeten Collegen gewährte er die Mittel, wieder festen Fuss zu fassen. Ausser der Malerei cultivirte H. eine gemüthliche Hausmusik und spielte dabei Cello und Bratsche mit überraschend tiefer Empfindung. Geschichtlichen Studien oblag er gern, durch ein neidenswerthes treues Zahlen- und Datengedächtniss unterstützt. Auf seiner, am Reste eines ehedem gewaltigen, weit verzweigten Stadtwaldes liegenden Ziegelei gründete er sein stilles Tusculum, aus welchem er täglich zu seiner innigst geliebten alten Mutter und in das benachbarte »Tivoli« oder zu den abendlichen Symposien des Herzogs Maximilian (1808—88) fuhr, welcher den sonst so stillen Mann seines gediegenen Wissens und Charakters wegen schätzte. Auf einer seiner nächtlichen Rückfahrten wurde H. im Winter 1885 von vier Strolchen überfallen und nur durch glücklichen Zufall vor weiterer Gefahr gerettet. Von da an schloss er sich noch enger ab und besuchte nicht einmal mehr seinen schönen Waldfrieden, welchen eine von Heinrich Natter gemeisselte Colossalstatue Wotans krönte. Nach dem 1893 erfolgten Ableben seiner Gattin verschwand H. ganz in der Stille seines Hauses, kaum einigen Auserwählten bisweilen einen kurzen Zutritt gewährend, vielfach geplagt von den wirklichen oder auch eingebildeten Zufällen und Launen des Alters, bis er ohne besondere Krankheit am 21. Februar 1897 den unabänderlichen Gesetzen der Natur erlag. Sein umfangreiches Vermögen und die Verwaltung desselben hatte ihm sicherlich mehr Kummer, Sorgen und Verdruss als Vergnügen oder Genuss bereitet. H. hat an dritthalb Hundert Bilder gemalt. Als ihm die Ausflüge zu eigenen Skizzen und Studien lästig wurden, sendete er gute Photographen nach verschiedenen Gegenden Altbayerns zur Aufnahme von denkwürdigen Grabdenkmalen, Skulpturen und Bauwerken von historischer Bedeutung und stiftete solche Reproductionen in Vereine und wissenschaftliche Sammlungen mit unermüdlicher Liberalität. Einen grossen Theil seiner umsichtig angelegten Gallerie von Gemälden gleichzeitiger Künstler vermachte H. der Königl. Neuen Pinakothek, wo sie zur Erinnerung des Stifters eine ganze Wand in einem der grösseren Cabinete füllen. Seine nicht bloss Bavarica, sondern viele grosse Geschichtswerke und erhebliche Kunstliteratur umfassende Bibliothek stiftete H. in die Sammlungen des Historischen Vereins von Oberbayern, dazu seine Collection von älteren Münzen, Waffen und Skulpturen, dazu die ganze Folge seiner von 1831 bis 1896 laufenden Tagebücher, in welchen er die Hauptereignisse aus Politik und Tagesgeschichte verzeichnete und alle berühmten, im Gebiete des Wissens oder der Kunst verdienten Namen mit charakteristischen Zusätzen und Reflexionen eintrug: eine Art biographisches Urkundenbuch, welches wohl zu weiterer Mittheilung und Bearbeitung reizen dürfte. Mit einer grossen Anzahl von Legaten bedachte H. eine Menge von Vereinen, gemeinnützigen Genossenschaften und Stiftungen, darunter die Waisen- und Armen-Anstalten, auch

die Freiwillige Feuerwehr Münchens, welchen er zeitlebens gerne gespendet hatte.

Vergl. Abendblatt 54 »Allgemeine Zeitung« vom 23. Februar 1897. Kunstvereins-Bericht für 1897. S. 73.

Hyac. Holland.

Leoprechting, Marquard, Freiherr von, königl. bayer. Oberst a. D. und Maler, * am 30. Juli 1839 zu Straubing, † am 9. Januar 1897 zu München. — L., Sohn des damaligen Kreis- und Stadtgerichts-Assessors Maximilian Freiherr von Leoprechting, erhielt im königl. Cadettencorps zu München seine Bildung und bekundete frühzeitig seine besondere Anlage durch Zeichnungen und Compositionen, in welchen sich eine unverkennbare Begabung und scharfe Naturbeobachtung, verbunden mit neckischer Laune und heiterem Frohsinn, aussprach. Seine geselligen Fähigkeiten machten den jungen Officier vielfach beliebt. Aus dem Kriege des Jahres 1866 kehrte er heil zurück und avancirte zum Oberlieutenant im königl. bayer. 4. Jäger-Bataillon. Dagegen wurde ihm am 31. August 1870 bei Erstürmung der Eisenbahnbrücke von Bazeilles durch ein Chassepotgeschoss der linke Oberschenkelknochen vollständig zerschmettert; auch jetzt noch enthusiasmirte er seine wackeren Jäger, alle Hilfe von sich weisend. So blieb er lange liegen, bis ihn endlich zwei seiner braven Krieger fanden und an Dr. von Nussbaum ablieferten, durch dessen vorsichtige Operation der junge Held gerettet wurde, aber für den weiteren Dienst untauglich blieb, da er sich nur durch einen künstlichen Schuh bewegen konnte, was jedoch seine edelmüthige Braut, die Senatorstochter Emma Hartung aus Hamburg, nicht abhielt, ihm 1872 die wohlverdiente Hand zu reichen. Seine unfreiwillige Musse, in welcher er gesetzmässig weiter avancirte, benutzend, widmete er sich ganz der Zeichnung und Malerei, nachdem er seine Erinnerungen aus dem Jahre 1866 in einem ganzen Cyklus von Illustrationen niedergelegt und einen Theil seiner Erlebnisse aus dem französischen Kriege in A. Schricker's »Deutscher Kriegszeitung« (Stuttgart 1870 und 1871 bei G. Weise) in Bild und Wort sehr anziehend verarbeitet hatte. Unter der Leitung von Ferdinand Barth († am 30. August 1892), insbesondere aber im Atelier des Professor Wilhelm von Dietz suchte L. nun die früheren Versäumnisse im Gebiete der Technik nachzuholen. Indem er sich mit grosser Vorliebe auf das Studium des altbayerischen Volkslebens warf, gelang es ihm, eine Reihe hübsch durchgeführter Genrebilder zu schaffen — darunter einen einsamen »Raucher«, einen »Flickschneider«, allerlei harmlose Küchen- und Wirthshausscenen, Gemüse-, Fisch- und Wildprethändler, auch ein »Strickendes Mädchen« —, welche bereitwillige Abnehmer und Käufer fanden; nebenbei dachte er auch an Schlachten- und Kriegsscenen aus alter und neuer Zeit. Insbesondere aber excellirte L. in kleinen, ausserordentlich sicher hingeschriebenen Federzeichnungen, in welchen er, unterstützt durch ein scharfes Erinnerungsvermögen und durch eine fast photographisch treue Wiedergabe, allerlei Charaktere aus dem täglichen Leben, seine Reise- und Sommerfrische-Eindrücke aus der Schweiz, Tirol, aus Seebäder-Erlebnissen und aus dem Hamburger Treiben, meist nur auf Visitenkarten, Enveloppes und Papierfragmenten skizzirte. Aus ihnen spricht eine höchst gemüthliche Heiterkeit und schalkische Laune, welche jeden Beschauer gewinnt, erfreut und fesselt. Eine durch photographischen Lichtdruck vervielfältigte Auswahl in Albumform dürfte gewiss noch auf zahlreiche Freunde rechnen. Erwähnenswerth ist auch ein Skizzen-Cyklus »Aus dem Cadetten-

leben«, welche Frhr. v. L. auf 28 durch Meissenbach reproducirten Blättern mit der Widmung an S. K. Hoh. den Prinz-Regenten Luitpold 1890 herausgab. Der edle Freiherr zählte ebenso wie Ferdinand von Miller, Heinrich Lang († 1891), August Spiess, Adolf Paulus u. A. zu den Symposien-Gästen des kunstsinnigen Regenten. So verflossen in heiterem Schaffen, getragen von einer glücklichen Ehe, zwei schöne Decennien, bis offenbar im Zusammenhang und in Folge seiner Verwundung jene Symptome eines tückischen Nervenleidens auftraten, welches sich lähmend über die ganze unverwüstlich scheinende Natur des prächtigen Mannes ausbreitete.

Vergl. Abendblatt 11 »Allgemeine Zeitung« 11. Januar 1897 und No. 18 Morgenblatt der »Neuesten Nachrichten« 13. Januar 1897.

Hyac. Holland.

Lossow, Heinrich, Genremaler, * am 10. März 1843, † am 19. Mai 1897. — L. stammte aus einer Künstlerfamilie. Der Vater Arnold Hermann Lossow, geboren am 24. October 1805 zu Bremen, hatte schon im väterlichen Hause die Bildhauerei gelernt, sich dann in Rom weiter gebildet und 1831 in München niedergelassen, wo er bald zu Schwanthaler's Lieblingsschülern und ausführenden Gehülfen zählte. Als guter Marmorarbeiter lieferte er unter anderem die Statuen Thorwaldsen's und Canova's (nach Max Widnmann) für die Nischen der Glyptothek und eine grosse Anzahl von Büsten für die Walhalla und die Bayerische Ruhmeshalle. Er starb am 3. Februar 1874. Zwei seiner talentvollen Söhne waren schon vor ihm aus dem Leben gegangen: der Historienmaler Karl L. und der als humoristischer Thierzeichner wohlbekannte Friedrich L. Ersterer, geboren am 6. August 1835 zu München, hatte sich unter Philipp Foltz der historischen Richtung zugewendet, dann aber unter dem Einfluss seines gleichstrebenden älteren Freundes Andreas Müller, insbesondere auch nach Moriz von Schwind, selbständig weiter gefördert. Auf einer Reise nach Oberitalien traf L. zufällig den damaligen Erbprinzen von Meiningen und erhielt schöne Aufträge für die herzogliche »Villa Carlotta« am Comersee: einen Cyklus aus der »Gudrun« und einen ähnlichen zu Uhland's Balladen. Aber noch vor der Vollendung seiner vorzüglich componirten Bilder starb Karl L., eine herrliche Kraft voll Schönheitsgefühl und Originalität, zu Rom am 12. März 1861. Sein jüngerer Bruder Friedrich L. (geboren am 13. Juni 1837) hatte sich erst bei Karl Piloty im Genrefach umgethan, dann aber ganz auf das Thierbild geworfen. Seine ländlichen Scenen, seine Hunde- und Affentheater, die komischen Eselbilder mit zudringlichen Gänsen, ergötzlichen Hühnern, mit Ladenrittern und Sonntagsreitern, seine Viehmärkte und militärischen Uebungslager gewannen ihm viele Freunde, ebenso wie die zahlreichen Zeichnungen in den weltbekannten »Münchener Bilderbogen« und den »Fliegenden Blättern«. Friedrich L. starb nach langen Leiden am 19. Januar 1872. Sein Bruder, der jetzt in Rede stehende Heinrich L., hospitirte bei Piloty und Arthur von Ramberg, trat schon 1864 mit einem kleinen »Mozart als Orgelspieler« in die Oeffentlichkeit, wie er denn das Oelbild und die Illustration gleichmässig cultivirte. So zeichnete er, nach Grützner's Beispiel, Scenen zu den »Lustigen Weibern« und zu »Kabale und Liebe«, warf sich auf Heinrich Heine's »Buch der Lieder« (insbesondere die »Sphinx«), kokettirte mit üppigen, schäferlichen Zopfdamen des vorigen Säculums, mit pikanten Kammerkätzchen und Putzmacherinnen und ihren galanten Courschneidern im zweckdienlichsten Rococostüm. Er übersetzte Watteau, sein französisches Ideal, in's Deutsche,

freilich ohne dessen Feinheit und Eleganz zu erreichen, obwohl L. an Roben, Spitzen und anderem Beiwerk sein möglichstes that. Dadurch unterschied er sich von den rohen Fadaisen des Joh. Heinrich Ramberg, als dessen technisch verbesserte Neuauflage L. öfter bezeichnet wurde. Auch bearbeitete er in »hochpikanten« Bleistiftzeichnungen zwölf »Metamorphosen nach Homer und Ovid« (München 1884) im zopfigen Charakter, womit er »den ganzen Reiz schöner Plastik und weiblicher Formvollendung verewigte«, und lieferte amouröses Getändel (eine im Bette liegende Coquette jonglirt auf den Fusssohlen ihr Leibhündchen) und allerlei trivialen Schnickschnack, gerade nicht immer zum Ruhme der deutschen Kunst, welche dergleichen Firlefanz besser unseren westlichen Nachbarn überlassen hätte. Hohe Aufgaben stellte er sich nicht, löste sie aber mit vielem Fleiss. In einem »Ich thue, was ich will« benannten Oelbilde (1874) ist das eigensinnige Handschuhanziehen der fascinirenden Reiterin mit bestem Chik dem Leben abgelauscht. Die lüsternen Scenen mit den »galanten« Putzmacherinnen und das ewige Parfum der ganzen Demimonde enuyirte ihn schliesslich selbst, er warf sich auf Landschaften, wie sie ihm der Park von Schleissheim, woselbst L. seit 1885 als Galerie-Conservator eine Stelle fand, in bereitwilliger Auswahl bot. Hier huldigte er auch dem Plainairiren und quälte seine armen Modelle mit kalten Bädern in den von schattigen Kastanien oder mageren Akazien überwölbten geradelinigen Kanälen. In dieser Zwitterstellung zwischen alter und moderner Methode verdarb es L. mit der Ausstellungs-Jury 1897, welche seine Einsendungen abwiesen. In's Herz getroffen, verschied der darob erzürnte Künstler auf der Heimfahrt nach Schleissheim, worauf das beanstandete mit einer Trauerschleife ausgezeichnete Bild im Glaspalast Aufnahme erhielt. Kurz vorher hatte L. noch ein Deckenbild im Directorialzimmer des neuerbauten Münchener Justiz-Palastes vollendet (vgl. »Kunst für Alle« vom 1. Juli 1897 S. 310). Vortreffliches leistete L., natürlich in gleichem Genre, auch als Kleinmeister für das Kunstgewerbe, wie zahlreiche Blätter und practische Entwürfe für Goldschmiede und Metallarbeiter beweisen. Viele diese Mustervorlagen wurden in der Zeitschrift des Münchener Kunstgewerbe-Vereins reproducirt. Als eine besondere Schöpfung L.'s muss der Juwelierladen von Julius Elchinger genannt werden, welchen er als ein malerisch und plastisch wirkendes, wahres Schatzkästchen ausstattete. Auch sonst that er mit bereitwilliger Liebenswürdigkeit überall mit, malte beispielsweise der »Vitruvia« ein muthwilliges Wappenbild, ebenso die auf dem Siegeswagen von Löwen gezogene »Kunst« für den Mittelbau der Kunstgewerbe-Ausstellung (1888), half bei allen Künstlerfesten »mit kundigem Geist der Erfindung« und stellte lebende Bilder, sogar im Style eines Dierick Bouts van Harlem. Bei der Exposition seines zahlreichen Nachlasses im Münchener Kunstverein (Januar 1898) erschien auch das sehr energisch gemalte Selbstportrait L.'s, eine höchst charakteristische Leistung.

Vergl. Fr. Pecht, »Geschichte der Münchener Kunst«. 1888. S. 248 ff. — No. 140 »Allgemeine Zeitung« 21. Mai 1897 und No. 10 vom 11. Januar 1898. »Kunst für Alle« vom 1. Juli 1897. S. 310. Kunstvereinsbericht für 1897. S. 75.

Hyac. Holland.

Bürkner, Hugo Leopold Friedrich Heinrich, * am 24. August 1818 in Dessau, † am 17. Januar 1897 in Dresden, Meister der Holzschneidekunst; besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, kam 1837 nach Düsseldorf an die Kunstakademie, trat 1839 in Berlin vorübergehend in Beziehung zu Unzel-

mann, übersiedelte 1840 nach Dresden, wohin seine Freunde Bendemann und Hübner an die Akademie berufen worden waren, und woselbst er bald auch Ludwig Richter näher trat. 1846 wurde er selbst an die Akademie berufen. 1847 vermählte er sich mit einer jungen Berlinerin, einer Verwandten von Eduard Bendemann, mit der er fast 50 Jahre in glücklichster Ehe lebte. In gesegneter, reicher Thätigkeit gingen aus seiner Werkstatt über 11 000 Holzschnitte hervor; hierzu kommen noch an 200 Radirungen.

Dr. K. Bürkner: Hugo Bürkner, Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog S. 22*—42*. Band I. 1897.

Alphons, Theodor, Maler und Radirer, * am 28. October 1860 in Krakau, † am 2. September 1897 in Graz, entstammte einer steirischen Familie und kam im Alter von sieben Jahren nach Graz, wo er die Realschule besuchte und später mit technischen Studien begann. Doch fand er bald seinen wahren Beruf und bezog 1879 die Wiener Akademie: hier wurde er in der Landschaftsmalerei von Eduard von Lichtenfels, im Kupferstich von Johannes Sonnenleiter unterwiesen. Bald wandte er sich aber von dem strengen Linienstich, den Sonnenleiter pflegt, ab und erlernte (1885) bei William Unger die Radirung. Seither gehörte er zu den besten Schülern dieses Meisters und machte sich durch seine Radirungen in kurzer Zeit einen guten Namen. Später nahm er seinen Wohnsitz wieder in Graz; häufige Studienreisen führten ihn durch Oesterreich, Deutschland und Oberitalien. Auf einer solchen Reise wurde er 1896 in Nürnberg von einem heftigen Nervenleiden befallen und musste deshalb einige Monate in der Irrenanstalt zu Feldhof bei Graz verbringen. Scheinbar geheilt entlassen und durch einen längeren Aufenthalt in Meran und Venedig in seiner Gesundheit gekräftigt, kehrte er nach Graz zurück, machte aber dort in einem neuerlichen Anfalle von Geistesstörung durch einen Sprung aus dem Fenster seinem Leben ein Ende. A. pflegte als Maler hauptsächlich das Aquarell; nur selten wendete er die Oeltechnik an. In seinen Ansichten aus Nürnberg und Venedig, aus Wien und Niederösterreich, aus Steiermark, Tirol, Salzburg, dem Salzkammergute und Böhmen erscheint er uns als einer der letzten Ausläufer der alten Wiener Aquarellistenschule; sicherlich haben Meister wie die Alt und Thomas Ender auf ihn eingewirkt. Von seinem Lehrer Lichtenfels hat er Manches: die geschickte Auswahl der Motive und die strenge sorgfältige Zeichnung, dabei aber auch den geringen Geschmack in der Farbe. Nur in einzelnen kleinen Blättern, in denen er ganz einfache Motive darstellt, erreicht er einen Reiz malerischer Stimmung, der auch dem verwöhnten modernen Geschmack zu genügen vermag. Diese Arbeiten beweisen, dass er, wenn er in einer anderen Schule und Umgebung aufgewachsen wäre, auch im rein Malerischen hätte Vortreffliches leisten können.

Auch in seinen Originalradirungen bewegt er sich in demselben Kreise: es sind meist Ansichten aus den österreichischen Alpen. Seine Blätter grossen Formats wirken trotz der Sorgfalt und Geschicklichkeit der Nadelführung etwas trocken. Für seine gelungenste Originalradirung halte ich das kleine Blatt »Haidelandschaft«, worin er durch die Anwendung warmer und kalter Farbentöne die Stimmung eines kühlen, stürmischen und regnerischen Herbsttages ausgezeichnet wiedergegeben hat. Das Beste aber, was A. geschaffen hat, sind die Radirungen, die Gemälde anderer Meister reproduciren. Seine Blätter nach Bildern von Aart Van der Neer, Pettenkofen, Schindler, Passini,

Defregger, Rumpler und Anderen gehören durch die Treue und Frische in der Wiedergabe verschiedener Stile zu den vorzüglichsten Leistungen, die die Unger'sche Schule hervorgebracht hat.

Katalog des künstlerischen Nachlasses Th. A.'s. Wien, Miethke 1898. — Hans Grasberger in den Graphischen Künsten. Jahrg. XXI. 1898. S. 67.

G. Glück.

Pfotenhauer, Friedrich Paul, königlich preussischer Archivrath, * am 30. Juli 1842 zu Glauchau in Sachsen, † am 8. August 1897 in Bad Ilmenau. — P. studirte anfänglich die Rechts- und Kameralwissenschaften in Leipzig, dann Geschichte und Germanistik in Heidelberg und Berlin. Sommer 1866 erwarb er sich durch eine Abhandlung über den von Kaiser Otto I. dem Papst Johann XII. geleisteten Eid zu Leipzig die philosophische Doctorwürde und wurde darauf mehrere Jahre hindurch für den Codex diplomaticus Saxoniae regiae verwendet. 1875 wurde er von der preussischen Staatsarchivverwaltung zunächst probeweise übernommen und in Schleswig verwendet, dann März 1876 zum Hilfsarbeiter befördert, September desselben Jahres nach Breslau versetzt, welchem Archive er dann ununterbrochen unter Beförderung in der üblichen Stufenfolge bis zu seinem Tode angehört hat. Pf. widmete sich nun fast ausschliesslich der schlesischen Geschichtsforschung und wurde bald eine Autorität auf den Gebieten der schlesischen Adelsgeschichte, der Wappen- und Siegelkunde. Die Ergebnisse seiner Studien legte er vorzugsweise in der Zeitschrift für schlesische Geschichte nieder; als selbständige Publikationen gab er Namens des schlesischen Geschichtsvereins 1873 »die schlesischen Siegel von 1250—1300 resp. 1327 und 1881 als Bd. X des Cod. dipl. Sil. die »Urkunden des Klosters Kamenz« in sorgsamer Bearbeitung heraus. In seinen letzten Lebensjahren beschäftigte er sich vornehmlich mit der Erziehungs- und der Universitätsgeschichte. Pf. war ein selbstloser, bescheidener Charakter, von grosser Liebenswürdigkeit und bereitwilligem Entgegenkommen, sodass er namentlich durch genealogische Nachfragen stark in Anspruch genommen wurde. In den letzten Jahren bereits kränklich, erlag er in der mit seiner Familie aufgesuchten Sommerfrische den Folgen eines wiederholten Schlaganfalles; beerdigt wurde er zu Breslau.

Nekrolog in der Zeitschr. f. Gesch. u. Alterthum Schlesiens Bd. XXXII, 383ff.

Konrad Wutke.

Weltzel, August, Dr. theol., katholischer Pfarrer und Historiker, * am 9. April 1817 zu Jeltsch, Kreis Ohlau, † am 4. November 1897 zu Tworkau, Kreis Ratibor. — W. widmete sich dem geistlichen Stande und wurde am 8. Mai 1842 ordinirt. Zuerst als Geistlicher in Stettin thätig, wo er auch Vorstandsmitglied der Gesellschaft für Pommersche Geschichte war, erhielt er 1857 die Pfarrei Tworkau bei Ratibor, wo er auch bis zu seinem Tode amtirt hat. Er war ein unermüdlicher Sammler alles auf die Geschichte Oberschlesiens bezüglichen Materials und gelangte in den Besitz einer erstaunlichen Stofffülle. Er veröffentlichte die Geschichte der Städte Ratibor, Kosel, Neustadt, Guttentag, Sohrau, des Archipresbyterats Ratibor, der Pfarreien Ostrog, Prgrzebin, der Propstei Kasimir, des Klosters Himmelwitz, der Besiedelungen des nördlich der Oppa gelegenen Landes, der Geschlechter Saurma, Praschma, Gaschin, Eichendorff, Oppersdorff (letzteres nur im Manuscript), ferner zahlreiche Artikel in verschiedenen Zeitschriften u. a. in der Zeitschrift für Ge-

schichte und Alterthum Schlesiens. Seine Werke sind meistens Sammlungen einer Ueberfülle von Details, in der Regel chronikartig unter bestimmten Rubriken zusammengestellt, deren Benutzung aber durch das Fehlen von Registern sehr erschwert wird. Seine hervorragende, genaue Kenntniss der geschichtlichen Vergangenheit Oberschlesiens wurde Dank seines steten bereitwilligen Entgegenkommens ausgiebig von Behörden, Genealogen, Ortshistorikern etc. lebhaft und mit Erfolg in Anspruch genommen.

Nekrolog in der Zeitschr. f. Gesch. und Alterthum Schlesiens Bd. XXXII, 386 ff.

Wutke.

Adamy, Heinrich, Vorschullehrer, * am 27. Januar 1812 zu Landeshut in Schlesien, † am 13. October 1897 zu Breslau. — A. war Lehrer in Schweidnitz, Posen, Hirschberg und Breslau und hat sich besondere Verdienste um die Verbreitung der Heimathskunde in Schlesien erworben. Er schrieb eine kleine Geographie von Schlesien für Volksschulen, die viele Auflagen erlebt hat, ferner die viel umfänglichere Schrift »Schlesien nach seinen physischen, geographischen und statistischen Verhältnissen« (7. Aufl. 1893), Heimathskunde von Breslau (1872), Die schlesischen Ortsnamen, ihre Entstehung und Bedeutung (1887, 2. Aufl. 1891).

Nekrologe in der Zeitschr. f. Gesch. u. Alterth. Schlesiens Bd. XXXII, 379/380 und in der Schles. Schulzeitung.

Wutke.

Lützow, Carl von, Kunstschriftsteller, * Göttingen am 25. December 1832, † Wien am 22. Apil 1897. C. v. L.'s Vater war der grossherzoglich Mecklenburgische Kammerherr und Schlosshauptmann v. L., der sich durch eine dreibändige Geschichte Mecklenburgs einen Namen gemacht hat, seine Mutter die Tochter des Anatomen Loder in Jena. C. v. L. besuchte in Schwerin die Bürgerschule und das Gymnasium und bezog 1851 die Universität zu Göttingen, um classische Philologie und Archäologie zu studiren. Hier hörte er hauptsächlich die Vorlesungen C. F. Hermann's, Schneidewin's und Wieseler's und erhielt durch sie eine treffliche philologische Vorbildung. Zur Fortsetzung seiner Studien ging er im Frühjahr 1854 nach München, wo er einen sehr anregenden geselligen Verkehr fand. Er war an den Philhellenen Friedrich Wilhelm Thiersch und an den Dichter Friedrich Bodenstedt empfohlen und trat dadurch bald zu den literarischen und künsterischen Kreisen Münchens in nähere Beziehungen.[1]) Im Sommer 1856 erhielt er auf Grund seiner Dissertation *De vasis fictilibus antiquis more archaico pictis* den Doctorgrad. Im folgenden Jahre zog er nach Berlin, um dort die Antikensammlungen zu studiren. Dieser Berliner Aufenthalt scheint aber gerade seine Neigung von der klassischen Archäologie abgelenkt und der Geschichte der neueren Kunst zugewendet zu haben. Sicherlich hatten auf diese Wandlung der Verkehr mit Kugler und Lübke, deren Bekanntschaft er in Berlin machte, und eine Studienreise nach Italien, die er mit Schnaase und Lübke unternahm, den grössten Einfluss. Vorläufig blieb er aber noch den archäologischen Studien treu. 1859 habilitirte er sich in München als Privatdocent, las über die verschiedensten Gegenstände der klassischen Kunstgeschichte und Alterthumskunde und gab vom Jahre 1861 an das Prachtwerk »*Münchener Antiken*« heraus.

[1]) Vgl. Carl v. Lützow, Erinnerungen an Bodenstedt. Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog 1896, 42*—49*.

Von der Richtung, die L.'s Studien unter der Einwirkung von Männern wie Kugler, Schnaase und Lübke nahmen, zeugt sein Buch: *Die Meisterwerke der Kirchenbaukunst. Eine Darstellung der Geschichte des christlichen Kirchenbaues durch ihre hauptsächlichsten Denkmäler.* Es ist 1862 erschienen und Wilhelm Lübke gewidmet. In diesem Werke zeigt sich schon L.'s Begabung für eine gemeinverständliche, klare und übersichtliche Darstellung; seine Absicht ist, darin nach gründlichen eigenen Studien und nach den Forschungen Anderer dem grossen Publikum ein zuverlässiges, getreues Bild der Geschichte der einzelnen Kunstdenkmäler zu geben und weniger durch gelehrte oder ästhetische Erörterungen, als durch eingehende Analyse der Denkmäler selbst bei dem ungelehrten Leser ein tieferes Verständniss für die Kunst zu erwecken. Man kann sagen, dass er diese Absicht, soweit es damals die vorhandenen Vorstudien zuliessen, wirklich erreicht hat.

Verschiedene Misshelligkeiten bewogen L. im Jahre 1863 München zu verlassen und im Frühjahr nach Wien überzusiedeln, wo er zunächst als Privatdocent für Geschichte und Archäologie der klassischen Kunst an der Universität, vom folgenden Jahre an auch als Docent der Kunstgeschichte an der Akademie der bildenden Künste wirkte. 1865 wurde er zum Vorstande und Bibliothekar der Akademie ernannt. Vom Jahre 1867 an bekleidete er daneben noch die Stelle eines Professors der Architekturgeschichte an der technischen Hochschule zu Wien. Ausser dieser anstrengenden Lehrthätigkeit nahmen ihn, seitdem er nach Wien übergesiedelt war, redactionelle Arbeiten stark in Anspruch: unter Mitwirkung Eitelberger's, Falke's, Lübke's und Pecht's gab er die Recensionen mit Mittheilungen über bildende Kunst heraus. Als aber diese Zeitschrift 1865 zu erscheinen aufhörte, gründete C. v. L. gemeinsam mit dem Leipziger Verleger E. A. Seemann eine neue Zeitschrift von ähnlicher Richtung, die *Zeitschrift für bildende Kunst,* mit dem Beiblatte Kunstchronik. L. verstand es, in kurzer Zeit eine Zahl von tüchtigen literarischen und künstlerischen Mitarbeitern um sich zu versammeln und dadurch seiner Zeitschrift bald zu grossem Ansehen zu verhelfen; die Redaction hat er bis zu seinem Tode, also mehr als dreissig Jahre lang, fortgeführt. Wien ist C. v. L. zur zweiten Heimat geworden und bei den Wienern hat er sich durch öffentliche Vorträge, durch seine Thätigkeit in literarischen und künstlerischen Vereinen und endlich durch die Feuilletons, die er von Zeit zu Zeit über Tagesfragen des Kunstlebens schrieb, bekannt und beliebt gemacht.

Ueberblickt man C. v. L.'s schriftstellerische Thätigkeit, so muss man sagen, dass ihr Werth weniger in selbständigen Untersuchungen und Forschungen, weniger in einer eigenartigen Auffassung liegt, als in einer sehr geschickten und übersichtlichen Verwerthung des von Anderen Gefundenem und Ausgesprochenen. Nur für seine *Geschichte der kais. königl. Akademie der bildenden Künste,* die 1877 als Festschrift zur Eröffnung des neuen Akademie-Gebäudes erschienen ist, hat er selbständige archivalische Studien angestellt und bisher unausgenutzte Quellen verwerthet; dadurch ist dieses Werk zu einem trefflichen, zuverlässigen Hilfsmittel für die Geschichte der Wiener Kunst geworden. In seinen übrigen Schriften verfolgt er ein ähnliches Ziel, wie er es schon in seinen Meisterwerken der Kirchenbaukunst angestrebt hatte; dahin gehören *Die Kunstschätze Italiens in geographisch-historischer Uebersicht geschildert* (Stuttgart 1884), worin er zum ersten Male die Forschungen Giovanni Morellis, dem das Buch gewidmet ist, dem grossen deutschen Publikum zugänglich machte, und die *Geschichte des deutschen Kupfer-*

stiches und Holzschnittes (erschienen 1889—1891 als ein Theil der Grotischen Geschichte der deutschen Kunst), ein Buch, das, trotz mancher Mängel im Einzelnen, doch als die erste zusammenhängende Darstellung der Entwickelung dieser Kunstzweige sein eigenes Verdienst hat. Dieselbe popularisirende Tendenz haben seine Texte zu verschiedenen Bildwerken, wie z. B. zu den *Denkmälern der Kunst* (Stuttgart 1858), die er gemeinsam mit Lübke herausgab, zu den *Wiener Neubauten* (Wien 1876—1881), zur *Kunst für Alle* (Stuttgart 1880, gemeinsam mit L. Weisser), zu *Albrecht Dürer's Holzschnittwerk* (Nürnberg 1883) und endlich der Text zu William Unger's Radirungen nach Gemälden der kais. kgl. Gemäldegalerie zu Wien (Wien 1886). Unter seinen archäologischen Schriften heben wir noch ausser den schon genannten die folgenden hervor: *Zur Geschichte des Ornaments an den bemalten griechischen Thongefässen*, München 1858, und *Das choragische Denkmal des Lysikrates in Athen.* Nach Th. Hansen's Restaurationsentwurf. Leipzig 1868. Ausserdem hat C. v. L. einige sorgfältige Verzeichnisse von Antiken- und Gemäldesammlungen, Bibliotheken und Ausstellungen verfasst, unter denen der Katalog der Gemälde-Galerie der Akademie der bildenden Künste zu Wien wohl am meisten Anerkennung gefunden hat, er hat ferner die Herausgabe neuer Auflagen von Schnaase's und Lübke's Schriften besorgt und endlich eine grosse Anzahl von kleineren Recensionen, Berichten, Mittheilungen, Feuilletons und dergleichen geschrieben. Nach all dem kann man nicht anders als die ausserordentliche Arbeitskraft dieses Mannes bewundern, und man muss darüber staunen, dass die meisten seiner Schriften sich durch einen sorgfältigen, klaren und flüssigen Stil auszeichnen.

Ein Hauptverdienst C. v. L.'s ist seine redactionelle Thätigkeit. Zu dieser befähigte ihn ein Vorzug seiner Natur, den man aber zugleich auch als eine Art liebenswürdiger Schwäche bezeichnen muss. Es ist dies seine wahrhaft feurige Vorliebe für alles Neue. War irgend ein neues Kunstwerk entstanden, wogegen die Vorsichtigen unter den Beurtheilern noch kühle Zurückhaltung bewahrten, oder war ein Gelehrter der Meinung, eine ganz überraschende Entdeckung gemacht zu haben, die jedoch einer ruhigen kritischen Prüfung nicht Stand halten sollte, so konnte C. v. L. im ersten Eifer über eine solche neue Erscheinung in eine wahre Begeisterung gerathen und sie auch öffentlich durch enthusiastisches Lob unterstützen. Daher kam es, dass er, ohne es zu wollen, neben vielem Guten auch manches Mittelmässige förderte oder wenigstens gelten liess. Andererseits hat aber die grosse Ehrlichkeit seines Charakters bewirkt, dass er sich bei der Leitung seiner Zeitschrift von dem Einflusse des Clique- und Parteiwesens, das die literarischen und künstlerischen Kreise Deutschlands beherrscht, völlig frei gehalten hat.

Seine hervorragende redactionelle Begabung hat sich auch die Wiener Gesellschaft für vervielfältigende Kunst zu nutze gemacht: sie hat ihm die Herausgabe der *Geschichte der vervielfältigenden Künste* anvertraut. Ausserdem hat L. für die Zeitschrift dieser Gesellschaft, die Graphischen Künste, einige werthvolle grössere Beiträge geliefert, wie z. B. *Raffael's Bildungsgang* (1888), *Die Kunst in Wien unter der Regierung Franz Josephs I.* (1889) und *Die Geschichte der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst* 1871—1895 (1895).

Zeitschrift für bildende Kunst. Neue Folge. VIII, 1897. S. 233 (C. L.). — Mittheilungen der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst. 1897. S. 21. — Ein Verzeichniss seiner Schriften findet man in dem Katalog seiner Bibliothek, den Friedrich Meyer's Buchhandlung Leipzig herausgegeben hat.

G. Glück.

Duncker, Alexander Friedrich Wilhelm, Buchhändler, * zu Berlin am 18. Februar 1813, † 23. August 1897 zu Berlin. — D., zweiter Sohn des hochgeachteten Buchhändlers Karl Duncker, trat nach absolvirter Gymnasialbildung gegen Ende 1829 in die Lehre seines väterlichen Geschäftes Duncker & Humblot, um später während mehrerer Jahre in dem berühmten Hause Perthes & Besser in Hamburg den Kreis seiner buchhändlerischen Kenntnisse zu erweitern. Wieder nach Berlin zurückgekehrt, arbeitete er mehrere Jahre hindurch in dem väterlichen Geschäft und übernahm dann am 1. Januar 1837 das Sortiment desselben. Bald knüpfte sich daran auch Verlag, indem es ihm gelang, jugendliche Dichter und Dichterinnen, wie Paul Heyse, Emanuel Geibel, Gustav zu Putlitz, Theodor Storm, Wilhelm Jensen, Thekla von Gumpert, Ida Gräfin Hahn-Hahn, Fanny Lewald, Marie Petersen u. a. zu gewinnen und zwar die meisten zuerst in die Literatur einzuführen. Der Kreis seiner Unternehmungen vergrösserte sich von Jahr zu Jahr. Es traten demselben allmählich hochbedeutsame Kunstwerke hinzu, so die 28 grossen Kupferstiche der weltberühmten »Wandgemälde Wilhelm von Kaulbach's«, die in gegen 1000 chromolithographischen Ansichten herausgegebenen »Rittersitze, Schlösser und Residenzen in der Preussischen Monarchie« (Preis 1200 M.) und viele andere Pracht- und illustrirte Werke. Hierzu trat das für die Geschichte und Politik so hochbedeutsame Werk der »Politischen Correspondenz Friedrichs des Grossen«. 1860 hatte D. sein Sortiment an Wilhelm Lobeck (jetzt Paul Schelter's Buchhandlung), 1870 seinen Buchverlag mit Ausnahme der Kunst- und Prachtwerke und des zuletzt angeführten erst später verlegten Werkes an Gebr. Paetel verkauft. Er leitete dann seine weiteren Unternehmungen persönlich und stand bis an sein Ende mit Rüstigkeit und Frische seinem Geschäft vor. — D. war nicht bloss eifriger Buchhändler, er war auch mit Leib und Seele Soldat. Das führte ihn nach der Schlacht von Königgrätz von Pardubitz nach Leipzig, um dem dort commandirenden General der Occupation mit seinen Lokalkenntnissen als Adjutant zur Seite zu stehen. Dies Verhältniss gab ihm Gelegenheit, sowohl der Stadt Leipzig, als auch seinen Collegen im Buchhandel mancherlei Erleichterungen zu verschaffen; beispielsweise gelang es ihm, die Aufhebung des Verbotes der Gartenlaube zunächst in Sachsen und danach auch in Preussen herbeizuführen. — An äusseren Ehren fehlte es ihm nicht. Als Landwehroffizier hatte er an den Feldzügen 1864, 1866 und 1870/71 theilgenommen und wurde zuletzt (1897) zum Oberstlieutenant befördert. Er nannte (1895) 17 im Militär- und Civilverhältniss erworbene Ehrenzeichen und Orden, meist höherer Grade, sein eigen. Er war Vorsitzender verschiedener Kunst- und gemeinnütziger Vereine, sowie Ehrenmitglied der Akademie der bildenden Künste in München. — Seine schriftstellerische Thätigkeit umfasst einen in zwei Auflagen erschienen Band Gedichte: »Abseits vom Wege«, dann die Novellen: »Angiola Filomarino«, »Ihr Bild«, das Drama: »Die Patrioten«, kleinere Sachen und Gelegenheitsgedichte, die alle eine sehr freundliche Aufnahme fanden.

Handschriftliche Autobiographie. — Börsenblatt für den deutschen Buchhandel. 1897. No. 196 und 260.

H. Ellissen.

Bergstraesser, Arnold, Buchhändler, * am 3. October 1841 auf der Schlossruine Braeuberg im Odenwald, † 5. Januar 1897 zu Darmstadt. — B. war der Sohn des Rentamtmanns Friedrich Bergstraesser. Die Familie stammte aus Malchen am Melibocus, also dem Namen entsprechend von der Bergstrasse.

Nachdem der Vater schon 1847 verstorben war, zog die Mutter nach Darmstadt, wo B. zuerst die katholische Volksschule, dann das Schmitz'sche Institut und 1852—57 die Realschule besuchte. Er war ein tüchtiger Schüler und bei Lehrern und Mitschülern beliebt. Nach dem 1857 erfolgten Tode seiner Mutter und bestandener Abgangsprüfung widmete er sich dem Soldatenstande, trat zunächst bei der Leibcompagnie des 1. Infanterie-Regiments (jetzt 115.) ein und besuchte 1858/59 die Kriegsschule. Schon bei der Mobilmachung 1859 wurde er zum Lieutenant befördert. 1865 erwirkte er einen längeren Urlaub zum Besuche der polytechnischen Hochschule in Zürich, wo er mit bedeutenden Männern, wie Bolley, Scherr, Billroth, Semper, Herwegh und Rüstow verkehrte. Die Kriegsunruhen von 1866 riefen ihn in den Dienst zurück. Als Oberlieutenant machte er das Gefecht bei Frohnhofen mit, wurde am linken Fuss schwer verwundet und nahm infolge dessen 1867 seinen Abschied. — Seine kurz zuvor erfolgte Verlobung mit der Tochter des Buchhändlers J. P. Diehl in Darmstadt gab Veranlassung, sich von nun an dem Buchhandel zuzuwenden. Er lernte diesen in der Franz'schen Buchhandlung in München und bei Franz Koehler sen. (K. F. Koehler) in Leipzig, seinem späteren Commissionär, kennen und übernahm 1869 das Sortimentsgeschäft seines Schwiegervaters. Unter seiner Leitung nahm es einen bedeutenden Aufschwung. Seit 1879 widmete er sich auch dem Verlag, in dem u. a. das Handbuch der Architectur hervorragt. — Die Ereignisse von 1870 führten ihn der Politik zu, und mit grosser Beredsamkeit trat er in einer hauptsächlich durch ihn veranlassten grossen Volksversammlung für die Bestrebungen der nationalliberalen Partei ein. Er wurde zum Mitglied des Landesausschusses und des Centralausschusses in Berlin, später wiederholt in die zweite Kammer der hessischen Landesstände gewählt (erst für Höchst, dann für Darmstadt). Krankheit veranlasste ihn 1896 zur Niederlegung seines Amtes. Auch als Stadtverordneter war er lange thätig. Die höchsten Verdienste erwarb er sich um Hebung der polytechnischen Schule in Darmstadt, um die Universität Giessen, um Besserung der Lage der Lehrer und Beamten. — In hervorragender Weise aber ist B.'s Name besonders mit der Geschichte des deutschen Buchhandels verknüpft. Seit 1878 war er an allen auf Neugestaltung des Buchhandels gerichteten Bestrebungen und Verhandlungen in lebhaftester und erfolgreichster Weise betheiligt. 1885 bis 1889 und 1892 bis zu seinem Tode wirkte er im Hauptvorstande des Börsenvereins für den deutschen Buchhandel mit und war seit 1895 der erste Vorsteher desselben, ein Ehrenposten, dem bei der gewaltigen Corporation des deutschen Buchhandels nur wenige andere gleichkommen dürften. Am 5. Januar 1897 wurde er von monatelangen schweren Leiden durch den Tod erlöst. An seinem Grabe sprachen nach der üblichen geistlichen Trauerrede u. a. Oberbürgermeister Morneweg, Verlagsbuchhändler Engelhorn, der Rector der Technischen Hochschule, Professor Berndt, Hauptmann d. L. Waldeck, Reichstagsabgeordneter Dr. Osann, Oberstlieutenant a. D. Gad, Verlagsbuchhändler Hauptmann Zernin, Schuldirector Dr. Meisel, Buchhändler Gecks. Diese u. a. zwar wohl meist mit dem Verewigten persönlich befreundeten Herren sprachen hier im Namen hochangesehener Vereine und Institute, alle voll hoher Anerkennung Bergstraesser's als Mensch, Politiker, Buchhändler u. s. w.

Vergl. Börsenblatt f. d. deutschen Buchhandel 1897, No. 8 u. 62 (Nekrolog; auch abgedruckt im Adressbuch des deutschen Buchhandels 1898).

H. Ellissen.

Stephan, Ernst Heinrich Wilhelm von, Staatssekretär der Post des deutschen Reiches, Schöpfer des Weltpostvereins und culturgeschichtlicher Schriftsteller, * am 7. Januar 1831 zu Stolp in Pommern, † am 8. April 1897 in Berlin. — Die beiden Grundzüge in dem Wesen des ausserordentlichen Mannes sind eine Bildung von hervorragender Universalität und der mächtige Trieb, die Ergebnisse dieser Bildung nach aussen zu wenden und sie in das praktische Leben zu übertragen. Unsere Zeit ist reich an Weltverbesseren, die mit allen ihren Plänen scheitern, weil sie träumen. St. war auch ein Weltverbesserer, aber er hat in vierzigjähriger Arbeit sein Ziel erreicht, weil er nie geträumt hat.

Als er auf der Höhe seiner Erfolge stand, hat er einmal der Idee, welche ihn leitete, einen kurzen Ausdruck gegeben. Jedes Weltalter hat einen Trieb, von dem es beherrscht wird. In der griechischen Zeit war es die Kunst; »und das Schöne war immer der Gott der Welt«, sagt Schiller. In Rom war es Recht, Staat und Macht; »die Helden singen den Herrscher an, und den Mächtigen suchen die Schwachen«, sagt Schiller. Im Mittelalter war es die religiöse Vertiefung; »der Mönch und die Nonne zergeiselten sich; es war das Leben finster und wild«, sagt Schiller. Das vierte Weltalter erklärt St. anders als Schiller. Heute ist es der Verkehr, der Alles regiert. Und wer heute der Menschheit dienen will, muss dem Verkehr dienen. Nach diesen Gesichtspunkten ordnete er sein Leben.

St. war der Sohn eines Handwerkers, eines Schneiders, aber nicht in trüber Mittelmässigkeit aufgewachsen. Sein Vater hatte sein gutes Auskommen, genoss die Achtung seiner Mitbürger und hat es zum Rathsherrn gebracht. Dass die Mutter eine vortreffliche Frau war, braucht nicht gesagt zu werden, denn sonst hätte es der Sohn zu Nichts gebracht. Der Vater zeichnete sich durch zwei Eigenschaften aus; hohe Bibelfestigkeit und grosse Achtung vor Sprachkenntnissen; er liess seine Söhne früh in neueren Sprachen unterrichten, auch in solchen die nicht landesüblich waren.

Der Knabe wurde der Wohlthat einer Gymnasialbildung fähig und er eignete sie sich in vollem Umfange an. Den künftigen Philologen erkennt man daran, dass er den Pythagoräischen Lehrsatz nicht begreift; der künftige Historiker lernt nicht Roggen von Weizen unterscheiden. Und der grosse Musiker ist ein schlechter Turner. St. war ausgezeichnet in allen Fächern; alte und neue Sprachen, Mathematik und Naturwissenschaften, Geschichte und Geographie, Religion, Gesang, Zeichnen und Turnen. Die Kenntnisse, die er erworben hatte, blieben ihm treu sein Leben hindurch. Es gab in seinem späteren Leben keinen Tag, an welchem er das Abiturientenexamen — nicht etwa von Neuem hätte machen können; das wäre eine Kleinigkeit gewesen, — nein, an dem er es einer Anzahl von Prüflingen nicht hätte abnehmen können.

Zu der Wohlthat der Gymnasialbildung noch diejenige der Universitätsbildung zu fügen, blieb ihm versagt. Ich nehme an, dass die Mittel des Vaters ausgereicht hätten, sie ihm zu gewähren, wenn er nur diesen einen Sohn besessen hätte, aber es war eine Schaar von jüngeren Kindern da. Jedoch die Universitätsbildung, so schätzbar sie ist, ist nicht alleinseligmachend; es giebt Mittel, sie zu ersetzen: fortgesetztes Privatstudium, Reisen und ein heller Blick in die Welt. Alle diese Mittel hat er benutzt.

Mit sechszehn Jahren hatte er das Gymnasium absolvirt, etwas zu früh, um in das praktische Leben sofort eintreten zu können; die nächsten vor ihm

liegenden Monate benutzte er hauptsächlich, um in dem Sortimentsbuchladen seiner Vaterstadt so viel Bücher zu lesen, als möglich war.

Ueber seine Berufswahl hat er nicht einen Augenblick geschwankt; er war überzeugt, dass die Postlaufbahn, die unzähligen seiner Altersgenossen als eine öde Schreiberei erscheint, ihm volle Befriedigung seiner Sehnsucht bringen würde. Der Gedanke, einmal Generalpostmeister zu werden, lag ihm nicht fern, wenn er auch nicht erwartet haben wird, das Ziel so schnell zu erreichen.

Die ersten sieben Jahre wurde er in kleinem Dienst beschäftigt, in Marienburg und Danzig, dann nach abgelegter Assistentenprüfung am 6. November 1851 in Cöln, wo sich sein geistiger Gesichtskreis erheblich erweitert. Unterbrochen wurde diese Dienstzeit auf ein Jahr dadurch, dass er in Magdeburg seiner militärischen Pflicht bei der Artillerie genügte.

Ueber diese sieben Jahre hat die Legende manchen Nebel verbreitet, den zu zerstreuen unmöglich ist. Er soll ab und zu die Unzufriedenheit eines Vorgesetzten in so hohem Grade auf sich gezogen haben, dass ihm dieser den Rath gab, seine Carrière zu verlassen und Journalist zu werden. Das Wahre an dieser Legende wird das sein, dass er zuweilen das Mechanische des Dienstes recht drückend empfunden hat, aber doch auf der andern Seite durch einzelne hervorragende Leistungen die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat. Jedenfalls bewegt sich sein Leben vom 13. Januar 1855 an, wo er die Prüfung für das höhere Postfach zum frühsten zulässigen Termin bestand, in stark aufsteigender Curve. Er wird am 2. Februar 1855 Postsekretär, am 1. Mai 1855 Postkassen-Controlleur in Frankfurt a. O., am 13. Januar 1856 Hilfsarbeiter im General-Postamt, am 1. Mai 1856 Geheimer expedirender Sekretär, am 14. August 1858 Postrath bei der Oberpostdirektion in Potsdam, 1863 Oberpostrath im General-Postamt, 1865 Geheimer Postrath und vortragender Rath, am 26. April 1870 General-Postdirektor des deutschen Bundes.

Eine höhere Stellung konnte er in der von ihm erwählten Laufbahn nicht mehr erringen. Aber die Stellung selbst hat sich noch mehrfach verändert. Die Erweiterung des Norddeutschen Bundes zum deutschen Reiche hatte von selbst die Folge, dass er nunmehr General-Postdirektor des deutschen Reiches wurde. Die Reservatrechte, welche sich Bayern und Württemberg in Beziehung auf die Verwaltung der Post zu erringen gewusst hatten, schlossen nicht aus, dass sie der Gesetzgebung des Reiches unterworfen waren. Im Jahre 1875 wurde die Telegraphenverwaltung mit der Postverwaltung vereinigt und St. trat auch an die Spitze der letzteren; von 1876 ab heisst er nun General-Postmeister. Im Jahre 1879 wurde ein dritter Verwaltungszweig, die Leitung der Reichsdruckerei ihm übertragen. Im Jahre 1880 wird aus Gründen, die mit dem Verwaltungsrecht des deutschen Reiches zusammenhängen, der Titel abermals verändert. Er heisst fortan Staatssekretär des Reichspostamts, und als solcher ist er gestorben, wie Fürst Bismarck es für sich gewünscht hat, »in den Siehlen«, noch auf dem Sterbelager mit Amtsgeschäften beladen.

An äusseren Ehren hat es ihm nicht gefehlt. Die zahlreichen Orden, die sich bei einer so hohen Stellung von selbst verstehen, können hier übergangen werden. Im Jahre 1872 wird er zum Mitgliede des Herrenhauses aus persönlichem Vertrauen des Königs ernannt; 1873 verleiht ihm die Universität Halle durch Ertheilung des philosophischen Doktordiploms den wissen-

schaftlichen Adel. Im Jahre 1884 wird er als Mitglied in den Staatsrath berufen, im Jahre 1885 in den erblichen Adelsstand erhoben. Die Würde eines Domherrn in Merseburg wurde ihm im Jahre 1890 verliehen. Das bedarf für den nichtpreussischen Leser, der nicht begreift, wie man Domherr sein kann, ohne Theolog zu sein, einer Erläuterung. Es bestehen in Preussen als Reste einer mittelalterlichen Vergangenheit einige Domstifter, deren Mitglieder vom Könige ernannt werden und einige Competenzen beziehen, ohne Pflichten zu übernehmen. Dass der König ihm eine solche Auszeichnung verlieh, war eine besondere Auszeichnung, da in der Regel adelige Geburt erfordert wird. Endlich erhielt 1895 St. den Rang eines Staatsministers.

Absichtlich ist der äussere Rahmen dieses Lebens so knapp als möglich gehalten. Der Inhalt dieses Lebens trägt sich in systematischer Darstellung besser vor, als in chronologischer.

Der wirthschaftlichen Grundsätze, von denen St. sich bei der Verwaltung der Post leiten liess, lassen sich drei aufführen. Zunächst muss die Post dem Publikum die Gelegenheit zu schreiben möglichst nahe rücken. Sie muss ihm das Schreiben nicht allein erleichtern, sondern sie muss ihn geradezu dazu verführen. Sie hat das Bewusstsein, ihn dadurch zu keiner unnützen Geldausgabe zu verführen, denn Briefe zu schreiben ist ein gar nützliches Werk. Auch der Brief, der weder dem Schreiber noch dem Empfänger einen unmittelbaren Geldgewinn abwirft, ist nicht verloren, denn er dient der geistigen Anregung und der Erhebung des Gemüths. Er unterhält die Beziehungen von Mensch zu Mensch und erhöht die Lebensfreude. Darum muss, wenn Mohamet nicht zum Berge kommt, der Berg zu Mohamet kommen und dem Menschen, der nicht zur Post kommt, muss die Post näher kommen, darum eine starke Vermehrung der Postanstalten, der Briefkästen, der Botengänge. Die Postanstalten müssen hinausgehen auf das flache Land, auf die Höhe der Berge. Der Briefträger muss den Brief in jede Hütte bringen und darf von dem Landbewohner nicht fordern, dass dieser sich seine Correspondenz von der Post abholen lässt. Nichts erleichtert aber das Briefschreiben so sehr, als die Benutzung der offenen Postkarte, bei der man den Briefumschlag und dessen Verschluss erspart, in der die Kürze aufhört eine Unhöflichkeit zu sein und zur Tugend wird. Die Einführung der Postkarte war ein Lieblingsgedanke St.'s, als er sich noch in untergeordneter Stellung befand, und nachdem er hier damit gescheitert war, wurde sie seine erste That, nachdem er Chef geworden war. Dem Gedanken an die Einführung der Postkarte haben noch andere nachgehangen, aber St. war der Columbus, der das Ei auf die Spitze stellte.

Der zweite wirthschaftliche Gedanke war die Vereinfachung der Betriebseinrichtungen für den Beamten sowohl wie für das Publikum. Die heutige Jugend, die im Besitze des Erworbenen heranwächst, hat keine Vorstellung mehr davon, wie das Postwesen vor vierzig Jahren beschaffen war, so wenig sie sich den Zustand des Geldwesens jener Zeit vergegenwärtigen kann und es wäre eine ebenso schwierige als unerfreuliche Aufgabe, ihr das Bild vor die Augen zu führen. Auszurechnen wann ein Brief von einem Orte an den anderen gelangen könne, auf welchen Wegen er geleitet werden müsse und wie viel er kosten würde, war eine Aufgabe, die Wissen und Scharfsinn erforderte. Anzugeben, wie viel Zöpfe St. abgeschnitten hat, würde unnütz sein; es genügt zu wissen, dass sie alle am Boden liegen.

Als einer der wesentlichsten Arbeiten der Vereinfachung erschien ihm die

Verschmelzung der Post mit der Telegraphie, die ihm von jeher am Herzen gelegen hatte. Die Telegraphenverwaltung hatte mit Mangel an Rentabilität zu kämpfen; die einfache Anordnung, dass jeder Postbeamte zugleich Telegraphenbeamter ist und umgekehrt, verringerte die Verwaltungskosten.

Und nun begann das Bestreben, jeder Veränderung des Verkehrs den Posteinrichtungen so eng als möglich anzuschmiegen; in dieser Beziehung hatte St. einen praktischen Blick und verstand es, die ihm untergeordneten Beamten zu gleich scharfer und schneller Auffassung heranzuziehen. Er verlieh auch dem inneren Gebiete der Verwaltung die höchste Einfachheit, beseitigte den schleppenden Geschäftsstil und nutzlose Schreibereien.

Der dritte Grundsatz endlich war die Verwohlfeilerung der Briefe. Was darüber zu sagen ist ergiebt sich von selbst und braucht nicht näher ausgeführt zu werden. Nur der Punkt mag hervorgehoben werden, dass die Einführung der Worttaxe für Telegramme sich als ein wesentliches Mittel der Verwohlfeilerung erwiesen hat. Früher bestand die Einrichtung, dass zwanzig Worte als die Mindestlänge eines Telegrammes angesehen würden und der Tarif von zehn zu zehn Worten fortschritt.

Den wirthschaftlichen Verbesserungen gingen technische zur Seite. Auf dem Gebiete der Post war hier weniger zu thun, doch wurde der zweckmässigsten Einrichtung der Briefkästen, der Postwagen und so weiter stets grosse Aufmerksamkeit zugewendet. Der wichtigste Schritt war hier die Benutzung der comprimirten Luft zu Postkarten durch die Einführung der Rohrpost. Durch ein ausgedehntes Röhrensystem und die Aufstellung geeigneter Maschinen wurde es möglich, einen Brief in Berlin auf acht Kilometer in sechszehn Minuten zu befördern und ihn in weniger als einer Stunde vom Augenblick der Einlieferung auf der Postanstalt in die Hände des Empfängers zu befördern.

Wichtiger als für die Post ist die Technik für die Telegraphie, denn diese beruht auf der jüngsten und lebenskräftigsten der Wissenschaften, auf der Elektrotechnik. St. war kein berufsmässiger Elektrotechniker, denn dieser Beruf erfordert die ungetheilte Kraft des Menschen. Er hat keine gelehrten Entdeckungen und keine scharfsinnigen Erfindungen gemacht. Allein er besass eine Gabe, die für sein Amt unentbehrlich war. Ich möchte einen allgemeinen Satz formuliren. Jeder höhere Beamte, der Verwaltungsbeamte sowohl wie der Richter, muss von jedem Zweige des menschlichen Wissens so viel Kenntnisse besitzen, dass er im Stande ist, verständige Fragen zu stellen. Dieser Anforderung genügte St. und er ging noch einen Schritt weiter. Der ihm befreundete Grossmeister der Wissenschaft, Werner von Siemens hat ihm bezeugt, dass er nicht allein jeden Fortschritt der Wissenschaft mit Verständniss gefolgt ist, sondern auch wichtige Anregungen gegeben hat.

Im Jahre 1879 gründete er in Berlin den elektrotechnichen Verein, dessen zweiter Vorsitzender er bis an sein Lebensende geblieben ist. Die von ihm bei festlichen Veranstaltungen hier gehaltenen Reden haben wegen ihres weiten Gesichtskreises stets berechtigte Aufmerksamkeit erregt, und bei Eröffnung der elektrotechnischen Ausstellung in Frankfurt am Main 1891 hat er eine Rede gehalten, die man als eine Philosophie der Elektrotechnik bezeichnet hat.

Er war der erste, der von der praktischen Verwendbarkeit des Telephons und von der Wichtigkeit dieser Erfindung eine klare Vorstellung gehabt hat, und hat für seine weite Verbreitung das Mögliche gethan. Er hat

es sich auch nicht nehmen lassen, der Wittwe des ersten Urhebers dieser Erfindung, des deutschen Volksschullehrers Reis, eine Pension zu verschaffen.

Vom Jahre 1875 an hat er der Legung unterirdischer Kabel seine Aufmerksamkeit zugewendet und seine Thätigkeit in dieser Beziehung ist besonders bemerkenswerth, weil er die Anregung gegeben hat, dass der deutsche Gewerbefleiss sich dieser Thätigkeit bemächtigt und darin grosse Erfolge erzielt hat.

Wirthschaftliche und technische Erfolge zu erzielen ist verdienstlich, aber es genügt für den Leiter einer grossen Verwaltung nicht. Er muss auch den finanziellen Erfolg im Auge haben. Der Techniker gleicht nur all zu oft dem verliebten Thoren, der Sonne, Mond und alle Sterne dem Liebchen zu Liebe verpufft. St. war ein guter Finanzmann; er hat stets darauf gehalten, dass die Post grosse und wachsende Ueberschüsse abwarf. Er hat es nicht aus fiskalischer Engherzigkeit, sondern der Sache zu Liebe gethan. Er fand in der finanziellen Einträglichkeit die sichere Gewähr dafür, dass er mit Fortschritten stets fortfahren könne. Er war ein Anhänger des Satzes: Qui va sano va lontano. Und hier ist es an der Zeit, eine Betrachtung einzuschieben.

St. hat den Höhepunkt seiner Popularität überlebt. Es wurden ihm Vorwürfe gemacht, dass er in den letzten Jahren seines Lebens stillgestanden sei. Diese Vorwürfe haben ihn gekränkt, vielleicht sogar verbittert. Wären sie auch in der Sache begründet gewesen, so wurden sie doch in einer Form vorgetragen, welche die Dankbarkeit für frühere Verdienste vergessen liess. Die demagogische Richtung hatte sich der Sache bemächtigt.

Es sind drei Fälle denkbar. Entweder die Vorwürfe waren begründet und St. hat dem Alter durch Abnahme seiner Energie einen Zoll bezahlt. Oder der Vorwurf war zwar begründet, aber an die falsche Adresse gerichtet. St. hat die Absicht gehabt, weiter vorwärts zu gehen, hat aber bei der Finanzverwaltung Schwierigkeiten gefunden. Oder drittens die Vorwürfe waren auch in der Sache unbegründet. Alles in der Welt hat seine Zeit, Verschieben hat seine Zeit und Verschnaufen hat auch seine Zeit. St. hat die Ueberzeugung gewonnen, dass es an der Zeit sei, mit grösseren Maassregeln für eine Zeit lang innezuhalten; an kleineren Verbesserungen hat es bis zum letzten Augenblick nicht gefehlt. Welche dieser drei Annahmen die richtige sei, ist eine Frage, die noch nicht spruchreif ist; ich neige mich persönlich der letzteren zu.

Ich gehe nun weiter. Es ist kurz skizzirt, was St. im Innern geleistet hat; nun ist zu zeigen, wie er die von ihm gehegten Grundsätze auf weitere Kreise übertragen hat. Der kosmopolitische Postmann erheischt eine Betrachtung.

Am 17. Juli 1866 rückte er mit den siegreichen preussischen Truppen in Frankfurt ein, belegte die Geschäftsbücher und Akten der Thurn- und Taxisschen Post mit Beschlag und schuf so die Grundlage für Verhandlungen, welche damit abschlossen, dass die Taxissche Post aufgehoben, im Wege des Vertrages abgelöst und mit der Preussischen, nunmehr Deutschen Post verschmolzen wurde. Die Posteinrichtungen, welche im Jahre 1516 Fürst Francesco de Taxis geschaffen, waren einst ein gut Stück Fortschritt gewesen; nunmehr waren sie zum Abbruch reif. Die Verschmelzung der Post von Schleswig-Holstein und von Hannover mit der Preussischen machte auch mancherlei Arbeit; überall fand man Verschiedenheiten der Organisationen

und Instruktionen, die mit kräftiger Hand ausgeglichen wurden; die Krönung des Werkes war aber doch, als nach abgeschlossenem Vertrage die Taxissche Post ihre Thätigkeit einstellte und nunmehr für den norddeutschen Bund nur eine einzige Postinstitution bestand. Der Abschluss dieses Vertrages, den St. noch als vortragender Rath vollzog, bahnte ihm den Weg zu seinen höheren Stellungen. Sie war sein Gesellenstück, das wohl für ein Meisterstück hätte gelten können, wenn er es nur dafür hätte gelten lassen wollen.

Bald darauf gab es neue Arbeit. Im Jahre 1872 wurde die Badische Post und im Jahre 1875 die elsässisch-lothringische, die auf den zwar guten, aber völlig abweichenden französischen Einrichtungen beruhte, mit der deutschen verschmolzen.

Doch Alles das war nur Vorbereitung für das nahe Meisterstück, für den Abschluss des Weltpostvertrages.

Am 15. September 1874 trat in Bern die Conferenz zusammen, die den Grundstein zu diesem grossen Werke legte. Am 9. Oktober desselben Jahres wurde der Vertrag geschlossen, durch den der Allgemeine Postverein gegründet wurde. St. hatte es vorbereitet und durch alle Schwierigkeiten hindurchgeführt. Auf den Postkongressen in Paris (1878), Lissabon (1885), Wien (1890), Washington (1897) wurde es fortgeführt. Auf dem letzteren schlossen sich die letzten Staaten, die kultivirt genug sind, um überhaupt eine Post zu haben, dem Weltpostverein an. St. hat es nicht mehr erlebt, aber vorausgesehen. Es ist der erste Vertrag, der die ganze gesittete Welt umspannt, ein Vertrag, der so lose ist, dass ihn jeder einzelne Staat in jedem Augenblick mit Jahresfrist kündigen darf und doch so fest, dass ihn nie ein Staat kündigen wird. Er lässt jedem Staate die vollständigste Freiheit der Verwaltung und bindet ihn nur an wenige Grundsätze, die ihm selbst zum Vortheil gereichen. Er schafft einen Posttarif, der für die ganze Welt gilt und nur wenige Zeilen umfasst, während fünfzig Jahre früher der Posttarif für Deutschland allein einen dicken Band bildete.

Die Post bedarf, um ihrer Aufgabe gerecht zu werden, gewisser Mittel und diese Mittel wachsen mit ihren grösseren Zielen. Sie bedarf eines Rechts, auf dem sie fusst, bedarf der Beamten und der Gebäude.

Das Postrecht beruht auf dem Reichsgesetze vom 28. Oktober 1871, einem überaus trefflichen Gesetze, von dem man mit Bedauern sehen muss, dass kaum ein Jahr nach St.'s Tode an seinen Grundlagen gerüttelt wird, um einen gesunden privaten Gewerbebetrieb aus fiskalischen Gründen zu vernichten. St. hatte den Grundsatz, Nichts für die Post in Anspruch zu nehmen, was Private besser können als sie und so liess er den lokalen Briefverkehr jenen Privatunternehmungen. Er scheute sich dagegen nicht, Regalien für die Post in Anspruch zu nehmen, wo er sie für nothwendig hielt und das war in Beziehung auf das Telegraphenwesen in sehr umfassender Weise der Fall. Seine Forderungen wurden durch des Gesetz über das Telegraphenwesen am 6. September 1892 erfüllt. Die einzelnen ergänzenden Gesetze und Reglements hier aufzuführen liegt ausserhalb der gestellten Aufgabe.

Seinen Beamtenstand suchte er in jeder Weise zu heben. Einerseits stellte er hohe Anforderungen an die Vorbildung der höheren Beamten; andererseits liess er sich die Verbesserung der Gehälter und die Schaffung von Wohlfahrtsanstalten angelegen sein. Krankenkassen, Unterstützungskassen, Versorgungsanstalten für Waisen, Rentenversicherungen, Konsumvereine und ähnliche Anstalten sind durch ihn in grosser Anzahl angeregt und zum Theil

geschaffen worden. Ob er dabei hin und wieder zu weit gegangen ist, bleibt eine offene Frage. Für die wissenschaftliche Hebung schuf er eine Post- und Telegraphenschule und eine Postbibliothek. Die Criminalität der Postbeamten hat sich unter seiner Verwaltung in auffälliger Weise vermindert. Er hat einen Stamm von höheren Postbeamten geschaffen, der im Stande ist, sein Werk in seinem Geiste fortzuführen, vorausgesetzt, dass nicht störende Elemente eindringen. Auf der anderen Seite hielt er auf sehr strenge Disciplin und war der Ausübung des Vereins- und Petitionsrechts durch seine Beamten abgeneigt. Die Zeit muss darüber entscheiden, ob er nicht auch in dieser Beziehung Recht gehabt hat. Viele einzelne Züge werden von ihm angeführt, aus denen hervorgeht, dass er gegen Beamte, die zwar gegen eine Vorschrift verstossen hatten, aber doch mildernde Umstände anführen konnten, die verdiente Milde walten liess.

Eine erstaunlich umfassende Thätigkeit entwickelte er auf dem Gebiete des Postbauwesens. Es sind unter seiner Verwaltung 280 Postgebäude des Reichs mit einem Kostenaufwande von 115 Millionen Mark hergestellt worden. Sein oberster Grundsatz dabei war, dass die Post für ihre Thätigkeit genügenden, auch für absehbare Zukunft ausreichenden Raum haben müsse. Daran schloss sich die zweite Forderung, dass die Räume zweckentsprechend und der Gesundheit nicht nachtheilig seien. Die dritte Forderung war die, dass die Gebäude solide und dauerhaft aufgeführt seien und daran schloss sich die vierte, dass sie so schön seien, als sich ohne wesentliche Verletzung von Grundsätzen der Sparsamkeit ermöglichen lasse. Wenn diese vier Grundsätze allgemein anerkannt wurden, so stiess der fünfte auf Widerspruch, dass es unter Umständen Nichts schadet, wenn zur Erzielung der Schönheit auch gewisse finanzielle Opfer gebracht wurden.

Von künstlerischer Seite ist in der lebhaftesten Weise anerkannt worden, dass die Postbauten sich durch die Abwesenheit jeder Monotonie rühmlich auszeichnen. Sie schliessen sich in jeder Stadt dem dort herrschenden Baustil an und jedes Gebäude trägt einen individuellen Charakter. Er war nicht abhängig von den Vorschlägen seiner Bauräthe, sondern verwarf deren Entwürfe, nöthigenfalls mehrere Male, wenn sie seinen Ansprüchen nicht genügten.

Er hat heftige Kämpfe im Reichstage aus finanziellen und ausserhalb desselben aus ästhetischen Gründen zu bestehen gehabt, aber es lässt sich wohl abschliessend jetzt schon das Urtheil fällen, dass er auf der ganzen Linie Sieger geblieben ist.

Die Besprechung der Postbauten hat von selbst dazu geführt, zu bemerken, dass die Post als ein wesentliches Culturelement Beziehungen zur Kunst hat. St. war eine künstlerisch empfängliche Natur; er übte und liebte die Musik, sammelte mit Geschmack alte Bilder, liess sich bei Tischreden oder sonstigen Gelegenheiten in Versen gehen und hat dann auch unter dem Namen eines »Poststammbuches« eine Sammlung von Gedichten und Aufsätzen zu Stande gebracht, die sich auf die Post beziehen.

Als ein Culturelement hat die Post aber auch Beziehungen zur Wissenschaft und diese hat St. in der ernstesten Weise gepflegt. Die Bedeutung, welche die Verkehrseinrichtungen für das Culturleben der Menschheit haben, hat er im Geiste zu jeder Zeit erwogen. In einem gedruckt vorliegenden Vortrage über »Weltpost und Luftschiffahrt« hat er eine der entzückendsten Plaudereien geschaffen, die je geschrieben sind. Von dem Augenblicke an, wo Jemand zum ersten Male ein Pferd bestieg, oder einen Baumast als Schleife brauchte, bis zu dem

zukünftigen Zeitpunkt, wo das lenkbare Luftschiff die heute üblichen Verkehrsmittel ersetzt, geht eine Reihe von bunten Bildern an unserem Auge vorüber. Eine Fülle von Anekdoten, geschichtlichen, sprachlichen, naturwissenschaftlichen Belehrungen fluthet über uns her. Man hat den Eindruck, dass ein Mann, der vor einer reich versehenen Speisekammer steht, aus derselben nur eben so viel herausnimmt, dass er uns ein Frühstück vorsetzen kann, welches den Appetit zum Mittagessen reizt.

Zwei längere Abhandlungen besprechen »das Verkehrsleben im Alterthum« und »das Verkehrsleben im Mittelalter«. Sie beschränken sich nicht auf das Gebiet der Verkehrseinrichtungen, sondern können als ein Abriss der Handelsgeschichte betrachtet werden. Von Philologen und Historikern sind sie als mustergiltige, auf Quellenstudium beruhende Werke bezeichnet worden.

Mehr als achthundert Seiten füllt seine »Geschichte der Preussischen Post«, die durchweg archivalisches Material erschlossen hat und von Roscher als ein hervorragendes Werk auf dem Gebiete der Nationalökonomik bezeichnet wurde.

Zur Unterstützung der wissenschaftlichen Erforschung der Verkehrsgeschichte schuf er in Berlin das Postmuseum, eine Sammlung von Gegenständen jeder Art, die auf einen Zweig der Post oder Telegraphie Bezug haben. Modelle von Posthäusern und Maschinen, Apparate, Abbildungen, Briefmarken, Originale alter Briefe und andere Dinge sind hier systematisch vereinigt. Die Sammlung steht ohne Gleichen da und hat vielen Neid erregt.

Die Beschäftigung mit anderen Formen des Verkehrs als Post und Telegraphie konnte einem Manne wie St. nicht fern bleiben. Der Dampfschifffahrt hat er dadurch Vorschub geleistet, dass er zunächst deutsche Dampfschiffe mit der Beförderung der deutschen Post betraute und sodann die deutschen Dampferverbindungen mit Afrika, Ostasien und Australien, denen er eine staatliche Subvention verschaffte, in das Leben rief.

Mit dem Eisenbahnwesen hat er sich anhaltend in der Weise beschäftigt, dass er Präsident der Eisenbahncommission des Herrenhauses war. Es war ein Lieblingsgedanke von ihm, dass sich die Eisenbahnverwaltung in einer Weise müsse gestalten lassen, die der Post- und Telegraphenverwaltung sehr ähnlich sei, am liebsten sich mit ihr verschmelzen lasse. Allem Anschein nach hatte Fürst Bismarck in einem bestimmten Zeitpunkte an ihn bestimmte Erwartungen geknüpft, denen zu entsprechen er sich bemühte. Es kam dann wohl zu der auffallenden Erscheinung, dass der Staatsminister, der die Eisenbahnverwaltung zu leiten hatte, von einem Mitgliede der Staatsregierung, das nicht als solches, sondern in der Rolle eines unverantwortlichen Mitgliedes des Herrenhauses auftrat, sehr heftig angegriffen wurde. Es scheint indessen, als habe St. allmählich die Ueberzeugung gewonnen, dass seine das Eisenbahnwesen betreffenden Pläne noch nicht hinreichend ausgereift seien, und er hat Abstand davon genommen, sie weiter zu verfolgen.

Ehe wir von der Thätigkeit, die er auf dem Gebiete des Verkehrswesens entfaltete, Abschied nehmen, haben wir noch einer Schöpfung zu gedenken, die St. nicht für die Dauer, sondern für einen vorübergehenden Zweck in das Leben rief, die aber hohe Bewunderung erregt hat; es war die Feldpost. Noch niemals hatte ein kämpfendes Heer mit der Heimath in so ununterbrochener und enger geistiger Verbindung gestanden, als dies dem deutschen

Heer während des französischen Krieges beschieden war. Es ist kein Zweifel, dass diese enge Verbindung den Muth und die Stimmung der Truppen wesentlich gehoben hat, und diese Leistungen sind denn auch im Reichstage und an anderen Stellen als ein Element des Sieges gewürdigt worden.

Man steht nicht ein Menschenalter hindurch an der Spitze eines grossen Verwaltungszweiges, man erhält nicht den Titel eines Staatsministers, wird nicht Mitglied des Staatsraths und des Herrenhauses, ohne zugleich zum Politiker zu werden.

Er hätte es in noch umfassenderer Weise sein können, als er es war. Als Bismarck im Jahre 1879 nach der Entlassung Camphausen's einen Finanzminister suchte, mit welchem er die Ideen seiner neuen Wirthschaftspolitik durchführen konnte, wurde das Portefeuille auch St. angeboten. Ebenso war mehrfach davon die Rede, ihn im diplomatischen Dienst zu verwenden und jedenfalls wäre er den ihm gestellten Aufgaben gerecht geworden. Seine Sprachkenntnisse befähigten ihn ebenso dazu wie die Gewandtheit, die er im Abschluss von Postverträgen bewiesen hatte. Er zog es vor, Erster im Postfach als Zweiter in der Diplomatie zu sein.

Kein anderer Staatsmann hat sich auch nur annähernd so lange neben dem Fürsten Bismarck auf seinem Posten erhalten. Man kann das nicht darauf zurückführen, dass Bismarck mit Allem, was St. gethan, einverstanden gewesen wäre. Im Gegentheil, er hat einmal im Reichstage erklärt, es geschehe bei der Post manches, was seinen Ueberzeugungen zuwiderlaufe, aber er vermöge es nicht zu ändern. Das deutet darauf, dass St. mit diplomatischem Geschick verstanden hat, sich auf seinem Posten zu erhalten. Ueber politische Fragen, die sein Amt nicht berührten, hat er sich nicht ausgesprochen. Er war wohl schwerlich auf irgend ein Parteiprogramm eingeschworen; vor eigentlich reactionären Velleitäten schützte ihn seine Bildung und seine Erziehung. Aus seinen Schriften geht hervor, dass er in kirchlicher Beziehung auf einem zwar frommen, aber doch auch freien Standpunkte stand. Die Bibel und das Evangelium, aber nicht das Dogma waren ihm an das Herz gewachsen.

Im Jahre 1869 wohnte er der Eröffnung des Suezkanals bei. Die damalige Reise hat als Frucht eine Schrift über das heutige Aegypten hervorgebracht, die ein merkwürdiges Zeugniss für die umfassende Bildung des Verfassers liefert. Er schildert Land und Volk, Landwirthschaft und Agrarverfassung, Regierung und Verwaltung, Finanzen, Cultus und Justiz, Handel, Verkehr und Industrie. Das stoffreiche Buch konnte nur in Nebenstunden hingeschrieben werden, während der Verfasser mit Amtsgeschäften schwer belastet war. Es ist ein Menschenalter seitdem vergangen, und Aegypten hat seitdem eine reiche Geschichte — erlitten. Die statistischen Notizen sind zum Theil veraltet. Und dennoch ist das Buch wegen des weiten Blickes, den es bekundet, heute noch nicht allein lesbar, sondern auch unterrichtend. Und vor allen Dingen liefert es einen Beweis dafür, wie St. zu sehen verstand. Für die Sitten des Volkes, für die Eigenthümlichkeiten der Flora und der Fauna, für Bodenverhältnisse und Gebirgsformationen findet sich das gleiche Verständniss und die gleich sichere Herrschaft über die Elemente des Wissens, welche es ermöglicht, den Vorrath der Kenntnisse zu erweitern.

St. war ein Meister der Sprachen, der fremden wie der deutschen. Bei einem Festmahl hat er eine Ansprache, die er hielt, in den Idiomen aller dort vertretenen Völker wiederholt. Von früh auf hat er die Fertigkeit im

mündlichen und schriftlichen Gebrauch der lebenden Sprachen geübt. Um die deutsche Sprache hat er sich ein Verdienst als deren Reiniger erworben. Die Frage nach der Berechtigung der Fremdwörter ist eine solche, deren vollständig befriedigende Lösung nie gelingen wird. Die Erfahrung spricht dafür, dass St. das rechte Maass getroffen hat. Er hat Fremdwörter beibehalten, für welche er einen guten Ersatz nicht fand, und für diejenigen, die er beseitigte, haben die Ersatzwörter sich eingelebt. Das Beispiel, das er gegeben hat, wurde in anderen Verwaltungszweigen, zunächst in Eisenbahn und Rechtspflege, nachgeahmt. Die eigenen Schriften, welche wir von ihm besitzen, geben ihm das Recht, den besten deutschen Stilisten neuerer Zeit zugezählt zu werden.

St. war ein eifriger Jäger. Im Herrenhause wurde er einst zum Berichterstatter gewählt, als ein neues Jagdgesetz berathen wurde. Es war das einzige Mal, dass er als Redner in einer Frage aufgetreten ist, die seinem eigentlichen Beruf so vollständig fern lag. Es lag ein eigenthümlicher Humor darin, dass das Herrenhaus ihn zum Berichterstatter gewählt hatte, denn einige Jahre zuvor hatte Graf Brühl bei seinen Standesgenossen bewegliche Klage darüber geführt, dass man bei dem edlen Jagdvergnügen so häufig durch »Krämer, Juden, Postschreiber und derartige unangenehme Gesellschaft« belästigt werde. Und nun musste das Herrenhaus der Postschreiber Obersten als die geeignetste Person herausfinden, um Bericht zu erstatten über eine Angelegenheit, die ihm vor allem wichtig war. St. betonte, dass bei allen germanischen Nationen das Jagdhandwerk als ein Kraftzusatz aufgefasst worden sei. Selbstverständlich war er kein Sonntagsjäger. Seine Stellung brachte ihm den Vortheil, dass er überall dort eingeladen wurde, wo die Jagd ein besonderes Interesse gewährte. Die Geschichtsforschung hat den Tag aufgezeichnet, an welchem er seine erste Gemse geschossen hat; es war der 31. Juli 1882.

Unter den Männern friedlicher Arbeit, die sich um den Kaiser Wilhelm I. gesellt hatten, nimmt St. ohne Frage die erste Stelle ein. Er hinterlässt ein Werk, das unvergänglicher ist als Erz. Den Lorbeer für die kriegerischen Thaten eines Bismarck oder Moltke zollt das Volk, dem sie zum Vortheil gedient haben; der Schöpfer des Weltpostvereins hat für die Menschheit gearbeitet und deren Dank verdient.

Ueber die Bedeutung seines Werkes hat sich St. selbst mit der geziemenden Mischung von Stolz und Bescheidenheit ausgesprochen. Er hat die günstigen Zeitumstände betont, die seinen Absichten entgegenkamen. Es ist gewiss, dass der Mensch Wind und Strom nicht schaffen, sondern nur für seine Werke benutzen kann. Fünfzig Jahre früher hätte der genialste Mann an solche Pläne, wie St. sie ausgeführt, nicht einmal denken können. Aber umgekehrt, die Gunst der Zeit nützt nichts, wenn nicht Jemand da ist, der sie auszubeuten versteht. Reformen im Postwesen hätten sich am Ende auch vollzogen, wenn ein St. nie gelebt hätte; vielleicht wäre es sogar auch einmal zu einem Weltpostverein gekommen. Aber Alles hätte sich langsamer und in unsicherer Weise vollzogen. Die Zeit hat St. ihre volle Gunst gewährt, aber auch er ist ihr nichts schuldig geblieben.

Man darf wohl sagen, dass er ein providentieller Mann war. Sein Bildungsgang, die Eigenthümlichkeit seiner geistigen Veranlagung war erforderlich, um eine so grosse Kraft concentrirt auf den Einen Punkt zu richten, wie man die Hemmnisse des Verkehrs beseitigen könne, den zu heben die

vornehmste Aufgabe unserer Zeit sei. Als das Werk der deutschen Währungsreform einmal in das Stocken gerathen war, rief Bamberger aus, er sehne sich nach einem Münz-Stephan. So sehr war schon den Zeitgenossen der Name St. zu einem Typus geworden.

Er ist grossen Zielen nachgegangen, deren Erreichung, als sie zuerst ausgesprochen wurden, unerreichbar erscheinen mochten. Und dennoch ist er ein nüchterner Realist gewesen, der stets seine Kräfte wohl erwogen hat und darum vor Fehlschlägen bewahrt geblieben ist. Er hat eben so wenig gerastet, als sich jemals übereilt. Er hat auf dem Gebiete, das er beherrschte, mit einer Selbständigkeit gehandelt, die sich vor jedem Eingriff zu hüten wusste, und hat der Versuchung widerstanden, sich in andere Gebiete einzumischen, in denen er vielleicht auch Tüchtiges, aber nichts Unwidersprechbares geleistet hätte.

Er verstand es nicht allein, gute Gedanken zu fassen, sondern sie auch zu vertheidigen. Er war im Reichstage einer der schlagfertigsten und erfolgreichsten Redner. Er hat jeden Widerstand, der ihm entgegengesetzt wurde, überwunden und hat wahrscheinlich an anderen Stellen manchen Widerstand, der sich nicht öffentlich bemerkbar machen wird, gleichfalls überwunden. Eine starke Dosis Humor kam ihm zu statten. Noch mehr aber entfaltete sich dieser Humor, wo er sich mit der Polemik nicht zu paaren hatte. Seine Tischreden waren berühmt; auf poetische Anreden oder Zuschriften hatte er die Erwiderungsrede sofort bereit.

Zu seiner reichen geistigen Veranlagung gesellte sich eine glückliche Körperbeschaffenheit. Ein schlanker und dabei doch muskulöser Körper, eine tiefbräunliche Gesichtsfarbe, die auf Wetterfestigkeit deutete, liessen ihn als ein Urbild der Gesundheit erscheinen. Er war jeder Anstrengung, namentlich auch auf Reisen, gewachsen. Wie im Vorübergehn nahm er häufig die Revision eines Postamts vor, und seinem scharfen Blicke offenbarten sich sofort alle Schwächen.

Und doch war diese Gesundheit weniger dauerhaft als sie versprach. Es hatte sich eine Zuckerkrankheit eingeschlichen, die dadurch verschlimmert wurde, dass der Kranke sich keine Schonung gönnte. Ende 1896 hatte er sich bei dem Ausschneiden eines Hühnerauges eine unbedeutende Wunde an einer Zehe zugezogen, die, wie dies bei Zuckerkranken häufig vorkommt, nicht wieder verheilen wollte. Vom 28. bis zum 30. Januar 1897 hatte er im Reichstage in anstrengenden Debatten seinen Etat zu vertreten. Am 22. Februar wurde ihm die erkrankte Zehe operirt, und am 3. April folgte die Amputation des rechten Unterschenkels. Der Kranke hatte bis zum letzten Augenblick Amtsgeschäfte erledigt, dabei sich den ärztlichen Anordnungen ohne Widerspruch gefügt und eine heitere, sogar vertrauensvolle Stimmung bewahrt. Am 8. April machte der Brand seinem Leben ein Ende. »Die Welt hat ihn verloren!« sagte Kaiser Wilhelm II. an seinem Sarge.

Schriften. Geschichte der Preussischen Post von ihrem Ursprunge bis zur Gegenwart. Berlin 1859. Leitfaden für schriftliche Arbeiten im Postfache. Berlin 1859. (Genannt: Der kleine Stephan.) Verschiedene Artikel über Postwesen in der dritten Auflage von Rotteck und Welcker's Staatslexikon. Leipzig 1864 fgg. Das Verkehrsleben im Alterthum. (In Raumer's historischem Taschenbuch für 1868. Leipzig.) Das Verkehrsleben im Mittelalter. (In demselben für 1869.) Der Suezkanal und seine Eröffnung. Zwei Artikel. (In Unsere Zeit, Jahrgang 1870.) Die Weltverkehrsstrassen zur

Verbindung des Atlantischen und Stillen Oceans. (Ebenda.) Das heutige Aegypten. Leipzig 1872. Weltpost und Luftschiffahrt. Berlin 1874. Poststammbuch. Berlin 1875. Die Fremdwörter, Vortrag, gehalten im wissenschaftlichen Verein. Berlin 1877. Das Reichspostgebiet. Berlin 1878. (Topographisch-statistisches Handbuch.) Die Post im Reiche der Lüfte. (In: O. Verederius, Das Buch von der Weltpost. Berlin 1885.) Orient 1891. Berlin 1896. Eine sehr grosse Anzahl von kürzeren Aufsätzen und Abhandlungen sind in den verschiedensten Zeitschriften, meist ohne Angabe des Verfassers, erschienen. Auch wird eine Sammlung von lyrischen Gedichten, die nur für Freunde gedruckt ist, und manche ungedruckte Abhandlung erwähnt.

Biographisches. Das werthvollste Material enthält die unter dem Titel »Unter dem Zeichen des Verkehrs« anonym erschienene Schrift, Berlin 1895. Sie ist von zwei Beamten des Reichspostamts abgefasst und zum fünfundzwanzigjährigen Jubiläum der Ernennung St.'s zum Generalpostmeister herausgegeben. Aus ihr haben die zahlreichen Nekrologe geschöpft, die in Zeitschriften erschienen sind. Von ihnen mögen erwähnt sein derjenige von Hennicke in Westermann's Monatsheften, der selbständige Forschungen über die Jugendzeit des Gefeierten enthält und derjenige in der Cosmopolis, von dem Unterstaatssekretär Fischer, dem nächsten Mitarbeiter Stephan's. In Buchform erschien: Heinrich von Stephan, ein Lebensbild von E. Krickeberg. (Dresden und Leipzig 1897.) Eine besondere Seite behandelt: Weise, Stephan als Waidmann. Neudamm 1898. Eine ausführliche Monographie unter Benutzung des brieflichen Nachlasses und der amtlichen Schriftstücke ist dringend erwünscht.

Alexander Meyer.

Einsle, Anton, Buchhändler, * 1848 als Sohn des bedeutenden Portrait- und Historienmalers A. Einsle in Wien, † ebenda am 11. October 1897. — Nach Absolvirung der Ober-Realschule widmete er sich dem Studium der Chemie und besuchte das Wiener Polytechnicum, trat aber auf Wunsch des Vaters 1868 als Beamter bei der Nordbahn ein und war als Stationsassistent zwei Jahre in Brünn angestellt. Nebenher beschäftigte er sich als Violinist eifrig mit Musiktheorie und nahm, nach Wien zurückgekehrt, Unterricht im Contrapunkt. Nach Ausscheidung aus dem Beamtenstande wandte er sich dem Buchhandel zu, den er in dem berühmten Antiquariat von C. Helf in Wien erlernte. 1871 eröffnete er mit L. Lang unter der Firma Lang & Einsle eine Buchhandlung mit Antiquariat in Wien. Er trennte sich jedoch schon im folgenden Jahre von seinem Freunde Lang, um in Dresden eine andere bald emporblühende Buchhandlung zu gründen. Schon 1876 aber zog es ihn in die Heimath zurück, wo er mit Erfolg ein neues Geschäft eröffnete. Besonderes Vertrauen besass Einsle als Auctionator, wie die von ihm veröffentlichten 84 Auctionscataloge beweisen, grossentheils die Bibliotheken bedeutender Bibliophilen und Bibliomanen umfassend. Unermüdlich war er in der Bereicherung seiner Kenntnisse auf den mit dem Buchhandel in Zusammenhang stehenden Gebieten. Besonders eifrig betrieb er das Studium der Kupferstichkunde und der Malerei, und noch als Siebenunddreissiger erlernte er in der k. k. Lehr- und Versuchsanstalt die photographischen Verfahren, auch Lichtdruck- und Heliogravure, sowie Photolithographie. Die den Druck ausgenommen von ihm hergestellte »Biblia pauperum« der Albertina und sein »Holbein's Totentanz« werden als das Vollendetste auf diesem Gebiete gerühmt. Diese und andere seiner photographischen Arbeiten wurden durch neun Medaillen anerkannt. — Ganz bedeutend war E. als Bibliograph, wofür seine »Bibliographie der Incunabel«, sein »Catalogus librorum in Austria pro-

hibitorum« u. a. Arbeiten Zeugniss ablegen. — Gross waren seine Verdienste um die Corporation der Wiener Buch-, Kunst- und Musikalienhändler, sowie des Vereins der österreichisch-ungarischen Buchhändler, deren Secretär er seit 1886 war. Er war ferner Schatzmeister des k. u. k. Oberstmarschall-Amtes des Kaisers und des Wiener Handelsgerichts. Auch als langjähriger Redacteur der Oesterreichisch-Ungarischen Buchhändler-Correspondenz bethätigte er seine vielseitige Arbeitskraft. Schliesslich ist noch hervorzuheben, dass er 1895 und 1896 als fortschrittlicher Candidat für den zweiten Wahlkörper des Bezirkes Innere Stadt in den Gemeinderath gewählt wurde. E. starb nach längerem schweren Leiden im Rudolfinenhause in Döbling bei Wien.

Vergl. Friedrich W. Goldschmidt im Börsenblatt f. d. deutsch. Buchh. 1897. No. 237.

H. Ellissen.

Wasmuth, Ernst, Buchhändler, * am 28. März 1845 in Regenthin bei Woldenberg, Kreis Arnswalde, † 3. October 1897 zu Wiesbaden. — W. erlernte nach dem Besuch der Gymnasien zu Landsberg a. W. und Frankfurt a. O. in der Trautwein'schen Buchhandlung (Martin Bahn) zu Berlin den Buchhandel. Mitte der sechziger Jahre ging er nach Paris und wurde Vertreter des berühmten Hauses Morel, musste aber infolge des Krieges 1870 Frankreich verlassen. Nach Berlin zurückgekehrt, gründete er am 1. Mai 1872 unter der Firma Ernst Wasmuth eine Specialbuchhandlung für Architectur, deren Theilhaber am 1. April 1874 sein am 7. Februar 1894 verstorbener jüngerer Bruder Emil Eduard wurde. Innerhalb der gesteckten Grenzen wurden Verlag, Sortiment und Antiquariat betrieben, auch eine artistische Anstalt errichtet, die Photographie, Lithographie, Steindruckerei, Zinkographie und Autotypie umfasste. Als Verleger entfaltete W. eine ausserordentliche Thätigkeit. Waren die deutschen Künstler bisher fast nur auf französische und englische Quellen angewiesen, so liess er sich angelegen sein, die reichen deutschen Schätze in grossen Tafelwerken zu reproduciren und der gesammten Künstlerwelt zu erschliessen; aber nicht das allein, er rüstete Expeditionen von Gelehrten und Photographen nach Spanien und England, nach Italien und Dänemark aus zur Sammlung von Material für seine reichhaltigen Werke, die den Bedürfnissen der Architecten, Bildhauer und Maler entgegenkamen. Ausserdem liess er nicht nur ganz Deutschland und Oesterreich, sondern die ganze Culturwelt bereisen, um seinem Verlage und seinem Hause die weitesten Absatzgebiete, der deutschen Kunst aber immer mehr Geltung zu verschaffen. Schon 1885 konnte er sein eigenes Haus in der Markgrafenstrasse 35 beziehen. Sein 25jähriges Geschäftsjubiläum am 1. Mai 1897 sollte er leider nicht lange überleben. Für seine schon damals angegriffene Gesundheit gewährte auch eine Kur in Wiesbaden keine Genesung.

Vergl. Börsenbl. f. d. deutsch. Buchhandel. 1897. No. 260.

H. Ellissen.

Klinkhardt, Bruno, Buchhändler, war der zweite Sohn des Verlagsbuchhändlers Friedrich Julius Klinkhardt, * am 24. August 1843 in Leipzig, † am 17. November 1897 ebenda. — 1857—61 erlernte er bei E. Polz in Leipzig die Buchdruckerkunst und war dann kurze Zeit in der kgl. Hofbuchdruckerei von C. C. Meinhold & Söhne in Dresden beschäftigt. Ende 1861 übernahm er die Leitung der von seinem Vater erworbenen früheren Umlauf & Lüder-schen Buch- und Notendruckerei, während sein älterer Bruder Robert schon

früher in das bereits 1834 gegründete väterliche Geschäft eingetreten war. 1870 wurden beide Brüder Theilhaber, 1881, nach dem Tode des Vaters, Alleinbesitzer des immer mehr emporblühenden Geschäfts. Hatte dieses sich schon früh durch einen bedeutenden pädagogischen Verlag ausgezeichnet, so liess Bruno Klinkhardt, der bis zu seinem Tode die technische Abtheilung des Hauses leitete, die Erweiterung der Buchdruckerei und die Errichtung zahlreicher anderer Zweige, wie Lithographie und Lichtdruckerei, Schriftgiesserei, Graviranstalt, Stereotypie, Galvanoplastische Anstalt, Messinglinienfabrik, Xylographische Anstalt, Buchbinderei u. s. w. sich angelegen sein. Wie manche Seite der von ihm ausgegebenen grossen Schriftprobenverzeichnisse beweist, trug die Schriftgiesserei nicht wenig zur Hebung des typographischen Geschmackes bei. Neben seiner vielseitigen Thätigkeit im eigenen Geschäft machte er sich besonders auch verdient um Hebung der socialen und gewerblichen Verhältnisse im Buchdruckerwesen. Viele im Laufe der Jahre bekleidete Ehrenposten hatte er seinen bedeutenden Fachkenntnissen und dem Vertrauen seiner Berufsgenossen zu danken. Er war lange Jahre Vorsitzender der Genossenschaft der Schriftgiesser-Invaliden- und Wittwenkasse, Vorstandsmitglied und Kassirer der Innung Leipziger Buchdruckereibesitzer, Vorsitzender des Deutschen Buchdruckervereins und des Kreises VII (Sachsen) dieser Genossenschaft. Seine Verdienste, die er in diesen Stellungen sich erwarb (u. a. auch um das Zustandekommen eines mit den Gehilfen vereinbarten Lohntarifs) sind vielseitiger Art. Sie wurden beim 25jährigen Jubiläum des Deutschen Buchdruckervereins u. a. durch Ernennung zum k. sächs. Commerzienrath, Verleihung des k. preuss. Adlerordens, vor allem aber bei Aufgabe seines Ehrenamtes 1897 vom Deutschen Buchdruckerverein durch Stiftung einer vom Bildhauer Sturm angefertigten prächtigen silbernen Gedenktafel anerkannt. Durch Krankheit sah er in den letzten Jahren zur Einschränkung seiner Thätigkeit sich gezwungen. Durch ein Vermächtniss von 40000 M. erhöhte er das Kapital der zum Besten des Hauses Klinkhardt errichteten Hauskasse auf 150000 M.

Vergl. »Den Manen Bruno Klinkhardt's. Erweiterter Sonderabzug aus der Zeitschrift für Deutschlands Buchdrucker« (8. 20 S. mit Lichtdruck-Porträt). Druck von Drugulin in Leipzig (1897), sowie Börsenbl. f. d. deutsch. Buchhandel. 1897. No. 71. 136. 270 u. 1898. No. 17).

H. Ellissen.

Hoefler, Constantin von, * am 26. März 1811 zu Memmingen, † am 30. Dezember 1897 zu Prag, der hochverdiente Neubegründer deutscher Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung in Böhmen, der Nestor und einer der verdientesten österreichischen Historiker überhaupt. Mannigfacher Schicksalswechsel, aber auch verdienstvolle Arbeit und vielfacher Erfolg ward ihm in seinem langen Leben zu Theil. Durch tüchtige Bemühung und unablässige Selbstzucht, unterstützt von Natur durch einen feinen Verstand, tiefes Empfinden, aber auch durch reiche körperliche Gaben, eine feste Gesundheit und das männlich-schöne Aeussere, ist es ihm vergönnt worden, über manche Entwickelungsstufen und schwierige Lebenslagen hinauf zur Höhe eines weithin geschätzten Gelehrten und hochverdienten Lehrers, zur Umsicht und Erfahrung des Staatsmannes, zur sicheren harmonischen Lebensführung des Weisen emporzusteigen. War der Grundzug seines Wesens unbegrenzte Güte, so dass er nicht zuletzt auch dort zu helfen versuchte, wo Förderung unmöglich oder nicht mehr am Platze war, so blieb er um so sicherer der stets

besorgte Berather und Gönner seiner Schüler, der treueste verlässlichste Freund, dabei bei aller Antheilnahme und allem Verdienste auch dem Jüngeren gegenüber ängstlich bemüht, das Individuelle zu respectiren, Lehrer im besten Sinne, stets bestrebt, das Muster feiner Sitte und gerechter Denkungsart zu sein, nicht blos zu heissen.

H. ward als Sohn des Gerichtspräsidenten geboren. Ungewöhnliche Begabung, namentlich ein sicheres Gedächtniss und reiches Sprachtalent, aber auch unbegrenzter Lerneifer und das lebhafteste Interesse für alles Wissenswerthe liessen ihn in früher Jugend für die Gelehrtenlaufbahn berufen erscheinen. In der That widmete er sich nach Absolvirung der Gymnasialstudien (zu Landshut a. d. Isar) den juristischen und sprachlich-historischen Fächern in München und Göttingen, und fand namentlich an ersterer Universität, wo Görres, Thiersch, Döllinger und Schelling wirkten, vielfach reiche Anregung, wobei, wie natürlich nach seiner ganzen Naturanlage und Denkweise, der Einfluss von Schelling voranstand. Aber noch mächtiger, als Worte und Schriften der akademischen Lehrer waren die Führung durch einen feinsinnigen, hochgebildeten, wahrhaft liberal denkenden Vater und rastlose Selbstthätigkeit, die sich zunächst im Lesen, ja Verschlingen der Historiker, Philosophen und Dichter des klassischen Alterthums und Mittelalters und aller besseren erreichbaren neueren Geschichtswerke kundthat. Im Jahre 1831 promovirte H. mit der Dissertation: »Ueber die Anfänge der griechischen Geschichte«. Auch jetzt wurden die Studien mit dem früheren Eifer fortgesetzt. Im Jahre 1834 erhielt H. ein Stipendium zum Besuche Italiens, das dann nochmals erneuert wurde. So vermochte er, im glücklichen Genusse aller Mittel, um die Anregungen des klassischen Landes ganz und voll auf sich wirken zu lassen, seine literarische und weltmännische Ausbildung zu vollenden.

Der Tod des Vaters zwang H. nach der Rückkehr von dem ultramontanen Ministerium Abel die Stelle eines Redakteurs der »Münchener amtlichen Zeitung« anzunehmen. Doch blieb ihm wenigstens die Musse zur Fortsetzung seiner wissenschaftlichen Arbeiten, so dass 1838 seine Aufnahme als Privatdocent in die philosophische Fakultät der Universität München erfolgen konnte. Eine Reihe rasch aufeinander folgender Schriften, in denen allen sich der Einfluss von Görres und Schelling unverkennbar aussprach, verschafften H. bereits 1839 die Ernennung zum ausserordentlichen, 1841 zum ordentlichen Professor der Geschichte in München, nachdem er der journalistischen Thätigkeit schon früher wieder entsagt hatte. Obwohl energischer Widerspruch namentlich gegen das Lehrbuch der allgemeinen Geschichte (Mittelalter, Bearbeitung des Breyer'schen Lehrbuches) und »Kaiser Friedrich II« nicht ausblieb, so gewann der junge rastlos thätige Gelehrte doch stetig an Boden. Die Münchener Akademie gewährte ihm die Mitgliedschaft. Als Lehrer erschloss sich ihm eine lohnende Thätigkeit, der er mit Begeisterung oblag. Er hatte sich durch seine Vermählung mit der ihm durchaus geistesverwandten Isabella Hofmann einen häuslichen Herd geschaffen, dem das schönste Familienglück nicht fehlte, als die Ungnade König Ludwig's, zufolge der Affaire Lola Montez, neben den anderen Professoren seiner Richtung (Döllinger, Phillips, Lasaulx) auch H. traf: am 26. März 1847 erhielt er seine Pensionirung. Erst nach fünf Jahren, die er in eifrigster wissenschaftlicher Thätigkeit am Kreisarchiv zu Bamberg zubrachte — die Quellensammlung zur fränkischen Geschichte, die fränkischen und böhmischen Studien und zahlreiche Aufsätze und Vorträge entstammen jener Zeit — ward er der akademischen Thätigkeit zurückgegeben durch seine

Berufung als Professor der Geschichte an die Universität Prag. Gleich den anderen damals aus Deutschland berufenen Professoren fand H. in Oesterreich ein weites, schwieriges aber fruchtbares Arbeitsfeld. Er hat seine ganze reiche Kraft daran gesetzt, um es zu bestellen. Er hat seine Ziele stets höher gestellt und ist mit ihnen selbst emporgewachsen. In steter wissenschaftlicher Arbeit, die der Wiedererweckung historischer Studien namentlich unter den Deutschen in Böhmen galt, als trefflicher Lehrer, dem das Wohl seiner Hörerschaft stets am Herzen lag, als gesinnungsfester Parteimann hat er sich um Volk und Vaterland, um Wissenschaft und Deutschthum in Oesterreich das reichste Verdienst erworben.

H.'s zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten hier im besondern anzuführen, ist ebenso unmöglich, als die Fülle äusserer Ehren und Auszeichnungen, die ihm zu Theil wurde, aufzuzählen wohl überflüssig. Beides wird an bequemeren Orten zu geschehen haben. Bemerkt sei aber doch die Herausgabe der Scriptores rerum Hussiticarum, 3 Bände, 1856—1866, und seine erfolgreiche Thätigkeit für die Aufhellung der kirchlich-reformatorischen Bestrebungen innerhalb der romanischen Völker während der späteren Jahrhunderte des Mittelalters der Geschichte der ersten Habsburger auf dem spanischen Throne und ihrer Familie. In der Einleitung zu ersterer Publikation und den damit in Verbindung stehenden Arbeiten H.'s trat der Gegensatz zu der seit Palacky's Darstellung des Hussitenkrieges zu so scharfer Ausprägung gelangten Auffassung dieser Dinge auf czechisch-nationaler Seite scharf hervor. Die Stellung H.'s im Landtage, wo er natürlich entschieden für die Rechte und Forderungen der Deutschen eintrat, verschärfte die Differenzen in hohem Grade. So ward H. auch ein gehöriges Maass von Streit und Unannehmlichkeit zu Theil, zumal dann die Deutschen sich den unter ihren Verhältnissen gefährlichen Luxus gestatteten, sich nach politischen Gesichtspunkten zu spalten. H. vertrat dabei die katholisch-conservativere Richtung, während die Mehrheit der Volksgenossen in radicalere Bahnen einlenkte. Dem wahren Liberalismus ist dabei H. niemals untreu geworden, wie sein Verhalten im österreichischen Herrenhause, in das er 1873 berufen worden war, und seine Schriften hinlänglich erweisen.

H. blieb bis in das höchste Alter im Besitze seiner Arbeitskraft und Schaffensfreudigkeit. Seit das Alter ihn lähmte und er in seinen Schülern und in dem von ihm gegründeten »Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen«, in erwünschtem Maasse Mitarbeiter auf dem Gebiete der deutschen Geschichtsforschung und Geschichtschreibung in Böhmen gefunden hatte, da unterliess er es nicht, Volk und Vaterland auf dem Gebiete der historischen Poesie zu dienen: in einer Reihe formvollendeter und gedankenreicher Dramen suchte er die historischen Gestalten, deren Wesen und Wirken ihm sympathisch war oder Anderen ein warnendes Exempel sein konnte, poetisch zu verkörpern und den reichen Schatz von Lebensweisheit und Wissen, den er gesammelt, in Epigrammen und Sinngedichten zu verkünden. Zu Neujahr 1897 traf H. ein Schlaganfall, der ihm die rechte Seite lähmte. Doch widerstand der starke Körper auch jetzt noch hartnäckig dem Uebel. Erst am 30. Dezember 1897 ging H. sanft aus dem Leben.

Ad. Bachmann.

Herbig, Max, Buchhändler, einer hochangesehenen alten Buchhändlerfamilie entstammend, * am 15. April 1844 in Berlin, † am 2. November ebenda.

— Nach Absolvirung des Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums erlernte er 1861 bis 1864 bei Eduard Müller in Bremen den Buchhandel, war dann thätig bei Eduard Trewendt in Breslau und in der Hirt'schen Sortimentsbuchhandlung daselbst. Am 1. Januar 1869 ging die von Dr. Justus Albert Wohlgemuth 1839 gegründete Verlagsbuchhandlung in Berlin durch Kauf in seinen Besitz über. Den vorwiegend pädagogischen Verlag weiter ausbauend und den Bestrebungen anderer hochverdienter pädagogischer Verleger sich an die Seite stellend, führte er das Geschäft unter der Firma J. A. Wohlgemuth's Verlagsbuchhandlung bis zu seinem nach leider langem und schwerem Leiden erfolgten Tode fort.

Handschriftl. Notizen. -- Börsenbl. f. d. deutsch. Buchh. 1897. No. 259.

H. Ellissen.

Klasing, August, Buchhändler, * am 8. October 1809 in Bielefeld, † am 5. August 1897 ebenda, Sohn einer wohlhabenden Handwerkerfamilie, erlernte nach gediegener Erziehung bei Wilhelm Starke in Chemnitz den Buchhandel, bekleidete dann Gehilfenstellungen bei Johann Ambrosius Barth in Leipzig, bei C. G. Kunze in Mainz und A. Marcus in Bonn. Am 12. August 1835 trat er in das seit zwei Jahren bestehende Geschäft seines Freundes August Velhagen in Bielefeld als Gesellschafter ein. Die Firma Velhagen & Klasing beschränkte sich anfänglich nur auf Sortiment, gründete bald aber auch einen durch bedeutende Unternehmungen sich auszeichnenden Verlag und eine Druckerei. Zu den ersten hervorragenden Artikeln gehörten u. a. das Musée français, dem sich später das Théâtre français, die Prosateurs français u. a. anschlossen, eine Polyglottenbibel und Lange's Theologisch-homiletisches Bibelwerk. Mit der Gründung der illustrirten Zeitschrift »Daheim«, 1864, begann ein neuer Aufschwung des Hauses. Diesem Blatte widmete K. stets mit Vorliebe seine Aufmerksamkeit und wurde viele Jahre hindurch nicht müde, durch kritische Urtheile jeder Nummer der Redaction fördernd zur Seite zu stehen. Die »Daheim-Expedition« hatte ihren Hauptsitz in Leipzig, wie der Verlag überhaupt dort bald selbständig vertreten war. 1873 wurde das Geschäft durch Errichtung einer Geographischen Anstalt in Leipzig unter Leitung des berühmten Kartographen Dr. Richard Andrée erweitert. Vielen wichtigen Verlagsartikeln, besonders auch einem ausgezeichneten Schulbücherverlag, dem 1882 der Verlag von Stubenrauch in Berlin einverleibt war, wurde nach und nach auch ein höchst gediegener Jugendschriften-Verlag beigefügt. Bis in sein hohes Alter war K. die Seele des weitverzweigten Geschäftes, kühn überwand er mannichfach sich darbietende Schwierigkeiten und trug wesentlich zu den später errungenen bedeutenden Erfolgen bei. Bis in seine letzten Tage körperlich und geistig frisch und an der Spitze seines angesehenen Hauses thätig, beschloss er sein arbeits- und erfolgreiches Leben.

Vergl. Börsenblatt f. d. deutsch. Buchh. 1897. No. 181 und Daheim 1898. No. 5 (Nekrolog von Robert König mit Porträt).

H. Ellissen.

Mohr, Karl, Buchhändler, * am 3. Juni 1817 als Sohn des berühmten Buchhändlers J. C. B. Mohr in Heidelberg, † am 23. November 1897 ebenda. — M. war mit seinem älteren 1890 verstorbenen Bruder Ernst Mohr 1856 bis 1877 Mitinhaber und Mitleiter des bedeutenden Verlagsgeschäftes J. C. B. Mohr. Nach dem Verkauf des Geschäftes an Paul Siebeck widmete er sich

vorwiegend städtischen Interessen, und hat in seinem Ehrenamt als Stadtrath wesentlich zur Entwickelung Heidelbergs beigetragen. An seinem achtzigsten Geburtstage wurden ihm viele Ehrungen zu theil, leider aber sollte er ihn nur um wenige Monate überleben.

Vergl. Börsenblatt f. d. deutschen Buchh. 1897. No. 131 u. 274.

H. Ellissen.

Palme, Augustin, Historienmaler, * am 21. November 1808 zu Rochlitz in Böhmen, † am 18. October 1897. — Als der Sohn armer aber kinderreicher Landleute, hatte P. eine harte Jugend und musste frühzeitig im Haushalt für eine so zahlreiche Familie mitarbeiten und schaffen. Trotz seiner frühzeitig hervorbrechenden Vorliebe zu künstlerischem Schaffen kostete es doch viele Mühe, bis es ihm gelang, bei einem Porzellanmaler zu Gebhardsdorf (Schlesien) unterzukommen. Nach vierjähriger Lehrzeit zog der strebsame Jüngling 1824 als Porzellanmaler-Gehülfe in die Fremde, fand zu Ronneburg im Altenburgischen Arbeit und weitere Förderung. Mit den in Koburg gemachten wenigen Ersparnissen wagte er sich auf die Akademie nach Dresden; alsbald wieder mittellos übernahm er die artistische Leitung der Schmidt'schen Porzellanmal-Anstalt zu Koburg, von wo der Uebergang nach der Münchener Akademie und durch den wackeren Maler Gustav Jäger die Aufnahme bei Julius Schnorr von Carolsfeld erfolgte. Unter Schnorr's Leitung componirte P. eine »Hochzeit des Isaak mit Rebekka«, welche schon 1832 in den Kunstverein kam; mit einigen Portraits, einer »Ehebrecherin vor Christus« und verschiedenen akademischen Versuchen fand P. wohl freundliche Anerkennung, aber geringen Lohn, so dass er wieder in seine frühere Stellung nach Koburg zurückkehrte, wo er jedoch durch seine Geschicklichkeit im Bildnissmalen und seinen unermüdlichen Fleiss hinreichend erwarb, um im Herbst 1835 die Fahrt nach dem vielersehnten Italien mit dem Landschaftsmaler Max Haushofer, dem Bildhauer Widnmann und seinem Freunde Gustav Jäger wagen zu können. In Rom vollendete P. eine »Findung Mosis«; auch sammelte er eine Menge von landschaftlichen Studien und figürlichen Skizzen. Als Flüchtlinge vor der damals Italien durchziehenden Cholera wanderten P., Friedrich Dürck und Gustav Jäger 1836 in das Sabiner-Gebirge, nach Praeneste, Olevano und Civitella, dann nach Neapel, Amalfi, Sorrent und dem lieblichen Capri, wo sie in einer vierwöchentlichen Idylle an den schönen Capri-Mädchen gelehrige Tänzerinnen fanden und im fröhlichsten Jugendmuthe alle Sorgen verträumten, während am Fusse des Vesuv die Todtenglocken Tag und Nacht heulten. Endlich trennten sich die Genossen und P. eilte 1837 über Manfredonia und von da mit einem griechischen Trabaculo nach Triest und dann nach München zurück, um seinem hochverehrten Meister Schnorr sowohl bei den Cartons zu dem Bildercyclus aus dem Leben Karls des Grossen und deren Ausführung (vgl. Kunstblatt 1841. S. 239), wie auch an den Bildern des sog. Barbarossa-Saales in der kgl. Residenz wacker beizustehen. Doch ergab sich immerdar noch Zeit, um neben diesen in enkaustischer Technik ausgeführten Wandgemälden eigene Oelbilder, Herren- und Damenbildnisse, auch eine »Vermählung der hl. Katharina« (vgl. N. 67. Kunstblatt. Stuttgart 1839. S. 266) und eine »Taufe der Clorinde« (1843) zu vollenden. Auch entstand ein »Englischer Gruss« für die Kirche zu Kronstadt, ein »hl. Marcus« für Graf Harrach in Wien (1844); Herr von Veith, der grosse Kunstfreund, welcher eine böhmische Walhalla plante, bestellte eine historische Scene aus

dem Leben des hl. Adalbert (1846). Auch fertigte P. viele Altarbilder für Linz, Böhmenkirch (im Württemberger Donaukreise), Saalfelden (bei Salzburg) und das Prämonstratenser-Stift Schlägel in Oberösterreich, wozu der Maler 1860 eine eigene Studienreise nach Venedig unternahm (Kunstblatt. 1848. No. 35). — Mit Echter, Muhr und Nilson betheiligte sich P., die das neuere Münchener Kunstleben darstellenden und häufig auch ironisirenden Compositionen W. von Kaulbach's an den Aussenwänden der Neuen Pinakothek zu freskotiren. Wind und Wetter haben seither denselben arg zugesetzt und den grössten Theil davon vernichtet. Eine selbständige, dankenswerthe und brillante Arbeit erwuchs für P. durch den Auftrag, die berühmte Wallfahrtskirche zu Vierzehnheiligen, dieses fränkische Loretto, mit Fresken auszuschmücken, eine colossale Leistung, welche P. unter Beihülfe des gewandten Max Bentele († am 9. März 1893) glücklich vollführte. Auch für die Historische Gallerie des Bayerischen National-Museums erhielt P. vier Fresken mit unmalerischen Stoffen 1868 bestellt, deren künstlerische Bewältigung der gewandte Mann möglichst versuchte. Das umfangreiche Programm dazu hatte General von Spruner († am 24. August 1892) unmittelbar im Auftrage König Maximilian II. ausgearbeitet; davon trafen auf Palme, »wie Kurfürst Johann Wilhelm Düsseldorf verschönert und daselbst die berühmte Gemäldegallerie begründet«; »Philipp Wilhelm von Pfalz-Neuburg erwirbt Jülich, Berg und Ravenstein und hält zu Düsseldorf 1666 seinen feierlichen Einzug«; »Karl Theodor beschliesst 1789 die Anlage des sog. Englischen Gartens durch Rumford« und »erhebt Mannheim zum Hauptsitz der Kunstbildung«. Der königliche Mäcen und sein in historischen Fragen immer rathbereiter General hegten gewiss ebenso grosse Pietät für die Geschichte, wie für die Kunst, machten es aber den Künstlern fürchterlich schwer, solche der malerischen Behandlung fast unüberwindliche Schwierigkeiten bietende Vorwürfe wie die ganze Fülle von Klosterstiftungen, Grundsteinlegungen und Staatsactionen u. dgl. zu lösen. Nach Vollendung dieser Aufträge, wo P. noch dazu mit jüngeren, frischen Kräften in Concurrenz trat, legte er rechtzeitig Pinsel und Palette nieder und erfreute sich einer mehr als behäbigen, stolzen Unabhängigkeit. Durch seinen Fleiss und eine glückliche Heirath (1841) frühzeitig in behaglichen Verhältnissen — sein Sohn Bonifaz Ludwig war 1850 der erste Täufling in der Basilica, wobei König Ludwig I. die Stelle eines Pathen übernahm — erwarb P. zwei Häuser in reizender Lage nächst dem Botanischen Garten, welche in der Folge die Generaldirection der kgl. bayer. Eisenbahnen benöthigte und ankaufte. Beim Auszug aus dem eigenen, liebgewonnenen Heim übergab P. seinen ganzen artistischen Besitz, alle eigenen Zeichnungen, Cartons und Bilder, kurz alle seine Sammlungen, das gesammte Maler- und Ateliergeräthe, in eine Auction (November 1888) und behielt nur die Skizzenbücher und einige seiner Lieblingsarbeiten. Hatte er lange schon den Verkehr mit gleichstrebenden Künstlern auf das Aeusserste beschränkt, so lebte P. seit dem 1879 erfolgten Tode seiner Frau, von seinen Töchtern gepflegt, in schroffer Zurückgezogenheit, in skeptischer Beschaulichkeit, eingesponnen in seine Erinnerungen. Trotz der reichsten Musse dazu schrieb er seine Erlebnisse niemals nieder, obwohl er als Zeuge und Mitarbeiter der glänzendsten Aera vollauf Wissen und Berechtigung hatte. Was P. einmal erfasste, führte er mit ehrgeiziger Ausdauer zu Ende, wenn auch seine Empfindung oder Ueberzeugung nicht bei der Sache war; so ergab sich in seinen Arbeiten eine gewisse Ungleichheit von wahrem Schönheitsgefühl und con-

ventioneller Manier; er strebte und tastete, auch als Colorist, einen neuen Weg zu finden, doch ohne denselben mit seinen Mitteln zu erreichen. P. starb nach kurzem, schwerem Leiden.

Vergl. Abendblatt 292 »Allgemeine Zeitung« vom 21. October 1897. No. 241 »Augsburger Postzeitung« vom 23. October 1897. Reber, Gesch. der neueren Kunst. 1884. II. 54 u. 73. Wurzbach, Biogr. Lexicon XXI. 245.

Hyac. Holland.

Weigand, Konrad, Historienmaler, * am 12. December 1842 zu Nürnberg, † am 3. December 1897 zu München. — W. erheiterte schon in seinen Kinderjahren den Kreis seiner Spielgefährten durch froheste Laune und allerlei Kunstfertigkeiten; er besuchte, nach guter Vorbildung, in den Abendstunden die Kunstgewerbeschule, tagsüber den Unterhalt mit Lithographiren sich erwerbend, bis er später durch eine Hülfe aus der Schillerstiftung die Schule den ganzen Tag besuchen konnte. Einen Sommer lang weilte er auf der Burg Hohenzollern, vielbeschäftigt mit Wandmalereien in den dortigen Prunkräumen. Frühzeitig bethätigte er sich durch eigene Compositionen, Kirchenbilder und Copiren von Gemälden, wozu das Vorbild des universellen Director August von Kreling den feurigen Jüngling in erfreulichster Weise förderte. Es dauerte indessen ziemlich lange, bis sein Lieblingswunsch nach weiterer Bildung in München sich verwirklichte. Hier als Schüler bei Prof. Wilhelm von Diez erhielt W. bei einer Academie-Concurrenz für eine Scene aus Shakespeare's »Julius Cäsar« den ersten Preis. Hierauf folgte als sorgfältig durchgeführtes Oelbild ein »Religionsgespräch« zwischen Ulrich von Hutten, Franz von Sickingen und Martin Bucer, ein möglichst ungünstiger Stoff, welchen W. durch Lebendigkeit, Costümtreue und Kolorit anziehend löste, so dass Frhr. von Reischach zu Stuttgart das originelle Gemälde erwarb. Dadurch ermuthigt wagte sich der Künstler mit gleichem Glück an ein grösseres, figurenreiches Thema, den »Einzug Luthers in Worms«, dessen Hauptwirkung der Maler nur durch einige gar zu genremässige Züge, die mit der Geschichte nichts zu thun haben, abschwächte; doch erregte das Bild 1879 auf der Münchener Kunstausstellung die wohlverdiente Theilnahme und Aufmerksamkeit. Auch lieferte W. die Vignetten zu Franz Trautmann's »Herzog Christoph«, einem culturhistorischen Roman, welcher 1880 in dritter endlich illustrirter Auflage erschien. Als ein edelmüthiger Mäcen, Frhr. von Biehl aus Mecklenburg-Schwerin, der Münchener Akademie eine sehr erhebliche Summe übermittelte, damit in oder an einem beliebigen Privathause der Stadt ein Freskobild ausgeführt werden sollte, ging W. aus der Concurrenz siegreich hervor. Das die »Hochzeit Albrecht Dürer's zu Nürnberg« vorstellende, vielleicht nur zu figurenreiche und den Einfluss der Piloty-Schule allzu prunkhaft verkündende Project kam in der Vorhalle von August Humplmayr's Kunsthandlung in der Briennerstrasse zur gediegenen Ausführung. Seine unermüdlich gestaltende Phantasie bewährte W. im Wetteifer mit Wilhelm Schade in den Illustrationen zu W. Hauff's »Lichtenstein«, auch mit allerlei kunstgewerblichen Zeichnungen z. B. mit dem Entwurf zu einer prächtigen Fahne für den Männergesangverein »Neu-Bavaria« und die Schützengesellschaft »Freundschaft« u. s. w. Unterdessen machte sich W. abermals an einen grossen historischen Stoff, darstellend wie der heute noch im Volkslied besungene »Raubritter Hans Schüttensamen mit seinen Spiessgesellen 1465 gefangen in Nürnberg eingebracht« wird, eine sehr achtunggebietende Leistung, welche W. im Auftrage des »Vereins für Historische Kunst« als

grosses Oelbild zur Ausführung brachte. Unermüdet schuf W., immer, selbst bei kleineren Aufträgen, mit derselben Treue und Tüchtigkeit seine beste Kraft einsetzend, wir erinnern nur an die Illustrationen zu einer »Räubergeschichte« von Würthmann (im »Buch der Jugend«, Stuttgart 1892), an die köstliche Adresse der städtischen Collegien für den General-Intendanten Frhrn. von Perfall (1893), an einen Carton für die Glasmalerei-Anstalt Gustav von Treek's »Luther im Kreise seiner Familie«. In der Kunstausstellung 1897 war W. noch mit einem Genrestück vertreten (»Ein Trinker und sein Lieb in einer Thurmstube«). Der treffliche Künstler starb nach längerer Krankheit, jedoch schnell und unerwartet. Seine treuen Schwestern verbrachten die Leiche zur Bestattung nach Nürnberg.

Vergl. Abendblatt 338 »Allgemeine Zeitung« vom 7. December 1897. Kunstvereinsbericht für 1897. S. 77. »Kunst für Alle« 15. Januar 1898. S. 126.

Hyac. Holland.

Wenban, Longly Sion, Landschafter, * am 9. März 1848 in Cincinnati-Ohio, † am 19. April 1897 zu München. — W. war ein höchst eigenartiger Künstler, welcher zeitlebens mit grosser Sorgfalt sich von der Oeffentlichkeit möglichst ferne hielt, so dass erst mit seinem Tode der Name in die Welt trat. Der Sohn eines Wagen-Fabrikanten, studirte und zeichnete W. an der Academie zu New-York bei Professor Wilmorth, welcher dem jungen Künstler den Rath ertheilte, sich in München weiter zu bilden. Hier erschien W. 1879 und besuchte kurze Zeit die Malschule des Prof. Gabriel Hackl an der Akademie, fand auch bei Frank Doubek fördernde Anregung, oblag dann aber seit 1880 erst zu Schleissheim, Planegg und anderen umliegenden kleineren Ortschaften seinen durchaus autodidaktischen Kunstbestrebungen, wobei er sorgfältig jede fremde Einwirkung und Beihülfe vermied, um sich in Technik und Auffassung durch kein Vorbild auf seinem eigenen Wege beirren zu lassen. So quälte er sich mit rastlosem Aufwand von Zeit und Mühe, um Erfolge zu erringen, welche jedem Anderen im fördernden Wetteifer gleichsam von selbst zufallen. Ausser der Oelmalerei und dem Kohlenzeichnen warf er sich ebenso standhaft auf die eigenmächtig erworbene Radirung. Immer unzufrieden mit seinen schwererrungenen Resultaten schliff er die Platten wieder ab; dessen ungeachtet fanden sich doch in seinem Nachlasse an dreihundert derselben, darunter viele von ausserordentlich feiner Stimmung, breiter Wirkung und subtiler Ausführung. Seit 1883 mit einer Tochter des kgl. Bauamtmanns von Langenmantel verheirathet, wählte W. zu seinem ständigen Wohnsitz München, von wo aus er auf fortgesetzten Ausflügen immer neue Studien zu Bildern sammelte. Trotz des massenhaft anwachsenden Stoffes konnte er sich doch nicht entschliessen, dieselben in die Oeffentlichkeit zu bringen oder sich derselben zu entäussern. Erst bei seinem nach langem, schwerem Leiden erfolgten Ableben kam es zu einer Ausstellung dieser einen ganzen Saal des Kunstvereins füllenden Arbeiten; sie erwarben dem Geschiedenen die längst verdiente ehrenvolle Anerkennung seines redlichen Strebens und tüchtigen Könnens. Auch auf der VII. Internationalen Kunstausstellung zu München erschienen vier vollendete Oelbilder: eine »Baumgruppe mit Bauernhaus«, ein »Freier Platz bei Regenwetter«, ein »Bauernhaus« und abermals eine »Regenstimmung«; eine Kohlenzeichnung »Bei Schleissheim«, zwei Landschaften in Pastell, ein »Motiv bei Schleissheim« und ein »Herbstabend«, worüber Dr. Gustav Keyssner (in No. 296 der »Neue-

sten Nachrichten« vom 1. Juli 1897) also berichtete: »Nicht ohne Wehmuth kann man diese Landschaften betrachten, Bilder von einer stillen, feinen Vornehmheit, die gerade durch ihre Zurückhaltung den aufmerksamen Blick auf sich zieht. Es bedarf keiner Worte zum Lobe dieser Arbeiten, die in so ruhiger, sachgemässer Technik solch' intim beobachtete und empfundene Naturstimmungen wiedergeben. Alle sind Zeugnisse einer reinen, edlen Persönlichkeit, deren Vorzüge man sich lieber und vielleicht sogar richtiger in denkbarer Sympathie, als durch zergliedernde Analyse bewusst macht. Dass gerade für solche Menschen und Künstler an der Tafel des Glückes kein Platz zu finden ist, gehört zu jenen Documenten für die »gebrechliche Einrichtung der Welt«, die nur um so tragischer sind, weil ihnen alles laute Pathos fehlt.« Aehnlich äusserte sich Jos. Popp (in No. 335 des »Bayer. Kurier« vom 4. December 1897): »So still und innerlich, wie diese Zeichnungen und Gemälde, war Wenban selber. Man muss sich in diese scheinbar anspruchslosen Blätter hineindenken und empfinden, wenn man sie geniessen will. Die Zeichnungen haben eine ganz hervorragende Wärme, die sich aus einer originellen Technik entwickelt. Und obwohl ganz einfache Naturausschnitte, wie knorrige Baumriesen und Baumgruppen, Alleen und Walddurchsichten überwiegen, liegt doch ein mächtiger Stimmungsgehalt in ihnen. Die Farbe beherrscht W. in feiner und poetischer Weise. Eigenartig weiche Töne stehen ihm zu Gebote, wenn er das Träumerische und Einsame verborgener Waldwiesen und Hänge schildert, wie ein süsses Adagio empfinden sich manche seiner Dämmerungsstücke. Besonders gelingt W. das Elegische — es ist, als ob sich die eigene Seele in diesen zarten Farbennuancen auflösen wollte, um in einzelnen Zügen das zu finden, was im ganzen ihm versagt schien: lebensfreudige, temperamentvolle Hingabe an das Fröhliche und Bewegte. Als ein besonderer Vorzug all' dieser geschickten, interessanten und vielfach sehr intimen Werke muss noch hervorgehoben werden, dass sie, obwohl grossentheils Skizzen, dennoch als etwas Fertiges wirken.« Dr. Karl Voll (in No. 331 »Allgemeine Zeitung« vom 30. November 1897) schildert W.'s Schöpfungen, wobei er seine Bilder noch über die Radirungen stellt: »Meistens sind es Studien aus den bayerischen Voralpen: kleine Gebirgsseen, die lieben Schlierseer Berge, sowohl bei heiterem Wetter als verdeckt von tief herabhängenden Wolken, trauliche Gebirgsthäler, aus denen der kokette grüne Kirchthurm eines fernen Dorfes neckisch zu uns herüberschaut, einfache Halden und bescheidene Gärten. Vieles ist mit einer entzückenden Frische geschildert, besonders auf den Stücken, wo er sein reizendes, von silbernem Duft übergossenes Grün zur Darstellung eines kleinen Naturausschnittes verwendet; weniger gelungen, beziehungsweise total misslungen sind die allerdings nicht zahlreichen Studien, wo den Künstler der Ehrgeiz getrieben zu haben scheint, es auch einmal mit tiefen, kräftigen, fetten Farben zu versuchen. Da verliess er stets das, was ausser der lichten Frische der Empfindung seinen Arbeiten den Werth verleiht: die unmittelbare, deutliche Anschaulichkeit. Er steht dann nicht mehr auf festem Boden und liefert nichts Positives.« Gelegentlich einer Ausstellung von W.'s Blättern im Münchener »Verein für Original-Radirung« (welcher dann auch mehrere Platten im VI. Jahrgang seiner Publicationen zum Abdruck brachte, darunter zwei kleine Landschaften und eine Ansicht der neuen »Isarbrücke« in München, letztere wieder in der Stimmung eines leichten Sprühregens), heisst es im Feuilleton der »Neuesten Nachrichten« (No. 235 vom 22. Mai 1897), eine Anzahl dieser Blätter könnten

auch mit »Rembrandt« bezeichnet sein und mit dem Besten den Vergleich bestehen, sowohl nach Auffassung wie nach positiver Technik: »Die gleiche absichtslose, von jedem manieristischen ebenso wie akademischen Hauche freie Art, die der grosse Niederländer in seinen Blättern zeigt, ist auch W.'s Arbeiten eigen. Er wusste mit Nadel und Säure so umzugehen, wie bedeutende Maler die Farbe handhaben. Es handelte sich für ihn nicht um die Erscheinung von Schwarz und Weiss, sondern um den Ausdruck feiner Empfindung auf radistischem Wege. Und wie einfach die meisten Arbeiten gehalten sind! Nicht Strichelei sondern Strich! Er liebte die allzu spitzen Nadeln nicht, er war kein Düftler; wo sein Instrument die Platte anriss, da sass der Strich wie hingemauert. Dabei ist Alles reine Radirung; nirgends hat er unter successiver Anwendung verschiedenartiger Proceduren sein Ziel zu erreichen gesucht. Immer ist ein frischer Zug, etwas Freudiges in der Arbeit ..« Persönlich war W. ein einfacher, sympathischer, vor allem ein guter und wahrer Mensch. Sein ganzes Naturell stand im schärfsten Widerspruche zu dem hastigen, ruhelosen Leben und Treiben seines Heimatlandes, dahin zurückzukehren er nie eine Sehnsucht fühlte.

Bericht des Münchener Kunstvereins. 1897. S. 78.

Hyac. Holland.

Kneipp, Sebastian, Naturarzt, Pfarrer und Prälat, * am 17. Mai 1821 zu Stephansried (bei Ottobeuren), † am 17. Juni 1897 zu Wörishofen. — K. stammte aus einer armen Weberfamilie, genoss, zum gleichen Gewerbe bestimmt, eine harte Jugend. Willige Wohlthäter, darunter insbesondere der nachmalige Lycealprofessor und Hausprälat Mathias Merkle (1816—1881), vermittelten endlich dem wissbegierigen Jüngling die nöthigen Mittel zum Studium am Gymnasium zu Dillingen, wo der vielfach kränkelnde Candidat die stärkenden Donaubäder zur Wiederherstellung seiner schwachen Gesundheit gebrauchte. Während K. den theologischen Studien am Georgianum zu München oblag, fiel ihm zufällig Joh. Siegmund Hahn's »Unterricht von der Kraft und Wirkung des frischen Wassers« (1770) in die Hände, ein Buch, welches er ganz in sich aufnahm und nach seiner Art verarbeitete. Obwohl die Hausordnung der Anstalt einer ergiebigen Praxis im Wege stand, verschaffte er sich doch eine Giesskanne — das Non plus ultra seiner nachmaligen Panacée — und begann nächtlicher Weile im grossen Gartenbassin seine Wassergüsse. Damit war der Weg betreten, auf welchem K., anfangs noch unsicher, dann aber bald zielbewusst und von unerwarteten Strömungen erfasst, in das breite Fahrwasser seiner überaus lebendigen, aber doch ziemlich einförmigen und beschränkten Thätigkeit getrieben wurde. Im Jahre 1852 zum Priester geweiht, erhielt K. seine erste Stelle als Kaplan in Boos, dann bei St Moritz in Augsburg und 1855 im Kloster zu Wörishofen, woselbst er endlich 1880 zum Pfarrer vorrückte. Inzwischen hatte der geistliche Wassermann fleissig mit Rath und That allen Hülfesuchenden beigestanden; sein Name gewann aber plötzlich durchschlagenden Aufschwung, als 1885 sein »Meine Wasserkur« betiteltes Werk erschien, welches bis 1897 einundsechzig Auflagen, sogar in besonderen »Pracht- und Luxus-Ausgaben«, erlebte und schon 1885 einen rauschenden Zuzug von Fremden nach dem früher so stillen Wörishofen lockte, die alle, gegen K.'s ursprüngliche Intention, den Wundermann sehen, sprechen und berathen wollten. Die nächste Folge dieser lawinenartig anwachsenden Völkerwanderung nach dem abgelegenen Wörishofen ergab den

Missstand, dass allerlei erhöhtes Gasthofleben und Hotelwesen sich durch speculative Unternehmer breit machten und der in allen Schichten und Classen immer fruchttragende Schwindel reichlichen Zuwachs erhielt. Obwohl sich K. durch das zudringliche Consultations-Fieber nach aussen ärgerlich zeigte und ihm in Wahrheit auch der bisweilen etwas dünne Faden der Geduld riss, so fühlte er sich innerlich doch geschmeichelt; es that ihm wohl, der gelehrten Facultät durch seine Popularität den Rang abgelaufen und einen fühlbaren Streich versetzt zu haben. Trotz seiner kirchlichen Obliegenheiten, welche er nie vernachlässigte, und dem rasenden Zulauf der wirklich oder auch imaginär leidenden Menschheit, behielt K. immer noch Zeit zu Ansprachen auf dem eigenen Terrain, zu Wandervorträgen auf den oft ziemlich ausgedehnten Reiseausflügen und zur Abfassung neuer Bücher, Brochuren und anderer heilgeschichtlicher Schriften. Darunter das ebenso gierig aufgenommene Opus »So sollt ihr leben!«, seine »Volksgesundheitslehre«, seine »Oeffentliche Vorträge«, sein »Testament« und das nachträgliche »Codizill«. Dazu assistirte ihm ein ganzer Schwarm von berufenen und freiwilligen Scribenten, welche dem »Vater Kneipp«, dem neuen »Wohlthäter der Menschheit«, gerne ihre Federn boten. Während ein Anderer Schätze gehäuft hätte, blieb K. immer edel und gut, heischte keine Deserviten, nahm nur, was man ihm freiwillig bot und behielt nichts für sich — Alles wieder zu gemeinnützigen, ächt humanen Zwecken verwendend. Das alte Kurhaus kostete 103000 Mark, zum neuen Kurhaus steuerte K. 75000 Mark bei, das Kinderasyl kostete 284000 Mark, das »Kneippianum« 100000, die Mädchenschule 60000 Mark. Alle diese Anstalten gingen schenkungsweise, das alte und das neue Kurhaus und das Kinderasyl an den Orden der barmherzigen Brüder, das »Kneippianum« an die armen Franziskanerinnen von Mallersdorf über. Er legirte beträchtliche Summen der Armenkasse und gründete in dankbarer Erinnerung für die während seiner entbehrungsreichen Studienzeit empfangene Hülfe eine Reihe von Freiplätzen im Seminar zu Dillingen. Seine Mittel erlaubten ihm freilich eine solche Generosität, denn das Geld floss ihm von allen Seiten zu. Die Honorare für seine fortwährend neu aufgelegten Bücher bezifferten sich auf 280000 Mark, die Licenzgebühr für den Kneipp-Malzkaffee auf 220000 Mark, und die freiwilligen Ordinationsgebühren und Geschenke ergaben von 1887—1897 eine jährliche Durchschnittsziffer von 16200 Mark. Das Alles fand wieder Verwendung zum Wohle der leidenden Menschheit. Hübsche Brocken und Tantiemen verschlangen auch seine ärztlichen Beisassen, Amanuensen und das weitere Dienstpersonal. Ungeheure Summen flossen in die Hände der speculativen Hoteliers, Fuhrwerkbesitzer, Staats- und Privatbahnen. Der Werth von Grund und Boden stieg auf das Unsinnigste. Die Fremden aus allen Classen der Gesellschaft brachten eine Fülle von Geld in Umlauf, welcher mit K.'s Abgang natürlich erkaltete und erlosch. — Alle momentanen Erfolge wurden von bereitwilligen Organen prunkend der Welt verkündet, dagegen die Unzahl der in Wörishofen verpfuschten, um die letzten Chancen der Heilung gebrachten Fälle sorgfältig mit dem Mantel der Liebe und Nachsicht geborgen, Recriminationen verschwiegen. Unerschütterlich fest und begleitet von einer gewissen Routine stand sein Bewusstsein von der Richtigkeit seiner »Wissenschaft«, obwohl diese einen so mässigen Umfang hatte, dass Vater K. bei dem ersten Rigorosum einen glänzenden Durchfall erlebt hätte. Seine Erklärung über das Entstehen der Cholera oder die Genesis des überhaupt harmonikamässig dehnbaren Begriffes der Influenza zeugten von einer mitleid-

erregenden Kindlichkeit. Sein ganzes System gipfelte in dem einzigen Satze, dass jede Krankheit auf Störungen des Blutes beruhe. Von anderen thatsächlichen Erscheinungen, wie z. B. einer Zellenkrankheitslehre, hatte er nicht die geringste Kenntniss; er leugnete überhaupt Alles, was in seinen einmal gefundenen Kram nicht passte. Dass es andere, ebenso ehrenhafte Collegen mit ihrer Weisheit ebenso halten, kann für K. nicht als Entschuldigung gelten. Sein apodiktischer Trugschluss lautete mit reizender Klarheit: »Wie einfach, uncomplicirt und leicht, ich möchte sagen, fast jede Täuschung, jeden Irrthum ausschliessend, ist die Heilung, wenn ich weiss, jede Krankheit ruht in Störungen des Blutes. Die Arbeit der Heilung kann nur eine zweifache Aufgabe haben: entweder muss ich das ungeordnet circulirende Blut wieder zum richtigen und normalen Laufe zurückkehren lassen, oder ich muss die schlechten Säfte aus dem Blute auszuscheiden suchen. Eine weitere Arbeit, die Kräftigung des geschwächten Organismus ausgenommen, giebt es nicht. Das Wasser, im besonderen unsere Wasserkur, heilt alle überhaupt heilbaren Krankheiten.« Das war nichts Neues. Das wusste schon der vorgenannte Dr. Hahn (1696 bis 1773), dasselbe hatte der schlesische Bauer Vincenz Priessnitz (1779 bis 1851) verkündet, von welchem eine ganze Stufenleiter mehr oder minder geistreicher Wasserärzte bis zu Vater K. ihre Thätigkeit übten. Wie jeder Heilkünstler zählte K. nur seine Erfolge; wobei die gegenseitig unbewusst mitspielende Suggestion nie in Betracht kam. Gegentheilige Fälle kümmerten ihn nicht; warum waren die Heilsuchenden nicht früher zu ihm gekommen, weshalb hatten sie sich auch überhaupt mit solchen Uebeln eingelassen, wogegen Barfussgehen, Aufgüsse, Theil- und Sturzbäder und selbst der »spanische Mantel« nichts mehr vermochten. Dass nicht für Alles Hülfe sei, wussten schon die alten Griechen und die Gelehrten von Salerno. Sein System war richtig, zum Scrupuliren hatte er überhaupt keine Zeit; was weiter geschah, lag über seiner Sehweite, da ihn ja häufig der nächstliegende Augenschein täuschte. Also vivat sequens! Man denkt unwillkürlich an das Mephistophelische: »Der Geist der Medicin ist leicht zu fassen!« Geist war übrigens in Wörishofen nicht viel in Circulation. Auf seinen Wanderzügen und Ortsvorträgen hielt ein hausbackener Witz und urwüchsiger Humor immer die Lacher auf seiner Seite. Am liebsten geisselte er unsere den wahren Anforderungen der Natur abgewendete Lebensweise, drang wie J. J. Rousseau zur Rückkehr auf entsprechendere Atzung und Kleidung, donnerte gegen den Luxus der »Mannen und Weiberleute«, insbesondere gegen Corset und Frauenbeinkleid. Er amüsirte sein bescheidenes Publikum köstlich. Und das genügte. Dazu passte auch der wohlwollende, trockene Ausdruck dieses ächten, vergnüglichen Schwabenkopfes. Wenn er schwieg, zeigte seine Physiognomie etwas Haubenstockartiges, ein Eindruck, welchen alle Büsten, Oelbilder, Zeichnungen und Photographien getreulich wiedergeben. Bewundernswerth bleibt seine Ausdauer und Arbeitskraft. Fanatismus hegte er keinen, nicht einmal für Giesskanne und Malzkaffee; was von Conversionen in Wörishofen erzählt wird, gehört in das Bereich der Mythenbildung, welche über Kneipp mit geschäftiger Hand unnöthig zu walten begann. Neben seiner nicht unerheblichen priesterlichen Amtirung widmete K. viele Sorgfalt und Mühe der Landwirthschaft: Futterbau, Verbesserung und Pflege der Wiesen, Bereitung des Düngers, Viehzucht und Bienenpflege fanden an ihm einen sorgfältigen Anwalt; durch Wort und Schrift suchte er die bäuerliche Lage zu klären und zu heben. »Ehrgeiz und Barmherzigkeit, Rauhheit und Milde mischten sich in seinem

Wesen«. Natürlich passt auch auf ihn das Dichterwort, dass von der Parteien Gunst und Hass getrübt sein Bild schwanke: während die Einen ihn als einen neuen Apostel priesen, fanden die Anderen keine passendere Bezeichnung als die eines Charlatan, dessen Thun und Treiben zum Schaden der menschlichen Gesellschaft möglichst schnell zu sistiren sei. — Kneipp's Vorbild übte insbesondere auf den jüngeren Clerus eine stark oscillirende Wirkung, welcher neuestens das Augsburger Diöcesan-Blatt einen warnenden Dämpfer entgegensetzte. — Kneipp erlag einer von ihm nie diagnosticirten Leberkrankheit. Wenn man ihm auch seiner achtenswerthen Charaktereigenschaften halber nicht Feind sein konnte, so muss man doch seinen unwissenschaftlichen Dilettantismus bedauern, welcher über eine gewisse einseitige Autodidaxie niemals hinauskam. Die Zahl der pro und contra angewachsenen Tagesliteratur ist unübersehbar.

Werke s. Börsenblatt f. d. deutsch. Buchhandel. 1897. No. 151.

Hyac. Holland.

Menzel, Karl, Historiker, * am 3. November 1835 in Speyer, † am 10. Mai 1897 zu Bonn. — Ordentl. Professor der Geschichte und historischen Hilfswissenschaften an der genannten rheinischen Hochschule ist M. nach längerem Leiden gestorben. Einer angesehenen bayerischen Beamtenfamilie entstammt, bezog er nach dem Besuch der Gymnasien Bayreuth und Speyer 1855 die Universität München, wo bald v. Sybel durch Vorlesungen und Seminar eine bedeutende Anziehungskraft auf ihn ausübte. Der gefeierte akademische Lehrer fand an dem frischen, lebensfrohen, für jede höhere Anregung empfänglichen Corpsstudenten ein grosses Wohlgefallen. Wie er ihm seine Gunst bis an das Lebensende in besonderem Maasse bewahrte, so blieb auch M. seinem Gönner in unwandelbarer Treue ergeben. Unter dem Druck politischer Verstimmungen folgte v. Sybel, als Kleindeutscher und »Neuberufener« in München missliebig geworden, im Sommer 1861 einem Rufe nach Bonn. Die akademische Jugend sollte ihn nicht sang- und klanglos abziehen lassen, und M. hat es mit seinem Einfluss unter der Münchener Studentenschaft durchgesetzt, dass — fast wie als Demonstration — dem gefeierten Lehrer ein glänzender Fackelzug dargebracht wurde.

Der Plan, sich zu habilitiren, führte M. im Jahre 1865 nach Erlangen; aber bevor es dazu kam, wurde ihm im Frühjahr 1866 die Stelle eines Secretärs am Grossherzoglichen Staatsarchiv zu Weimar übertragen, und damit eine ihm sehr zusagende Laufbahn eröffnet. Hier gründete er denn auch seinen mit Kindern reich gesegneten Hausstand. Als auf v. Sybel's Antrag eine ordentliche Professur für Geschichte und historische Hilfswissenschaften in Bonn gegründet wurde, hatte es M. seiner Empfehlung zu danken, dass ihm dieser Lehrstuhl 1873 übertragen wurde. Den speciellen Lehrauftrag für historische Hilfswissenschaften führte er so gewissenhaft aus, dass er in jedem Semester Paläographie oder Diplomatik oder Chronologie oder Quellenkunde des deutschen Mittelalters, sei es in Vorlesungen, sei es im Seminar, behandelte, und dass er von Streifzügen in andere Gebiete des historischen Studiums mit der Zeit ganz und gar absah. Er, der lebhaft empfindende, leicht gestaltende und redegewandte Süddeutsche, mag die Selbstbeschränkung, die er damit seiner akademischen Wirksamkeit auferlegte, wohl als Entsagung gefühlt haben, aber mit seinem klaren Verstand, seinem ruhigen Blick und seinem nüchternen Urtheil hat er sich frühzeitig die Grenzen gezogen, innerhalb deren er seinen Amtspflichten genügen wollte.

Der Lehrberuf liess dem arbeitsfrohen Manne Musse zu ausgedehnter schriftstellerischer Thätigkeit. Noch in seine Münchener Zeit fällt die preisgekrönte Arbeit »Kurfürst Friedrich der Siegreiche von der Pfalz und seine Beziehungen zum Reiche und zur Reichsreform 1454 bis 1464.« München 1861. Er war um diese Zeit Mitarbeiter bei der Redaction der Deutschen Reichstagsakten, in der strengen Weizsäcker'schen Schule hat er viel gelernt, und häufige und langandauernde Reisen in deutsche und auswärtige Archive haben seiner entschiedenen Befähigung für die Beschäftigung mit dem archivalischen Material reichlich Nahrung geboten. Ueberall, wo er erschien, verschaffte ihm sein anspruchsloses, munteres und ungezwungenes Auftreten und der Eifer für seine Mission Freunde und Förderung. Noch in den späteren Lebensjahren unternahm er, wenn auch manchmal unter körperlichen Beschwerden, mit besonderer Vorliebe Archivreisen. Anlass hiezu boten ihm die Unternehmungen der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde, zu deren kundigsten und eifrigsten Mitgliedern er von ihrer Gründung an gehörte. Nachdem er an der Herausgabe der Ada-Handschrift thätigen Antheil genommen, sammelte und bearbeitete er die älteren rheinischen Urkunden bis zum Jahre 900, die er denn auch dem Abdruck sehr nahe gebracht hat; weit vorgeschritten sind ferner seine erzbischöflich kölnischen Regesten. Von längerer Zeit her datiren seine Vorbereitungen zur Herausgabe eines zweiten Bandes des Codex diplomaticus Nassoicus. Urkunden und Acten — dies war so recht seine Domäne, und dieses Merkmal tragen mehr oder weniger auch seine darstellenden Werke. Es traf sich, dass er — abgesehen von einer 1868 erschienenen kürzeren Monographie über »Diether von Isenburg, Erzbischof von Mainz, 1459—1463« — die Arbeiten Anderer fortsetzte, wie Schliephake's Geschichte von Nassau, die er mit Bd. 5, 6 und 7 bis zum Jahre 1816 weiterführte (Wiesbaden 1879. 84. 89); oder da und dort ergänzt und berichtigt druckfertig machte, wie Knochenhauer's Geschichte Thüringens (1039—1247). Gotha 1871; oder erst aus dem gesammelten Rohmaterial zusammenstellte und der Presse übergab, wie den literarischen Nachlass des pfälzischen Dekans Schwartz, aus dem — mit Recht unter M.'s Namen — die Schrift »Wolfgang von Zweibrücken, Pfalzgraf bei Rhein 1526—1569. München 1893« in die Oeffentlichkeit trat. Diesen zum Theil sehr umfangreichen Arbeiten soll die Anerkennung nicht versagt werden, dass sie, die ihrem Herausgeber Entsagung und Mühe in reichem Maasse brachten, geschickt und umsichtig ausgeführt sind und die Forschung mit viel Material und neuen Erkenntnissen bereichern. Neben ihnen darf aber die Abhandlung »über Ordnung und Einrichtung der Archive« (Historische Zeitschrift 22, 225—256) nicht vergessen werden, mit welcher der Verfasser die Aufgabe, die er sich gestellt, so trefflich gelöst hat, dass man fast bedauern möchte, dass dieser Mann mit seinem gesunden Menschenverstand, Ordnungssinn und praktischen Geschick, seiner Gelehrsamkeit und seinem wissenschaftlichen Eifer nicht dem Archivdienst erhalten blieb.

Das Bild, das wir von dem Verewigten zu entwerfen versuchten, wäre unvollständig, wenn wir nicht auch des tapferen Patrioten gedächten, des beredten und zu jedem Opfer bereiten Vorkämpfers der nationalen Sache in den Rheinlanden. Aber nur um die Sache kämpfte er: für das neue deutsche Reich, für die Freiheit der religiösen Ueberzeugung und für das Recht des freien Wortes. Hasserfülltes, die Personen befehdendes Parteitreiben lag seinem Wesen fern, in welchem Lauterkeit, Geradheit und Wohlwollen die Grundzüge bildeten.

Kerler.

Martiny, Friedrich, * 1819, † am 7. April 1897 in Danzig. — Ein Achtundvierziger. Als Stadtrichter in Friedland (Westpreussen) wurde er in das Frankfurter Parlament gewählt, schloss sich der äussersten Linken an, hielt beim Stuttgarter Rumpfparlament aus, wurde wegen Hochverrath angeklagt und nach einer Untersuchungshaft von 19 Monaten vom Schwurgericht in Konitz freigesprochen. Er wurde dann zum Kreisrichter in Kaukehmen ernannt und im Jahre 1861 in das Abgeordnetenhaus gewählt. Hier liess er sich für die Ideen des damals noch ziemlich isolirt dastehenden Lassalle gewinnen, nach welcher das Abgeordnetenhaus die Regierung zur Nachgiebigkeit im Militärconflict dadurch zwingen könne und solle, dass es seine Thätigkeit völlig einstelle. Da er in der Partei keine Genossen für diese Ansichten fand, legte er am 10. Februar 1862 sein Mandat (für Memel-Heydekrug) nieder. Man betrachtete ihn seitdem als Anhänger der Socialdemokratie und Lassalle wies ihm in seinem Testament eine erhebliche Rolle zu. M. zog sich aber vom öffentlichen Leben völlig zurück. Er wurde 1869 Rechtsanwalt in Danzig und 1879 Vorsitzender der Westpreussischen Anwaltskammer.

Alexander Meyer.

Hirschberger, Traugott, * 1811 in Lampersdorf, Kreis Frankenstein (Schlesien), † am 13. Februar 1897 in Lübbenau. Freisinniger Abgeordneter. — Besuchte die Volksschule und erlernte das Müllerhandwerk. Durch eifriges Selbststudium brachte er es so weit, dass er das Mühlenbauwesen mit eigenen Arbeiten fördern und technischen Unterricht an der Handwerker-Fortbildungsschule ertheilen konnte. Er wurde zum Mitglied der Prüfungskommission für Bauhandwerker ernannt. Von 1861 bis 1866 gehörte er dem Abgeordnetenhause für den Wahlkreis Kottbus-Spremberg und von 1881 bis 1884 dem Reichstage für denselben Wahlkreis an. Noch als achtzigjähriger Greis hat er in Vorträgen politischen und technischen Inhalts unermüdlich gewirkt. Bei der Feier der Eröffnung des neuen Reichstagshauses war er der jugendfrische Senior unter den Anwesenden.

Alexander Meyer.

Herz, Karl, bayerischer Jurist und Abgeordneter, * am 21. December 1831 in Würzburg, † am 8. Mai 1897 in Aschaffenburg. — Studirte in Heidelberg und Würzburg Jura, arbeitete an der Staatsanwaltschaft in Aschaffenburg und München, wurde 1868 Bezirks- und Landgerichtsrath in Nürnberg, im August 1883 Landgerichtspräsident in Aschaffenburg, starb im Pensionsstande.

Seit dem Jahre 1869 gehörte er dem bayerischen Abgeordnetenhause an und schloss sich der Fortschrittspartei an. In den Reichstag wurde er 1871 für Eichstädt, einen überwiegend katholischen Wahlkreis, 1874 für Berlin III, 1877 für Ansbach, 1881 für Forchheim gewählt. Dem in Folge der Auflösung von 1878 gewählten Reichstage hat er nicht angehört. Im August 1883 legte er in Folge von Beförderung im Dienste sein Mandat für immer nieder.

Die Fortschrittspartei zählte ihn zu ihren hervorragenden Mitgliedern. Sie designirte ihn zum Schriftführer des Reichstags und wählte ihn 1877 in einen Ausschuss von zehn Mitgliedern, der eine programmatische Erklärung der Partei festzustellen hatte. Als er im Jahre 1874 in Eichstädt durchgefallen war, empfahl ihn Hoverbeck in einem sehr eindringlich gehaltenen

Briefe für eine Nachwahl in Berlin an seiner eigenen Stelle, da er für einen ostpreussischen Wahlbezirk angenommen hatte. Und als er hier gewählt war, wurden in seinem alten Wahlkreise Freudenfeuer angezündet.

Seine wichtigste Thätigkeit entfaltete er als Mitglied der Commission für die Justizgesetze. Er trat im Plenum ein für den nichtconfessionellen Eid (20. November 1876), für die Befugniss des Gerichts, einstimmig einen Schuldspruch der Geschworenen zu kassiren (1. December 1876), für die Zuständigkeit der Geschworenen in Presssachen (19. December 1876), für die Beschränkung der Militärgerichte im Frieden auf Dienstvergehen der Militärpersonen (21. December 1876).

Alexander Meyer.

Grillenberger, Karl, * am 22. Februar 1848 in Zirndorf in Bayern, † am 19. October 1897 in Nürnberg. Socialdemokratischer Abgeordneter und Redakteur. — Besuchte die Volksschule, lernte das Schlosserhandwerk und arbeitete zeitweise in der Gewehrfabrik zu Nürnberg. Seit 1875 im Sinne der Socialdemokratie publicistisch thätig, übernahm er später die Redaktion der Frankfurter Tagespost in Nürnberg. Seit 1881 bis zu seinem Tode gehörte er dem Reichstage als Abgeordneter für Nürnberg an, war auch Mitglied des bayerischen Abgeordnetenhauses.

Er war ein markiger Redner, der sich auch in den der Arbeiterversicherung betreffenden Fragen ein tüchtiges Wissen angeeignet hatte.

Alexander Meyer.

Zinn, August, * am 20. August 1825 zu Ilbesheim in der bayerischen Pfalz, † am 17. November 1897 zu Eberswalde. Irrenarzt, zeitweise Reichstagsabgeordneter. — Z. war der Sohn eines mit Kindern reich gesegneten Pfarrers, den er frühzeitig verlor. Er wurde für das Forstfach bestimmt und hatte es schon zu einer mit kleinem Gehalt ausgestatteten Beamtenstelle gebracht, als das Jahr 1849 ihn in den Strudel der Revolution zog. Er musste in die Schweiz flüchten und nahm hier mit Unterstützung einiger Gönner das Studium der Medicin auf. Er liess sich 1858 als praktischer Arzt in Thalweil, Kanton Zürich, nieder und heirathete seine Jugendgeliebte Anna Haas. Kleine Schriften, die er über irrenärztliche Themata geschrieben hatte, veranlassten, dass er zum Direktor der Irrenanstalt zu St. Pirminsberg (St. Gallen) berufen wurde, um deren Entwickelung er sich hohe Verdienste erworben. Im Jahre 1867 wurde er Ehrenbürger der Stadt und des Kantons St. Gallen. Im Jahre 1872 wurde er als Chefarzt und Direktor an die Landesirrenanstalt Eberswalde (Provinz Brandenburg) berufen und war fünfzehn Jahre als Referent der Brandenburgischen Provinzialverwaltung thätig, in der er das Medicinalwesen bearbeitete. Obwohl seine literarische Thätigkeit gering war, hatte er sich doch in weiten Kreisen den Ruf eines sehr tüchtigen Medicinalbeamten erworben.

Von 1874 bis 1881 vertrat er den Kreis Kirchheim-Bolanden im Reichstag. Seine Thätigkeit war hier dadurch bemerkenswerth, dass er der einzige Nicht-Jurist war, der in die Commission zur Berathung der Justizgesetze (Gerichtsverfassung, Civil- und Strafprocessordnung) gewählt wurde. Er leistete gute Dienste bei allen den Kapiteln, die ärztliche Kenntnisse in Anspruch nahmen, allein er arbeitete sich in das ganze Thema so vorzüglich ein, dass er schliesslich auch in rein juristischen Fragen für voll genommen wurde.

Er hatte sich, getreu seinen Jugenderinnerungen, ursprünglich der Fortschrittspartei angeschlossen, allein als Fürst Bismarck eine neue handelspolitische Aera in das Leben rief, zeigte es sich, dass Z. Schutzzöllner durch und durch war. Seine alten Freunde brachen mit ihm und er hielt es nach kurzem Schwanken gerathen, sich aus dem parlamentarischen Leben gänzlich zurückzuziehen. Ein langwieriges Leiden machte seinem Leben ein Ende.

Schriften und Aufsätze: Ueber die Cholera in Zürich; über die Masernepidemie in Thalweil bei Zürich; über das öffentliche Irrenwesen im Kanton Zürich 1850; über die Staatsaufsicht in den Irrenanstalten, 1877; über die Stellung des Geistlichen an der Irrenanstalt, 1880; über die Versorgung geisteskranker Verbrecher, 1882; über die öffentliche Irrenpflege in Preussen, 1884; über Psychiatrie und Seelsorge, 1893; zur Reform des Irrenwesens in Preussen und das Verfahren in Entmündigungssachen von Geisteskranken, 1893; zur Frage der Reform des Irrenwesens, 1895. — Ueber ihn: Zeitschrift für Psychiatrie, 1898.

Alexander Meyer.

Petri, Wilhelm Joseph, * am 9. October 1826 zu Oestrich im Rheingau, † am 13. November 1897 in Cassel. Vorkämpfer der altkatholischen Bewegung, Richter und eine Zeit lang Abgeordneter. — Er war der Sohn eines Grundbesitzers und Oberschultheissen, erhielt seine Schulbildung in Wiesbaden, Hadamar und Weilburg und studirte in Heidelberg, Leipzig und Bonn. Im Jahre 1848 machte er als Soldat im 2. Nassauischen Infanterie-Regiment den Feldzug gegen die Dänen mit. Im Jahre 1849 promovirte er summa cum laude zum Dr. jur. und legte bis 1854 seine beiden Staatsprüfungen ab. Er wurde nach der Annexion Nassaus zum Appellationsgerichtsrath ernannt und Ende 1881 Senatspräsident am Oberlandesgericht Cassel. Er erhielt 1891 den Titel eines Geheimen Ober-Justizraths und schied kurz vor seinem Tode, mit hohen Orden geehrt, aus dem aktiven Dienst. Ein äusserst schmerzhaftes carcinomöses Leiden hatte ihm die letzten Lebensjahre verbittert.

Von 1872 bis 1881 hat er den Stadtkreis Wiesbaden im Preussischen Abgeordnetenhause vertreten, sich der Fortschrittspartei angeschlossen und sich hauptsächlich als Vorkämpfer der altkatholischen Sache einen Namen gemacht. Wesentlich seiner Anregung war es zu verdanken, dass das Altkatholikengesetz erlassen wurde. Selbstverständlich wurde er die Zielscheibe der ultramontanen Angriffe und man hat ihm höhnisch wiederholt die Frage vorgelegt, ob er denn — mit Ausnahme des Unfehlbarkeitsdogmas — alle übrigen Dogmen der katholischen Kirche glaube. Mit Recht hat er dieser unberufenen Frage das Schweigen des Unwillens entgegengesetzt. P. war ein viel zu lauterer Charakter, als dass er in der katholischen Kirche verharrt haben würde, wenn er nicht die Ueberzeugung gehabt hätte, dass er mit seiner kirchlichen Ueberzeugung das Recht gehabt hätte, in ihr zu stehen. Er nannte den Katholicismus die Religion seiner Väter und sah in dem Unfehlbarkeitsdogma einen Abfall von der Religion seiner Väter und er war der Mann nicht, um zu lügen. In der Regel ein Mann von ruhigen Formen und ein Gegner des leeren Pathos, machte es einen grossen Eindruck, als er die Verse des Pseudo-Walther von der Vogelweide recitirte:

Wer zagt, dass er des Himmels fehle,
Der beuge sich des Bannes Reich,
Ich fürchte Nichts für meine Seele,
Steh' ich zu Kaiser und zu Reich.

Im Jahre 1877 trat er aus der Fraktion der Fortschrittspartei aus und wurde »wild«. Gründe für diesen Schritt hat er nicht angegeben; es lässt sich

vermuthen, dass ihm auch hier einige Dogmen aufgezwängt werden sollten, die er verwarf, obwohl er an der Politik seiner Väter, dem Liberalismus, festhielt.

Durch eine erste sehr kurze Ehe wurde P. der Schwager des Culturhistorikers Riehl und wurde durch diesen veranlasst, in der Augsburger Allgemeinen Zeitung und in den Annalen des Nassauischen Alterthumsvereins einige Aufsätze, darunter einen über die Niederlage der Rheingauer Bauern bei dem Wachholderhof (im Bauernkriege) zu schreiben. Aus einer zweiten Ehe mit einem Fräulein Hilf hinterliess er zahlreiche Kinder.

P. war ein Mann von grosser körperlicher und geistiger Energie, ein rüstiger Bergsteiger. Nebenher einer der besten Kenner und Käufer rheinischer Weine, vor dem selbst Karl Braun seine Klinge neigte. Dieser Charakterzug gehört nothwendig zu seinem Bilde. Seines Umganges konnte man sich erfreuen, wie eines edlen firnen Weines. So war Festigkeit und Milde in seinem Wesen gepaart. Um eine grössere und längere Rolle im politischen Leben zu spielen, fehlte ihm der Ehrgeiz; er trat hervor, so lange Pflicht und Gewissen es ihm gebot.

Alexander Meyer.

Engelhorn, Julius, Buchhändler, * am 4. Juni 1818 in Mannheim, † am 10. Mai 1897 in Stuttgart. — E. war lange Jahre hindurch im kaufmännischen Berufe thätig und machte sich als Verlagsbuchhändler erst im Jahre 1860 in Stuttgart selbständig. Durch Gründung der gediegenen Kunstzeitschrift »Gewerbehalle« und ähnliche zeitgemässe Unternehmungen erzielte er bald grosse Anerkennung und Erfolge. Ausserordentlich günstige Aufnahme und Verbreitung fand das 1884 gegründete Unternehmen: »Engelhorn's Romanbibliothek«, eine Sammlung neuer gediegener Romane und Novellen in gleichmässigen, äusserst billigen Ausgaben. Allen Vorgängen im Buchhandel schenkte er das lebhafteste Interesse und machte in engeren und weiteren Kreisen um das Gemeinwohl des Standes in hohem Grade sich verdient. — Besitz und Leitung des Geschäftes gingen 1890 in die Hände seines Sohnes und langjährigen Theilhabers Karl Engelhorn, Mitgliedes des Börsenvereins-Vorstandes, über.

Vergl. Börsenblatt f. d. deutsch. Buchh. 1897. No. 108.

H. Ellissen.

Janke, Richard, Buchhändler, * 1852 in Berlin, † am 21. August 1897 ebenda. — J. absolvirte das Gymnasium und erlernte bei Fr. Frommann in Jena den Buchhandel. Später widmete er sich kurze Zeit dem Bankfach, dann ausschliesslich dem Musikalienhandel. Nachdem er diesen bei Martin Bahn in Berlin näher kennen gelernt und die Sulzer'sche Handlung in Bielefeld einige Zeit geleitet hatte, erwarb er die Schmid'sche Hofmusikalienhandlung in München, trat jedoch nach mehreren Jahren auf Wunsch seines Vaters und Bruders in das hochangesehene väterliche Verlagsgeschäft Otto Janke ein und wurde 1883 dessen Mitinhaber. Nach dem Ausscheiden des Begründers (1885) führte er es bis zu seinem Tode gemeinschaftlich mit seinem älteren Bruder Dr. Gustav Janke in erfolgreicher Weise fort. — Im Privatleben pflegte J. eifrig die Musik. Sein heiteres Wesen machte ihn beliebt in einem grossen Kreise seiner Collegen.

Vergl. Börsenblatt f. d. deutsch. Buchh. 1897. No. 196 u. 260.

H. Ellissen.

Koch, Eduard Friedrich, Buchhändler, * am 10. Juli 1838 zu Grossaspach, Oberamt Backnang, in Württemberg, als ältester Sohn des Pfarrers Koch, † am 30. November 1897 in Stuttgart. — Seit 1847 besuchte er das Gymnasium in Heilbronn, wohin sein Vater versetzt war. Mit 16 Jahren verliess er die Schule, um sich dem Buchhandel zu widmen, den er in Heidelberg erlernte. Später war er in Braunschweig, Leipzig und Freiburg i. Br. thätig. Schon damals betrieb er nebenbei eifrig das Studium der Naturwissenschaften, besonders das der Geologie, und legte den Grund zu einer späteren grossartigen paläontologischen Sammlung. 1867 übernahm er die 1826 gegründete Schweizerbart'sche Verlagshandlung und Druckerei in Stuttgart. Während der Verlag bisher Schriften des verschiedensten Inhalts umfasst hatte, pflegte K. fast nur den naturwissenschaftlichen Verlag. So verlegte er u. a. die Schriften von Darwin in der Uebersetzung von J. V. Carus, die in 20 Nummern 43 Bände umfassen und etwa 300 M. kosten. Welche Dienste er aber besonders der Paläontologie leistete, beweisen die in vielen Bänden vorliegenden »Paläontographica, Beiträge zur Geschichte der Vorzeit« im Werthe von beinahe 3000 M. Die für diese u. a. seiner naturwissenschaftlichen Zeitschriften vielfach nöthigen Abbildungen trugen wesentlich zur Förderung der modernen Reproductionsverfahren bei. Er bekleidete Ehren- und Vertrauensposten im Verein für vaterländische Naturkunde und im Württembergischen anthropologischen Verein. Auch sein Interesse für das Gemeinwohl des Buchhandels hat er vielfach an den Tag gelegt.

Vergl. Medicinisches Correspondenzblatt des Württembergischen ärztlichen Landesvereins, abgedruckt im Börsenblatt f. d. deutsch. Buchh. 1897. No. 300.

H. Ellissen.

Koehler, Karl Franz, Buchhändler, * am 22. August 1843 als der älteste Sohn des zweiten Inhabers des grossen Buchhändlerhauses K. F. Koehler, Franz Koehler in Leipzig, † am 5. August 1897 in Bonn. — Nach strenger väterlicher Erziehung, bestand er eine vierjährige Lehrzeit bei Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen. Später in den berühmten Buchhandlungen Dulau & Co. in London, Otto Lorenz in Paris und Wilhelm Braumüller & Sohn in Wien als Gehilfe thätig, hatte er Gelegenheit, seine geschäftlichen Kenntnisse in ungewöhnlicher Weise zu bereichern. 1867 trat er in das bereits 1789 gegründete väterliche Geschäft ein, das schon damals zu den bedeutendsten Leipziger Commissions-Buchhandlungen gehörte, und mit einem nicht minder angesehenen Antiquariat verbunden war; 1881 aber wurde es, nachdem 1873 das Commissionsgeschäft in den Alleinbesitz von Karl Franz übergegangen war, während sein Bruder Hugo das Antiquariat übernommen hatte, noch wesentlich vergrössert durch Erwerbung des Hermann Fries'schen Commissionsgeschäfts. In dem 1880/81 von K. erbauten palastartigen Hause an der Stephanstrasse eröffnete er 1887/88 ein bald zu höchstem Ansehen gelangendes Baarsortiment, das die sofortige Lieferung aller gangbaren Verlagsartikel, meist in gebundenem Zustande und zu den Verlagsnettopreisen, an die Sortimentshandlungen vermittelt. Eine grössere Anzahl alljährlich und semesterweise veröffentlicher gediegener Cataloge legt Zeugniss für die hohe Bedeutung dieses Geschäftszweiges ab. Die gewaltige Ausdehnung des Geschäftes führte zur Errichtung eines noch grösseren, ein ganzes Strassenviertel am Täubchenweg bedeckenden Geschäftshauses, das 1894 bezogen wurde. Unter fast unaufhörlichen Aufregungen und Anstrengungen leider schon seit Jahren

erkrankt, suchte K. zuletzt in Bonn Heilung von einem periodisch wiederkehrenden qualvollen Uebel. Am 8. August wurde er in der mit herrlichen Reliefs von Kaffsack geschmückten Familiengruft unter unabsehbarem Gefolge zur Ruhe bestattet.

Vergl. Börsenblatt für den deutschen Buchhandel 1897. No. 181, 183, 197 und Daheim 1897, No. 48 (mit Portr.).

H. Ellissen.

Rupp, Adolf, Architekt, * am 14. März 1843 als Sohn eines griechischen Militärspitalverwalters in Athen, † am 15. Mai 1897 zu München. — R. kam dreizehnjährig zu seiner Ausbildung nach Deutschland, wo er die Realschule zu Augsburg und dann das Polytechnikum in München besuchte. R. begann seine Praxis als Ingenieur der bayerischen Staatseisenbahnen, ging als Oberingenieur nach Rumänien und Oesterreich, kehrte 1875 nach Bayern zurück und liess sich 1888 in München als Ingenieur und Baumeister nieder, wo er verschiedene grössere Privatbauten ausführte, zuletzt das mustergiltige, eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges bildende »Kaufhaus Böhmler«, welches im März 1897 vollendet wurde. Doch schon am 15. Mai endete der Tod die vielseitige Thätigkeit des merkwürdigen Mannes.

Vergl. No. 74 »Allgemeine Zeitung« vom 15. März 1897 und No. 227 »Münchener Neueste Nachrichten« vom 18. Mai 1897.

Hyac. Holland.

Walch, Emanuel, Maler, * am 28. August 1862 im hochgelegenen Bergdorf Kaisers in Tirol, † am 25. August 1897 zu Toblach. — Ein vorzüglich begabter Künstler, welcher trotz seiner kurzen Lebenszeit doch schon einen sehr guten Namen erwarb. In W. entwickelte sich die fast allen seinen Landsleuten eigene Veranlagung zur Kunst durch das Betrachten von Kirchengemälden und Bücher-Illustrationen. Die Neigung, selbst Zeichner und Maler zu werden, führte ihn alsbald in die Werkstätte des in Vorderhornbach sesshaften Malers Kärle und etliche Jahre später an die Münchener Akademie, wo Ludwig v. Löfftz und insbesondere Andreas Müller das vielversprechende Talent cultivirten. Die nöthige Unterstützung boten einige wohlgeneigte Gönner und ein Stipendium der Tiroler Landesregierung. W., welcher sich der religiösen Kunst zuwendete, malte drei Oelbilder für die Kirche zu Münster (Unterinnthal), mehrere Fresken in der Kirche zu Vomp, auch eine »hl. Elisabeth« für eine Villa in Schwaz. Sein energischer Fleiss ermöglichte 1894 sechs Bilder in der neuen Kirche zu Villach, acht Wandbilder an der Aussenseite der Pfarrkirche zu Mieming zu schaffen. Schon 1893 hatte W. für Obeske und Szabadka in Ungarn mehrere treffliche Fresken geliefert, während viele Oelbilder in die Kirchen Tirols kamen, darunter das liebliche »Rosenkranzbild« für Innervillgratten, welches auf der Ausstellung der »Deutschen Gesellschaft für Christliche Kunst« zu München 1895 die verdiente Würdigung fand. Kleinere Bilder erwarb der Münchener »Verein für Christliche Kunst« zu seinen Verloosungen in den Jahren 1889, 1894 und 1896. Die fortgesetzt anstrengenden Arbeiten zehrten an der ohnehin schwächlichen Gesundheit des Künstlers, dazu gesellten sich durch einen unglücklichen Sturz von einem Malgerüste häufige Blutergüsse und ein rasch vorschreitendes Lungenleiden. Sein den höchsten Zielen zugewendetes edles Streben endete schon am 25. August 1897. Er wurde auf dem stillen Friedhofe zu Toblach begraben.

Vergl. Max Fürst im »Rechenschaftsbericht des Vereins für christl. Kunst« f. 1897. München 1898. S. 13.

Hyac. Holland.

Sänger, Dominik, Bildhauer, * am 6. October 1845 zu Berlin, † am 6. März 1897 in München. — S. kam nach Vollendung der Realschule zu Breslau in das Geschäft eines angesehenen Steinmetzen und Stuccateurs und mit demselben nach Russland, wo ein grosser Auftrag des damaligen Kaisers zu erledigen war. Darauf trat S. zu München im Atelier des Bildhauers Anselm Sickinger (1807—1873) in Condition, wo er bald die verdiente Aufmerksamkeit erregte, aber schon nach kaum einjähriger Thätigkeit durch seine Militärpflicht nach Berlin gerufen wurde auf die Dauer des Feldzugs 1866. Nach Ablauf desselben arbeitete S. in Budapest, Wien und abermals zu München in verschiedenen Ateliers, doch förderte er sich nebenher noch durch fleissigen Besuch von Akt- und Zeichnungsschulen. Der Krieg 1870 rief ihn abermals unter die Waffen bei den Königin Elisabeth Garde-Grenadieren. Nach dem Frieden eilte S. abermals nach München; hier gründete er 1873 seinen eigenen Herd, beschäftigte sich mit seiner eminenten Meisselführung nicht allein bei Wagmüller's Liebigdenkmal und für Fr. Wilh. Wanderer, sondern erwarb auch durch geistreich ausgeführte Porträtbüsten (darunter das Brustbild von Julius Knorr) und andere Leistungen einen geachteten Namen. Das Dichterwort, dass der Mensch mit seinen höheren Zielen wachse, bewährte sich an diesem Künstler. In seiner mühevollen Laufbahn arbeitete S. voll unermüdlichen Schaffens. Trotz seines herkulisch scheinenden Körperbaus unterlag er doch einem tückischen Leiden, welches in den letzten drei Jahren, genährt durch seinen schweren Beruf, unaufhaltsam sich entwickelte und den Künstler am 6. März 1897 in die Arme des Todes legte. Die köstliche Steinskulptur eines jungen lachenden Faunkopfes erschien im Mai 1898 im Münchener Kunstverein.

Vergl. Bericht des genannten Vereins f. 1897. S. 76.

Hyac. Holland.

Stieler, Max, Maler, * am 16. Februar 1825, † am 23. Juni 1897 zu München. — St. war der älteste Sohn des seiner Zeit so viel gefeierten Porträtmalers Joseph von Stieler (1781—1858), besuchte die Akademie, arbeitete im Atelier seines Vaters und copirte viele Bildnisse desselben, litt aber unter der Berühmtheit des Namens, so dass er zu keiner freien, selbständigen Thätigkeit gelangte. Desshalb wendete sich St. zur Genremalerei und lieferte mehrere anspruchslose, gemüthvolle Bilder, z. B. »Schiller in Ausübung seiner ärztlichen Praxis als Medicus beim Grenadier-Regiment des General Augé, einen Verwundeten verbindend«; eine am Feiertag im Gebetbuch »Lesende Frau« (1862); eine »Schnitterin« (1864), einen »Zillerthaler Bauer« (1872) u. s. w. Bei verschiedenen Künstlerfesten trat er als Redner auf (auch 1868 bei der Trauerfeier für König Ludwig I.), dichtete für die Künstlergenossenschaft und Liedertafel viele Prologe und komische Scenen, darunter das in altbayerischer Mundart verfasste Zwiegespräch »Philemon und Baucis« (1881) und errang auf den Bühnen des Residenz- und Volkstheaters vielfachen Beifall durch mehrere dramatische Dichtungen und Lustspiele, darunter »Der blaue Teufel«, »Aus Dazumal und Heute«, »Der Schatz«, das culturhistorische Dramolet »Gluck in Trianon« und eine Tragödie »Fra Filippo«. Aber auch hier beengte ihn die glänzende Popularität seines jüngeren Bruders Karl Stieler (1842—1885), der mit seinen lebensprühenden Gedichten, insbesondere in altbayerischer Mundart, sich hervorthat. So zog er sich ganz von der Oeffentlichkeit zurück und begann das reiche Material zur Geschichte

und Biographie seines Vaters zu ordnen, eine Arbeit, welche St. jedoch nicht mehr zustande brachte, da derselbe nach langen Leiden starb.

Vergl. No. 174 »Allgemeine Zeitung« vom 25. Juni 1897.

Hyac. Holland.

Schneidt, Laura, Dichterin, † am 12. Mai 1897 zu München, 73 Jahre und 4 Monate alt. — Sie hatte als Tochter eines Obertaxators eine sehr gute Bildung genossen und verwerthete sie als Erzieherin in einigen adeligen Familien, wo man ihr zeitlebens eine dankbare Erinnerung bewahrte. Als sie später erblindete, ertheilte sie Unterrichtsstunden und sorgte in liebreichster Weise für ihre ganz gelähmte Mutter. Nach dem Tode derselben fand sie noch immer Mittel und Wege, um anderen, ärmeren Mitmenschen hilfreich unter die Arme zu greifen und ihnen Trost und Freude zu bereiten. Desshalb sammelte sie auch ihre Gedichte und gab dieselben heraus unter dem Titel »Flora's Tagebuch. Zum Besten einiger im Feldzuge 1870 erblindeten Bayern; von einer erblindeten Compatriotin«, München (1875. 80 S. 12. 2. Aufl. 1896. 100 S. 8). Was ihren nur durch Diktiren in Schrift gebrachten und deshalb weniger gefeilten Dichtungen etwa in formeller Weise abging, ersetzten ihre originellen Gedanken, ihre tiefe Auffassung des menschlichen Daseins, besonders aber eine wahre, innige Frömmigkeit, die allein im Stande war, der vielgeprüften Dichterin jenen Seelenfrieden und jene Ergebung zu verleihen, welche den Verkehr mit derselben so anmuthig machte. Sie verstand mit einer den Blinden häufig verliehenen Findigkeit den Mangel ihres Augenlichtes geschickt zu verbergen und der leisesten Fühlung ihrer Führerin zu folgen, eine glänzende Conversation zu führen und eine gute Gesellschaft auf das Anziehendste zu unterhalten.

Hyac. Holland.

Keller, Franz, schwäbischer Dialektdichter, * am 24. October 1824 als Sohn eines Weissgerbers zu Günzburg an der Donau, † am 8. October 1897 zu Unterroth. — Erst zum Handwerk bestimmt, studirte K. unter vielen Entbehrungen am Gymnasium und Lyceum in Augsburg, immer mit Auszeichnung, trat als Candidat der Theologie in das »Georgianum« zu München, absolvirte die Universität, wurde Priester und Caplan in Altusried, Pfarrer in Haldenwang bei Burgau, in welcher Stellung er zugleich die Hauslehrerstelle in der Familie des Grafen von Freiberg sieben Jahre lang versah, wirkte vierzehn Jahre lang in Waldkirch als Pfarrer, dann mit gleicher Thätigkeit zu Unterroth (bei Illertissen) in Schwaben, wo er starb. Wie alle ächten Dichter dankte auch er seiner gemüthvollen Mutter den poetischen Sinn und die heitere Laune, die, trotz der strengen Erziehung des ernsten Vaters und den durch die Nothlage der Eltern frühe empfundenen Sorgen, ihm immerdar treu verblieb und trotz späteren körperlichen Leiden seinen von Witz und köstlichen Einfällen übersprudelnden Humor belebte. K. begann schon als Student in Augsburg zu dichten; Andere dadurch zu erheitern war seine Freude. Und diesen Zweck erreichte er fast stets, da alle seine Stoffe dem vollen Menschenleben entnommen sind und durch sein reiches Gemüth die ansprechendste Form erhielten. Sie fanden die beste Aufnahme, als er allmählich damit sich in die Oeffentlichkeit wagte, und erlebte insgesammt mehrfache Auflagen, deren Ertrag der Dichter in ächt humaner Weise den Cretinen- und Blinden-Anstalten in Lautrach und Ursberg zuwendete. Zuerst

erschienen die »Doaraschleah« (1873 bei Jos. Kösel in Kempten. 5. Aufl. 1891), dann »Etla Hagabutza« (1874. 4. Aufl. 1891), »Erdbörla« (1875. 2. Aufl. 1887), »Duranand« (1880. 2. Aufl. 1891 mit dem Lichtdruckbildnisse des Dichters), die »Hoidlbörla«, »Brau'börla« (1887) und »Hoidl-Börla« (1891). Ein neues und letztes Sträusschen dieser anspruchslosen, ächt naturwüchsigen und bei aller heilkräftigen Herbigkeit doch durchweg ächt poetischen Beeren, steht noch aus dem Nachlass in Aussicht. Dieselbe hohe Stufe, welche Franz von Kobell durch seine in altbayerischer und pfälzer Mundart gelieferten Dichtungen errang, kann auch K. für seine meisterhaften Leistungen in dem fröhlich breiten schwäbischen Dialekt beanspruchen. Sie sind ein treuer Spiegel von Land und Leuten und von dem edlen Sinne des Dichters, welcher das Horazische »prodesse et delectare« nie aus dem Auge verlor und im Verein mit seiner virtuosen, urweltfrischen Beherrschung der Sprache nächst seinem erst neuerdings gewürdigten Landsmann Ludwig Aurbacher (1784—1847, Verfasser des Volksbuches »Die sieben Schwaben«), Joh. Peter Hebel, Grübel, Fritz Reuter, Karl Stieler und allen neueren zeitgenössischen Dialektdichtern genannt zu werden verdient.

Hyac. Holland.

Schönherr, David, Ritter von, Dr., k. k. Hofrath und Archivdirektor a. D., * am 20. October 1822 zu Kniepass, † am 17. October 1897 zu Innsbruck. — Als Sch. sein thätiges Leben nach kurzer, wohlverdienter Ruhe beschloss, hatte er als ächter Patriot einen höchst populären Namen in Tirol und errang, als seine politische Rolle zu Ende ging, durch seine archivalischen Funde und ihre löbliche Verarbeitung, den Ruf eines wackeren Forschers und tüchtigen Kunst- und Culturhistorikers. Geboren als der Sohn ein k. k. Zollbeamten in der ehemaligen Grenzveste Kniepass bei Reutte in Tirol, sammelte Sch. zu Wien eine schätzbare Grundlage von historischen und artistischen Studien, welche vorläufig freilich nicht zur Reife gediehen, da er 1848 beim Beginn der dortigen Revolution, durch den Tod seiner Mutter in die Heimath zurückberufen, zu Innsbruck die Redaktion der »Schützen-Zeitung« übernahm, welche er mit seiner publicistischen Begabung, in kurzer Frist zum volksthümlichsten und einflussreichsten Organ des Tiroler Landes erhob. Durch eine glückliche Heirath und seine journalistische Thätigkeit ganz an Tirol gefesselt, wendete Sch. sein Augenmerk auf das damals frisch erblühende Schützenwesen; er besuchte alle Schiessstände des Landes und gewann als einer der besten Treffer bei allen Festschiessen nicht nur Schützen-Preis und -Dank, sondern auch die ausgebreitesten Bekanntschaften aus allen Ständen und gründliche Einsicht in alle Verhältnisse und in die wohlberechtigten Wünsche des Volkes. Die freimüthige Unerschrockenheit, womit Sch. seine Stimme bei allen Beschwerden und Misshelligkeiten erhob, zog freilich ein ganzes Conglomerat von Confiscationen und Pressprocessen über den Redakteur der Schützen-Zeitung zusammen, welche immer mit Freisprechung endend, nur zur weiteren Verbreitung des Blattes beitrugen. Es ist unglaublich, was damals als strafwürdiges Reat betrachtet wurde und mit welch' rüder Gewissenlosigkeit Polizei und Regierung im ächt vormärzlich bureaukratischen Nachklange hausten. — Hatte sich die Bedeutung des Schützenwesens schon 1848 gegen den piemontesischen Rummel bemerkbar gemacht, so brachten die Jahre 1859 und 1866 neue Erfahrungen und Resultate, welche Sch. als Kreis- und Landes-Defensions-Commissär sattsam verwerthete. Zum fortwährenden Exercitium

in Friedenszeiten organisirte Sch. als Schützenmeister des k. k. Landes-Hauptschiessstandes die vom reinsten Patriotismus belebten grossen Schützenfeste, so 1853 bei der Feier der Rettung und Wiedergenesung des Kaiser Franz Joseph, dann das Schiessen zu Innsbruck, auf welchem der Kaiser, Erzherzog Karl Ludwig und 5400 aktive Schützen erschienen, ferner die »Tiroler Schützenzüge«, insbesondere 1862 nach Frankfurt und 1868 nach Wien. Für Frankfurt hatte Sch. nicht nur die prachtvollsten Exemplare, welche damals als »Schmerzenskinder« mit feuriger Begeisterung durchschlugen, ausgewählt, sondern sich daselbst auch als Meister bewährt, »da er innerhalb drei Stunden 212 Punkte gewann und die Figur auf der Feldscheibe zehnmal ununterbrochen durch die Brust schoss.« — Inzwischen besuchte Sch., um frühere Versäumnisse nachzuholen, als ordentlicher Zuhörer die Vorlesungen der rechts- und staatswirthschaftlichen Facultät der Universität Innsbruck und bestand mit Auszeichnung das Rigorosum, womit er wohl seine juridische Laufbahn, nicht aber seine öffentliche Thätigkeit abschloss, denn seit 1857 wirkte Sch. als Curator und Fachdirektor des Landesmuseums (Ferdinandeum), seit 1864 als Correspondent des »Oesterreichischen Museums für Kunst und Industrie in Wien« und als vom Landtag bestellter Beirath des Landes-Oberschützenmeisters, ferner als Mitglied verschiedener Comités in Bewaffnungs- und Landesvertheidigungs-Angelegenheiten — bis er endlich 1871 die Stelle eines »Oberschützenmeisters des Landes-Hauptschiessstandes«, fast gleichzeitig mit der Redaktion seiner Zeitung niederlegte, um den schon früher begonnenen geschichtlichen Untersuchungen und Forschungen sich ganz zuzuwenden, wofür das Statthalterei-Archiv ein unschätzbares, völlig neues Quellen-Material bot. Unter der Beihilfe seiner Freunde Prof. Dr. A. Huber, Durig, Ladurner, Ign. Zingerle u. A. edirte Sch. fünf Jahre lang die »Zeitschrift für Geschichte und Alterthumskunde Tirols«. Hier legte er eine Reihe seiner eigenen, meist kunsthistorischen Elaborate nieder, wofür ihm die Universität Tübingen ein ehrenvolles Doktor-Diplom votirte und der Fürst von Thurn und Taxis zu Regensburg die Direktion seines Hof- und Familien-Archivs antrug. Glücklicher Weise erinnerte man sich nun auch in Wien an diese gute, wohl verwendbare Kraft, indem für Sch. die Stelle eines Statthalterei-Archivars errichtet wurde. So blieb er der Heimath erhalten und schürfte aus dem ihm wohl vertrauten Boden nicht nur eine Fülle dankenswerther Funde, sondern trug auch wesentlich dazu bei, die Schätze dieses Archivs den aus Oesterreich, Deutschland und der Schweiz kommenden gelehrten Anfragen zugänglich zu machen und zu erschliessen. Sch.'s Arbeiten erschienen in Buchform oder in den verschiedensten wissenschaftlichen Fachzeitschriften, darunter »Franz Schweyger's Chronik der Stadt Hall« (1867); der »Einfall des Churfürsten Moriz von Sachsen in Tirol 1552« (1868); über »die Lage der angeblich verschütteten Römerstadt Maja« (1873) u. s. w. Absonderliches Verdienst erwarb sich Sch. mit seiner »Geschichte des Grabmals Kaiser Maximilians I.« und dem urkundlichen Nachweis der dabei verwendeten Künstler, durch seine Theilnahme an der Restauration des herrlichen Schlosses Runkelstein (1874) und die Wiederherstellung der landesfürstlichen Burg in Meran 1882 und 1892 (vgl. Beilage 236 »Allgemeine Zeitung« vom 26. August 1893). Völlig Neues brachte Sch. über den berühmten Tiroler-Kanzler Biener, über Treitz-Sauerwein's Heimath und Familie; über Hans Ried, den Schreiber des Heldenbuchs; über »Die älteste Papierfabrikation und Druckerei in Tirol«, über »Erzherzog Ferdinand als Baumeister«, über den »Krieg Kaiser Max I.

mit Venedig 1509« (1876); die »Heirath Jakob III. von England und die Entführung seiner Braut aus Innsbruck 1719« (1877); »Wenzel Jamnitzer's Arbeiten für Erzherzog Ferdinand«; über einen »Ehescheidungsprocess aus dem XV. Jahrhundert« (vergl. No. 37 »Allgem. Ztg.« vom 6. Februar 1882) und die kunsthistorischen Excurse über »Alexander Colin's Leben und Werke und seinen Antheil an der plastischen Ausschmückung des Heidelberger Schlosses« (1889); über »Tizians nähere Beziehungen zu Kaiser Karl V.« (1879) u. s. w. Sch.'s Styl war schlicht und einfach, wie sein ganzer Charakter; die Schwächen eines verhältnissmässig erst spät zum Durchbruch gebrachten Autodidakten wusste er in seiner, nur dem Fachgenossen erkennbaren Naivetät geschickt zu decken, auch blieb er in wissenschaftlichen Fragen, mit einer einzigen Ausnahme, wo er aber glorreich sein gutes Recht behauptete, aller Polemik ferne. In jüngeren Jahren lieferte er im ächten Volkston viele Erzählungen und Geschichten, von denen eine Auswahl in vier Bändchen 1854 erschien. Der Tod seiner Frau (1893) und eine schwere Influenza brachen die eiserne Arbeitskraft des Mannes, welcher im Februar 1897 unter den ehrendsten Beweisen des Wohlwollens und der Freundschaft aus seinem Amte schied und das »Otium cum dignitate« nur eine kurze Frist genoss.

Vergl. Wurzbach, Biographisches Lexicon des Kaiserthums Oesterreich. Wien 1876. XXXI, 160 ff.

Hyac. Holland.

Otto, Carl, Doctor, Besitzer einer Fabrik feuerfester Erzeugnisse, * am 7. März 1838 in Jalapa (Mexiko), † am 13. November 1897 in Ahrweiler. — O. ward als Sohn des Landrichters Otto geboren, der nach Mexiko geflohen war, weil er als Burschenschafter in jener traurigen Zeitperiode der deutschen Geschichte verfolgt wurde, in der mancher edle deutsche Mann die treue Liebe zum Vaterlande schwer büssen musste. Nach dem Tode des Vaters, der, um das Unglück voll zu machen, von Räuberhand in Mexiko fiel, trat die bekümmerte Mutter mit ihrem Sohne Carl und einem älteren Bruder die Rückreise nach Deutschland an. Unter ihrer bewunderungswürdigen Erziehung wuchs O. frisch und froh heran, absolvirte das Gymnasium und ein dreijähriges Studium auf der Universität, wo er im jugendlichen Alter von 20 Jahren zum Doctor promovirt wurde. Im Jahre 1858/59 vervollständigte er seine Studien auf der Berghochschule in Freiberg i. S. und arbeitete in den Laboratorien verschiedener Hütten der dortigen Umgebung. Von 1860 bis 1872 war er hierauf zuerst als Chemiker, später als technischer Leiter bei der Firma J. H. Vygen & Cie. in Duisburg thätig und begann dann in Dahlhausen in eigener Fabrik die Herstellung feuerfester Erzeugnisse. Sein grösstes Verdienst bildet die Einführung des neuen Industriezweiges der Koksherstellung mit gleichzeitiger Gewinnung der Nebenerzeugnisse (Theer, Benzol, Ammoniak). Seine Fabrik befasste sich nämlich ausser der Herstellung von feuerfesten Steinen und anderen feuerfesten Fabrikaten für alle metallurgischen und chemischen Zwecke in erster Linie mit der Anlage von Koksöfen und bildete namentlich das System Otto-Hoffmann aus, das wesentlich in einer Verbindung von Siemens'schen Regeneratoren mit gewöhnlichen Koksöfen besteht. Seit 1876 bis 1897 wurden seitens der Firma Dr. Otto & Cie. nicht weniger als 9922 Koksöfen mit Gewinnung der Nebenerzeugnisse in den verschiedensten Revieren Deutschlands ausgeführt und damit dieser Industriezweig bei uns fast monopolisirt. Durch die Gewinnung der Nebenerzeugnisse Theer,

Benzol und Ammoniak ist die Koksofenanlage, die früher einen einfachen Betrieb darstellte, in eine chemische Fabrik mit complicirten Vorgängen — die Kohlendestillation — umgewandelt worden. Ihre Anlage erfordert aber auch die Anwendung bedeutender Geldmittel, während man andererseits befürchtete, keine lohnenden Preise für die Nebenerzeugnisse zu erhalten. Dank der durchgreifenden Thatkraft O.'s ging seine Dahlhausener Firma auf diesem Gebiete bahnbrechend vor, indem sie den Kohlenzechen die vollständige Anlage einschliesslich des Zubehörs schenkte und sich nur für eine gewisse Reihe von Jahren den Erlös aus dem Verkauf der Nebenerzeugnisse vorbehielt. Es ist bekannt, dass durch die grossartige Gewinnung der Nebenerzeugnisse ein vollständig neuer Industriezweig geschaffen ist, durch welchen sowohl unser Gewerbsleben als auch unsere Landwirthschaft einen reichen Segen erhalten hat. Haben an der Lösung der vielen Schwierigkeiten, welche sich hierbei ergeben, auch viele tüchtige Männer mitgewirkt, so werden diese alle gerne anerkennen, dass O. unter ihnen in vorderster Reihe gestanden, gekämpft und die bedeutsamsten Erfolge erreicht hat. Durch rastlose Arbeit hat er Deutschland in die führende Stellung betreffs dieser Industrie gebracht. — Im Jahre 1887 verlor er durch den Tod seine bewährte Lebensgefährtin. Der Schmerz und Kummer um diesen Verlust in Verbindung mit starker Ueberarbeitung legte den Keim zu einer tückischen Krankheit, der er nach mehr als vierjährigem Siechthum am 13. November 1897 in der Heilanstalt zu Ahrweiler erlag; ein genialer Mann mit einem edlen und treuen Herzen, dessen Tod nicht nur zahlreiche Freunde, sondern vor allem auch die Schaaren seiner Arbeiter beklagt haben, die in ihm nicht nur den Fabrikherrn verehrten, sondern auch den treuen, väterlichen Berather und allzeit hilfbereiten Menschenfreund von ganzem Herzen liebten.

Dr. W. Beumer.

Thielen, Alexander, Generaldirektor der Aktien-Gesellschaft für Bergbau und Hüttenbetrieb »Phönix« in Laar bei Ruhrort, * am 3. Mai 1841 zu Düsseldorf, † am 20. Juli 1897 zu Heidelberg. — Als einer der begabten Söhne des Feldprobstes Th. zu Düsseldorf geboren, trat er nach rascher Absolvirung der Schulen im Herbst 1858 in die Styrumer Eisenindustrie ein, arbeitete dort zwei Jahre praktisch und studirte dann drei Jahre auf der Bergakademie in Clausthal, sowie ein ferneres Jahr auf der Hochschule in Berlin, wo er gleichzeitig seiner Militärpflicht genügte. Gegen Ende des Jahres 1864 nahm er eine Betriebsassistentenstelle auf der Zinkhütte in Latmathe an und folgte dann 1865 einem Rufe aus Swansea in Südwales, um in die Dienste von Sir Hussey Vivian einzutreten. Dort blieb er bis März 1870 und ging alsdann im Interesse der Copper Mining Co. (Lim.) nach Südafrika. Im Frühjahr 1873 kehrte er mit reichen Erfahrungen nach Deutschland zurück und nahm dort die Stelle eines Direktors der Aktien-Gesellschaft für Bergbau und Hüttenbetrieb »Phönix« in Laar bei Ruhrort an. In dieser verantwortungsvollen Stellung entfaltete er seine glänzenden Geistesgaben, seine Energie und seine Leutseligkeit, und im Verein mit seinen Collegen in der Direction hat er die genannte Aktien-Gesellschaft durch schwierige Zeiten hindurch zu ihrer heutigen Blüthe gebracht und sie zu einem der bedeutendsten Unternehmen dieser Art gestaltet, das sich im In- und Auslande durch seine Fabrikate — namentlich Strassenbahnschienen — eines wohlberechtigten hohen Rufes erfreut. Aber neben dieser Thätigkeit entfaltete Th. auch eine dem

Gesammtinteresse der deutschen Industrie in hohem Grade förderliche Wirksamkeit, indem er namentlich die gemeinsamen Bestrebungen der Eisenindustrie in weitblickender Weise unterstützte. Frühzeitig erkannte er, dass das Heil der deutschen Eisenindustrie, für deren zunehmende Erzeugungsfähigkeit lohnenden Absatz zu finden zeitweise grosse Schwierigkeiten bot, nicht in gegenseitiger Bekämpfung und Aufreibung, sondern in der Vereinigung der widerstrebenden Elemente zu suchen sei. Zur Lösung dieser Aufgabe war er vermöge seiner Persönlichkeit besonders begabt: neben gewinnender Liebenswürdigkeit verfügte er über eine überzeugende Beredsamkeit, welche, unterstützt durch kraftvolle Energie, ihn manches Ziel erreichen liess, das Andere zwar als wünschenswerth angestrebt, aber als hoffnungslos aufgegeben hatten. Um die Mitte der achtziger Jahre schuf er den rheinisch-westfälischen Roheisenverband, aus dem später das Roheisensyndikat hervorging und führte den Vorsitz in diesem segensreich wirkenden Verbande bis zu seinem Tode. In den Jahren 1884 und 1885 war er Vicepräsident der internationalen Schienengemeinschaft, und auch in anderen Verbänden wirkte er mit grossem Erfolge. In der ausländischen Eisenindustrie, namentlich der englischen, war Th. sehr bekannt und beliebt; er verstand es, die auf internationalem Gebiete herrschenden Gegensätze geschickt auszugleichen, die gemeinsamen Berührungspunkte aufzusuchen und enge Verbindungen mit den ausländischen Fachgenossen herzustellen. Infolge dessen wählte man ihn 1891 auch in das Council des »Iron and Steel Institute«. Gegen ein tückisches Leiden suchte er vergeblich im Jahre 1897 in Baden-Baden und Heidelberg Heilung; in letzterem Orte starb er eines sanften Todes, tiefbeklagt von seiner Frau und zwei Töchtern, sowie seinem älteren Bruder, dem preussischen Minister der öffentlichen Arbeiten, nicht minder aber von zahllosen Freunden in der Eisenindustrie der ganzen Welt.

Dr. W. Beumer.

Baare, Louis, Generaldirektor des Bochumer Vereins für Bergbau und Gussstahlfabrikation, * am 12. Juli 1821 in Minden i. W., † am 17. Mai 1897. — Als Sohn eines Tabakfabrikanten geboren, übernahm der 22jährige beim Tode des Vaters das von letzterem nach Aufgabe des Tabakfabrikationsgeschäft gegründete Speditionsgeschäft und setzte es mit gutem Erfolge fort, bis er im Jahre 1849 eine Stelle übernahm, die an seine Leistungsfähigkeit die denkbar höchsten Anforderungen stellte. Die Verwaltung der Köln-Mindener Eisenbahn übertrug ihm die Stellung eines gemeinsamen Beamten ihrer Bahn und der Königlich Hannoverschen Eisenbahndirektion. Es lag ihm dabei ob, die Vermittelung des Güterverkehrs zwischen beiden Gesellschaften zu übernehmen, ebenso wie die damit verbundenen Zoll- bezw. Steuerangelegenheiten an der Grenze des Zollvereins und des Norddeutschen Steuervereins. Bei den verwickelten Verhältnissen, die damals in Deutschland herrschten, war es keine Kleinigkeit, die vielfachen, oft sich widersprechenden Anforderungen zu erfüllen, die von den vier »Herren« gestellt wurden, denen B. gewissermaassen zu »dienen« hatte und denen er theils durch Eid, theils durch Handschlag verpflichtet war. Dennoch gelang ihm die Erfüllung seiner vielfachen Pflichten zu allseitiger Zufriedenheit. Er verblieb in seiner Stellung bis zum Uebertritt des Norddeutschen Steuervereins in den Zollverein. Dann trat er auf Wunsch der Hannoverschen Eisenbahndirektion in den gemeinschaftlichen Dienst der Eisenbahndirektion und des Bremer Senats, wobei ihm sein Wohnsitz in Bremen

angewiesen wurde. Hier blieb er, bis ihn im Jahre 1855 verschiedene Eisenbahndirektionen, die zugleich Mitglieder des Aufsichtsrathes der Bochumer »Gussstahlfabrik« waren, nach Bochum beriefen und ihm die Oberleitung der Fabrik übertrugen, die vor ihm der Regierungsassessor v. Sybel ein halbes Jahr lang provisorisch innegehabt hatte. Als technischer Leiter stand ihm der Mitbegründer der Fabrik Mayer zur Seite. Noch war das kleine Werk wenig bekannt; 200 Arbeiter waren in demselben angestellt, und ein verhältnissmässig kleines Areal gehörte dazu. Die Grundfläche, die jetzt dem Bochumer Verein gehört, ist seitdem wohl auf das 200fache angewachsen, und die Zahl der Angestellten des Werkes hat in den sogenannten »flotten Jahren« 1873 und 1874 6000 betragen, ist dann allmählich auf 4000 heruntergegangen, ist aber seit den achtziger Jahren wieder im Wachsen begriffen gewesen. Welchen schwerwiegenden Einfluss diese ausserordentliche Entwickelung auch auf das Emporblühen der Stadt haben musste, liegt auf der Hand. 1855 zählte Bochum 6000 Seelen, meist Ackerbürger, kleine Fabrikanten, Handwerker und einige Kaufleute. Von nun an ging es aber mit ausserordentlicher Schnelligkeit vorwärts. Im Jahre 1872 waren 24000 Einwohner ansässig, von denen, da der Bochumer Verein allein 6000 Arbeiter, Meister und Beamte beschäftigte, mindestens die Hälfte von diesem Werke lebte. Damals entstanden in einem Jahre ganze Strassen; denn wo jetzt ein dichtes Häusermeer sich befindet, waren vor jener Zeit Gärten und Bauernhöfe. Sie alle sind verschwunden, und an der Stelle, wo früher das Vieh der Bürger weidete, wo die Schuljugend im Herbste in »die Nüsse« ging, da erheben sich jetzt riesige Fabrikgebäude, Hochöfen senden lodernde Flammen in die Luft, und aus tausend Schloten steigt der Rauch empor. Und in den Fabrikgebäuden, welch rastloses Hämmern und Schaffen bei Tag und Nacht; in unermüdlicher Arbeit werden die aus dem Innern der Erde zu Tage geförderten reichen Schätze verarbeitet, immer neue Absatzgebiete erschliessen sich den daraus genommenen Produkten. Eine solche völlige Veränderung der bestehenden Verhältnisse ist im wesentlichen dem Manne zu verdanken, der an der Spitze des Unternehmens stand. B. verstand es, durch geschickte Finanzoperationen die Möglichkeit einer stetigen Erweiterung der Fabriken zu schaffen. Er wusste an der rechten Stelle zu sparen, aber schonte in der Voraussicht künftigen Gewinnes keine noch so grossen Ausgaben und Neuanlagen. Er benutzte die sich bietenden günstigen Conjuncturen ohne Zaudern und wusste die sich darbietenden Vortheile dem Werke nutzbar zu machen. Auch in Stürmen und Gefahren, die das Werk im Laufe der Zeit bedrängten, wurde der Bochumer Verein sicher geleitet und zu erfreulicher Entwickelung gebracht. Erwähnenswerth sind auch die Maassnahmen zur Fürsorge für die Arbeiter. Auf dem Bochumer Verein ist ein ausserordentlich grosser Stamm von Arbeitern vorhanden, die seit fünfundzwanzig Jahren und länger unausgesetzt dort thätig waren. Die Arbeitercolonie Stahlhausen ist mit ihren Häuschen, Gärten, freien Plätzen und schattigen Wegen ein Muster derartiger Anlagen. Eine weitere Musteranstalt ist das Arbeiterlogierhaus. Aber B.'s Bedeutung geht weit über Bochum und Westfalen hinaus. Seine Mitwirkung an der socialpolitischen Gesetzgebung sichert ihm ein dankbares Andenken in der Arbeiterschaft des gesammten deutschen Verbandes. Er ist es gewesen, der den Anstoss zu der Unfallversicherungsgesetzgebung des deutschen Reiches gab, welche die lästigen Haftpflichtprocesse beseitigte. Fürst Bismarck, mit dem er zuerst über diese Materie verhandelte, hat auch

in der Folgezeit oft seinen Rath gesucht, den B. gerne gab, wie er auch als Mitglied des Staatsrathes seine reichen Kenntnisse in den Dienst des Landes stellte. Sein Leben war Mühe und Arbeit bis in sein hohes Greisenalter. »Arbeit aus Treue« war der Wahlspruch seines Lebens.

Dr. W. Beumer.

Brulliot, Karl, Kgl. Hofopernregisseur, Professor an der Kgl. Akademie der Tonkunst in München, * am 31. Juli 1831, † am 23. März 1897 zu München. — B. war der Sohn des durch mannichfache gelehrte Arbeiten auf dem Gebiete der Kupferstichkunde und als langjähriger Conservator der sich aus kleinen Anfängen entwickelnden Kgl. Kupferstichsammlung bekannten Conservators Franz B. In seiner Vaterstadt München absolvirte er das Wilhelms-Gymnasium und besuchte als Student der Rechte die Universität. Gleichzeitig aber trat er in das Conservatorium ein, um unter der Leitung Franz Hausers sich Gesangsstudien zu widmen. Nach Abschluss derselben wurde er von Eduard Devrient, dem berühmten Leiter des Karlsruher Hoftheaters, als erster Bassist engagirt und begann im Frühjahr 1853 dort seine Laufbahn als Sänger, wurde aber schon damals vielfach auch als Schauspieler beschäftigt. Im Jahre 1859 wurde er zum Opernregisseur ernannt, in welcher Eigenschaft er in Karlsruhe sämmtliche Aufführungen der grossherzoglichen Bühne leitete; seine Specialität war die Spieloper, die er durch feinsinniges Herausarbeiten der heiteren Effecte zu grosser Wirkung zu bringen verstand. Im Jahre 1872 wurde ihm zwischen Kaiser's und Köberle's Directionsführung auch die selbständige Leitung der Hofbühne anvertraut. In diesem Jahre führte er auch die Coloratursängerin Anna Braunhofer-Masius als Gattin heim. Die Anhänglichkeit an seine in München zurückgebliebene alte Mutter und ein wiederholter Ruf veranlassten ihn 1873, in gleicher Stellung an das Münchener Hoftheater zu übersiedeln, wo er im Laufe der Zeit über 30 Opern in Regie setzte. Daneben war er immer noch als Sänger und Schauspieler thätig, bis er zum Professor an der Kgl. Musikschule ernannt wurde. Am 11. November 1892 betrat er als Gordon in »Wallenstein's Tod« zum letzten Male die Bühne. Schon vorher, im August 1892, zwang ihn Kränklichkeit in Pension zu gehen. Am 23. März 1897 (nicht am 24., wie der Almanach der Bühnengenossenschaft irrigerweise angiebt) ist B. nach langen, schweren, aber mit bewundernswerther Geduld ertragenen Leiden in seiner Geburtsstadt gestorben. Ein Nachruf sagt von ihm mit Recht: »Alle, die unter B.'s Leitung thätig gewesen, rühmen die Ruhe, die Vornehmheit und die durch nichts zu beirrende Gerechtigkeit, mit der er das Regiment geführt hat. Wie vielen Schülern und Anfängern hat er die Wege geebnet, wie vielen zu schönen Stellen hinaufgeholfen! Als Mensch war B. eine in sich gekehrte, stille Natur, jedoch im engen Freundeskreise durchaus nicht karg und verschlossen. Er besass eine der schönsten Gottesgaben, er hatte Humor, und die Wirkung seines Witzes wurde erhöht durch die classische Ruhe, mit der er ihn brachte. Allerdings konnte er auch stark sarkastisch sein; ein Blick aus seinen gutmüthigen Augen aber wusste gleich wieder mildernd zu wirken. Alle, die B. im Leben näher getreten sind, werden ihm ein freundliches Andenken bewahren!« B. war, und dies giebt ihm eine bleibende Bedeutung für die Münchener Theatergeschichte, der erste Regisseur Richard Wagner's in München, er kam wenigstens gerade zurecht nach München, um insbesondere den Siegfried (10. Juni 1878) und die Götterdämmerung (15. September 1878) in

Scene zu setzen. Das waren neue und bedeutende Aufgaben — die Nibelungentrilogie, die nach ihm in München und anderwärts noch oft des Studiums genug gekostet. Mit eiserner Thatkraft arbeitete er sich, als der erste Regisseur nach Wagner, in Bayreuth, in diesen fremdartigen und seinem bisherigen Kunstempfinden nicht eben homogenen Stoff ein. Jedem Späteren ist es leichter geworden. Die Adresse, die seine Kunstgenossen ihm bei seinem Scheiden im August 1892 überreichten, war von lauter Aufrichtigen unterschrieben — er war beliebt wie wenige vor ihm, denn er war keinem ein Stein des Anstosses gewesen. An seiner Ruhe, an seinem Humor brach sich aller Neid und jede Intrigue. B. war zuletzt, als die Stimmmittel den gesteigerten Anforderungen nicht mehr Stand hielten, kein Sänger ersten Ranges mehr. Die gegenwärtige Generation erinnert sich seiner mehr als einer Utilité, und vor allem als einer überall ihren Mann stellenden Repräsentantenfigur. Es war ein Vergnügen, ihn nur als Terzky'schen Wachtmeister zu sehen — ein ganzer Mann! Er brauchte sich nicht viel zu schminken, und niemals veränderte er seinen angegrauten schönen Vollbart, denn er konnte sich kaum empfehlender und vor allem imponirender herrichten als er von Natur war. In seinen besseren Zeiten, an die sich der Schreiber dieser Zeilen wohl erinnert, dröhnte aber auch seines Basses Grundgewalt gar voll und schön durch das grosse Haus. Er ging still und bescheiden von der Bühne und aus dem Leben, wie er gekommen war. Als er fast fünf Jahre nach seinem Austritt starb, tauchte sein Name vorübergehend in wenigen kleinen Nachrufen auf, und wer nicht dem Theater näher stand, wusste kaum, dass er noch am Leben gewesen. In unserer unruhigen, nervenzerstörenden Zeit könnte ein ruhiger und zielbewusster Bühnenleiter gleich B. mehr denn je ein Vorbild für alle Nachstrebenden sein.

Alfred Freiherr v. Mensi.

Hieber, Otto, Kgl. Hofcapellmeister und Professor an der Kgl. Akademie der Tonkunst in München, * daselbst am 20. Februar 1848, † am 9. Januar 1897 ebenda. — H., der Sohn des noch jetzt an der St. Cajetans-Hofkirche wirkenden Chordirectors Ulrich H. entstammte einer alten und angesehenen Münchener Musikerfamilie. Es war also fast selbstverständlich, dass auch ihm die Musik Lebensberuf wurde. Er kam an die Kgl. Musikschule seiner Vaterstadt, die später den stolzeren Titel einer Akademie der Tonkunst erhielt, aber seitdem für das Münchener Musikleben lange nicht mehr von der Bedeutung ist, die sie in den ersten Jahrzehnten ihrer Gründung hatte, nachdem Hans v. Bülow sie nach den Ideen Richard Wagner's reorganisirt hatte. Bülow, Joseph Rheinberger, der noch als Professor und Inspector wirkt, sowie Franz Wüllner waren H.'s Lehrer. Seine Stellung als Capellmeister war ihm gewissermaassen durch Tradition und Erziehung vorgezeichnet, zum Glück auch durch seine Begabung. Er begann in dieser Eigenschaft am Theater am Gärtnerplatz, das Anfang der siebziger Jahre der Kgl. Hoftheater-Intendanz aufgebürdet wurde, sich aber bald davon emancipiren musste, seine Laufbahn. Im Jahre 1877 ging er mit dem Titel eines kgl. Musikdirectors an das Kgl. Hoftheater über, wo er eine stille, dem Publikum verborgen gebliebene, aber ungemein segensreiche Wirksamkeit entfaltete: er hatte das Studium der Solosänger zu leiten, und manche später zu Namen und Ruf gelangte Kraft verdankt H.'s gediegener musikalischer und technischer Bildung erfolgreichste Unterweisung. Ende der achtziger Jahre vertauschte H. diese

Thätigkeit mit der eines Directors des Chors, und damit schien er seinen eigentlichen Beruf gefunden zu haben, denn als unfehlbarer Chorleiter auf der Bühne wie bei den Chorklassen der Akademie hat er sich den besten Namen im Münchener Musikleben gemacht; darin erwies er sich als der verständnissvollste Schüler Wüllner's, dessen Methode er mit pädagogischem Tact überall zu verwenden wusste. Des gaben insbesondere die herkömmlichen Prüfungsconcerte der Akademie der Tonkunst Zeugniss, nicht minder aber die Leistungen der königlichen Vocalcapelle, deren Leitung ihm nach dem Rücktritt Rheinberger's übertragen wurde. Nebenher dirigirte er auch den Oratorienverein, der nach ihm an Bedeutung schnell verloren hat. Auch als Orgelspieler und -Lehrer war er überaus geschätzt. H., den eine jähe Krankheit viel zu früh dahingerafft, war kein productives musikalisches Genie und kein moderner damenbezaubernder Pultvirtuose, aber er war ein gewissenhaft und ehrlich im Dienste seiner geliebten Kunst reproducirendes Talent, ein gediegener Musiker von altem Schrot und Korn, wie sie immer seltener werden — gleich gewandt in der musica sacra wie in der profanen. Damit in harmonischer Uebereinstimmung stand der deutsche kernhafte Charakter dieses echten Altmüncheners, dem Zeit seines Lebens jede Pose fremd geblieben ist.

Alfred Freiherr v. Mensi.

Tunner, Peter v., k. k. Ministerialrath und jubil. Bergakademiedirector, * am 10. Mai 1809 in Turrach (Steiermark), † am 8. Juni 1897 zu Leoben (Steiermark). — Sohn des Fürstlich Schwarzenberg'schen Verwesers Peter Tunner in Turrach, war T. von Jugend auf in seiner freien Zeit beim Bergbau- und Hüttenbetrieb beschäftigt und in alle Einzelheiten desselben eingeführt; seine wissenschaftliche Ausbildung erhielt er an dem k. k. polytechnischen Institute in Wien. Dem Umstande, dass er in die Familie des Gewerken M. v. Rosthorn eingeführt wurde, verdankte T. zweifellos die Grundlage zu seiner hervorragenden Fähigkeit, technische Fragen von weiten Gesichtspunkten aufzufassen. Nach Vollendung seiner Studien arbeitete er zwei Jahre lang praktisch auf den Fürstlich Schwarzenberg'schen Stahlhämmern. Dann war er einige Monate auf dem der Familie v. Rosthorn gehörigen Eisenwerk in Frautschach, um daselbst den Harzer Rennprocess einzuführen, weiterhin Werkführer in Mauterndorf, worauf seine Ernennung zum Verweser auf dem Fürstlich Schwarzenberg'schen Stahlhammer in Katsch erfolgte. Er hatte sich somit frühzeitig neben einer gediegenen theoretischen Bildung auch gründliche und vielseitige praktische Kenntnisse erworben. Es war dies besonders maassgebend, als es galt, auf die neu zu errichtende Lehrkanzel für Hüttenkunde am Grazer Johanneum eine geeignete Persönlichkeit zu stellen. Der um die steirische Eisenindustrie hochverdiente Erzherzog Johann entschied sich für T. und fuhr 1833 nach Katsch, um persönlich mit ihm zu verhandeln, worauf T. sich, ganz gegen den Willen seines Vaters, entschloss, die Stellung anzunehmen.

Welches hohe Interesse der Erzherzog für T. gefasst hatte, geht aus einem Schreiben hervor, das Ersterer am 14. September 1833 an die Stände von Steiermark richtete, worin er u. a. sagte: »Nach meiner Ueberzeugung schlage ich den Peter Tunner, dermalen Fürst Schwarzenberg'scher Verweser des Hammerwerks Katsch, zu diesem Endzweck vor. Landeskind, vom besten moralischen Charakter, einer der vorzüglichsten Zöglinge des Polytechnischen Instituts, folglich ausgerüstet mit den erforderlichen wissenschaftlichen Kenntnissen, vollkommen erfahren in der heimischen Eisenmanipulation, da er

längere Zeit als Meister auf dem Hammer arbeitete, von guter Körperbeschaffenheit, genügsam, verbindet er alle erforderlichen Eigenschaften, um den Zweck zu erfüllen, welchen wir beabsichtigen müssen. — Diesen trage ich an, reisen zu lassen nach Schlesien, Schweden und da, wo es noch weiter erforderlich sein dürfte. Zur Bestreitung dieser Reise dürften die bereits als Dotirung des Professors der Hüttenkunde bewilligten 1200 fl. C. M., wozu noch ein Zuschuss zu kommen hätte, zu verwenden sein ....« Die Stände Steiermarks kamen dieser Aufforderung nach, indem sie am 10. October 1833 berichteten, dass sie »in Anbetracht der ausgezeichneten wissenschaftlichen und moralischen Eigenschaften dieses Individuums« nicht nur mit dessen Anstellung als Professor, sondern auch mit dem Antrag Seiner K. K. Hoheit, denselben bis zur Errichtung des neuen Lehrgebäudes auf eine Bildungsreise zu schicken, vollkommen einverstanden seien. Ungeachtet der kräftigsten Unterstützung seitens des Erzherzogs erfolgte erst zwei Jahre später die Ernennung T.'s zum Professor. Die diesbezügliche Urkunde wurde am 15. Mai 1835 ausgestellt. T. war bei seiner Ernennung erst 26 Jahre alt; er hatte das Glück, dass ihm vor Antritt seiner Professur noch 5 Jahre zu seiner Vorbereitung zur Verfügung standen, und dass ihm zu einer Zeit, in welcher noch wenige Techniker wissenschaftliche Reisen zu unternehmen vermochten, ausreichende Mittel geboten wurden, um die wichtigsten Industriebezirke bereisen und studiren zu können. Im März 1837 trat T. seine Studienreise an, welche bis zum December desselben Jahres dauerte; da aber der Bau der neuen Lehranstalt bei seiner Rückkehr noch nicht weit genug gediehen war, so ging er am 20. April des folgenden Jahres auf seine zweite Reise, von welcher er am 19. Juli zurückkehrte. Eine dritte Studienreise dauerte vom 25. August bis 11. October 1838. Auf seinen drei Reisen besuchte er die berühmtesten Berg- und Hüttenwerke Oesterreich-Ungarns, Deutschlands, Schwedens, Englands, Frankreichs, Belgiens und Italiens. Am 1. November 1840 wurde die neue Lehranstalt für Bergbau- und Hüttenkunde in Vordernberg eingeweiht. Neben dem Schulgebäude befand sich eine kleine Lehrfrischhütte mit zwei Frischfeuern, in welcher die Schüler unter T.'s persönlicher Anleitung die Frischmethoden praktisch einübten. Im Jahre 1849 wurde die Anstalt nach Leoben verlegt und am 14. October 1861 in eine Bergakademie umgewandelt. Wie innig T.'s ganzes Sein an dem Geschick der von ihm begründeten und weit über die Grenzen der Monarchie bekannten Lehranstalt hing, erhellt am deutlichsten aus dem Ausspruch, den der Altmeister einst that: »Wenn einmal die letzte Stunde an mich herantritt, weiss ich nicht, ob ich mehr an meine Familie oder an meine Akademie denken werde.« — T. war auch Mitbegründer der in Leoben neben der Akademie bestehenden Berg- und Hüttenschule, deren Curatorium er 10 Jahre lang als Obmann vorgestanden hat. Die Thätigkeit, welche T. 1840 als Lehrer der Eisenhüttenkunde begann und auch mehr als ein Menschenalter mit bewundernswerther Kraft fortsetzte, war bahnbrechend; mit seltenem Geschick wusste er seine vielseitigen praktischen Erfahrungen mit den wissenschaftlichen Grundsätzen zu verbinden und das Ergebniss seinen Schülern in lichtvollem Vortrag mitzutheilen. Letztere sind über die ganze Erde vertheilt; wo sie aber auch immer sein mögen, ihres hochverehrten »Peters« gedenken sie alle mit rührender Treue in höchster Anerkennung und Dankbarkeit. Seine letzten Vorträge über Eisenhüttenkunde hielt T. im Studienjahr 1865/66. Am 20. Juli 1874 trat er in den bleibenden Ruhestand.

Bei seiner Thätigkeit als Lehrer der Eisenhüttenkunde hat T. allen Neuerungen auf diesem Gebiete seine volle Aufmerksamkeit gewidmet. So hat er als einer der Ersten die Bedeutung des Bessemerverfahrens erkannt und dessen Einführung in Oesterreich veranlasst. Bekannt ist ferner das von ihm erfundene Glühfrischen.

Auch schriftstellerisch war T. in hervorragender Weise thätig. Seine zahlreichen Arbeiten erschienen zumeist in den Leobener berg- und hüttenmännischen Jahrbüchern, in jenen der Wiener geologischen Reichsanstalt, sowie in anderen Zeitschriften. Von Sonderschriften seien nur erwähnt: »Ueber die Walzenkalibrirung«, »Ueber die Zukunft des österreichischen Eisenhüttenwesens«, »Ueber Russlands Montanindustrie«, »Bericht über die Londoner Weltindustrieausstellung« u. s. w. Eine seiner letzten Arbeiten war eine treffliche »Darstellung der Eisenindustrie in Steiermark und Kärnthen«, welche er anlässlich des Besuches des »Iron and Steel Institute« in Oesterreich-Ungarn im Jahre 1884 verfasste. Seine letzte grössere Arbeit behandelt das Eisenhüttenwesen in den Vereinigten Staaten. Seit dem Jahre 1845 besuchte T. alle grossen Industrieausstellungen, und noch in seinem 69. Lebensjahre unterzog er sich den Strapazen einer Amerikafahrt zum Besuch der Centennialausstellung. Im Jahre 1867 wurde T. in den steiermärkischen Landtag und noch in demselben Jahre auch in das Abgeordnetenhaus des Reichstags gewählt.

An äusseren Ehrenbezeugungen hat es ihm nicht gefehlt. Im Jahre 1864 wurde T. in den österreichischen Ritterstand erhoben. Er erhielt zahlreiche in- und ausländische Orden, mehrere Städte und Bergorte machten ihn zu ihrem Ehrenbürger, gelehrte Gesellschaften, viele wissenschaftliche und technische Vereine der ganzen Welt erwählten ihn zum Ehrenmitglied. Auch der Verein deutscher Eisenhüttenleute ernannte ihn in der Hauptversammlung vom 11. December 1881 zu seinem Ehrenmitgliede.

Der Name »Peter Tunner« ist mit der Geschichte des Eisenhüttenwesens unauflöslich verknüpft. Er hat klar und zielbewusst in hervorragender und schöpferischer Weise an der Festlegung der Grundlagen mitgewirkt, auf welchen die machtvolle Entwickelung der heutigen Eisenindustrie sich aufgebaut hat.

Dr. W. Beumer.

Breitenlohner, Jakob, Professor der Hochschule für Bodencultur in Wien, * am 21. Juli 1833 zu Oberweyr, Oberösterreich, † am 24. März 1897 zu Wien. — Als das Kind armer Eltern geboren, verbrachte B. seine Jugendzeit in sehr bescheidenen Verhältnissen. Auch während seiner Gymnasialstudien zu Linz verfolgte ihn die Sorge um das tägliche Brod, nur unter unsäglichen Entbehrungen gelang es ihm seine Studien zu vollenden und endlich die Maturitätsprüfung, mit ausgezeichnetem Erfolge, abzulegen. Er bezog hierauf die Universitäten Graz und Wien, widmete sich dem Studium verschiedener Gegenstände und promovirte 1860 zum Doctor der Chemie. Die erste Anstellung fand B. 1861 als Leiter der Torfproduktenfabrik des Grafen Stadion auf der Herrschaft Chlumetz (gegenwärtig im Besitze Sr. kaiserl. Hoheit Erzherzog Franz Ferdinand), woselbst Photogen und Paraffin erzeugt wurde. Im Jahre 1865 trat B. in die unter der Leitung Dr. Hanemann's stehende, landwirthschaftliche Versuchsstation des Fürsten Schwarzenberg zu Lobositz in Böhmen als Chemiker ein. In dieser Stellung verblieb er acht

Jahre mit Moor-, Düngungs-, Culturversuchen und mit meteorologischen Beobachtungen beschäftigt. Aus dieser Zeit stammen seine ersten wissenschaftlichen Arbeiten. Die geringen Einkünfte seiner Stellung in Lobositz, vielleicht aber noch mehr seine Vorliebe zum Lehrfache veranlassten ihn, die Stellung in Lobositz aufzugeben und sich dem Lehrfache zu widmen. Im Jahre 1875, im Alter von 41 Jahren, wurde er an der Forstakademie zu Mariabrunn als honorirter Docent angestellt und ihm der Titel Adjunct verliehen. B. war der geeignete Mann zur Uebernahme der Fächer Meteorologie, Klimatologie und Standortlehre. Bei der Errichtung der Hochschule für Bodencultur in Wien wurde er dorthin übernommen, erhielt 1881 den Titel eines ausserordentlichen Professors, 1884 auch das hiefür systemisirte Gehalt. Die fachliche Tüchtigkeit B.'s beruhte nicht allein auf seinem Talente, sondern auch in dem Umstande, dass er ausschliesslich seiner wissenschaftlichen Thätigkeit lebte. Für seine Person war er von ausserordentlicher Bedürfnisslosigkeit, die Genüsse des gewöhnlichen Lebens waren ihm fremd, auch blieb er unvermählt. Trotz des geringfügigen Einkommens, welches mit seinem Lehramte verbunden war, wusste er doch die Mittel für Studienreisen zu finden. Insbesondere in seiner Ferialzeit durchreiste er die verschiedensten Theile der Monarchie. Häufig weilte er in den Alpen und war dort in den entlegensten Orten, mit der einfachsten im Rucksacke untergebrachten Ausrüstung und einem Geologenhammer anzutreffen. Es war ihm auf Studienreisen ganz gleichgiltig, was sonst in der Welt vorging, er wies jeden Brief mit dem Vermerk zurück: »Auf Ferialreisen des Lesens und Schreibens unkundig.« Die Rücksichtslosigkeit, mit der er sich die zu wissenschaftlicher Arbeit nöthige Ungebundenheit schaffte, seine schonungslose Offenherzigkeit, die Geringschätzung äusseren Scheines, waren nicht geeignet, Fernestehende für ihn einzunehmen. Erst bei näherem Umgang erschloss sich seine schlichte, grundehrliche und treuherzige Art, offenbarte sich die ganze Fülle seines Wissens. Durch seinen zwar nicht gerundeten aber doch klaren und fasslichen, durch mühevoll beschafftes Demonstrationsmaterial anschaulich gemachten Vortrag wusste er seine Schüler ebenso an sich zu fesseln, als durch das warme Herz und das eingehende Verständniss, welches er ihren Interessen entgegenbrachte. Der wissenschaftlichen Thätigkeit B.'s wurde durch seine im Leben erlangten Stellungen die Richtung gewiesen. So erwuchs er während seiner Anwesenheit in Chlumetz und Lobositz zu einem namhaften Fachmann im Moorwesen. In Komers' Jahrbuch für österreichische Landwirthe veröffentlichte er eine Reihe von Aufsätzen über Löss (1869), Basalt (1870), Pläner (1872), Moorboden (1873). Im österreichischen landwirthschaftlichen Wochenblatte II. und III. Jahrgang (1876 und 1877) gibt er eine treffliche, landschaftliche und entwicklungsgeschichtliche Schilderung des 2200 Joch grossen Ibmermoores bei Wildshut in Oberösterreich und führt die Versuche an, dasselbe trocken zu legen. Die Entwässerungsarbeiten sind zum grossen Theile an dem Widerstande der Bauern gescheitert, welche aus dem Moore Nutzen ziehen. B. meint, dass durch Wanderlehrer erst das richtige Verständniss der Anwohnerschaft erweckt werden müsse, um zum Ziele zu gelangen. Bei dergleichen Dingen fiele wohl noch der Schule eine wichtige Rolle zu. In der Oesterreichischen landwirthschaftlichen Zeitung 1877 schildert B. unter dem Titel »Gloria in desertis Deo«, der Ueberschrift eines Kirchenportales mit der Jahreszahl 1790, in Gnarrenberg, auf einem inselgleich aus den Mooren auftauchenden Geestrücken, die Moorgegend zwischen Elbe und Weser. Gnarren-

berg ist sozusagen die Markthalle der umliegenden etlichen 20 Colonien und Dörfer, die alle ihren Bedarf dort decken. Durch die Canalisation ist den Mooren ein radikaler Aderlass applicirt worden und zugleich die praktischeste Verkehrsstrasse geschaffen. Dasselbe Element, welches früher jeden Zugang wehrte, sollte in kluger Benutzung des billigen Transportmittels der Communication den weitesten Spielraum eröffnen. Auf den Kanälen wird der gewonnene Torf ausgeführt; sie erstrecken sich bis zur Weser und Elbe. Neben der Erörterung der Lebensverhältnisse der Moorbauern bespricht B. auch das Moorbrennen. Im Centralblatte für das gesammte Forstwesen 1877 beschäftigt sich B. mit der Aufforstung der Hochmoore. Im Jahrgange 1878 der Wiener landwirthschaftlichen Zeitung berichtet B. über einen Besuch, den er zu Pfingsten dem Hanság, einem grossen Moorboden am Neusiedlersee, abgestattet hat.

In Lobositz beschäftigte sich B. schon mit geologischen und meteorologischen Beobachtungen und verfolgte die Niederschlagsverhältnisse, die ihn auch späterhin beschäftigten. So machte er darüber in Wollny's Forschungen auf dem Gebiete der Agriculturphysik, 1886, über die Hochwasserkatastrophe zu Bruneck in Tirol im September 1882 eine besondere Mittheilung. Seine Streifzüge im Wienerwalde lieferten ihm das Material zu den »Beiträgen zur Untersuchung der standortlichen Verhältnisse der Rothbuche im Wienerwalde« im Centralblatte für das gesammte Forstwesen 1878. Im Komers'schen Jahrbuche 1879 kommt er wieder auf den Wald als klimatischen Factor zurück. 1893 fasste er die von Lorenz gezogenen Schlüsse wie folgt zusammen: wenn auch im Ganzen und Grossen nur eine geringfügige Einwirkung des Waldes in seine Umgebung hieraus sich erkennen lässt, so ist damit nicht gesagt, dass auch das Verschwinden des Waldes von ebenso unbedeutenden Consequenzen begleitet sein würde. Diese Folgerung wäre schon deshalb nicht stichhaltig, weil das Klima der Umgebung bereits unter dem Einflusse des vorhandenen Waldes steht. Die negativen Folgen einer Entwaldung wären möglicherweise viel deutlicher als die positiven des Waldbestandes. Mit dem Pflanzenphysiologen Dr. Josef Böhm zusammen unternahm B. eine Untersuchung »Ueber die Baumtemperatur in ihrer Abhängigkeit von äusseren Einflüssen« (Sitzungsberichte der Wiener Akademie der Wissenschaften, Bd. LXXV, S. 615).

Als in der Mitte der siebziger Jahre der jetzige Hofrath Wilhelm Exner auf die volkswirthschaftliche Bedeutung der Weidencultur und Korbflechterei aufmerksam machte und sich als Vorstand des technologischen Gewerbemuseums dieser Sache annahm, fand er in B. eine werkthätige Unterstützung. Mit der ihm eigenen Gründlichkeit erfasste B. das Studium dieses Gebietes. Im landwirthschaftlichen Wochenblatte (1887) weist er in einem Aufsatze: »Die Purpur- und Korbweide in Niederösterreich« darauf hin, dass die auenreiche Donau mit dem Eintritte aus Bayern bloss wildes Weidicht zur Schau trägt, während anderwärts lukrative Weidenwerder bestehen. Das Stromgebiet der Donau erscheint, was Boden und Klima betrifft, von Natur aus für Weidenplantagen gleichsam prädestinirt, und Niederösterreich wäre allein im Stande, den ganzen Bedarf an Flechtmaterial zu decken. Dieser Thätigkeit B.'s ist im Laufe der Zeit reicher Erfolg erwachsen. Die Weidencultur in Oesterreich ist seither in der diesseitigen Reichshälfte nicht nur in Wsetin, im Beczwathale, in Trpist in Böhmen, im Sanngebiete in Galizien, sondern vieler Orten erblüht.

Aus seinen Streifzügen in den Alpen berichtet B. in einem Vortrage:

»Wie Muhrbrüche entstehen, was sie anrichten und wie man sie bändigt« im Vereine zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse in Wien am 7. März 1883.

Das warme Interesse für die Erscheinungen der Hochregion spricht sich auch in der Aneiferung Rojacher's zu meteorologischen Beobachtungen aus. Als das Project der Errichtung der Station auf dem Sonnblick erwogen wurde, hielt B. am 24. November 1885 in der geographischen Gesellschaft in Wien einen Vortrag (Mittheilungen der geographischen Gesellschaft in Wien, 1886, XXIX. Bd.) darüber, um das Interesse für diese Unternehmung in der Oeffentlichkeit anzuregen. So wurde B. das Bindeglied zwischen den weitausgreifenden, anderwärts damals in Verwirklichung begriffen gewesenen Ideen Hann's bezüglich der Errichtung von Höhenobservatorien, und Rojacher, dem Manne in Oesterreich, der vor der Durchführung eines solchen Unternehmens nicht zurückscheute und es auch wirklich zu Stande brachte.

Nach A. v. Obermayer in dem 6. Jahresbericht des Sonnblick-Vereines, Wien 1898.

Fuchs, Wilhelm, Advokat und Privatdocent der Rechte, * am 27. September 1853 zu Wien, † ebenda am 17. Juli 1897. — F. war einer der hervorragendsten Rechtsanwälte Wiens, welcher es vermocht hatte, nebst seiner ausgedehnten advocatorischen Praxis die Jurisprudenz durch wissenschaftliche Beiträge fortwährend zu bereichern und sich dadurch, sowie durch die Vortrefflichkeit seines Charakters ein Andenken zu sichern, das ihn lange überleben wird. F. war ein Sohn des Dr. Adalbert Fuchs, Professors der Landwirthschaft an der technischen Hochschule in Wien. Während seiner Kindheit und Jugend hatte er viel mit schweren Krankheiten zu kämpfen, die er nur durch die aufopfernde Pflege seiner Mutter glücklich überstand. Seiner besonderen Begabung hatte er es zu danken, dass er trotz seiner Kränklichkeit sehr frühzeitig — vor dem vollendeten 17. Lebensjahre — das Gymnasium, welches er bei den Schotten in Wien besuchte, absolviren konnte. Die Gymnasialfächer hatten ihm übrigens nie besonders zugesagt und wie ein neues, bis dahin ungeahntes Leben war es für ihn, als er als Hörer an der juridischen Fakultät in Wien zu den Füssen einer Anzahl hervorragender Rechtslehrer sitzen konnte. An der Universität fand er bald eine Anzahl gleichgesinnter junger Männer, mit welchen er für das ganze Leben innige Freundschaft schloss, wie die Schriftsteller Dr. Anton Bettelheim und Dr. Richard v. Kralik, die Advokaten Dr. Josef Schmiedl und Dr. Max v. Schneider. Der Letztgenannte hatte die Güte, die juridische Seite der Thätigkeit seines verstorbenen Freundes in Folgendem kurz zu skizziren:

»F. studirte Jus an der Wiener Universität 1870—1874. Ihering und nach ihm Exner hatten eben begonnen, abweichend von der bisherigen Uebung, auch an der Juristenfakultät persönliche Beziehungen zwischen den Lehrern und ihren begabteren Hörern anzuknüpfen, sowie durch Verbindung mit praktischen Cursen ihre systematischen Vorträge anziehender und wirkungsvoller zu gestalten. F. hing vor allem an Exner mit grosser Verehrung, sowie auch Exner grosse Stücke auf ihn hielt, und der Einfluss des erwähnten Gelehrten auf die Richtung seiner literarischen Thätigkeit ist unverkennbar.

Nach vollendeten Studien besuchte F. im Sommersemester 1875 die Heidelberger, im Wintersemester 1875/76 die Berliner Universität. Schon 1877 habilitirte er sich als Privatdocent für österreichisches Recht in Wien. Gleichzeitig trat er in den praktischen Dienst bei Gericht, ging aber bald

darauf zur Advokatur über; 1883 wurde er in die Advokatenliste eingetragen. 1879 veröffentlichte er eine grössere Abhandlung »Das Ehehinderniss des bestehenden Ehebandes nach österreichischem Rechte und seine Umgehung«. Es ist charakteristisch, dass diese Schrift durch ein Zeitungsinserat veranlasst wurde. F. behandelte das Thema unter steter Verweisung auf praktische Fälle so anschaulich, dass die Arbeit auch in Laienkreisen Verbreitung fand, was ihn veranlasste, 1889 ungefähr den gleichen Stoff unter dem Titel »die sogenannten siebenbürgischen Ehen und andere Arten der Wiederverehelichung geschiedener österreichischer Katholiken« in wesentlich erweiterter und vertiefter Form nochmals zu bearbeiten. Das Buch zeichnete sich durch klare verständliche Darlegung der meist verwickelten Rechtsverhältnisse aus und wird durch Mittheilung eines reichen Quellenmateriales für jeden werthvoll, der diesen Fragen näher treten will.

Die neuere Gesetzgebung Ungarns veranlasste F. kurz vor seinem Tode abermals an eine Umarbeitung zu schreiten, die er leider nicht mehr vollenden konnte. Gleichfalls dem Gebiete des Familienrechtes gehört eine im Jahre 1880 veröffentlichte Abhandlung über »Die Rechtsvermuthung der ehelichen Vaterschaft nach römischem und neuerem Rechte« an. Sie enthält eine sorgfältige Darstellung der gesetzlichen Bestimmungen des römischen Rechtes und der modernen Staaten, sowie an der Hand einer reichen Casuistik und mit Bezug auf den heutigen Stand der ärztlichen Wissenschaft auch werthvolle Vorschläge zur Behandlung der Frage in künftigen Gesetzen. 1881 erschienen »Die Karten und Marken des täglichen Verkehrs« und »Rechtsfälle zum allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuche«. In der ersteren Abhandlung wird zum ersten Mal und mit Geschick der Versuch gemacht, die reiche Mannichfaltigkeit dieses Kleinlebens systematisch zu bearbeiten. Die Rechtsfälle sind für den akademischen Gebrauch bei praktischen Cursen berechnet. 1883/84 gab F. eine Sammlung von Entscheidungen in Grundbuchsachen heraus, 1891 eine Studie aus dem Wiener Leben »Der Hausmeister und sein Recht«, endlich 1894 »Beiträge zur Lehre von der Religionsfreiheit in der Praxis«. F.'s Thätigkeit als Anwalt besonders in Eheangelegenheiten, wo er bald allgemein als Autorität bekannt wurde, liess ihm in den letzten Jahren weniger Zeit für grössere schriftstellerische Arbeiten. Dagegen griff er noch öfter zur Feder, um namentlich in der Fachpresse actuelle Fragen zu behandeln. Eine frische, lebendige Schreibweise, nicht selten gewürzt durch ätzende Kritik formalistischer Missgriffe, sind auch diesen Aufsätzen eigen. Aber auch den Tagesfragen in Angelegenheiten des Standes brachte er lebhaftes Interesse entgegen und wirkte vielfach anregend. 1896 berief ihn das Vertrauen seiner Collegen in den Ausschuss der Advokatenkammer, nachdem er nicht ohne Erfolg den Kampf dagegen unternommen hatte, dass die Ehrenämter in der Regel nur durch und aus einer kleinen Minorität der Kammermitglieder besetzt wurden. F. war ferner Mitglied der judiciellen Staatsprüfungscommission und fungirte durch eine Reihe von Jahren auch als Prüfungscommissar bei den Advokatenprüfungen.«

F.'s Charakter war ein eigenthümliches Gemisch von Strenge auf der einen und unendlicher Güte auf der anderen Seite. Die Strenge beruhte auf seiner Wahrheitsliebe und seiner streng logischen Denkweise; er konnte weder eine Unwahrheit, noch einen Denkfehler, von welcher Seite immer, ohne Bemerkung durchgehen lassen. Insofern war er der Mann des Kampfes um das Recht, wie er ihn von seinem Lehrer Ihering gelernt hatte. Verübtes Un-

recht, wen immer es betroffen haben möge, erbitterte ihn auf das Tiefste: die laxe Moral, die er bei der Verfolgung einzelner Rechtssachen in den östlichen Provinzen des Reiches angetroffen hatte, bekämpfte er auf das äusserste, indem er bis zu den obersten Instanzen des Reiches ging, welche seine Anklagen als gerechtfertigt anerkennen mussten. — Im Gegensatze zu seiner Energie gegenüber jeder bewussten Unredlichkeit stand seine Nachsicht gegenüber den Schwachen und Bedrückten, deren getreuer Anwalt er war. Als der Rechtshilfeverein gegründet wurde, dessen Aufgabe es war, Unbemittelten unentgeltlichen Rechtsbeistand zu gewähren, war er eines der ersten Mitglieder desselben und der eifrigste Anwalt der Armen Wiens. Gross war auch die Zahl derjenigen, welchen er trotz seiner beschränkten Mitteln materielle Hilfe leistete. Diesem Mitgefühl für die Schwachen entsprang seine Zuneigung zu den Arbeitern und damit seine socialen Anschauungen, welche zum Socialismus hinneigten, soweit derselbe innerhalb vernünftiger Grenzen die Verbesserung des Looses der arbeitenden Klasse anstrebt. Man hatte daher öfter in ihn gedrungen, in diesem Sinne activ an der Politik sich zu betheiligen, von welcher ihn aber stets das niedrige Parteigetriebe mit seiner inneren Unwahrheit abschreckte.

F.'s theilnehmendem Charakter entsprach es, auch bei Anderen Liebe und Zuneigung zu suchen und zu finden. Er hatte im Jahre 1884 die Tochter des Landesgerichtsrathes Straub geheirathet, welche ihm eine Tochter schenkte. An Frau und Tochter, sowie an seiner Mutter hing er bis zu seinem Tode mit rührender Zärtlichkeit. Nachdem sich seine früher so schwankende Gesundheit vollkommen gekräftigt hatte, verlebte er im Schoosse seiner Familie, geliebt von seinen Freunden und geachtet von Jedermann, eine Reihe von glücklichen Jahren, an seiner sich immer ausbreitenden Thätigkeit erfreuend. Viele solcher Jahre schienen ihm noch beschieden, als eine tückische Krankheit ihn erfasste. Nach wenigen Tagen schien sein kräftiger Körper über dieselbe zu triumphiren, als sie in neuerlichem Ansturm ihn für immer niederwarf.

Nachrufe in den Juristischen Blättern (Wien) und der Beilage zur Allgemeinen Zeitung (Juli 1897).

Ernst Fuchs.

Peters, Fritz, bedeutender Landwirth, als Förderer und bester Freund von Fritz Reuter allen Lesern des berühmten plattdeutschen Schriftstellers wohlbekannt, * am 29. September 1819 auf dem von seinem Vater gepachteten gräflich Hahn'schen Gute Liepen in Mecklenburg-Schwerin, † am 18. December 1897 in Siedenbollentin. — Er kam 1828 nach der nahe gelegenen Stadt Malchin auf die Schule, wo der damalige Rektor Bülch, ein alter Freiheitskämpfer und Verehrer von Jahn, sowie der zweite Lehrer Susemihl sich seiner nach jeder Richtung hin annahmen und den Grund zu seinem tüchtigen Wissen legten; Ersterer sorgte auch für die Körperentwickelung durch Turn- und Schwimmunterricht. Beim Eintritt in's vierzehnte Jahr sollte der Knabe confirmirt und in die Landwirthschaft gethan werden, was ihm bei seiner grossen Passion für das Studium der Chirurgie gar nicht zusagte. Der wackere Susemihl reiste in Folge seiner Bitte zum Vater, ihn zu bestimmen, den Sohn doch noch etwas, und wäre es nur ein Jahr, auf der Schule zu lassen; aber auch dies half nichts. Fritz wurde Ostern 1834 eingesegnet und Lehrling auf dem Gute Liepen, Anfangs traurig über sein Schicksal, später

seinem seligen Vater vollkommen Recht gebend; denn es stellte sich bald heraus, dass des Letzteren Leben nicht von langer Dauer sein sollte. Von dem Vater in liebevollster Weise mit allen Geschäften, mochte es Ein- oder Verkauf des für die Wirthschaft Nöthigen, mochten es Geldsachen u. a. sein, vertraut gemacht, konnte er der verwittweten Mutter eine Stütze werden. Er selbst schrieb dem Unterzeichneten: »Meine Jugend war nach heutigen Begriffen eine wunderbare; nach der einen Seite hin eine äusserst mühevolle, denn noch nicht lange war in Mecklenburg die Leibeigenschaft aufgehoben, jeder verlangte von sich und seinen Untergebenen ungewöhnlich viel; dazu fehlten Communicationsmittel und Kunststrassen gänzlich, das Ackergeräth war mehr als primitiv, die Maschinen gleich Null, wirthschaftlich also viel Quälerei. Nach der anderen Seite war mir durch reichliche Mittel und den häufigen Aufenthalt in Rostock, wo ich das Theater fleissig besuchte und intimen Verkehr mit der akademischen Jugend unterhielt, Gelegenheit geboten, meinen Geist weiter auszubilden.«

Im Jahre 1842 kam Fritz Reuter zu P.'s Schwager, dem Pächter Rust, auf das gräflich Hahn'sche Gut Demzin bei Stavenhagen, um, nachdem er den Versuch, nach seiner Festungszeit, sein Studium wieder aufzunehmen, aufgegeben hatte, sich der Landwirthschaft zu widmen. Die Zuneigung zwischen Fritz Reuter und Fritz P. war von Anfang an eine gegenseitige, und da Ersterer auch des Letzteren nachherige Frau Marie geb. Ohl kennen lernte und gleich sehr gern mochte, so wurde von dem Tage ihrer Bekanntschaft an ein Band für's Leben um sie geschlungen, und später ebenfalls um Reuter's Frau Luise geb. Kuntze. Jahre lang war Reuter Hausgast bei P., der 1843 das Gut Thalberg bei Treptow a. Toll. gepachtet hatte, 1853 die Güter Stolpe und Neuhof unweit Anklam übernahm und schliesslich eine Musterwirthschaft auf Siedenbollentin in Vorpommern einrichtete, wo er, als Königlicher Oekonomierath bis zuletzt thätig, jetzt seiner kurz vorher heimgegangenen Gattin in's Jenseits gefolgt ist.

Unter seinen Augen hat Fritz Reuter sich zu dem eigenartigen Schriftsteller entwickelt, von ihm mannichfache Anregung bekommen. Fritz P. brachte auch Reuter's schwankendes Lebensschiff in einen sicheren Hafen, indem er seine Niederlassung als Lehrer im nahen Treptow betrieb; ja ihm wie seiner nachmaligen Frau Luise stand er stets treu und opferbereit mit Rath und That zur Seite. Jahre hindurch verlebten sie gemeinsam fast alle Sonntage auf dem Gute, Jahrzehnte lang jedes Weihnachtsfest, das Reuter immer durch allerliebste Julklappverse verschönte. Nach den Mittheilungen des P.'schen Ehepaares habe ich des Dichters Leben und Treiben auf Thalberg und Siedenbollentin geschildert in dem Buche »Reuter-Studien« und neuerdings viele herzlich anmuthende Einzelheiten, Briefe, Gelegenheitspoesien, sowie die Portraits der gesammten P.'schen Familie, von Reuter, der ein sehr geschickter Zeichner war und grosse Treffsicherheit besass, selbst gemalt, dargeboten in den beiden Bänden »Aus Fritz Reuter's jungen und alten Tagen«.

Liegt die Bedeutung von Fritz P. für das deutsche Volk wesentlich in seiner engen, unzertrennlichen Beziehung zu unserem Nationaldichter, so hat er doch noch ausserdem sich hervorragende Verdienste erworben, nicht nur durch seine praktische erfolgreiche Thätigkeit als Landwirth, sondern speciell auch durch seine schriftstellerische, die in Agrarierkreisen mit Recht geschätzt worden ist. Den ersten Band der »Läuschen un Rimels« widmete Reuter bekanntlich seinem besten Freunde Fritz Peters zum Andenken an froh

verlebte Stunden; P. revanchirte sich durch das Werk »Führung einer vorpommerschen Landwirthschaft an einem vorhandenen (nämlich seinem eigenen) Beispiele« (Wismar, Hinstorff) »seinem alten lieben Freunde Fritz Reuter zur Erinnerung an seine ökonomische Laufbahn«. Von den zahlreichen P.'schen Publicationen seien aus demselben Verlage noch genannt »Praktische Einführung der Sommerstallfütterung« (3. Auflage unter dem Titel »Viehzucht und Milchwirthschaft in Verbindung mit Sommerstallfütterung und Fruchtwechselwirthschaft«), ferner »Revision der gesammten Wirthschaftsführung« und vier Hefte »Siedenbollentiner Züchtungen«, dann die »Abhandlung über Schweinezucht und Schweinemast«, sowie die viel beachtete zeitgemässe Broschüre »Ueber die Ursachen der so allgemein bedrückten Lage der Landwirthschaft.«

Eine durchaus tüchtige Persönlichkeit und ein wahrhaft edler Charakter ist mit Fritz P. dahingegangen; er, der treue Freund in der Noth und stets liebenswürdige Mensch, wird in Ehren genannt werden, so lange Fritz Reuter's Schöpfungen und Lebensgeschichte Interesse und Theilnahme erwecken.

Karl Theodor Gaedertz.

Fresenius, Carl Remigius, Chemiker, * am 28. December 1818 zu Frankfurt a. M., † am 11. Juni 1897 zu Wiesbaden. — Seine Eltern waren der Advocat Jacob Heinrich Samuel F. und Marie Veronika geb. Finger. Die erste Jugendbildung erhielt F. auf der Musterschule zu Frankfurt a. M., dann im Bender'schen Institute zu Weinheim an der Bergstrasse; nachher besuchte er das Gymnasium seiner Vaterstadt. Im Frühjahr 1836 trat er in die Stein'sche Apotheke in Frankfurt a. M. als Lehrling ein, woselbst er vier Jahre lang die Pharmacie praktisch erlernte und ausübte; zugleich aber besuchte er die Vorlesungen am Senckenberg'schen Institut, insbesondere die über Chemie und Physik von Prof. Dr. Rudolf Böttger und diejenigen über Botanik von Prof. Dr. Georg Fresenius. Schon damals zog ihn das Studium der analytischen Chemie ganz besonders an, und die wenigen freien Tage, welche ihm blieben, benutzte er eifrig zur Lösung analytisch-chemischer Aufgaben in einem kleinen Laboratorium, das er sich in einem Gartenhause des grossen väterlichen Gartens eingerichtet hatte. Im Frühjahr 1840 bezog er die Universität Bonn, woselbst er ein Jahr verblieb. Er widmete sich zunächst dem Studium der Pharmacie und der Naturwissenschaften überhaupt unter den Professoren Gustav Bischof, Treviranus, Vogel, Nöggerath, Marquart u. s. w., hörte aber auch geschichtliche und philosophische Vorlesungen bei Ernst Moritz Arndt, A. W. v. Schlegel und Anderen. Im zweiten Semester seines Bonner Aufenthaltes schrieb F. seine Anleitung zur qualitativen chemischen Analyse, und zwar lediglich zu eigener Uebung. In Druck gab er das Buch erst auf die dringende Aufforderung Marquart's, in dessen Privatlaboratorium er praktisch arbeitete, weil ein Universitätslaboratorium damals in Bonn noch nicht existirte. Nachdem während des Bonner Aufenthaltes der Entschluss in ihm gereift war, sich ganz der Chemie zu widmen, war nichts natürlicher, als dass er sich alsbald nach Giessen wandte, wo sich damals um Liebig die Jünger dieser Wissenschaft von Nah und Fern zusammenschaarten. Er arbeitete unter dem grossen Meister und hörte ausser bei Liebig Vorlesungen bei Buff und Kopp. Aus dem ersten Giessener Semester stammt seine Arbeit »Ueber die traubensauren Salze« (Annalen der Chemie und Pharmacie 41, 1). Bereits im Herbst 1841 wurde er Liebig's Privatassistent, am 1. April 1842 staatlicher Unterrichtsassistent am Liebig'schen Laboratorium. In demselben Jahre

veröffentlichte er die 2. Auflage der Anleitung zur qualitativen Analyse, worauf ihm am 23. Juli 1842 die Doctorwürde von der philosophischen Facultät der Universität Giessen verliehen wurde. Am 23. Juni 1843 habilitirte er sich als Privatdocent in Giessen und blieb als solcher in Thätigkeit bis ihn im September 1845 ein Ruf als Professor der Chemie, Physik und Technologie an das herzoglich nassauische landwirthschaftliche Institut nach Wiesbaden führte. Es war eine herrliche Zeit, die er in Giessen verlebte, nicht bloss reich an wissenschaftlicher Anregung und Förderung, sondern auch verschönt durch Freundschaft und Liebe. In Giessen knüpfte sich das Freundschaftsband für's Leben zwischen ihm, A. W. Hofmann, H. Will und L. von Babo. Von dort führte er seine Gattin Charlotte, geb. Rumpf, die Tochter des Gymnasialdirectors Prof. Dr. Rumpf zu Giessen, als junge Frau nach Wiesbaden. Aus der Giessener Zeit stammen noch eine Reihe von wichtigen literarischen Arbeiten, von denen hier erwähnt sein mögen: »Neues Verfahren zur Unterscheidung und Trennung des Arsens vom Antimon in mit dem Marsh'schen Apparate erhaltenen Metallspiegeln«, die mit Will veröffentlichte Schrift: »Neue Verfahrungsweisen zur Prüfung der Pottasche und Soda, der Aschen, der Säuren und des Braunsteins«, Heidelberg bei C. F. Winter 1843, mehrere Mineralwasseruntersuchungen, einige davon gemeinschaftlich mit Will, die zusammen mit Haidlen veröffentlichte Arbeit: »Ueber die Anwendung des Cyankaliums in der chemischen Analyse«, die mit v. Babo gemeinschaftlich ausgeführte »Ueber ein neues Verfahren zur Ausmittelung und quantitativen Bestimmung des Arsens bei Vergiftungsfällen«, die mit Will »Ueber die unorganischen Bestandtheile der Pflanzen.« In Wiesbaden begann F. 1845 seine Lehrthätigkeit am landwirthschaftlichen Institut und hielt ausserdem während des Winters 1845—46 dem Herzog von Nassau an zwei Abenden wöchentlich Experimentalvorträge über Chemie in einem im Schlosse eingerichteten Hörsaal. Mit Begeisterung gedenken die Männer, die damals Schüler des landwirthschaftlichen Instituts waren, noch heute des jungen Professors, der ihnen das Eindringen in die Chemie ermöglichte und deren Bedeutung für die Landwirthschaft vor Augen führte. Diesem aber bot die Thätigkeit an der Anstalt, zumal da sie nur Winterkurse hatte, nicht volle Befriedigung; namentlich fehlte es ihm an einem Laboratorium und somit an der Gelegenheit, junge Männer in die praktische Chemie einführen zu können. In der ersten Wiesbadener Zeit war er deshalb besonders schriftstellerisch thätig, er gab die 4. und 5. Auflage der qualitativen Analyse heraus und schrieb 1846 seine Anleitung zur quantitativen chemischen Analyse, von der bereits im gleichen Jahr die zweite Auflage erschien, sowie 1847 ein sehr beifällig aufgenommenes Lehrbuch der Chemie für Landwirthe, Forstmänner und Cameralisten. Dasselbe war bald vergriffen und wurde auch in's Holländische und Englische übersetzt; zur Bearbeitung einer neuen Auflage fehlte ihm aber später, anderer Arbeiten halber, die Zeit. So gut es die bescheidenen Hilfsmittel seines in einer Miethwohnung eingerichteten Privatlaboratoriums gestatteten, führte er daneben noch analytische Untersuchungen verschiedener Art aus, namentlich solche nassauischer Mineralien und Landesprodukte, von denen hier besonders die Analysen einiger vorzüglicher Weine des Jahres 1846 erwähnt seien. Im Jahre 1847 fasste F. den Entschluss zur Errichtung eines zum Unterricht junger Männer in der Chemie und deren Hilfswissenschaften geeigneten selbstständigen chemischen Laboratoriums, und kaufte in Folge dessen das Haus, in welchem er seitdem gewohnt hat, und in dem er auch gestorben ist. Dies

Haus, später umgebaut und vergrössert, umgeben von einem in der Folge erheblich erweiterten Garten, war ein trautes Familienheim und auch in späteren Jahren, als die Kinder theilweise auswärts verheirathet waren, der Mittelpunkt der grossen Familie. Gleich beim Eintritt in die Wiesbadener Verhältnisse betheiligte sich F. auch rege am öffentlichen Leben; er trat den bestehenden wissenschaftlichen Vereinen bei und gehörte mit zu den Gründern des Gewerbevereins für Nassau und anderer gemeinnütziger Vereine. Durch das Vertrauen seiner Mitbürger wurde er im Jahre 1847 von der Stadt Wiesbaden zum Abgeordneten in die nassauische Ständeversammlung gewählt. Trotzdem behielt er sein nächstes Ziel unverrückt im Auge, sodass er mitten in der stürmischen Revolutionszeit des Jahres 1848 sein Laboratorium mit Unterstützung der nassauischen Regierung, aber doch grösstentheils aus eigenen Mitteln einrichten und eröffnen konnte. Nun bot sich ihm der ersehnte Wirkungskreis. Gern hat er später gelegentlich im Familien- und Freundeskreise von den bewegten Tagen des Jahres 1848 erzählt, in denen er aus den Sitzungen der Ständekammer zur Vorlesung und aus der Vorlesung zur Waffenübung der Bürgerwehr eilte. Im Jahre 1849 begann F. seine chemische Untersuchung der wichtigsten Mineralwasser des Herzogthums Nassau; grösstentheils im Auftrag der nassauischen Regierung ausgeführt, theilweise aber auch auf Wunsch des Erzherzogs Stephan von Oesterreich, der damals auf Schloss Schaumburg residirte, und mit dem F. bei dieser Gelegenheit in näheren persönlichen Verkehr trat. Das chemische Laboratorium wurde aber auch sonst vielfach von Gerichten, Verwaltungsbehörden, von der Industrie und von Privaten in Anspruch genommen, und auch die Zahl der Studirenden mehrte sich fort und fort, so dass das Laboratorium, welches ursprünglich mit einem Assistenten, dem späteren Professor Erlenmeyer, und fünf Praktikanten eröffnet worden war, schon in kürzester Frist bedeutend erweitert werden musste. Im Frühjahr 1852 wurde zu diesem Behuf ein Neubau aufgeführt, sodass nun Arbeitsplätze für 30 Praktikanten vorhanden waren. Es würde zu weit führen, die weitere Entwickelung des Laboratoriums im einzelnen zu verfolgen; dies alles wurde von F. selbst in der 1873 zur Feier des 25jährigen Bestehens der Anstalt veröffentlichten »Geschichte des chemischen Laboratoriums zu Wiesbaden« lebendig geschildert; in dieser Schrift sind auch die aus dem Laboratorium hervorgegangenen Bücher und wissenschaftlichen Arbeiten verzeichnet, desgleichen die Docenten, Assistenten und Praktikanten, welche der Anstalt bis zum Jahr 1873 angehört haben. Die Leitung des Laboratoriums stellte neben der Herausgabe neuer Auflagen der qualitativen und quantitativen Analyse naturgemäss hohe Ansprüche an die Arbeitskraft des Directors, sodass er mit Genehmigung der herzoglichen Regierung von 1855 ab die Vorlesungen über allgemeine Chemie und Physik am landwirthschaftlichen Institut an Neubauer übertrug, während er selbst die Vorlesungen über Agriculturchemie und landwirthschaftliche Technologie beibehielt, und die im Jahre 1852 erfolgte Wahl zum Mitglied der ersten Ständekammer ablehnen musste. Zu manchen wissenschaftlichen Arbeiten zog F. auch seine Schüler heran, namentlich zur chemischen Untersuchung der wichtigsten Obstarten, die im Jahre 1858 in der Zeitschrift für deutsche Landwirthe veröffentlicht wurde. Im Jahre 1861 fasste F. den Entschluss zur Herausgabe der Zeitschrift für analytische Chemie. Der erste Band der Zeitschrift erschien 1862 in Wiesbaden im Verlag von C. W. Kreidel, einem nahen Freunde des Herausgebers. Der ursprünglich entworfene Plan ist in seinen Grundzügen

bis heute vollständig beibehalten worden; er hat sich somit durchaus bewährt. Anfänglich wurden jährlich 4 Hefte der Zeitschrift ausgegeben, vom 26. Jahrgang an erschien sie in 6 Heften und vom 36. ab erscheint sie in 12 Heften jährlich. Bei der Herausgabe der Zeitschrift wurde F. unterstützt vom 20. Band an von seinem Sohne Heinrich, vom 36. Band an ausserdem noch von seinem zweiten Sohn Wilhelm und seinem Schwiegersohn Hintz. Das Geburtsjahr der Zeitschrift brachte auch eine wesentliche Erweiterung des Laboratoriums; es wurde mit ihm eine pharmaceutische Lehranstalt verbunden, die sich alsbald eines guten Besuches zu erfreuen hatte, aber kurz nach der Einverleibung Nassaus in den preussischen Staat aufgehoben wurde.

Das Laboratorium hatte sich stets der wohlwollenden Fürsorge auch der preussischen Regierung zu erfreuen, insbesondere gewährte das königliche Unterrichtsministerium den Staatszuschuss weiter und erhöhte denselben später noch. Schon kurz nach Errichtung seines Laboratoriums war F. auch mit der Industrie in nahe Beziehungen getreten. In den fünfziger Jahren gründete er mit einem Neffen in Lorch am Rhein eine Fabrik zur trockenen Destillation des Holzes und zur Verarbeitung der dabei erzielten Produkte, aus welcher sich dann nach und nach der »Verein für chemische Industrie« entwickelt hat, eine in hoher Blüthe stehende Aktiengesellschaft, in deren Aufsichtsrath F. bis an sein Lebensende den Vorsitz führte. Auch an dem »Verein chemischer Fabriken zu Mannheim« war er betheiligt, und auch dort war er lange Jahre Vorsitzender des Aufsichtsrathes, desgleichen bei der Aktiengesellschaft »Schweinfurter Ultramarinfabrik«. Nahe Beziehungen mit dem praktischen Leben traten aber nicht nur hinsichtlich der Industrie, sondern auch hinsichtlich aller Gewerbe hervor, auf welche die Chemie von maassgebendem Einfluss ist, so besonders auch bezüglich des Weinbaues und der Weinbereitung. In Folge davon wurde im Jahre 1868 die erste önologische Versuchsstation im Anschluss an das Laboratorium als staatliche Anstalt errichtet, unter Neubauer's Leitung. Im Winter 1872/73 weilte Kaiser Friedrich, damals Kronprinz des deutschen Reiches, in Wiesbaden. Die damalige Kronprinzessin besuchte in diesem Winter öfters das Laboratorium und liess sich dort von F. Vorlesungen über Chemie halten. In den Jahren 1874/75 wurde zur Vergrösserung des Laboratoriums ein geräumiger Neubau aufgeführt und bald darauf im Jahre 1877 die Ausbildung von Nahrungsmittelchemikern, wohl zuerst in Deutschland, systematisch organisirt. Vom 5. bis 24. November 1877 nahm F. auf Einladung des Reichsgesundheitsamts als Mitglied zweier Commissionen an den Berathungen über den Gesetzentwurf, betreffend den Verkehr mit Nahrungsmitteln, Genussmitteln und Gebrauchsgegenständen theil, die im kaiserlichen Gesundheitsamte zu Berlin stattfanden. 1884 wurde am Laboratorium eine besondere, mit allen Hilfsmitteln der Neuzeit ausgestattete Abtheilung für Hygiene und Bakteriologie eingerichtet, und zwar in einem weiter angekauften, an die bisherigen Häuser angrenzenden Hause.

Die Oberleitung hat F. bis zu seinem Tode beibehalten, aber, um seine ausgedehnte literarische Thätigkeit überhaupt zu ermöglichen, im Jahre 1884 die specielle Leitung der einzelnen Abtheilungen des Laboratoriums in die Hände seiner Söhne und seines Schwiegersohnes gelegt.

Wie ausgedehnt F.'s literarische Thätigkeit war, geht daraus hervor, dass er ausser der Zeitschrift für analytische Chemie im Laufe der Jahre 16 Auflagen seiner Anleitung zur qualitativen chemischen Analyse und 6 Auflagen seiner Anleitung zur quantitativen chemischen Analyse herausgegeben hat.

Die qualitative Analyse ist in fast alle lebenden Cultursprachen, sogar in's Chinesische, übersetzt worden und auch von der quantitativen Analyse sind zahlreiche Auflagen in fremden Sprachen erschienen. Kurz nach Errichtung seines Laboratoriums hat F. die Erforschung der reichen Bodenschätze des Herzogthums Nassau in Angriff genommen, insbesondere die Mineralwasseranalysen. Der Untersuchung der nassauischen Mineralquellen reihten sich dann im Laufe der Jahre die chemischen Analysen einer grossen Reihe anderer Mineralquellen an. Ein Verzeichniss der von F. veröffentlichten Originalabhandlungen bis zum Jahre 1873 findet sich in der von ihm herausgegebenen »Geschichte des chemischen Laboratoriums zu Wiesbaden«. Die seitdem veröffentlichten sind in der gelegentlich des fünfzigjährigen Bestehens der Anstalt erschienenen Geschichte des Laboratoriums während der zweiten 25 Jahre seines Bestehens von Prof. Dr. H. Fresenius zusammengestellt mit den übrigen wissenschaftlichen Veröffentlichungen, welche seitdem aus dem Laboratorium hervorgegangen sind.

Besonders erfolgreich war F. auch als Lehrer, zumal da er seinen Schülern immer ein wohlwollender väterlicher Freund und Berather war. Eine grosse Schaar dankbarer Schüler diesseits und jenseits des Oceans in den verschiedensten Lebensstellungen, in der Wissenschaft und in der Industrie thätig, werden ihm stets ein treues Gedenken bewahren.

Aus der Studierstube und aus dem Laboratorium heraus trat F. aber auch vielfach in's öffentliche Leben, so als Sachverständiger vor Gericht, als Berather von Staatsbehörden und Verwaltungskörperschaften der verschiedensten Art, als Vorstandsmitglied von wissenschaftlichen und gemeinnützigen Vereinen, als Mitglied des Kirchenvorstandes, des Communallandtages für den Regierungsbezirk Wiesbaden, des Provinziallandtages für die Provinz Hessen-Nassau und namentlich als Vorsitzender der Wiesbadener Stadtverordnetenversammlung. Ausser seiner strengen Gerechtigkeitsliebe, Charakterfestigkeit, Arbeitsfreudigkeit und geschäftlichen Gewandtheit gewann ihm sein einfaches, liebenswürdiges Wesen die Herzen, so dass es ihm gelang, Gegensätze auszugleichen und ein erspriessliches Zusammenarbeiten von Männern zu ermöglichen, welche verschiedenen politischen Parteien angehörten und auch sonst oft in vielen Dingen verschiedener Ansicht waren. Besonders auch im kirchlichen Leben ist F. öffentlich hervorgetreten als hervorragendes Mitglied des deutschen Protestantenvereins und Führer der Kirchlich-Liberalen in Nassau.

Erholung suchte und fand F. in seiner Familie und in der Natur.

»Wer froh durch's Leben will wallen,
Dem muss es im Hause gefallen«

ist einer seiner Sinnsprüche, der gerade auf ihn selbst trefflich passt. Zur Führung eines glücklichen Familienlebens war er auf's Günstigste veranlagt. Er besass ein frohes, heiteres Gemüth, einen trefflichen, nie versiegenden Humor und eine eigene Gabe, allen Dingen die beste Seite abzugewinnen, dabei aber einen tief religiösen Sinn, der ihn befähigte auch in schweren Tagen standhaft und muthig zu bleiben. F. war zweimal verheirathet. Mit seiner ersten Gattin, Charlotte, geb. Rumpf, konnte er am 21. September 1870 das Fest der silbernen Hochzeit feiern. Dieser Ehe entsprossen 7 Kinder, 3 Söhne und 4 Töchter. Zwei der Söhne und ein Schwiegersohn sind, seinem Beispiel folgend, Chemiker geworden und haben nicht nur als Schüler zu seinen Füssen gesessen, sondern durften sich auch später langjähriger gemein-

samer Arbeit unter ihm und mit ihm an seinem Laboratorium und an der Zeitschrift für analytische Chemie erfreuen.

Nachdem ihm der Tod die treue Lebensgefährtin entrissen hatte, verheirathete er sich später zum zweiten Male mit einer der Verstorbenen wie ihm selbst und seinen Kindern seit Jahren befreundeten Dame, Auguste, geb. Fritze, einer Tochter des verstorbenen Herzoglich nassauischen Geheimen Rathes und Leibmedicus Dr. Fritze. Sie hat ihm das verödete Haus wieder zu einem trauten Heim gemacht und ihn mit sorgender Liebe umgeben bis zu seinem Lebensende. Ausser in der Familie verlebte F. seine Mussestunden gern in Gottes freier Natur, besonders im schönen deutschen Wald oder in seinem mit Sorgfalt gepflegten Garten. Er liebte es, wenn ihm dazu Zeit vergönnt war, dem edlen Waidwerk obzuliegen und freute sich seiner mannichfaltigen Jagdtrophäen, welche sein Gartenhaus zierten. Gewiss hat die Ausübung der Jagd wesentlich mit dazu beigetragen, seinen von Natur gesunden und kräftigen Körper zu stählen, so dass er sich auch im hohen Greisenalter bis zu seinem Tode nicht nur besonderer geistiger Frische, sondern auch körperlicher Rüstigkeit erfreute. Dass es F., dem Ehrenbürger der Stadt Wiesbaden, auch an äusserer Anerkennung nicht fehlte, brauche ich wohl kaum zu erwähnen. Soll ich sie aufzählen die besonderen Ehrungen, welche ihm zu Theil geworden sind, die ihm verliehenen Titel und Würden, die Orden, welche seine Brust schmückten? Ich glaube man wird es mir erlassen. Als F. durch einen sanften Tod unerwartet, mitten aus voller, mit Jugendfrische ausgeübter Thätigkeit heraus, abgerufen wurde, da hatte ein reiches, gesegnetes Leben seinen Abschluss gefunden. Seine sterbliche Hülle, die überhäuft war von Lorbeeren, Palmen und Blumen, gespendet von dem Kaiser, der Kaiserin Friedrich, von der Stadt Wiesbaden, von den zahlreichen, wissenschaftlichen Gesellschaften und Vereinen, deren Ehrenmitglied er gewesen, sowie von seinen vielen Freunden und Verehrern aus allen Berufsarten und Ständen nah und fern, haben wir in die Erde gebettet zur letzten Ruhe, sein verklärtes Bild aber wird in unserem Gedächtniss fortleben.')

Sep.-Abdr. aus der Zeitschr. für analytische Chemie. Vgl. Nekrolog von A. Pagenstecher, Bd. 50 des Jahrb. des nass. Vereins für Naturkunde; die Grabreden von Bickel und Veesenmeyer (Wiesbaden, 1897). Nachruf von E. Fischer, Berichte der Deutsch. chem. Gesellschaft, Jahrg. 30, No. 11. Bildnisse in der Zeitschr. für an. Chemie und bei Pagenstecher. Photographien bei Karl Schipper, Wiesbaden. — Bibliographische Zusammenstellungen d. Börsenbl. für den Deutschen Buchhandel, betr. Verstorbener des Jahres 1897, No. 139.

Heinrich Fresenius.

Seebach (Niemann-Seebach), Marie, Schauspielerin, * am 24. Februar 1830 in Riga, † am 3. August 1897 in St. Moritz. — Das Geburtsjahr 1830 steht urkundlich fest; bei ihren Lebzeiten wurde das Jahr 1834 angegeben. Ihr Vater war ein Sänger, die Mutter eine Schwester der Schauspielerin Frieb-Blumauer; das Elternpaar führte ein herumziehendes Comödiantenleben. Riga ist daher nicht als die eigentliche Heimat, sondern nur als der zufällige Geburtsort von M. S. zu betrachten. Die Kinder (ausser Marie war noch eine Schwester Wilhelmine vorhanden) wurden auf der Bühne gross; mit 6 Jahren haben sie schon auf den Brettern gestanden. Der Geistliche, der an Marie's Grab sprach, rühmte den Eltern nach, dass sie für die intellectuelle und sittliche Erziehung ihrer Kinder das Mögliche gethan und dass diese ernsthaft auf einen sittlichen Lebenswandel gehalten. Marie wurde zur Sängerin aus-

gebildet, aber ihre Stimmmittel erwiesen sich als unzureichend; nachdem sie im Jahre 1847 zuerst auf einer grösseren Bühne in Nürnberg aufgetreten, musste sie sich hier, sowie in Lübeck, Dessau, Danzig und (1852) Cassel mit Soubrettenrollen genügen. Von hier engagirte sie 1853 Chéri Maurice nach Hamburg mit der Absicht, ihr erste Rollen im Schauspiel anzuvertrauen; nach einer Darstellung der Waise von Lowood bescheinigte ihr Karl Töpfer als Kritiker den Eintritt in die Meisterjahre. Inzwischen hatte Laube ihre persönliche Bekanntschaft in Carlsbad gemacht und lud sie für den April 1854 zu einem Gastspiel in das Burgtheater ein. Der Erfolg, den es hatte, war nicht durchschlagend, führte aber doch zu einem Engagement. Bevor sie dasselbe antrat, nahm sie Theil an dem im Juli 1854 von Dingelstedt in München veranstalteten sogenannten Gesammtgastspiel, spielte das Clärchen, das Gretchen und die Luise Millerin, und von hier ab datirt die Epoche ihres Ruhmes.

Gerade dieser frisch erworbene Ruhm wirkte störend auf ihre Verhältnisse in Wien ein; sie trat dem Direktor Laube mit einem gewissen Eigensinn gegenüber, den dieser nicht vertrug und das Publikum befreundete sich mit der Spielweise der S. nicht. Das Verhältniss wurde bald gelöst; im Jahre 1856 gastirte M. S. in Dresden und im Juni 1857 gab sie ein längeres Gastspiel in Berlin, das ihr den Enthusiasmus des Publikums und den Beifall der jüngeren Kritik eintrug, während die älteren Kritiker, wie Rötscher, Zurückhaltung beobachteten. Der Generalintendant von Hülsen wollte auf ihr Engagement nicht eingehen, weil er an ihr körperliche Vorzüge vermisste. Dagegen fand sie eine feste Stellung bei dem Theater in Hannover. Hier fasste sie eine leidenschaftliche Neigung zu dem hervorragenden Tenoristen Albert Niemann und schloss mit ihm eine Ehe, die ihr Unglück wurde. Der Gatte wird von dem Vorwurf rauhen, rücksichtslosen Benehmens nicht frei zu sprechen sein; andererseits scheint M. S. nicht die Gaben besessen zu haben, ihrem Gatten eine traute Häuslichkeit zu bereiten. Im Jahre 1866 siedelten beide nach Berlin über und bald darauf kam es zu einer Trennung, die 1868 durch ein gerichtliches Scheidungsurtheil bestätigt wurde.

Schon vorher hatte M. S. an Gastspielen mehr geleistet, als für ihre künstlerische Entwickelung gut gewesen wäre. Von 1867 ergab sie sich zehn Jahre lang einem ruhelosen Wanderleben, das sie nicht allein durch ganz Deutschland, sondern auch nach Russland und den Niederlanden führte. Mit ihren europäischen Erfolgen nicht zufrieden, war sie unter deutschen Bühnenkünstlern eine der ersten, die Amerika durchzog und dort Gold und Lorbeer in reichstem Maasse, freilich auch manche Dornen erntete.

Im Jahre 1877 zog sie sich von der Bühne zurück und nahm ihren Aufenthalt in Dresden. Allein zehn Jahre später nahm sie wiederum ein Engagement an der Berliner Hofbühne, nunmehr für Mutterrollen an. Schwerer Gram lastete auf ihren letzten Lebensjahren. Aus ihrer Ehe mit Albert Niemann hatte sie einen einzigen Sohn Oskar, der ihr zur Erziehung verblieb, als die Gatten sich trennten. Trotz der äusseren Entfremdung hatte sie nie aufgehört, ihren Gatten leidenschaftlich zu lieben und trug nun diese Leidenschaft auf den gemeinsamen Sohn über. Aber dieser Sohn konnte es zu keinem festen Lebensberufe bringen, wurde, sehr jung, in leichtsinnige Liebesabenteuer verstrickt und starb 1893 an der Schwindsucht. Bald darauf wurde M. S. in den Strassen Berlins von einem schwer beladenen Wagen überfahren, erlitt mehrfache Knochenbrüche und wurde an ein langes Schmerzenslager

gefesselt. In jedem Sommer suchte sie Erholung im Engadin und dort hat sie der Tod erlöst.

Das Gebiet ihres Wirkens war kein grosses; die Blüthe ihres Ruhmes war keine lang ausdauernde und dennoch muss M. S. als eine in der Geschichte des deutschen Theaters bahnbrechende Künstlerin bezeichnet werden.

Das Hofburgtheater in Wien hatte seinen festen Stil; von den übrigen grossen Bühnen hatte wohl keine einen Stil, aber sie hatten ihre Tradition, ihre Manier. M. S. brach mit Stil, mit Tradition und Manier. Sie hielt es mit dem Goethe'schen Worte: »Höchstes Glück der Erdenkinder ist doch die Persönlichkeit«. Sie trat den Rollen, die sie übernahm, so gegenüber, als hätte sie Niemand vor ihr gespielt. Sie suchte mit dem Geiste des Dichters vertraute Zwiesprache zu halten und hatte häufig das Glück von ihm belehrt zu werden. Der Grund, aus welchem sie in Wien die wenigsten Erfolge hatte, aus welchem Laube mit ihr unzufrieden war und Hebbel gelegentlich eine volle Schale Grimm über sie ausschüttete, lag darin, dass man in Wien am festesten an der Tradition hielt. Schon früher als M. S. hatte Bogumil Dawison in ähnlicher Weise zu wirken begonnen. Ueber ihn wie über sie blieb das Urtheil ein getheiltes, stritten die Alten mit den Jungen. Aber beide haben schliesslich einen nachhaltigen Einfluss auf die folgende Generation geübt. Es ist seither kein Schauspieler und keine Schauspielerin in Deutschland zu Ruhm gelangt, die nicht ihres Geistes einen Hauch verspürt hätte.

Marie's genialste Schöpfung war das Clärchen im Egmont. Wenn sie auftrat, hatte man etwa den Eindruck, vor einem der vorzüglichsten Portraits von Rubens zu stehen. Wir wussten sehr genau, dass wir Alltagsmenschen einem Wesen dieser eigenthümlichen Art auf Weg und Steg nirgend begegnen werden und dass dennoch dieses Wesen in Fleisch und Blut eben so sicher existirt hat, wie alle die, mit denen wir in täglicher Berührung sind.

Dieses Mädchen, welches in den Augen der Welt als eine Dirne gelten muss, welches das Urtheil der Welt gründlich kennt und eben so gründlich verachtet, weil es sich durch das, was man ihr zum Vorwurf macht, gehoben und geheiligt fühlt, wurde in einer Weise zur Darstellung gebracht, dass zwischen den Absichten des Dichters, die er ja selbst noch in guter Prosa erläutert hat, und der Ausführung nicht der geringste Unterschied blieb.

Der Wirkungskreis von M. S. war kein grosser. Versagt blieb ihr das Heroische; versagt blieb ihr diejenige Naivität, in welcher ein bisserl Schalkheit gar nicht dabei ist; versagt blieb ihr die komische Schärfe, mit welcher ihre Tante Frieb so reichlich ausgestattet war, und die sie sich im Alter vergeblich anzueignen suchte. Aber innerhalb des Gebietes, das sie beherrschte, lagen die vier Rollen, die sie in ihren Jugendjahren mit Vorliebe spielte, Gretchen, Clärchen, Luise Millerin und Desdemona, und zu denen sie in späteren Jahren als die fünfte die Stella gesellte. In jeder dieser Rollen war sie eine andere, und in jeder vollendet. Dazu kamen eine Anzahl von Paraderollen, mehr darauf berechnet, die schauspielerische Virtuosität zu bekunden, als einen Dichter zu interpretiren, wie Lorle, Jane Eyre, Adrienne Lecouvreur. Margarethe Western in Blum's Erziehungsresultaten, obwohl des poetischen Werthes baar, war eine erfreuliche Leistung, weil hier eine Fülle liebenswürdiger Schelmerei zum Ausdruck kam. Shakespeare's Julie, die sie mit Vorliebe spielte, lag ausserhalb der Grenzen ihres Talents; es war zum Anstaunen,

wie sie den Versuch machte, die Rolle sich zurecht zu legen, aber Shakespeare litt Noth.

Die Blüthe ihres Ruhmes war eine kurze; sie konnte den rosenfarbenen Schleier der Jugend nicht entbehren. Schon als nach ihrer Ehe Sorge und Gram bei ihr einzuziehen begannen, begann der Duft zu schwinden, der bis dahin über ihren Schöpfungen gelagert war. Sie war nicht ohne Schuld an diesem frühen Verfall. Ihr unruhiges Wanderleben machte ihr eine Entwickelung unmöglich, hinderte sie, sich in neue Rollenkreise einzuarbeiten, nachdem die bisherigen für sie unmöglich geworden waren.

Sie blieb bis zu ihrem Ende das, was man eine gute, verständige Schauspielerin nennt. Sie hatte das Handwerksmässige ihrer Kunst vollständig inne, und besass nebenher eine tüchtige Bildung. Gerade das stand ihrem Ruhm im Wege, dass man jetzt noch von ihr Leistungen sah, die Achtung verdienen, die aber Andere eben so gut aufweisen konnten. Man versteht eher, dass eine gewaltige Kraft gänzlich zusammenbricht, als dass sie sich in die goldene Mittelmässigkeit verliert. Das jüngere Geschlecht kam auf den Gedanken, dass die älteren die Verdienste der S. übertrieben hätten.

Auf der Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft im Jahre 1895 brachte ein Verehrer, der sich der M. S., wie sie vierzig Jahre früher gewesen war, sehr genau erinnerte, einen Toast auf sie aus und sie, sichtlich ergriffen, antwortete mit einer improvisirten Rede, in der sie die Summe ihres Lebens zog, die Ideale, denen sie nachgestrebt, die Enttäuschungen, die ihr bereitet waren; in der edelsten Sprache zauberte sie wohl auch dem Zweifler ein Bild von dem vor, was sie in ihrer Jugend gewesen.

Nach dem Tode ihres Sohnes hat M. S. schon bei Lebzeiten einen grossen Theil ihres Vermögens zu einem in Weimar errichteten Asyl für invalide Mitglieder der Bühnengenossenschaft gewidmet und von Todes wegen diese Gabe noch erheblich erhöht. Sie hat sich auch dadurch ein unvergessliches Andenken gestiftet.

Literatur: Eine Biographie von M. S., die von den Angehörigen der Künstlerin mit Material reichlich versehen ist, ist von O. F. Gensichen ausgearbeitet und ihr Erscheinen steht bevor.

Alexander Meyer.

Linde, Antonius van der, Bibliothekar und Schriftsteller. * am 14. November 1833 zu Haarlem, † am 13. August 1897 zu Wiesbaden. — Nachdem L. den Unterricht der Gelehrten Tobias Knuivers und Dirk Harting zu Enkhuizen genossen, legte er am 5. April 1853 seine Prüfungen ab; im Jahre 1855 wandte er sich den theologischen Studien zu, die er in Leyden vollendete. 1859 wurde er Pastor einer reformierten Gemeinde, legte aber das Amt schon nach zwei Jahren nieder und wohnte von 1861 ab auf seinem Landgut Winkelsteeg bei Nymwegen. Von hier begab er sich dann nach Göttingen, von wo er nach Erwerbung des Doktorgrades (1862) wieder in seine Heimat zurückkehrte, jedoch keineswegs, um sich hier der Musse hinzugeben, wie die grosse Zahl seiner Schriften beweist. Ob ihn sein 1870 erschienenes Werk »De Haarlemsche Costerlegende«, in dem er seinen Landsleuten gegenüber nachwies, dass nicht Laurens Coster, sondern Gutenberg die Buchdruckkunst erfunden habe, und die dadurch hervorgerufenen Controversen, oder aber seine Begeisterung für die deutsche Sache (1871) nach Deutschland drängten, darüber divergieren die vorhandenen Quellen; es dürfte aber der

Wahrheit mehr entsprechen den ersteren Grund für den maassgebenden zu halten, denn seine scharfe, in Angriff und Vertheidigung gleich spitzige Feder war wohl geeignet, Anstoss zu erregen. L. wandte sich nach Berlin, wo er sich dem Studium des Sanskrit eifrig hingab — dessen er zum Quellenstudium für die Geschichte des Schachspiels bedurfte — und in der Königlichen Bibliothek Aufnahme fand. 1876 wurde er zum Bibliothekar der Landesbibliothek in Wiesbaden ernannt und starb im Alter von 64 Jahren in seiner zweiten Heimath als Oberbibliothekar a. D. Er versuchte sich auf vielen Gebieten und wandte seine Thätigkeit mit Vorliebe Personen und Gegenständen zu, die von Anderen nicht beachtet oder falsch beurtheilt worden waren. Für die Geschichte des Schachspiels gehört er zu den besten und ergiebigsten Quellen; seine Hauptthätigkeit aber entwickelte er in der Bibliographie, in der er so manches Gebiet erschöpfend behandelte. Am meisten Aufsehen erregte seine schon erwähnte »Costerlegende«, deren Vorarbeiten auch späteren Werken zugutekamen: »Gutenberg«, »Quellenforschungen zur Erfindung der Typographie«, »Geschichte der Erfindung der Buchdruckkunst«; auf Grund der letztgenannten Arbeit wurde er auch mit dem Titel eines Professors ausgezeichnet. — Die Zahl seiner Schriften ist eine enorme. In der 1885 erschienenen »Selbstbibliographie« führt er 221 Werke und Aufsätze an, bezüglich deren hier auf dieses Buch verwiesen werden kann; von den Werken seiner letzten Lebensjahre seien noch erwähnt: »Geschichte der Erfindung der Buchdruckkunst.« 3 Bde. Berlin, 1886. »Bijdrage tot de geschiedenis der Boekdrukkunst.« Gent, 1887. »Kaspar Hauser. Eine neugeschichtliche Legende.« 2 Bde. Wiesbaden, 1887. »Michael Servet, een brandoffer der geref. inquisitie«. Gron., 1890. »Antoinette Bourignon. Das Licht der Welt.« Leyden, 1895.

Quellen: Die betr. Artikel in: Ad. Hinrichsen, Das literar. Deutschland, Frederiks und Branden, Biograph. Woordenboek etc.; ferner Centralblatt f. Bibl.-Wesen, XIV, S. 436 und die vom Oberbibliothekar in Wiesbaden freundlichst zur Verfügung gestellte Selbstbiographie Linde's.

H. Bohatta.

Malcher, Franz Xaver, Bibliothekar, * am 3. Dezember 1835 zu Fulnek in Mähren, † am 12. Februar 1897 zu Wien. — M. war der Sohn eines Kratzenerzeugers für Tuchfabrikanten. Er besuchte zunächst die Volksschule seines Heimathsortes; von hier kam er nach Leipnik in die damals sogenannte vierte Klasse; darauf absolvierte er das Gymnasium in Troppau, ebenso wie die niederen Schulen durchwegs mit vorzüglichem Erfolg; die Gabe des Gesanges, mit der ihn die Natur beschenkt, vernachlässigte er darüber nicht. Die Zeit von 1854 bis 1856, welche Missernte und grosse Theuerung brachte, drohte dem Lerneifer des Jünglings ein jähes Ende zu bereiten; um sein Studium nicht aufgeben zu müssen, verlegte er sich auf das einzige Mittel der Selbsthilfe, die Ertheilung von Unterricht, auf die er vollends angewiesen war, als bald, nachdem er die Wiener Universität bezogen, 1859 sein Vater starb und eine Wittwe mit fünf noch unversorgten Kindern hinterliess. An der Hochschule machte M. die Geschichte und die klassische Philologie zu Gegenständen seiner Studien, nach deren Vollendung er Erzieher in verschiedenen Häusern wurde, so bei Freiherrn von Bees, dem Grafen Lützow u. s. w. 1870 eröffnete sich ihm das Haus des Erzherzogs Carl Ferdinand, wo er die Prinzen Erzh. Friedrich, Eugen, Carl Stefan, sowie die Prinzessin Erzh. Maria Christine — gegenwärtig

Königin von Spanien — unterrichtete. Nachdem er fast sieben Jahre in dieser Stellung zugebracht, wurde er im Februar 1877 in Anerkennung seiner eifrigen Dienstleistung Archivar des erzherzoglichen Hauses und im September 1884 nach dem Tode des ehemaligen Universitäts-Professors Dr. Moritz Thausing dessen Nachfolger als Bibliothekar der »Albertina« in Wien. 1894 wurde er mit dem Titel eines Regierungsrathes ausgezeichnet. — M.'s soliden, bescheidenen Charakter schätzten Alle, die mit ihm zu verkehren hatten: Erzherzog Friedrich äusserte sich beim Leichenbegängnisse gegen den Bruder des Verstorbenen: »Ich verliere in ihm einen zuverlässigen, aufrichtigen, treuen Beamten«. — Im Frühjahre 1884 wurde er von den Erzherzogen Albrecht und Wilhelm mit der Herausgabe der ausgewählten Werke des Erzherzogs Carl betraut. Er verfasste ferner eine Biographie des Herzogs von Sachsen-Teschen, des Begründers der »Albertina«: »Herzog Albrecht zu Sachsen-Teschen bis zu seinem Antritt der Statthalterschaft in Ungarn 1738—1766. Eine biographische Skizze. Wien, 1894« und eine Biographie des Erzherzogs Albrecht in den »Biographischen Blättern«. Seine Schriften zeigen nicht nur liebevolle Auffassung und Behandlung der Stoffe, sondern auch historische Treue und sorgfältige Benutzung der Quellen, unter denen ihm ja die besten im erzherzoglichen Archive zur Verfügung standen.

Nach freundlichen Mittheilungen Rudolf Malcher's in Baden bei Wien und des Custos der »Albertina«, Dr. Jos. Meder.

H. Bohatta.

Grossherzogin Sophie von Sachsen, königliche Prinzessin der Niederlande, * am 8. April 1824 im Haag, vermählt am 8. October 1842, † am 23. März 1897 zu Weimar. — Die Grossherzogin Sophie von Sachsen, eine Tochter des Oranisch-Nassauischen Hauses, war ganz und gar eine Fürstin. Unmittelbar unter dem Eindruck der Nachricht von ihrem Tode sagte eine deutsche Fürstin von ihr, dass sie wohl befähigt gewesen sei, wie Maria Theresia über Millionen zu herrschen, ein Ausspruch, den scharf urtheilende Männer, die der Grossherzogin seit Jahren nahe gestanden und sie von sehr verschiedenen Standpunkten aus zu beurtheilen Gelegenheit gehabt hatten, bestätigt haben. Solche Herrscher-Befähigung lässt sich nicht anlernen, sie ist eine Begabung, oft das Ergebniss der Abstammung. Jedenfalls vereinigte die Grossherzogin Sophie in sich in besonderem Maasse die hohen fürstlichen und staatsmännischen Eigenschaften, die den Ruhm des Oranischen Fürstenhauses, eines Wilhelm I., eines Moritz, eines Wilhelm II. von Oranien begründet haben: »was in ihrem Wesen vorbildlich und unvergleichlich, grossartig und einzig war, liegt tief begründet in ihrer oranischen Art und wurzelt in ihrer oranischen Abstammung« (Kuno Fischer). Aber Erziehung hat sicherlich nicht wenig dazu beigetragen, diese Befähigung zur Entwickelung zu bringen, die Erziehung im elterlichen Hause, noch mehr die Erziehung, die sie selbst als Erbgrossherzogin und Grossherzogin beständig an sich ausübte.

Die Grossherzogin S. war die einzige Tochter des Prinzen Wilhelm von Oranien, seit 1840 König Wilhelm II. der Niederlande, und der Grossfürstin Anna Paulowna von Russland. Ihre Kindheit verfloss zumeist in dem Schloss Soestdyk, das das Land ihrem Vater nach der Befreiung der Niederlande von der französischen Herrschaft dargebracht hatte. Ihre ersten nachhaltigen politischen Eindrücke werden zurückzuführen sein auf den Aufstand in Brüssel und auf den Feldzug des Vaters, der siegreich die niederländischen Truppen

in Belgien vorwärts führte, bis er sich vor der bewaffneten Intervention Frankreichs zurückziehen musste. Beide Eltern hatten sich sorglich der Erziehung der Tochter angenommen; besonderen Einfluss hat auf die Entwickelung ihrer politisch-fürstlichen Sinnesart der lebhafte und anregende Verkehr mit dem Vater gehabt. Die junge, kaum erwachsene Prinzessin begleitete diesen nach der Thronbesteigung vielfach auf seinen Reisen im Lande; ihr Geist stärkte und weitete sich im Verkehr mit politisch hervorragenden Persönlichkeiten und in der gründlichen Beobachtung der Einrichtungen und des wirthschaftlichen Verkehrs des niederländischen Reiches, das durch seine überseeischen Besitzungen ungleich grösseren und lebensvolleren Antheil an der Weltpolitik hatte, als mancher umfang- und bevölkerungsreichere Festlandsbinnenstaat. Eine echte Tochter der Niederlande, liebte die Grossherzogin S. das Meer, die mächtig aufrauschende Fluth, die weiten Horizonte, und ihre Individualität war durchzogen von jenem frischen, kräftigenden Hauch der Meerluft, der den Blick und die Thatkraft schärft. Mit dem Vater stand sie bis zu seinem Tode (1849) in einem wesentlich politische Vorkommnisse und Erörterungen umfassenden Briefwechsel.

Am 8. April 1842 hatte im Haag die Verlobung der Prinzessin S. mit dem damaligen Erbgrossherzog Carl Alexander von Sachsen stattgefunden, der am 8. October desselben Jahres die Vermählung folgte. Das junge Paar führte in dem ersten Jahrzehnt ein durch die Pflege künstlerischer und schöngeistiger Interessen und die sorgfältige Erziehung seiner Kinder: Erbgrossherzog Carl August (geb. 1844, gestorben 1894), Prinzessin Marie (geb. 1849, vermählt 1876 mit dem Prinzen Heinrich VII. Reuss), Prinzessin Anna (geb. 1851, gest. 1859), Prinzessin Elisabeth (geb. 1854, vermählt 1886 mit Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg-Schwerin) vertieftes Stillleben, doch wurden auch grössere Reisen nach Russland, England, Italien unternommen: ein fast halbjähriger Aufenthalt in Italien bot erwünschte und eifrig benutzte Gelegenheit zu ernsten Kunststudien. Denn auch ein feines und tiefes Kunstverständniss hatte die Prinzessin aus dem elterlichen Hause mitgebracht.

Am 8. Juli 1853 übernahm nach dem Tode seines Vaters Carl Friedrich Grossherzog Carl Alexander die Regierung des Weimarischen Staates. Damit vollzog sich natürlich auch eine bedeutende Wandelung in den Aufgaben und Pflichten der Grossherzogin S. Sie ist immer eine aufmerksame Beobachterin der Vorkommnisse auf dem Gebiete der europäischen und der inneren deutschen Politik gewesen und hat selbstverständlich lebhaftesten Antheil genommen an den Angelegenheiten des Landes, ohne einen unmittelbaren Einfluss auf sie auszuüben. Sie war dadurch, als in Folge der Abwesenheit des Gemahls und des Sohnes während des deutsch-französischen Krieges die Regentschaft ihr übertragen ward, befähigt, mit voller Sachkenntniss die Regierungsgeschäfte zu führen, mit einer Klarheit und Sicherheit des Urtheils, die staunende Bewunderung der Räthe erweckte. Aber sie brachte noch mehr mit, den Fleiss, die Pflichttreue, das Verständniss für die technischen Erfordernisse der Regierungsthätigkeit und jenen feinen Takt, der vorahnend das Richtige treffen lässt, das Richtige in Bezug auf die Ziele und das Richtige in Bezug auf die Mittel, wie sie zu erreichen sind, vor Allem jene für fürstliches Wirken wichtigste Gabe: die Fähigkeit zur sorgfältigsten, aber verschwiegenen Vorbereitung ihrer Pläne. Der erste äusserlich wahrnehmbare Schritt bei Allem, was sie that, war schon ein Glied einer im Stillen längst vorbereiteten Folge, so dass nichts dem Zufalle überlassen blieb. Ein Wort

aus einem ihrer Briefe: »il faut agir en parlant le moins possible« ist bezeichnend für diesen höchst charakterischen Zug; sie war sich desselben und seiner Bedeutung als eines Erbtheils Wilhelms des Schweigers wohl bewusst: »vous voyez, que mon origine se fait valoir« setzt sie jenem Worte hinzu.

Natürlich hat sie ihre hervorragende Begabung für ein grosses fürstliches Walten nicht erst und nicht allein in den wenigen Monaten bekundet, in denen sie die Regierung im Grossherzogthum Sachsen führte. Die fürstlichen Frauen vermögen heute auf den weiten Gebieten der Wohlfahrtspflege eine tief eingreifende Thätigkeit zu entfalten, die an ihre Arbeitskraft und an ihre Arbeitsfähigkeit grosse Aufgaben stellt. Die Grossherzogin S. war sich dessen wohl bewusst und hat für Wohlfahrtszwecke in hervorragendem Maasse gewirkt. Das Grossherzogthum Sachsen besitzt seit dem Jahre 1817 das »Patriotische Institut der Frauenvereine«, eine Schöpfung der damaligen Erbgrossherzogin Maria Paulowna, die bestimmt war, die Unterstützung armer, arbeitsunfähiger Personen, die Krankenpflege, die Hilfeleistung in Nothständen, die Erziehung und Ausbildung der weiblichen Jugend nicht nur in Handarbeit, sondern auch in Haushaltungsdingen zu leiten. Im Jahre 1859, nach dem Tode der Grossherzogin Maria Paulowna, trat die Grossherzogin S. an die Spitze dieses Instituts und hat dasselbe in der umsichtigsten und zweckmässigsten Weise weiter zu entwickeln verstanden. Sie hat in dem, was die Zeit bewegte, stets das berechtigte und deshalb dauerverheissende von dem falschen und deshalb vergänglichen zu sondern gewusst, ohne sich über die Kurzlebigkeit scheinbarer glänzender Erfolge zu täuschen. Aus ihrer Anregung heraus und unter ihrer unmittelbarsten persönlichen Leitung sind stattliche Anstalten für weibliche Erziehung, vor Allem für Krankenpflege, im Grossherzogthum Sachsen entstanden. Die überaus segensreiche Entwickelung der in so vielen Richtungen wohlthätig wirkenden Gemeindepflege lag ihr vornehmlich am Herzen. Ein von ihr gegründetes Haus zur Ausbildung von Krankenpflegerinnen bildet den Mittelpunkt für ein Netz von Stationen für Gemeindepflege im Lande. Wie sehr der Werth dieser Schöpfung gewürdigt wird, zeigt, dass im Landtag des Grossherzogthums nach ihrem Tode die ansehnliche Summe von 150 000 Mark zur Vermehrung der Fonds für die Gemeindepflege ohne Widerspruch bewilligt ward. Neben diesem Krankenhause errichtete die Grossherzogin ein Kinderheilbad, in dem viele hundert bedürftige Kinder jährlich Stärkung und Genesung finden, und genehmigte noch in ihren letzten Tagen die Anlegung einer Volksheilstätte für Lungenkranke.

Wer die Grossherzogin beobachten, sehen konnte, wie sie alle die mannichfaltigen Aufgaben einer ungemein ausgedehnten Verwaltung, die ihrer eigenen Besitzungen mit eingezogen, mit der grössten Sorgfalt verfolgte, in die technischen Einzelheiten des Unterrichtes in den Handarbeiten wie in die Detailfragen baulicher Constructionen sich vertiefte, und dann aus gründlicher Sachkenntniss die richtigen Entscheidungen traf, konnte ihr bewundernde Anerkennung nicht versagen. Aber sie war nicht blos eine bedeutende Leiterin, sie war eine berufene Organisatorin, die es verstand, die Menschen zur Thätigkeit im Dienste grosser Ideen anzuregen. Wodurch sie auf andere wirkte, das war im letzten Grund das Beispiel, das sie gab, das Beispiel rastloser Arbeit an sich selbst, einer stetigen Selbsterziehung, grösster Selbstbeherrschung und einer unvergleichlichen Selbstlosigkeit. Ihre Pflichten erfüllen zu dürfen — und den Kreis derselben erweiterte sie immer mehr —,

empfand sie, nach ihrem eigenen Worte, als eine Wohlthat. Dass eine so ernste Auffassung ihrer Individualität einen strengen Zug geben musste, ist begreiflich, aber doch bewahrheitete sich auch an ihr, wenn sie schreibt: »Das Bewusstsein, das anvertraute Leben nützlich auszufüllen, den christlichen Pflichten nach bestem Wissen und Können nachzukommen bestrebt zu sein, gewährt eine Freudigkeit, die schwere Erfahrungen und Prüfungen nicht zu trüben vermögen«. Bittern Schmerz hat ihr der Tod des Sohnes bereitet, einen Schmerz, der die Kräfte des Körpers verzehrte, aber die Freudigkeit in ihrem Wirken vermochte er nicht zu trüben.

Die Grossherzogin war eine Freundin der Literatur und der Kunst von Jugend auf und bald eine wohlbewanderte Kennerin der geistigen Erzeugnisse der Culturvölker. Die Gründung der deutschen Shakespeare-Gesellschaft (1864) ist wesentlich durch ihr thätiges Eingreifen schon bei den Vorarbeiten zu Stande gekommen. Als Protektorin derselben hat sie ihr bis zu ihrem Tode stetes Interesse und werkthätige Förderung zugewendet. Mancher Schriftsteller, mancher Künstler hat bald in dieser, bald in jener Form ihre wohlwollende Theilnahme erfahren, die sie mit edlem Zartgefühl bethätigte. Am Abend ihres Lebens war es ihr beschieden, ihre volle organisatorische Kraft auch auf literarischem Gebiete zu bewähren und eine Schöpfung in das Leben zu rufen, die ihrem Namen in der Geschichte deutscher Geistesarbeit einen unvergänglichen Ehrenplatz sichert. Das Testament des letzten Goethe (gest. 15. April 1885) überwies ihr die literarische Nachlassenschaft des Dichters. Eine grosse Aufgabe, die sie gross gelöst hat. Nur wenige Wochen und ihre anfänglich durch die grosse Verantwortung, die ihr diese Erbschaft auferlegte, unruhig bewegten Anschauungen über das, was zu thun sei, haben bereits eine feste, klare Gestalt gefunden. In einer Niederschrift vom 5. Mai 1885 bestimmt sie, dass das Goethe-Archiv »alsbald mit Rücksicht auf künftige Veröffentlichungen wissenschaftlich durchforscht und sein gegenwärtiger Werth vom Standpunkt der Goethe-Wissenschaft festgestellt« werde: eine umfassende Goethebiographie, die Herausgabe einer grossen, abschliessenden Ausgabe der Werke waren die Ziele, die sie stellte und zu deren Verwirklichung sie auch hier mit strenger Folgerichtigkeit und wahrhaft fürstlicher Freigebigkeit alles Erforderliche anordnete. Die Goethe-Gesellschaft wurde noch im selben Jahre auf ihre Anregung begründet, und auch in dieser »ist vom Stiftungstage an nichts wichtigeres geschehen, an dem sie keinen warmen, förderlichen Antheil durch Wort und That genommen hätte« (Erich Schmidt). Das Goethe-Archiv erweiterte sich bald durch die hochherzige Schenkung der Freiherren v. Gleichen-Russwurm zum Goethe- und Schiller-Archiv, durch kostbare Erwerbungen seitens der Fürstin und werthvolle, der Anstalt von allen Seiten dargebrachte Gaben zu einer Sammelstätte für die Denkmale der neuen deutschen Literatur überhaupt, Schätze, für deren Aufbewahrung die Grossherzogin entsprechend ihrem schon in den ersten Tagen nach Antritt der Goethe'schen Erbschaft gefassten Plan, ein monumentales Bauwerk errichtete, dessen feierliche Einweihung sie am 28. Juni 1896 vollzog.

Den politischen Angelegenheiten Deutschlands wandte die Grossherzogin S. namentlich seit dem Kriege von 1870/71 das lebhafteste Interesse zu. Eine Natur von starkem, politischem Gepräge, eine Oranierin, aufgewachsen in dem kraftvollen nationalen Bewusstsein der Niederländer, hatte sie angesichts der grossen Bewegung, die durch ganz Deutschland ging, die Tiefe und Bedeutung unserer nationalen Bestrebungen verstehen und damit auch lieben

gelernt. In der heiligen Gluth jenes Jahres war Alles, was etwa noch fremdländisch in ihr war, geschmolzen und sie eine deutsche Fürstin geworden, voll lebhafter unmittelbarster Antheilnahme an den Vorgängen auf politischem, wirthschaftlichem und kirchlichem Gebiete. Eine echte Oranierin, stand sie fest in dem Bekenntniss zum evangelischen Glauben und war eine entschiedene Gegnerin des Ultramontanismus. Als Niederländerin bewährte sie sich in dem Eifer, mit dem sie die Bedeutung überseeischer Besitzungen für Deutschland voll würdigte, von Anfang an die Bestrebungen, Deutschland den Besitz von Colonien zu verschaffen, in nachdrücklichster Weise förderte.

Am 8. October 1892 beging das Grossherzogliche Paar die Feier der goldenen Hochzeit in festlicher Weise, auf's Herzlichste begrüsst von der dankbaren Bevölkerung des Landes und dem Kreise der deutschen Fürsten. Am 23. März 1897, am Tage nach der Centennarfeier Kaiser Wilhelms, zu der sie noch Abordnungen empfangen hatte, um ihrer herzlichen Antheilnahme an der allgemeinen vaterländischen Feier Ausdruck zu geben, endete ein sanfter Tod ihr bedeutendes Leben.

Kuno Fischer: Kleine Schriften, Grossherzogin von Sachsen. — P. v. Bojanowski: Grossherzogin Sophie von Sachsen, Westermann's Monatshefte (November 1897). — Bericht über die 31. Generalversammlung des Vaterländischen Frauenvereins in Berlin 1898. — Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft, Bd. XXXIII. — Hebbel's Briefwechsel, Bd. II, S. 600 ff. — Erich Schmidt: Jahrbuch der Goethegesellschaft, Bd. XVIII.

P. von Bojanowski.

Sachs, Julius von, Universitätsprofessor der Botanik, * am 2 Oktober 1832 in Breslau, † am 29. Mai 1897 in Würzburg. — Am Morgen des 29. Mai 1897 verschied nach kurzem Krankenlager, aber langjährigen Leiden der grosse Pflanzenphysiologe Geheimrath Julius v. S., dessen Name mit unvergänglichen Lettern in der Geschichte seiner Wissenschaft verzeichnet ist, dessen hervorragende Bedeutung weit über den Kreis seiner engeren Fachgenossen hinaus anerkannt wurde und dessen Tod eine unausfüllbare Lücke in die Reihen der Naturforscher gerissen hat. Mit ihm ist der Mann dahingegangen, der die Pflanzenphysiologie nicht nur begründet, sondern ihr auch die für viele Jahre herrschende geachtetste Stellung in der Botanik, sowie die höchste Achtung und Berücksichtigung in den übrigen Zweigen der Naturwissenschaften errungen hat und zwar zu einer Zeit, in der von sehr vielen bedeutenden Botanikern diese Richtung für agrikulturchemisch aber nicht für botanisch gehalten wurde. In Verbindung mit einigen andern Botanikern hat er seine Wissenschaft auf eine auch in Deutschland bisher nie erreichte Höhe gebracht, die Augen der ganzen naturwissenschaftlichen Welt hat er auf sich gelenkt, und Schüler aus allen Theilen der Erde haben die Ideen des Meisters mit heimgenommen in ihr Vaterland und dort erfolgreich ausgebaut und erweitert.

Der äussere Lebenslauf dieses bedeutenden Mannes weicht ziemlich erheblich von dem sonst meist ruhig dahinfliessenden der Männer der Wissenschaften ab, besonders während der Zeit der Lehrjahre. S. wurde in Breslau als der zweite Sohn eines Graveurs geboren. Die pecuniären Verhältnisse seiner Eltern waren durchaus keine guten. Als sie daher nach kurzem Aufenthalt in Namslau wieder nach Breslau übersiedelten, konnten sie dem hochbegabten Knaben nur den Unterricht in der Seminarschule zu theil werden lassen. Diesen genoss er vom 8. bis 12. Jahre, doch war derselbe durchaus nicht ein ihn auch nur einigermaassen befriedigender. Um so beglückter

war er aber, als es den unablässigen Bemühungen seiner Mutter gelang, ihm den Besuch des Gymnasiums zu ermöglichen, ein Vorzug, der keinem seiner Brüder zu theil wurde. Im Jahre 1845 trat er in das Elisabethanum ein, in dem es ihm gelang, nicht nur bis zum Jahre 1849 die Obersecunda zu erreichen, sondern auch während dieser Zeit als der erste in den Klassen mehrfache Schulprämien als öffentliche Anerkennung seines Fleisses zu erhalten. Gleichwohl liess ihm die Schulzeit Musse genug, seiner schon früh erwachten und durch mehrfachen Aufenthalt auf dem Lande genährten Vorliebe für die Naturwissenschaften nachzugehen. Gefördert wurden diese Neigungen weiter durch den glücklichen Umstand, dass zunächst sein älterer Bruder, dann auch er selbst mit den Söhnen des in der Nachbarschaft wohnenden grossen Experimentalphysiologen Purkinje bekannt wurde. Die naturwissenschaftlichen Bücher, die er auf diese Weise geliehen erhielt, regten seine Phantasie ausserordentlich an, und das Interesse, das die Spielkameraden für naturwissenschaftliche Sammlungen hatten, förderte auch das seinige. Er lernte von ihnen Pflanzen pressen und begann nun, mit grossem Eifer Feld und Wald zu durchstreifen, Pflanzen zu sammeln und zu bestimmen, und — vielfach dabei von seinem Vater unterstützt — ein Herbarium anzulegen. Diese mit grosser Sorgfalt zusammengebrachte Sammlung umfasste schon gegen 300 Arten, als sie ihm gestohlen wurde. Dieser Verlust, der ihm den ersten grossen Seelenschmerz seines Lebens bereitete, ging ihm so nahe, dass er ihm die Botanik für längere Zeit verleidete. Er konnte sich nicht dazu entschliessen, eine neue Sammlung der Breslauer Flora anzulegen, ja er begann erst wieder Pflanzen zu sammeln, als es ihm in Würzburg darauf ankam, Herbar- und Demonstrationsmaterial für die Vorlesungen herzustellen. Dagegen wandte er sich dem zoologischen Gebiete zu und brachte ausser einer Insektensammlung auch eine solche von Schädeln zusammen. Dabei wurde diese Seite der Begabung des jungen S. von der Schule aus in keiner Weise unterstützt. Der naturwissenschaftliche Unterricht wurde in durchaus unzureichender Weise und keineswegs anregend ertheilt. Ja, der Lehrer für dieses Fach, rieth — mit den positiven Beweisen für die ausserordentlichen Fähigkeiten des Schülers in den Händen — diesem dringend ab, sich den Naturwissenschaften zu widmen; da gäbe niemand einen Groschen für! — Wie weit wäre wohl jetzt die Pflanzenphysiologie, hätte der Schüler den Rath des Lehrers befolgt! Und es waren wirklich schlagende Beweise ernster Studien, nicht etwa dilettantenhafte Liebhabereien, denen der junge Autodidakt sich widmete. Der Vater hatte ihm einen gründlichen Zeichenunterricht ertheilt, und beim Zeichnen und Malen der mannichfachsten Naturgegenstände — wie Pilze, Blumen, Thiere — übte und schärfte er nicht nur seine künstlerische, sondern auch seine naturwissenschaftliche Begabung. Nebenher gingen praktische Anatomirübungen an den verschiedensten Thieren, sowie theoretische Studien, denen er einen Theil seiner Nachtruhe opferte. Zu jenen Studien gehörte auch das der naturphilosophischen Schriften Oken's, die er mit grossem Eifer in sich aufnahm; sie haben ihm jedoch, so meinte er später, nichts geschadet. Vor allen Dingen aber muss hier eine von ihm verfasste längere Abhandlung »Die Monographie des Flusskrebses« erwähnt werden. Das Manuskript ist noch jetzt vorhanden. Es ist mit zahlreichen Zeichnungen versehen, von denen eine ganze Zahl geradezu künstlerisch ausgeführt ist. Sein Inhalt ist im Grossen und Ganzen dem jetzigen Stande der zoologischen Wissenschaft noch heute entsprechend. Und diese Arbeit

wurde ausgeführt von einem jungen Obersekundaner, der die Zeit hierfür zwischen den Schulstunden fand! Inzwischen war der Gymnasiast durch seine Schulgefährten in Purkinje's[1]) Haus eingeführt worden und zu letzterem in nähere Beziehung getreten. Dieser hatte die Begabung des Knaben sehr bald erkannt und ihn mehrfach zur Anfertigung wissenschaftlicher Zeichnungen herangezogen. Diese nähere Bekanntschaft wurde ihm von Nutzen, als im Jahre 1848 erst der Vater und im folgenden Jahre auch die Mutter gestorben waren, und der 17jährige junge Mann nun verwaist und völlig mittellos sich bemühte, durch Lithographiren, sowie durch Zeichen- und Malunterricht sich die Mittel nicht nur zum Lebensunterhalt, sondern auch zur Fortsetzung seiner Gymnasialstudien zu erwerben. Das war nicht leicht, aber es gelang ihm doch einigermaassen, zumal ihn auch der Bruder etwas unterstützte, indem er ihm zu seinen Studien eine allerdings nicht heizbare Dachkammer anwies. Unter diesen schwierigen Verhältnissen kam es ihm daher recht gelegen, als Purkinje im Jahre 1850 die Aufforderung an ihn richtete, nach Prag überzusiedeln und gegen ein Gehalt von 100 Gulden und freier Station die Stelle eines Privatassistenten zu übernehmen. S. stimmte sofort zu und nachdem auch die Vormundschaft schliesslich ihre Einwilligung gegeben hatte, traf S. am 14. Februar 1851 in Prag ein und fand in der Familie Purkinje's Aufnahme. Doch zu einer freundlichen Heimat wollten sich ihm das Purkinje'sche Haus nicht gestalten, da Lehrer und Schüler zu eigenartige Naturen waren, die sich menschlich viel zu fern standen, um eine herzliche Annäherung aufkommen zu lassen. S. hat nie verhehlt, welche Achtung er vor der Genialität Purkinje's hatte und dass er ihm vieles verdankte, er hat es aber auch nicht verschwiegen, welche schwere Arbeit er im Dienste Purkinje's leisten musste, so dass er wohl mehr gegeben, als empfangen hat. Und niemals hatte er sich trotz seiner gewissenhaftesten Anstrengungen, trotz vorzüglicher Leistungen auch nur eines Wortes der Anerkennung und der Theilnahme oder gar der Ermuthigung und des Lobes zu erfreuen. Im wesentlichen bestand seine Thätigkeit in der Herstellung von Wandtafeln für den Unterricht und Zeichnungen nach mikroskopischen Präparaten, die er zum Theil direkt auf dem Stein ausführte; doch gewann er auch durch den Aufenthalt in dem Laboratorium des Begründers der experimentellen Physiologie eine eingehende Kenntniss von den Forschungsmethoden und von der Art und Weise des experimentellen Arbeitens, die ihm in späteren Jahren ausserordentlich zu Statten kam. Zunächst allerdings benutzte er den Theil seiner Zeit, der nicht den Arbeiten Purkinje's gewidmet war, zur Vorbereitung für die Maturitätsprüfung und nachdem diese im Herbst 1851 mit sehr gutem Erfolge bestanden war, zum Studium an der Universität, zu dem er sich — zum Glück für die Wissenschaft! — nach langem Schwanken, ob er nicht lieber naturwissenschaftlicher Zeichner bleiben solle, entschlossen hatte.

Aber wie als Schüler, so ging er auch als Studio seinen eigenen Weg. Ein eifriger Kollegbesucher ist er nicht gewesen. Seine botanischen und zoologischen Studien trieb er privatim, das Studium der Physik und Mathematik ebenfalls; das Vorlesen des Botanikers Kosteletzky war sogar dasjenige, das am wenigsten einen Reiz auf ihn ausübte. Einen nennenswerthen Ein-

[1]) J. E. Purkinje hatte zuerst Philosophie, dann Medicin in Prag studirt und war von 1823 ab Professor der Physiologie und Pathologie in Breslau, von 1850 ab Professor der Physiologie in Prag (gestorben zu Prag 1869).

fluss auf ihn gewann dagegen der hervorragende Herbartianer Robert Zimmermann. Durch diesen, dem der intelligente Student auffiel, und der ihn auch in sein Haus zog, wurde die schon bei S. vorhandene Anlage zum Philosophiren angeregt und vertieft, und durch ihn wurde er besonders zum Studium von Locke, Hume, Kant und Herbart veranlasst, und bis an sein Lebensende gehörte das Lesen philosophischer Werke zu den Lieblingsbeschäftigungen von S. Neben diesen mannigfachen Studien vernachlässigte er jedoch auch keineswegs seine künstlerische Beanlagung und besonders in den ersten Semestern prüfte er sich beim Zeichnen im Antikensaal des Prager Museums, ob er wohl Talent zum Maler hätte. Nach beendetem Triennium bereitete er sich trotz seiner ungünstigen pecuniären Lage, die er durch kleinere literarische Arbeiten, Anfertigung von Zeichnungen zu verbessern suchte, zum Doctorexamen vor, das zu jener Zeit in Prag sehr schwierig und vor allem sehr zeitraubend war. Im Sommer 1856 erfolgte die Promotion zum Doctor der Philosophie, zu der der Druck einer Dissertation jedoch nicht erforderlich war. Wenn wir daher eine Doctorarbeit von S. nicht besitzen, so liegen uns aber doch eine grosse Zahl naturwissenschaftlicher Aufsätze aus jener Zeit vor. Es sind das 18 Artikel, die in's Czechische übersetzt in der von Purkinje, der Seele der altczechischen Bewegung, gegründeten Zeitschrift »Ziva« veröffentlicht wurden. Die erste in deutscher Sprache erschienene Arbeit war — abgesehen von einem Aufsatz in dem »Lotos« — eine Untersuchung über die Entwickelungsgeschichte einer Flechte (aus dem December 1853), die in der »Botanischen Zeitung« vom Jahre 1855 erschien. Es zeugt von dem grossen Scharfblick des Studenten, dass er in dieser Arbeit schon das symbiotische Verhältniss zwischen den Pilzen und Algen, die die Flechte zusammensetzen, erkannte, eine Entdeckung, die der junge S. allerdings noch nicht aussprach, aber auch noch nicht aussprechen konnte, da erst 15 Jahre später auf Grund vieler und umfangreicher Untersuchungen dieses Resultat sicher gestellt ward.

Da infolge der Verheirathung Emanuel Purkinje's der Raum im Hause seines Lehrers zu eng wurde, bezog S. einige Zimmer im physiologischen Institut, wodurch der tägliche engere Verkehr zwischen beiden ein Ende erreichte. Auch die immer intensiver werdenden czechischen Agitationen Purkinje's und sein offen zur Schau getragener Deutschenhass trugen sehr viel dazu bei, das Verhältniss zu S., dessen Herz stets begeistert für nationale deutsche Bestrebungen schlug, der ein glühender Verehrer Bismarck's war, noch mehr zu lockern. So zog er es denn schliesslich vor, sich ganz von Purkinje zu trennen und seine Assistentenstellung aufzugeben. Er richtete sich ein Hauslaboratorium ein, in dem er seine ersten physiologischen Untersuchungen begann, während er sich gleichzeitig mit literarischen und zeichnerischen Arbeiten das Geld zum Lebensunterhalte verdiente.

Mit dem Auszug aus dem Purkinje'schen Laboratorium fallen auch seine Bemühungen wegen seiner Habilitation zusammen. Er wollte sich für Pflanzenphysiologie habilitiren und hatte deshalb verschiedene Schwierigkeiten zu überwinden. Denn dieser Zweig der Wissenschaft existirte als selbständiges Fach noch nirgends, ja er wurde sogar, wenn er überhaupt behandelt wurde, ganz nebenbei abgethan. Besonders war er auch durch die Behandlung, die er in Schleidens »Grundzügen der Botanik« erfahren hatte, bei der herrschenden Generation durchaus in Misscredit gerathen. Jedenfalls gab es weder einen öffentlichen Vertreter der Pflanzenphysiologie, noch waren Laboratorien oder

Instrumente zum fachgemässen Betrieb derselben vorhanden. Sie lag überhaupt in einer Weise darnieder, dass ihm mit Recht der Ordinarius der Chemie, Rochleder, den wohlmeinenden Rath gab, lieber etwas anderes als Pflanzenphysiologie vorzutragen, da man damit ja doch in 2 bis 3 Stunden fertig sein würde. Schliesslich gelang es aber S. doch Dank der energischen Bemühungen mehrerer Ordinarien, die entgegenstehenden Schwierigkeiten zu beseitigen, und so war denn S. nach seiner Habilitation im Wintersemester 1857 der erste Vertreter des Faches, das ihm zu so grossem Ruhm verhelfen sollte. Die Habilitationsschrift, die ein mehr physikalisches Thema, die Diffusion, behandelte, ist im Druck nicht erschienen.

Eine wesentliche, von Erfolg begleitete Lehrthätigkeit hat S. als Privatdocent nicht entfaltet, dagegen war er unermüdlich forschend thätig, indem er nach Verbesserung der bisherigen mikrochemischen Methoden sich eingehend, und Jahre hindurch die diesbezüglichen Untersuchungen fortsetzend, mit den Erscheinungen bei der Keimung der Pflanzen beschäftigte. Er wies darin nach, in welcher Weise die Umbildung und Wanderung der Stoffe erfolgt, die in den Keimblättern enthalten sind; sie liefern bei der Keimung das Material für die Entwickelung und Ausbildung des Embryos, und es ist sonach die Keimung gewissermaassen nur die Umgestaltung der in den Keimblättern vorhandenen Stoffe. Die dabei gewonnenen Resultate stellten ganz neue Thatsachen fest und brachten Licht in bis dahin ganz unbekannte Vorgänge. Diese Untersuchungen brachten ihn auch zur Ueberzeugung, dass es möglich sein müsse, Landpflanzen mit Erfolg in wässerigen Lösungen zu cultiviren. Zwar waren schon mehrfach vor S. Pflanzen in salzhaltigen Wässern gezogen worden, aber ohne grossen Erfolg. Erst von S. wurde die hohe Bedeutung dieser Methode erkannt, und es wurde zuerst von ihm gezeigt, dass es gelingt, in geeigneten wässrigen Lösungen Landpflanzen vom keimenden Samen an so zu erziehen, dass sie sich normal entwickeln, unter Vervielfältigung ihres Samengewichtes alle Organe entfalten und schliesslich neue Samen hervorbringen, die wieder keimfähig sind. Anfangs sind zwar diese Experimente stark angegriffen worden, bald aber wurden sie von anderen Forschern mit dem gleichen Erfolge ausgeführt; die Methode wurde etwas vervollkommnet und weiter ausgebildet und ist ja von ganz ausserordentlicher Bedeutung für die Land- und Forstwirthschaft geworden. Durch die von S. angegebene Methode wurde die Ernährungslehre der Pflanzen begründet, und durch diese moderne Ernährungstheorie haben ja Land- und Forstwirthschaft einen vollständigen Umschwung erfahren.

Inzwischen hatten sich für S. die Verhältnisse in Prag zu recht unerträglichen gestaltet. Die czechische Bewegung hatte ihren Höhepunkt erreicht und S. sah nicht nur ein, sondern man sagte es ihm auch direct, dass für ihn an einen materiellen Erfolg oder gar an ein Weiterkommen nicht zu denken sei. Sehr gelegen kamen ihm daher die Bemühungen des Chemikers Hofrath Stöckhardt in Tharandt, ihn für die landwirthschaftliche Abtheilung, die seit 1830 mit der dortigen Forstakademie verbunden war, zu gewinnen. Stöckhardt hatte durch den Zoologen Stein, der früher in Tharandt gewesen war, von den Wasserculturen S.'s erfahren und forderte ihn nun auf, sich zu dem sächsischen Ministerium in einem längeren (später auch seitens des Ministeriums gedruckten) Aufsatze »Ueber den Nutzen der Pflanzenphysiologie für agriculturchemische Anstalten« auszusprechen. Die von S. gelieferte Abhandlung brachte ihm den Erfolg, dass er in das Laboratorium nach Tharandt

berufen wurde. Er trat dort Ende März ein und hatte dort die Aufgabe, seine in Prag begonnenen Versuche, Pflanzen ohne Erde in wässrigen Lösungen vom Samen an bis zur Fruchtreife zu erziehen, in Gemeinschaft mit Stöckhardt fortzusetzen. Daneben beschäftigten ihn aber auch unausgesetzt Untersuchungen auf anderen Feldern des physiologischen Gebietes. Er begann seine Ideen über die Assimilationsfunktion der Chlorophyllkörper, der Entstehung der Stärke in denselben zu beweisen, während er gleichzeitig wichtige und fundamentale Thatsachen über die Function der Wurzeln sowie in bezug auf die Transpiration zu Tage förderte.

Im emsigsten Eifer war er täglich von früh 4 Uhr an der Arbeit, fast jeder Tag brachte ihm eine neue Entdeckung, auf dem einzig und allein von ihm bestellten Acker, und eine grössere Zahl von Aufsätzen, die in den »landwirthschaftlichen Versuchsstationen« veröffentlicht sind, legen Zeugniss hierfür ab. Ungestört von anderen Botanikern bot sich ihm auch weiter die Möglichkeit dar, neue Gedanken experimentell zu prüfen und zu neuen Entdeckungen heranreifen zu lassen. Die Botaniker waren auf anderen Arbeitsgebieten thätig, und Nägeli erklärte sogar die Arbeiten dieser neuen Richtung nicht für physiologische, sondern für agriculturchemische.

Ausser diesen Arbeiten widmete er sich in Tharandt, wo ihm seine Stellung übrigens die Verpflichtung auferlegte, in landwirthschaftlichen Versammlungen populäre Vorträge zu halten, auch einem gründlichen Studium der älteren pflanzenphysiologischen Arbeiten. Diese eingehenden Studien liessen ihn die völlige Unzulänglichkeit der botanischen Lehrbücher erkennen, und es entstand in ihm die Absicht, gemeinsam mit anderen Botanikern die ganze Botanik neu zu bearbeiten.

Schon auf der Naturforscherversammlung in Wien 1856, wo er einen kurzen pflanzenphysiologischen Vortrag gehalten hatte, war er mit einigen Hauptvertretern der Botanik bekannt geworden, und im Jahre darauf hatte er den genialen Hofmeister kennen gelernt. Ein Besuch während des Weihnachtsfestes 1858 bei diesem in Leipzig hatte die Bekanntschaft erneuert und vertieft, und seitdem sind beide bis zu Hofmeister's Tode (1877) durch das Band der Freundschaft verknüpft im engsten wissenschaftlichen und gelegentlich auch persönlichen Verkehr geblieben. Dem Freunde Hofmeister nun machte er im Frühjahr 1860 den Vorschlag, dem modernen Standpunkt der Wissenschaft entsprechend das Gesammtgebiet der Botanik in einem mehrbändigen Handbuch zu bearbeiten. Er selbst übernahm die Bearbeitung der Physiologie, während die übrigen Gebiete unter Hofmeister, de Bary und Irmisch vertheilt wurden.

Mit den ersten Vorarbeiten zur Physiologie beschäftigt, wurde er im Wintersemester 1860/61 dazu ausersehen, am Polytechnikum in Chemnitz die Leitung der landwirthschaftlichen Abtheilung, die dort — ähnlich wie in Tharandt — eingerichtet werden sollte, zu übernehmen. Im Februar 1861 ging er daher nach Chemnitz. Die Neueinrichtung schien sich indessen zu verzögern, manche Unzulänglichkeiten machten sich bemerkbar, und so löste er denn ohne langes Besinnen seine Beziehungen zum sächsischen Landwirthschaftsministerium, als er im März vom Director der landwirthschaftlichen Akademie zu Poppelsdorf bei Bonn die Aufforderung erhielt, als Professor für Botanik, Zoologie und Mineralogie hinzukommen.

Nachdem er sich in Prag verheirathet hatte, siedelte er im April nach Bonn über. Bei einem sehr bescheidenen Gehalt hielten sich auch sonst die

Mittel, die ihm dort zur Verfügung gestellt waren, in sehr engen Grenzen, so dass er sein Untersuchungsmaterial dort meist aus eigener Tasche bezahlen musste. Auch das Gärtchen, das er zu seinen Versuchen benutzen konnte, war nur klein, doch leistete ihm der einzige, aber intelligente Arbeiter bei der Bestellung desselben und bei seinen Experimenten recht gute Dienste.

Hier entfaltete er auch zuerst eine sehr erfolgreiche Lehrthätigkeit. Die Vorlesungen erfreuten sich des grössten Beifalls und waren ausserordentlich gut besucht. Da in Folge dessen das botanische Studium in Poppelsdorf einen lebhaften Aufschwung nahm, so wurde ihm nach zwei Jahren in seiner Lehrthätigkeit die Erleichterung zu theil, dass er von den Vorlesungen über Zoologie und Mineralogie entbunden wurde; er war nur zu zwei Vorlesungen verpflichtet, im Winter las er Physiologie und im Sommer Monographie landwirthschaftlicher Pflanzen. Auch fand er hier seine ersten Schüler: seinen jetzigen Nachfolger Professor Kraus und den Ministerialdirector Dr. Thiel.

Der sechsjährige Aufenthalt in Bonn gehört zu den an wissenschaftlichen Untersuchungen und Entdeckungen reichsten Jahren des unermüdlichen Forschers. Sie sind in zahlreichen Publicationen, die zum Theil in der Flora erschienen, niedergelegt. Sie behandeln theils Untersuchungen über die Nährstoffe der Pflanzen, theils die Stoffumwandelung und -Wanderung in der Pflanze, vor allem aber wurden die experimentellen Untersuchungen über die Entstehung der Stärke im Chlorophyll hier in Angriff genommen und der Grund gelegt zu der jetzt feststehenden Ernährungslehre der Pflanzen.

Neben diesen hochwichtigen Arbeiten aber setzte sich S. ein monumentales Denkmal in dem vierten Bande des »Handbuchs der Botanik«, in dem im Jahre 1865 erschienenen »Handbuch der Experimental-Physiologie der Pflanzen«, das seinen Ruf in der Gelehrtenwelt mit einem Schlage auf das festeste begründete. Und wie sehr dieses Werk ein dringendes Bedürfniss war, davon legt der Umstand Zeugniss ab, dass es sofort nach seinem Erscheinen auch schon vergriffen war! Leider erfuhr es eine zweite Auflage nicht, doch enthalten die übrigen grossen Werke, die in der Folgezeit aus S.'s Feder hervorgingen, die wesentlichsten in der »Experimentalphysiologie« zuerst zusammengestellten Thatsachen in gleicher übersichtlicher Klarheit. Ausserordentlich klare Darstellung, übersichtliche logische Gruppirung des Stoffes, vollständig ebenmässige Composition in allen Theilen des Werkes sind seine Hauptvorzüge, die sie mit allen seinen grösseren Werken gemein haben und diese zu geradezu klassischen Schriften der Botanik stempeln! Noch heute ist die allerdings erst nach fünfjähriger literarischer Vorarbeit fertiggestellte »Experimentalphysiologie« der gelesenste Theil des Handbuches der Botanik, noch heute ist sie ein reicher Born der Anregung und Belehrung.

Die Hoffnung, den durch Schacht's Tod 1864 frei gewordenen Lehrstuhl der Botanik in Bonn übertragen zu erhalten, erfüllte sich nicht. Schacht's Nachfolger wurde Johannes Hanstein, mit dem sich auch ein freundschaftliches Verhältniss anspann, während S. mit dem kränklichen Schacht wenig in Berührung gekommen war. Da aber durch die Geburt zweier Töchter und eines Sohnes die pecuniäre Lage der Familie sich immer ungünstiger gestaltete, so begrüsste er es mit grösster Freude, als er am Sylvesterabend des Jahres 1866 die Nachricht erhielt, dass er zum Nachfolger de Barys' in Freiburg i. Br. gewählt worden war. Im Frühjahre 1867 siedelte er nach dieser — damals allerdings, wie er später oft klagte, schlechtsten — Universität

über, um mit dem Sommersemester dort seine Lehrthätigkeit zu beginnen. Auch hier traf er wieder seinen alten Schüler Kraus vor und ausserdem den jetzigen Professor in Bordeaux Millardet, mit dem er bis zu seinem Tode einen lebhaften, wissenschaftlichen Meinungsaustausch aufrecht erhielt.

Er war nur drei Semester lang in Freiburg, und diese Zeit war fast ausschliesslich der Herstellung des »Lehrbuches der Botanik« gewidmet. Mehr noch als die »Experimentalphysiologie«, die sich naturgemäss mehr an die selbstthätigen Forscher wandte, machte dies Lehrbuch S.'s Namen populär in fast allen Culturstaaten. Und mehr noch als das erstere ward dieses Werk einem dringenden Bedürfniss in der botanischen Literatur gerecht. Denn seit den allmählich gänzlich veralteten »Grundzügen der Botanik« von Schleiden war eigentlich kein einziges Lehrbuch grossen Stiles vorhanden, und erst durch das »nach dem gegenwärtigen Zustand« der botanischen Wissenschaft bearbeitete Werk von S. wurden die inzwischen festgestellten Ergebnisse der Forschungen Hofmeister's, Nägeli's, Schacht's, ja zum Theil auch Mohl's den Studirenden der Naturwissenschaften — und auch manchem ihrer Lehrer zugänglich gemacht. Vor allem wurden auch die wichtigen Entdeckungen der physiologischen Forschungen des Verfassers selbst in weiteste Kreise getragen. Und nicht zum mindesten ist es eine werthvolle Eigenschaft des Buches, dass auch die Jünger der Wissenschaft mit den streitigen Problemen und Theorien bekannt gemacht und dadurch zu selbständigem Nachdenken veranlasst wurden. Ganz besonderen und ganz allgemein anerkannten Werth aber erhielt das Buch durch die vorzüglichen Abbildungen, mit denen das Buch in der reichhaltigsten Weise ausgestattet war (348 in der ersten, 492 in der letzten Auflage). Diese bisher unübertroffenen Abbildungen sind zum allergrössten Theil S.'sche Originale; sehr viele davon sind das Resultat langwieriger Untersuchungen. Diese S.'schen Originalfiguren sind gewissermassen Gemeingut der botanischen Welt geworden; sie sind — allerdings gegen den Willen des Verfassers, dessen Erlaubniss zur Reproduction häufig gar nicht eingeholt wurde — in die botanischen Lehrbücher sämmtlicher cultivirten Länder übergegangen, und man kann heute kaum ein botanisches Werk aufschlagen, ohne S.'schen Abbildungen zu begegnen. Bietet das Werk trotz der ausserordentlich klaren Darstellungsweise dem ganz jungen Anfänger doch wohl manche Schwierigkeit, so machte sich gleichwohl schon nach zwei Jahren die Herstellung einer zweiten, 1872 der dritten und 1874 der vierten Auflage nöthig. Diese neuen Auflagen trugen selbstverständlich den Fortschritten der Botanik während dieser Zeit vollkommen Rechnung, sie waren aber auch von einer steten Vermehrung des Textes und der vorzüglichen Abbildungen begleitet. Vor allem aber nahm von Auflage zu Auflage die Darstellung der Physiologie, der eigentlichen Domäne des Verfassers, einen breiteren Raum ein. Zur Fertigstellung einer fünften Auflage seines auch in die verschiedensten Sprachen übersetzten Lehrbuches konnte er sich jedoch nicht mehr entschliessen. Die Composition hatte aufgehört, der Ausdruck seiner Idee zu sein, wie er in der trefflichen Vorrede zu den »Vorlesungen über Pflanzen-Physiologie«, die an die Stelle des physiologischen Theiles seines Lehrbuches traten, selbst sagte, da die fortschreitende Ausbildung seiner wissenschaftlichen Ueberzeugungen seine »Auffassung wichtiger Fragen der Pflanzenphysiologie nach verschiedenen Richtungen hin geändert« hatte. Auch war es sein Wunsch, einen weiteren Leserkreis in anziehend geschriebenen Essays mit den bedeutenden Fortschritten der Pflanzenphysiologie bekannt zu

machen. In allgemein verständlicher freier Darstellung gehalten, in glänzendem Stile geschrieben, in meisterhafter Durchführung entstanden so die »Vorlesungen«, in denen er es sich zur Pflicht machte, »seine eigenste Auffassung des Gegenstandes in den Vordergrund zu stellen; die Hörer wollen und sollen wissen, wie sich das Gesammtbild der Wissenschaft im Kopf des Vortragenden gestaltet, es bleibt dabei Nebensache, ob andere ebenso oder anders denken.« Dieses Meisterwerk hat denn auch in der That nicht nur im Kreise der Studirenden, sondern auch im gebildeten Laienpublikum Eingang und weitere Verbreitung gefunden. Die Bearbeitung des anderen Theiles, der Morphologie und Systematik übertrug er seinem langjährigen Schüler und Freunde Professor Goebel. — Inzwischen hatten sich S.'s äussere Verhältnisse erheblich geändert. Seines Bleibens war, wie schon erwähnt, nicht lange in Freiburg. Ihm behagten die dortigen Zustände nicht und so folgte er denn gerne dem Ruf, der von Würzburg aus an ihn erging. Er vertauschte im Herbst 1868 Freiburg mit Würzburg, um diese Universität nicht mehr — auch kaum einmal vorübergehend während der Ferien — zu verlassen. Trotz der glänzendsten Berufungen, die im Laufe der nächsten Jahre verhältnissmässig oft an ihn ergingen, konnte er sich doch nicht entschliessen, Würzburg zu verlassen, obwohl er selbst fühlte, dass das Klima seinen nervösen Leiden, die ihn heftig quälten, nicht zuträglich war. Aber er lehnte sowohl den schon im nächsten Jahre aus Jena an ihn ergehenden Ruf ab, wie die nach Heidelberg 1872, nach Wien 1873, nach Berlin 1877. Auch für die landwirthschaftliche Hochschule der Reichshauptstadt, für die Universität Bonn und nach Nägeli's Tod für die Universität München suchte man ihn zu gewinnen, aber er blieb dem im Laufe der Zeit liebgewonnenen Würzburger Institut und dem dort von ihm Geschaffenen treu. Ueberdies übten die grossen Städte gar keine Anziehung auf ihn aus, da er an die Möglichkeit eines intensiven wissenschaftlichen Lebens in einer solchen nicht recht glaubte. Diese Anhänglichkeit an Würzburg fand ihre Anerkennung seitens der Regierung in den Verleihungen des Hofrathstitels 1873, des Geheimrathstitels 1877, sowie mehrerer Orden, mit deren einem die Führung des persönlichen Adels verbunden war. Seine Collegen aber ehrten ihn dadurch, dass sie ihm schon 1871 die Rectorwürde übertrugen und ihn auch mehrfach Jahre hindurch bis 1895 in den Senat wählten. In Würzburg entfaltete S. seine Lehr- und Forscherthätigkeit in grossem Maassstabe. Zunächst musste es aber seine Sorge sein, das Institut, das ursprünglich nur aus vier Zimmern bestand, zu vergrössern, da nach der Publication des »Lehrbuches« die Schüler in grosser Menge ihm zuströmten. Die bayerische Regierung kam ihm dabei in bereitwilliger Weise entgegen und es gelang ihm allmählich das ganze Haus, das ursprünglich bei S.'s Antritt der Würzburger Professur ausser dem botanischen Institut auch noch das pharmakologische, sowie die Poliklinik beherbergt hatte, allein für seine Zwecke zu erhalten. Auch erfuhr das Haus selbst durch Aufbau zweier Stockwerke und Anbau eines grossen Hörsaales eine weitere Vergrösserung, sodass nunmehr auch äusserlich die historische Stätte der Pflanzenphysiologie einen einigermaassen erträglichen Anblick darbietet, wenn sie auch sonst von den jetzt allgemein üblichen modernen Prachtbauten der neueren naturwissenschaftlichen Paläste ganz colossal absticht.

In ähnlicher Weise liess er sich es sehr angelegen sein, den Garten, der auf ungünstigstem Terrain — den Mauerresten des alten Festungsglacis — angelegt war, durch sorgfältigste Pflege zu üppigem Wachsthum zu bringen;

er ist denn auch im Laufe der Jahre zu einer viel besuchten Zierde der Stadt Würzburg geworden.

Hier sammelte sich nun die Schaar der jungen Botaniker aus aller Herren Länder, um auf dem physiologischen Gebiete der Botanik unter der Leitung des Meisters experimentell-physiologische Arbeiten selbstthätig auszuführen. Die ersten, die im Sommersemester 1870 eintrafen, waren Schmitz, Reinke und Pfeffer. Mit Ausbruch des Krieges leerten sich auch hier die Sääle, Pfeffer blieb allein zurück. Bald aber gesellten sich ihm de Vries und Baranetzky zu und im Laufe der Jahre waren dann noch weiter unter ihm thätig Amelung, Brefeld, Fr. Darwin, Detlefsen, Dufour, Elfving, Gardiner, Godlewski, Goebel, Hansen, Hauptfleisch, Heinricher, Klebs, Miliarakis, Moll, Müller-Thurgau, Nagamatsz, Noll, Pedersen, Prantl, Scott, Stahl, Vines, Marsh. Ward, Woronin, Wortmann, Zimmermann und noch einige andere. Eine stattliche Zahl! Und dabei muss berücksichtigt werden, dass S. in sein Laboratorium nur solche aufnahm, denen es heiliger Ernst mit ihrer Wissenschaft war und die gewillt waren, sich ausschiesslich in den Dienst der Botanik zu stellen. Leicht hätte er die Zahl seiner Schüler ausserordentlich vermehren können, wenn es ihm darum zu thun gewesen wäre; denn sehr gern hätten viele unter seiner Leitung eine Doctorarbeit ausgeführt, doch schreckten die ungewöhnlich hohen Anforderungen, die er an die Leistungsfähigkeit seiner Schüler und an ihre Opferwilligkeit für die Wissenschaft stellte, fast jeden ab.

Die Zahl der Hörer seiner Vorlesungen aber überstieg stets weit die 100, und alle Fakultäten entsandten ständige Besucher in sein Auditorium. Von welchem Feuereifer, von welchem Siegesbewusstsein waren aber auch stets und alle seine Zuhörer beseelt, wenn er ihnen in seiner glänzenden, fast populären und doch — oder vielleicht gerade deshalb — ausserordentlich klaren Vortragsweise mit überwältigender Ueberzeugung, immer von seinem Stoffe begeistert, immer für ihn begeisternd die Physiologie vortrug oder Lebensbilder aus der Naturgeschichte des Pflanzenreiches ausmalte. Der Vortrag fast jeder einzigen Stunde war ein oratorisches Meisterstück; niemals verliess er ohne die enthusiastische, in üblicher studentischer Weise dargebrachte Beifallsbezeugung den Hörsaal. Welche Sorgfalt verwandte er aber auch täglich — bis zum letzten Colleg — auf die Vorbereitung zu seinen Vorlesungen! Er überdachte — stets sprach er vollkommen frei, ohne auch nur die allergeringste schriftliche Aufzeichnung oder Notiz — seinen Vorlesungsstoff längere Zeit hindurch auf's gründlichste, so dass er wohl recht hatte, wenn er sagte, dass ihn jede Vorlesungsstunde 3 Stunden Vorbereitungen koste. Und mit welch reichhaltigen, im Laufe der Jahre zusammengetragenen, aber auch bis zum letzten Tage vermehrten Sammlung von belehrendstem Demonstrationsmaterial pflegte er seine ohnehin schon durchaus lichtvollen Vorträge noch verständlicher zu machen und seinen Worten eine noch zwingendere Beweiskraft zu geben! Welche Fülle von Tafeln hatte er für seine Vorlesungen gemalt mit Figuren und Abbildungen, deren Einzelheiten von der fernsten Ecke des grossen Hörsaales deutlich zu erkennen waren! Viele dieser Tafeln sind von geradezu künstlerischer Vollendung, von einer Pracht der Farben, von einer Naturwahrheit, wie sie von dem genialsten Maler kaum erreicht, geschweige übertroffen werden kann. Es paarte sich bei ihm mit der Schärfe der Beobachtung des geübten Forschers ein feines künstlerisches Empfinden, dem er auch durch sein Können Ausdruck zu geben vermochte. So war es denn kein Wunder, dass die Studenten sein Lob hinaustrugen an andere

Universitäten und Propaganda machten für den Besuch der Alma Julia in Würzburg. Freilich, die Zahl seiner Schüler, der jungen Botaniker, nahm in den letzten Jahren, als fortgesetzte Kränklichkeit seine Schaffenskraft lähmte, allmählich ab, doch zeugen drei stattliche Bände der »Arbeiten des botanischen Instituts in Würzburg«, sämmtlich von höchster wissenschaftlicher Bedeutung, von der intensiven Thätigkeit des Lehrers und seiner Schüler. Ersterer fand aber daneben noch die Möglichkeit, »freilich auf Kosten einiger Jahre von Arbeitskraft und zum beträchtlichen Schaden der Gesundheit«, für die von der königlichen Akademie der Wissenschaften auf Veranlassung und mit Unterstützung des Königs von Bayern, Maximilian II., herausgegebene Geschichte der Wissenschaften in Deutschland die Bearbeitung der »Geschichte der Botanik« (1875) auszuführen. Damit schuf er ein Werk, das ihm weit über die Kreise seiner Fachgenossen hinaus als glänzendem Schriftsteller allgemeinste Anerkennung verschaffte und das vielfach für das beste seiner Bücher gehalten wird. Jedenfalls zeichnet es sich wie alle Publicationen des Verfassers durch lichtvolle Klarheit aus und steht infolge der eigenartigen Auffassung und geistigen Verarbeitung des Stoffes thurmhoch über den sonstigen Geschichten der Botanik. Nicht um eine chronologische Aufzählung handelte es sich ihm, nachdem er das colossale Material kritisch durchgeprüft hatte, sondern er suchte seine Hauptaufgabe darin, »die erste Entstehung wissenschaftlicher Gedanken aufzusuchen und ihre weitere Entwickelung zu umfassenden Theorien zu verfolgen«, wie er selbst in der Vorrede sagt. Und er fährt dann an einer anderen Stelle fort: »Ich habe daher als die eigentlichen Träger unserer Geschichte diejenigen Männer in den Vordergrund gestellt, welche nicht blos neue Thatsachen feststellten, sondern fruchtbare Gedanken schufen und das empirische Material theoretisch verarbeiteten«. Von diesem Grundgedanken durchweht ist denn auch S.'s »Geschichte« das Gericht der Botanik geworden [1]).

Widmete S. im wesentlichen die Wintermonate der Composition seiner grösseren Werke, so wurden die Sommermonate zur Ausführung experimenteller Untersuchungen benutzt, bei denen er theils den schon früher in Angriff genommenen Fragen weiter nachging, theils auch neue Gebiete durch seine Arbeiten erschloss. Alle diese Untersuchungen sind wie die früheren mit ausserordentlich scharfsinnigen und meist sehr einfachen Methoden und Apparaten ausgeführt. Manche seiner Methoden sind wohl nicht nur von Pflanzenphysiologen, sondern auch von anderen Naturforschern übernommen worden, aber in keinem pflanzenphysiologischen Institut fehlt sein selbstregistrirendes Auxanometer (zum Messen des Zuwachses der Pflanzen, den sie selbst aufzeichnen), und sein Klinostat (ein Drehapparat, der die einseitige Wirkung der Schwerkraft oder des Lichtes auf die Pflanzen aufzuheben vermag), ganz zu schweigen von den kleineren von ihm ersonnenen Apparaten, deren Aufzählung hier indess zu weit führen würde.

Ebenso ist es unmöglich, an dieser Stelle auch nur in Kürze über seine

---

[1]) Das uns jetzt vorliegende Werk kam übrigens in recht origineller Weise zu stande. Als das Manuskript — wie mir S. erzählte — zur Absendung bereit lag und er es eben einpacken wollte, blätterte er noch ein wenig darin umher. Dabei missfielen ihm einige Stellen von Sekunde zu Sekunde immer mehr, so dass er kurz entschlossen den ganzen Stoss der druckfertigen Blätter in's Feuer warf. Er hat dann allerdings das zweite Manuskript einem Schreiber in ununterbrochenem Zuge in die Feder diktirt und somit dies Buch wie aus einem Gusse geschaffen.

zahlreichen wissenschaftlichen publicirten Arbeiten (etwa 100) zu berichten. Sie umfassen sämmtliche Gebiete der Pflanzenphysiologie und enthalten die Feststellung nunmehr allgemein anerkannter Thatsachen; Thatsachen, die allerdings bisweilen schon gelegentlich von anderen wahrgenommen worden waren, deren Bedeutung aber erst von ihm erkannt wurde, deren sichere Kenntniss wir allein ihm verdanken. Alle diese Arbeiten sind mit derselben Klarheit, in demselben blendenden Stile geschrieben, wie seine grösseren Werke; fast alle sind auch heute noch von der höchsten Bedeutung. Die Feststellung der Entstehung und Thätigkeit des Blattgrüns, der Entstehung der Stärke, der Wanderung dieser und anderer Stoffe bei der Organbildung, der Thätigkeit der Wurzeln, des Zweckes und der Bedeutung der Transpiration und vieler, vieler anderer zum Grundbestande der Physiologie gehöriger Thatsachen, sowie eine tiefere Einsicht in die Tropismen, die Feststellung der Nachwirkung derselben u. s. w. verdanken wir seinen bedeutenden Untersuchungen. Wie eminent auch vielfach ihr praktischer Werth ist, dafür möge folgender kurzer Hinweis genügen. Von den Landwirthen wurde — auf Liebig's Veranlassung — alljährlich allein in Deutschland für mehrere Millionen Thaler Kieselsäure in löslicher Form in die Erde gesteckt, um das Lagern des Getreides zu verhindern. S. stellte nun fest, dass Silicium kein Nährstoff der Pflanzen ist, und dass das Lagern nicht durch Mangel an Kieselsäure, sondern durch mangelhafte Festigkeit der Stengel infolge zu starker Beschattung durch zu dichte Aussaat bewirkt wird. Die Landwirthe säen nun weiter und sparen das Geld für die Kieselsäuredüngung. — Wenn auch das Resultat seiner Untersuchungen auf einem anderen Gebiet, seine geistreiche Theorie der Wasserbewegung in den Holzwänden der Pflanzenzellen, die Imbibitionstheorie, nicht allgemein angenommen wurde, so förderten doch auch diese Arbeiten viele werthvolle Thatsachen zu Tage. Mit Rücksicht auf die grosse Zahl der von ihm festgestellten Thatsachen, die überdies zu den Fundamenten der Pflanzenphysiologie gehören, war es denn durchaus kein Wagniss, wie er selbst in der Vorrede fürchtete, als er in den Jahren 1892 und 1893 seine Abhandlungen über Pflanzenphysiologie gesammelt herausgab; Thatsachen behalten eben immer ihren Werth.

Allmählich wandte er sich in seinen Publicationen — ohne indess experimentelle Untersuchungen ganz zu vernachlässigen — mehr theoretischen Erörterungen zu; sein künstlerisch schaffender Geist fand schliesslich mehr Befriedigung darin, mit seiner gereiften Erfahrung als Meister am stolzen Bau der Wissenschaft das gesammelte Baumaterial kunstvoll einzufügen, als neues Material zusammenzutragen. In diesen Arbeiten erweist er sich denn auch nicht mehr als Anhänger Darwin's, als welcher er sich, hoch erfreut über die Beseitigung des Dogmas von der Constanz der Arten, noch in der Geschichte der Botanik zu erkennen gab; dem gereiften Geist konnte die grobsinnliche Weltauffassung des darwinschen Materialismus nicht Genüge leisten. Er suchte vielmehr seiner Causalitätsauffassung der Natur auf's eingehendste Ausdruck zu geben und beabsichtigte seine Anschauungen, die er schon in den »Physiologischen Notizen« (Flora 1892 bis 1896) formulirt hatte, in den gross angelegten »Principien der vegetabilischen Gestaltung«[1]) zu vertiefen und zu verallgemeinern, als dem schon Jahre lang schwer Leidenden der Tod Er-

[1]) Die hierfür schon gesammelten Notizen hat Herr Prof. Noll zur Zusammenfassung und Herausgabe erhalten.

lösung brachte. Leider war es ihm nicht vergönnt, das Manuskript für die »Principien« — wie es sein heisser Wunsch war — fertig zu stellen, aber auch schon in den »Physiologischen Notizen« (und auch schon in früheren Publicationen) beschränken sich seine Erörterungen nicht auf botanische Fragen allein, sondern er behandelte darin die gesammte Biologie, und seine Ideen fanden auch bei Anatomen (v. Kupffer, v. Kölliker) und Zoologen würdigende Anerkennung.

Und alle die vielen Stunden, die das Durchdenken und Niederschreiben dieser hochgeschätzten Abhandlungen erforderten, musste der von schweren Krankheiten Heimgesuchte den Tagen förmlich abstehlen. Seine rastlose Thätigkeit, die weder Körper noch Geist schonte, lange Jahre im heissen Kampfe um das tägliche Brod, und schweres Unglück in der Familie hatte ihn schliesslich langem Siechthum entgegengeführt. Er hat sich aber auch fast niemals eine Erholung gegönnt, selbst dann kaum, als in späteren Jahren sich seine pecuniäre Lage gebessert hatte; stets hat er in den Ferien am intensivsten gearbeitet. Dass der Acker zeitweilig brach liegen muss, dass die Pflanze eine Ruheperiode durchmachen muss, davon zog er für sich fast niemals die Nutzanwendung. Und wenn er wirklich einmal dem Drängen seiner Angehörigen und Freunde nachgab, um Erholung auf einer Reise zu suchen — sehr bald trieb es ihn wieder zurück in sein Institut, an seinen Arbeitstisch; stets fand viel früher, als er geplant hatte, die Reise ihren Abschluss. — Wie schwer leidend er aber Jahre lang gewesen sein muss, das zeigte die Section, durch die eine weitgehende Erkrankung fast aller Organe festgestellt wurde. Welche riesige Willensenergie muss ihm zu Gebote gestanden haben, wenn er trotzdem bis fünf Wochen vor seinem Tode thätig sein konnte!

Wo Licht, da ist auch Schatten: doch muss man auch den Werdegang dieses aussergewöhnlichen Menschen im Auge behalten, wenn man seine Schattenseite gerecht beurtheilen will. Er stand in den letzten Jahren recht vereinsamt, und gar mancher seiner früheren Freunde war ihm durch die scharfe und persönlich werdende Kritik entfremdet worden. Aber wie er selbst in jeder seiner Arbeit nicht nur seine Beobachtungen und Ideen, sondern gewissermaassen auch sich selbst gab, so identificirte er nur zu leicht auch mit der gegnerischen Arbeit den Gegner, dem dann wohl häufig die Wunde zu theil wurde, die im Grunde nur jener zugedacht war. Indessen viel Feind, viel Ehr! Und an wissenschaftlichen Ehrungen ist sein Lebensabend sehr reich gewesen. Die verschiedensten Akademien und bedeutende naturforschende Gesellschaften ernannten ihn zu ihrem Ehrenmitglied, wie er auch Ehrendoctor der Universitäten Bonn und Bologna war. Trotz seiner jahrelangen Leiden machte der nur langsam Dahinschreitende, der in jüngeren Jahren ein bildschöner Mann gewesen sein soll, noch bis zu seinem Tode einen fascinirenden Eindruck auf jeden Vorübergehenden und besonders auf den, der den zwar von Leiden durchfurchten, aber auch ideal durchgeistigten Zügen mit dem durchdringenden Blick gegenübertrat. Jeder musste dann fühlen, dass ein ungewöhnlich bedeutender Geist in dieser auch zuletzt noch imponirenden Erscheinung wohnte. So war denn auch die Trauer, die ihn zu Grabe leitete, eine tief empfundene und allgemeine. Von warmem Wohlwollen für seine Mitmenschen erfüllt, hatte er so manche Thräne getrocknet, und manche Thräne der Dankbarkeit fiel auf seinen Grabhügel. Was er aber der Universität Würzburg geworden war, das fand die wärmste Anerkennung

in den begeisterten Worten, die ihr Rektor, Prof. Dr. Schell, dem von seinen Leiden Erlösten in das Grab nachrief.

Schriftenverzeichniss. 1. Grössere Werke: Handbuch der Experimental-Physiologie der Pflanzen. Leipzig 1865. — Lehrbuch der Botanik. Leipzig. 1. Aufl. 1868, 2. Aufl. 1870, 3. Aufl. 1872, 4. Aufl. 1874. (Auch übersetzt in's Englische, Französische u. s. w.). — Geschichte der Botanik vom 16. Jahrhundert bis 1860. München 1875. (In's Englische übersetzt 1890). — Vorlesungen über Pflanzenphysiologie. Leipzig. 1. Aufl. 1882, 2. Aufl. 1887. (In's Englische übersetzt). — Arbeiten des botanischen Instituts in Würzburg. Leipzig. Erster Band 1874, zweiter Band 1882, dritter Band 1888. — Gesammelte Abhandlungen über Pflanzenphysiologie. Leipzig. Erster Band 1892, zweiter Band 1893. — 2. Kleinere wissenschaftliche Publicationen: 18 Aufsätze in der »Ziva«, 3 im »Lotos«, 19 Abhandlungen in der »Botanischen Zeitung«, 23 in der »Flora«, 5 in den »Berichten der k. k. Akademie der Wissenschaften zu Wien«, 3 in den »Berichten der königl. sächs. Gesellschaft der Wissenschaften«, 5 in den »Landwirthschaftlichen Versuchsstationen«, 4 in den »Annalen der Landwirthschaft in den königl. preuss. Staaten«, 4 in den »Berichten des naturhistorischen Vereins der preussischen Rheinlande und Westphalens«, 16 in den verschiedenen Schriften der »Physikalisch-medicinischen Gesellschaft« zu Würzburg, 21 in den »Arbeiten des botanischen Instituts in Würzburg« und noch einige einzelne Aufsätze z. B. in der »Natur«, den »Pomologischen Monatsheften« u. s. w. — Gute Reproductionen seines Bildnisses nach Photogrammen sind vorhanden in: Julius Sachs von K. Göbel. Sonderabdruck aus »Flora oder Allgem. bot. Zeitung«, Ergänzungsband zum Jahrg. 1897. 84. Band, und in: Professor Julius von Sachs. Gedächtnissrede, gehalten in der Physikal.-med. Gesellschaft zu Würzburg von Dr. Paul Hauptfleisch. Würzburg, Stahel, 1897. — Ausserdem ist von dem Bildhauer Feile in Würzburg eine vorzüglich gelungene Büste hergestellt worden. — Werke und Schriften s. auch Börsenbl. f. d. deutsch. Buchh. 1897, No. 132.

P. Hauptfleisch-Würzburg.

Henzler, Christian (von), Schulmann, * am 29. September 1829 in der württembergischen Oberamtsstadt Nürtingen, † 3. August 1897 zu Stuttgart. — H., der Sohn eines Schuhmachers, wurde im Nürtinger Seminar zum Volksschullehrer ausgebildet und blickte bereits auf eine sechsjährige praktische Wirksamkeit zurück, als der Wunsch in ihm aufstieg, sich dem höheren Schulwesen zu widmen. Er bereitete sich von 1854—1857 in Stuttgart am Polytechnikum und in einer privaten »französischen Schule« auf die Reallehrerprüfung vor, deren ersten Theil er 1857 erstand. 1859 unternahm er zu seiner weiteren sprachlichen Ausbildung wissenschaftliche Reisen nach Frankreich und England und war dann 2 Jahre lang Hofmeister in Nordamerika. 1861 holte er den zweiten Theil der Reallehrerprüfung nach, fand einige Jahre an der Stuttgarter Realanstalt provisorische Verwendung, besuchte noch kurze Zeit die Universitäten Bonn und Heidelberg und unterzog sich 1865 mit Erfolg der Professoratsprüfung sprachlich-historischer Richtung. Alsbald erhielt er seine erste definitive Anstellung als Professor für die realistischen Fächer am Gymnasium in Ellwangen, wurde 1871 Vorstand der Nürtinger Realschule und 1873 Rektor der Reutlinger Realanstalt. 1876 wurde er als Oberstudienrath und realistischer Referent in die Königliche Cultministerialabtheilung für Gelehrten- und Realschulen berufen. In einer Zeit, da das Realschulwesen in Deutschland einen gewaltigen Aufschwung nahm und es galt, diese Fortschritte auch nach Württemberg, der uralten Hochburg des Humanismus, zu übertragen, sah sich H. vor eine grosse Aufgabe gestellt, an deren Lösung er sich mit beträchtlicher Energie und Gewandtheit betheiligte. Daneben war er als Mitglied der Commissionen für die gewerblichen Fortbildungsschulen und seit 1879 für die höheren Mädchenschulen thätig. Schriftstellerisch trat er dagegen nicht hervor. Seine beiden letzten Lebensjahre verbitterte ihm ein schweres Fussleiden, das ihn zuletzt ganz an das Zimmer fesselte. Doch

besorgte er noch von hier aus seine Berufsgeschäfte, bis der Tod seiner Wirksamkeit ein Ziel setzte.

Schwäbische Kronik vom 23. August 1897 (Mittagsblatt), zerstreute sonstige Zeitungsnotizen, Correspondenzblatt für die Gelehrten- und Realschulen Württembergs 1897. Heft 8. Seite 297.

Rudolf Krauss.

Klemm, Alfred, württembergischer Alterthumsforscher und Epigraphiker, * am 8. November 1840 zu Ellwangen, † am 27. März 1897 zu Backnang. — Nachdem K. im evangelischen Stifte zu Tübingen Theologie studirt und seine Dienstprüfung mit Auszeichnung bestanden hatte, unternahm er eine Bildungsreise nach Norddeutschland, wurde 1865 Stiftsrepetent, 1869 Diakonus in Vaihingen a. d. Enz, 1876 Diakonus und Bezirksschulinspektor in Geislingen, 1887 Dekan und 1888 zugleich Bezirksschulinspektor in Sulz, 1892 Dekan in Backnang, wo er einer rasch verlaufenden Lungenentzündung zum Opfer fiel. In Vaihingen begann K. sich mit der heimathlichen Special- und Lokalgeschichte zu beschäftigen und zog allmählich deren verschiedenste Zweige in den Kreis seiner Studien, denen er mit der Zeit immer grössere Ausdehnung und Vertiefung verlieh. Seine Specialität war die Baugeschichte und Epigraphik des württembergischen Landes und der angrenzenden Gegenden. Seine Arbeiten über württembergische Baumeister und Bildhauer fanden in Fachkreisen die verdiente Beachtung. Namentlich verlegte er sich auf das Sammeln von Steinmetzzeichen. Mit rastlosem Fleiss und scharfem Spürsinn durchforschte er alle irgendwie zugänglichen gedruckten, handschriftlichen und inschriftlichen Quellen, mochten sie noch so entlegen sein. Er sah durch manche wichtige Entdeckungen seine Mühe belohnt. Auf diesem Gebiete der Epigraphik war K. eine Autorität ersten Ranges. Besondere Fürsorge widmete er den Ulmer Kunstdenkmalen. Seine zahlreichen kleineren und grösseren Aufsätze hat er in allerhand Journalen, fachwissenschaftlichen Zeitschriften, Publicationen von Alterthumsvereinen und Sammelschriften niedergelegt, ohne jemals seine Kraft zu einem grösseren Werke zusammenzufassen.

Nekrologe in Schwäbische Kronik vom 2. April 1897 (Mittagsblatt) und Staats-Anz. für Württemberg vom 30. März 1897.

Rudolf Krauss.

Kober, Franz Quirin (von), Dr., katholischer Theologe, * am 6. März 1821 zu Warthausen (im württembergischen Oberamt Biberach), † am 25. Januar 1897 zu Tübingen. — Er war der Sohn einfacher Landleute, besuchte die Biberacher Lateinschule und das Ehinger Konvikt, studirte 1840—44 im Tübinger Wilhelmsstifte Theologie und wurde am 4. September 1845 zum Priester geweiht. Er war zunächst Vikar in Ulm, seit Mai 1846 Repetent in Tübingen, wo er zugleich akademische Vorlesungen über philologische und theologische Disciplinen hielt. 1851 erhielt er einen Lehrauftrag für Pädagogik, Didaktik und Epistoralexegese; daneben docirte er katholisches Kirchenrecht. 1853 wurde er ausserordentlicher Professor, 1857 Doctor theologiae und im September desselben Jahres Ordinarius; das Kirchenrecht gehörte nun auch zu seinem Lehrauftrag. In den ersten Jahren seiner Docentenlaufbahn verwandte er seine ganze Kraft auf die umfassenden Vorlesungen, die er zu halten hatte. Er stellte dafür auf's sorgfältigste ausgearbeitete Collegienhefte her, nach denen er sich genau richtete. Später entfaltete er auch eine reiche literarische Thätigkeit. Er gehörte zu den eifrigsten Mitarbeitern und Redak-

teuren der (Tübinger) Theologischen Quartalschrift. Seine meisten Aufsätze bezogen sich auf das Kirchenrecht und im besonderen auf das kirchliche Strafrecht. Dieses behandelte er in einer Folge von drei bedeutsamen Schriften: »Der Kirchenbann« (1857), »Die Suspension der Kirchendiener« (1862), »Die Deposition und Degradation« (1867). An geschichtliche Auseinandersetzungen knüpfte er jedesmal ausführliche Darlegungen des bestehenden Rechtes. Diese gediegenen, nur etwas zu breiten Arbeiten sind erst von den entsprechenden Partien in Hinschius' Kirchenrecht überholt worden. K. zeigte sich in seinen Forderungen für Freiheit der katholischen Kirche stets maassvoll und auf Wahrung des confessionellen Friedens in Württemberg bedacht. Bei Collegen und Schülern genoss er Liebe und Verehrung. Er war freundlichen und wohlwollenden Wesens, wenn auch zurückhaltend und wortkarg, hierin und auch sonst ein echter Schwabe. Er klebte an der Scholle und kam über die Grenzen seiner engeren Heimath kaum je hinaus. Zeichen äusserer Anerkennung brauchte er nicht zu missen. 1878 wurde er zum Rektor der Universität für das nächste Studienjahr gewählt, 1895 beging er sein fünfzigjähriges Priesterjubiläum. Schon damals kränkelte er, im folgenden Sommer musste er sich pensioniren lassen. Ende October traf ihn ein Schlaganfall, der ihn der Sprache beraubte. Er hatte noch ein Vierteljahr zu leiden. Am 28. Januar 1897 wurde er in Tübingen mit akademischen Ehren zu Grabe getragen.

Professor Dr. Sägmüller in Theologische Quartalschrift, 79. Jahrg. (1897) S. 569 bis 579; zerstreute Zeitungsnotizen.

Werke u. Schriften s. Börsenbl. f. d. Deutschen Buchhandel 1897, No. 32.

Rudolf Krauss.

Knosp, Rudolf (von), Grossindustrieller, * am 22. Juni 1820 zu Ludwigsburg, † am 26. März 1897 zu Stuttgart. — Er besuchte das Lyceum seiner Vaterstadt und die Gewerbeschule Stuttgarts, trat dann in ein hauptstädtisches Indigogeschäft als Lehrling ein und war bei demselben später als Commis und Reisender angestellt. Nach seiner 1845 erfolgten ehelichen Verbindung mit Sophie Schmid aus Basel begründete er in Cannstatt eine eigene Firma, die, bald nach Stuttgart verlegt, von den kleinsten Anfängen aus allmählich grossartigen Umfang gewann. Durch Intelligenz, Thatkraft und Ausdauer schwang sich K. zu einem der ersten und reichsten deutschen Handelsherrn empor. Er rief die deutsche Anilinindustrie in's Leben, indem er zunächst die zuvor nur in Frankreich betriebene Fabrikation verschiedener Indigostoffe einführte und dann zur Fabrikation von Theerprodukten überging. Die von ihm hergestellten Erzeugnisse wurden auf mehreren Weltausstellungen ausgezeichnet. 1873 vereinigte K. sein Geschäft (zugleich mit dem Heinrich Siegle'schen in Stuttgart) mit der Badischen Anilin- und Sodafabrik in Ludwigshafen a. Rh. Diesem grössten deutschen, den Weltmarkt beherrschenden Farbenfabrikations-Geschäfte widmete er fortan als Vorsitzender des Verwaltungsrathes seine Kräfte. Ausserdem war er stets bemüht, die württembergische Industrie durch Rath und That zu unterstützen und zu heben. An zahlreichen Unternehmungen und Gründungen betheiligte er sich finanziell, wie als Vorsitzender oder Mitglied des Aufsichtsrathes. Mit lebhaftem Interesse für alle politischen und Verwaltungsangelegenheiten ausgerüstet, entzog er sich den an ihn herantretenden öffentlichen Pflichten nicht. Er gehörte 1865—71 dem hauptstädtischen Gemeinderath an, ebenso längere Zeit dem Handels- und Oberhandelsgerichte, zu Ende der sechziger Jahre dem Ge-

heimenrath als technischer Beirath. 1868 wurde er vom 1. württembergischen Wahlkreis in das deutsche Zollparlament entsandt; die grossdeutsch-demokratische Partei, deren Erwählter K. war, drang damals in heftigem Wahlkampf gegen die deutsche Partei durch. In der Folge lernte er die neu errungene deutsche Einheit schätzen, hielt jedoch an maassvoll partikularistischen, freisinnigen und freihändlerischen Neigungen zeitlebens fest. Verleihungen von Titeln (1866 Commerzienrath, 1889 Geheimer Commerzienrath) und Orden liessen nicht auf sich warten. Aber stets blieb K. der schlichte und bescheidene Sohn des Bürgerthums. In den letzten Jahren zog er sich, von einem Herzleiden gequält, mehr von den öffentlichen Geschäften zurück. Er weilte mit Vorliebe auf seinem 1872 erworbenen Herrensitz am Starnberger See. Seine Leiden steigerten sich schliesslich so sehr, dass das Ende willkommen war.

Schwäbische Kronik vom 30. März 1897 (Abendblatt), der Beobachter vom 29. März 1897, zerstreute Zeitungsnotizen.

Rudolf Krauss.

Kopp, Karl, Bildhauer, * am 24. October 1825 zu Wasseralfingen im württembergischen Oberamt Aalen), † am 1. März 1897 zu Stuttgart. — Er besuchte als Jünger der Bildhauerkunst das Polytechnikum und die Kunstschule in Stuttgart, wurde von dem bekannten Architekten Zanth beim Bau des Lustschlosses Wilhelma verwendet und verbrachte die Jahre 1850—54 zu Paris, wo er in der École des beaux-arts seine Ausbildung vervollständigte und bei Lequesne und Toussaint lernte. Seinem Pariser Aufenthalte verdankte er namentlich sichere Leichtigkeit in der Vortragsweise. 1854—1862 war er Zeichenlehrer an der Fortbildungsschule in Biberach. 1862 wurde er als Lehrer des Ornamentzeichnens und Modellirens an das Stuttgarter Polytechnikum berufen, in welchem Wirkungskreise er, seit 1868 als Professor, bis an sein Ende verharrte. Mit seinem Hauptamte verband er das eines Lehrers für Figurenmodelliren an der Kunstgewerbeschule und eines Mitglieds der Kommission von Sachverständigen beim Conservatorium der vaterländischen Kunst- und Alterthumsdenkmale. K. war ein tüchtiger und geschätzter Lehrer, der den ihm eigenen Sinn für das Idealistische auch bei seinen Schülern zu wecken verstand. Daneben entfaltete er eine emsige produktive Thätigkeit. Von seinen hauptsächlichen Gruppenwerken, deren Motive er mit Vorliebe der antiken Mythologie entlehnte, seien Hero und Leander, Der Raub der Europa, Bacchus und Ariadne hervorgehoben. Ferner lieferte er Werke für Kirchen (z. B. Christus am Kreuz in der Esslinger Frauenkirche) oder Restaurationen solcher (z. B. der württembergischen Grafen im Chore der Stuttgarter Stiftskirche), schuf zahlreiche Grabmonumente und Porträtbüsten (z. B. die 1885 enthüllte Erzbüste Johann Jakob Moser's in Stuttgart und die 1889 enthüllte Büste Robert Mayer's vor dem dortigen Polytechnikum). Ausserdem betheiligte er sich am Ausschmucke verschiedener hauptstädtischer Bauten, so des Hauptbahnhofes (kolossale Karyatiden an der Fassade), des Polytechnikums, des Justizpalastes. Endlich stammen die Figuren an den Fontänen des Stuttgarter Schlossplatzes, Personificationen von acht schwäbischen Flüssen darstellend, von seiner Hand. Im Dekorativen leistete K., der sonst als ausübender Künstler ein mittleres Talent war, Verdienstvolles.

Schwäbische Kronik vom 2. März 1897 (Abendblatt), Künstler- und Conversationslexica, handschriftliche Notizen des Herrn Oberstudienraths Dr. Wintterlin, Oberbibliothekars in Stuttgart.

Rudolf Krauss.

Rosenthal-Bonin, Hugo, Schriftsteller, * am 14. October 1840 in Palermo von deutschen Eltern, † am 7. April 1897 in Stuttgart. — Er widmete sich in Berlin naturwissenschaftlichen, medicinischen, später philosophischen Studien und machte dann als Schiffsarzt weite Reisen nach Südeuropa, Kalifornien und Japan. Nach der Rückkehr wurde er Schriftsteller, erhielt 1872 bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart Anstellung, war erst an der Redaktion von »Ueber Land und Meer« betheiligt und leitete dann lange Zeit die »Illustrirte Welt«, in der er meist auch seine Romane zuerst veröffentlichte. Nach Kürschner's Rücktritt übernahm er die Redaktion der Spemann'schen Zeitschrift »Vom Fels zum Meer«. Die letzten Lebensjahre verbrachte er als unabhängiger Schriftsteller zu Stuttgart in völliger Zurückgezogenheit. Er verfasste ausser kleinen Lustspielen eine lange Reihe von Romanen und Erzählungen, deren Stoffe er vorzugsweise den unerschöpflichen Erinnerungen seiner exotischen Fahrten verdankte. Eine lebhafte Phantasie und die Gabe des Fabulirens, die er auch im geselligen Verkehre bethätigte, machten seine Erzeugnisse, die übrigens keinerlei literarische, nur belletristische Bedeutung haben, zur beliebten Lektüre weiter Kreise.

Die Titel seiner Werke sind vollständig namhaft gemacht in Franz Brümmer's Lexicon der deutschen Dichter und Prosaisten des neunzehnten Jahrhunderts, 4. Ausgabe, III, S. 350 und in Kürschner's Deutschem Literaturkalender; die biographischen Nachrichten ebenfalls bei Brümmer; vergleiche auch die Notizen in württembergischen Blättern nach Rosenthal-Bonin's Tod.

Rudolf Krauss.

Wagner, Heinrich, Dr., Architekt, * am 5. October 1834 in Stuttgart, † am 19. März 1897 in Darmstadt. — Er bereitete sich auf dem Stuttgarter Polytechnikum, auf der Pariser École des beaux-arts und in Londoner Bauateliers auf seinen Beruf vor, war sieben Jahre als Lehrer an der Baugewerkschule und zugleich als Hilfslehrer am Polytechnikum seiner Vaterstadt thätig und kam 1869 als Professor für Architektur an das Darmstädter Polytechnikum, welcher emporblühenden Anstalt er bis zu seinem Tode, zuletzt mit dem Titel eines Geheimen Bauraths, seine Kräfte widmete. Er ertheilte Unterricht im Entwerfen, in der Anlage und Einrichtung von Gebäuden, sowie in der Bauführung. W. war ein arbeitskräftiger und kenntnissreicher Mann, der nicht bloss mit allen praktischen, sondern auch mit den wissenschaftlichen und künstlerischen Aufgaben seines Faches genau vertraut war. Davon legen auch seine literarischen Leistungen Zeugniss ab. Er lieferte Beiträge zum deutschen Bauhandbuch, hatte hervorragenden Antheil an der Herausgabe und Bearbeitung des Handbuchs der Architektur, verfasste ein Werk über die Kunstdenkmäler des Kreises Büdingen. Er war Mitglied des hessischen Kunstraths und verschiedener Ausschüsse für Erhaltung deutscher Baudenkmäler, ferner ein gesuchter Preisrichter. Als Baumeister hat er eine Reihe öffentlicher Gebäude und Privathäuser in Stuttgart und Darmstadt aufgeführt, in ersterer Stadt unter anderem die Englische Kirche, in letzterer das Hauptgebäude der technischen Hochschule, sein bedeutendstes architektonisches Werk.

Centralblatt der Bauverwaltung 1897, No. 13, S. 147 f. (woraus auch die Nekrologe im Schwäbischen Merkur vom 1. April 1897 (Abendblatt) und in anderen württembergischen Zeitungen geschöpft sind).

Rudolf Krauss.

Bassermann, Anton, Landgerichtspräsident, * am 18. October 1821 in Mannheim, † am 22. September 1897 ebendaselbst. — Sohn des Kaufmanns Ludwig Bassermann, aus einem in Mannheim hochangesehenen Geschlechte stammend, wählte B., nachdem er das Lyceum seiner Vaterstadt absolvirt hatte, die Rechtswissenschaft zum Lebensberufe, wozu er sich von 1841 bis 1845 auf der Universität Heidelberg vorbereitete. 1848 Rechtspraktikant, 1854, mit Nachlass der zweiten Prüfung, Referendar, erhielt er 1856 die erste Anstellung als Amtsassessor in Heidelberg. 1857 wurde er zum Amtsrichter in Philippsburg ernannt, 1859 in gleicher Eigenschaft nach Rastatt versetzt, 1864 zum Kreisgerichtsrath in Offenburg, 1869 zum Kreisgerichtsdirektor in Villingen, 1872 zum vorsitzenden Rath beim Kreis- und Hofgericht Mannheim, 1879 zum Direktor des Landgerichts Mannheim und 1889 zu dessen Präsidenten befördert. In allen diesen Stellungen erwarb sich B. nicht nur den Ruf eines gewissenhaften und tüchtigen Beamten und scharfsinnigen Juristen, sondern seine reichen Kenntnisse, die leerem Formalismus abholde Auffassung seines richterlichen Berufes, sein klarer und gesunder Verstand, sein unbestechlicher Gerechtigkeitssinn liessen ihn als einen der hervorragendsten Richter des Landes erscheinen, dessen Beispiel und Leitung von Bedeutung für die Rechtsprechung des Gerichtshofes war, an dem er so lange eine hervorragende Thätigkeit entfaltete. Durch den hellen Blick und die offene, franke, der Derbheit nicht immer entbehrende Form seines Wesens, wie sie der pfälzischen Bevölkerung eigenthümlich und lieb ist, gewann B. in allen Kreisen der Einwohnerschaft der verschiedenen Landestheile, in denen er amtlich wirkte, Vertrauen und Ansehen. Sein vielseitiges Wissen, sein Verständniss für die geistigen und wirthschaftlichen Interessen, seine unabhängige politische Gesinnung und seine Vaterlandsliebe, an deren Wärme niemand zweifelte, wenn er sie auch nicht in auffälliger Weise zur Schau trug, hatte schon während seines Aufenthaltes zu Villingen die Aufmerksamkeit seiner Mitbürger auf ihn gelenkt, welche ihn zu ihrem Vertreter im Landtag erwählten. Zu wiederholten Malen gehörte er fernerhin als Abgeordneter seiner Vaterstadt Mannheim der zweiten Kammer an, in welcher er sich der nationalliberalen Fraktion anschloss, deren Programm nach den beiden in ihrem Namen vereinigten Beziehungen seinen politischen Ueberzeugungen entsprach. Eine hervorragende Thätigkeit entfaltete B. insbesondere während des Landtages, dem die Aufgabe gestellt war, das Einführungsgesetz zu den Reichsjustizgesetzen für Baden zu berathen. Es war — wie ein competenter Beurtheiler sagt — »hauptsächlich mit sein persönliches Verdienst, als einer der Kommissionsberichterstatter, diejenige Lösung herbeigeführt zu haben, welche die praktische Anwendung des in Hinkunft geltenden Rechtes wesentlich erleichtert und das Vertrauen der Bevölkerung in die Forterhaltung einer constanten Rechtsprechung vor jeder unliebsamen Erschütterung bewahrt hat«.

B. war dem protestantischen Bekenntnisse treu ergeben, dessen freiere Richtung seiner Sinnesart entsprach, die ihm auch jede Art von Unduldsamkeit gegen Andersgläubige verbot. Seine Glaubensgenossen ehrten ihn wiederholt durch Wahl zum Kirchenältesten und zum Mitglied der Generalsynode.

Im Jahre 1852 vermählte sich B. mit Maria Eisenlohr aus Durlach. Sein Sohn Ernst ist Rechtsanwalt und Mitglied des Reichstages.

Quellen: Dienstakten, Karlsruher Zeitung 1897, No. 470.

F. v. Weech.

ten Brink, Karl, Fabrikant, * am 20. Januar 1827 in Courcelles sur Aire (Dep. Meuse), † in Arlen bei Singen (Baden) am 3. December 1897. — In der Schule von Bar le Duc, in dem Gymnasium von Saarbrücken und dem Polytechnikum von Karlsruhe vorbereitet, erwarb ten B. sich die erforderlichen technischen Kenntnisse in den Maschinenfabriken von Farcot und von Cail in Paris und wurde am Ende der 1840er Jahre Vorstand der Eisenbahnwerkstätte der französischen Ostbahn in Montigny. 1861 trat er als Theilhaber und Leiter in die Spinnerei und Weberei Arlen ein, welche unter seiner Geschäftsführung einen grossartigen Aufschwung nahm. Sie hat heute 65000 Spindeln und 850 Webstühle im Betrieb und beschäftigt 1300 Arbeiter. Seine Erfindung der kohlenersparenden Feuerung, welche der Flamme an den richtigen Stellen Luft und zwar nur so viel Luft zuführt, als zur grössten Wärmeentwickelung zweckmässig ist, die er zuerst bei den Lokomotiven anwandte, wurde nun auch hier eingeführt und fand durch sein Entgegenkommen weite Verbreitung bei stehenden Kesselanlagen. Er ersann auch Einrichtungen zur Einführung frischer Luft mit dem nöthigen Wassergehalt in die Spinn- und Websäle. Neben dem Aufschwung seiner Fabrikation lag ten B. die Wohlfahrt seiner Arbeiter sehr am Herzen. In Ergänzung der durch die Reichsgesetzgebung geschaffenen Einrichtungen war er nach den verschiedensten Richtungen bedacht, für die Gesundheit und Bildung seiner Arbeiter zu sorgen. In Kochanstalten werden nicht nur zu billigen Preisen einfache Mahlzeiten bereitet, sondern die Arbeiterfrauen und -Töchter finden auch Gelegenheit, die Führung einer einfachen Küche zu erlernen. In einer kleinen Schrift »Ueber die Ernährung des Volkes. Für meine Arbeiter geschrieben« erläuterte er die dabei von ihm angestrebten Ziele. Für die Arbeiter liess er kleine Wohnhäuser — nicht in Form von Kolonien, sondern mitten unter den Dorfhäusern — erbauen, welche um billigen Preis an die Arbeiter gegen allmähliche Abzahlung verkauft werden. Kinderschulen, Heimstätten für Mädchen, ein nach allen Regeln der Antisepsis eingerichtetes Krankenhaus, ein Sanatorium, in welchem auch andere unbemittelte Kranke Aufnahme finden, hat er im Laufe der Zeit in's Leben gerufen und reich dotirt. Ebenso Ersparnisskassen, in welche für Arbeiter und Arbeiterinnen nach 5 jähriger Dienstzeit jährlich Gratifikationen eingelegt werden, die mit den Dienstjahren wachsen und mit Zinseszins allmählich ansehnliche Beträge erreichen. Bei den von ihm geübten Werken der Wohlthätigkeit verband sich ein kühl berechnender, Utopien und Ueberschwänglichkeiten abholder Verstand, ein überaus scharfer Blick für das Praktische mit einer auf tiefer Religiosität beruhenden Nächstenliebe, mit edler Herzensgüte und einer Energie, die das einmal für richtig Erkannte mit einer vor keinem Hinderniss zurückweichenden Consequenz zur Ausführung brachte.

Quelle: Bericht über einen Vortrag des Oberbauraths Gross in Esslingen. Beilage zur Badischen Landeszeitung 1898, No. 15.

F. v. Weech.

von Regenauer, Eugen, Präsident der Generalintendanz der Grossh. Bad. Civilliste, * am 11. Juni 1824 in Karlsruhe, † am 6. December 1897 daselbst. — Sohn des Grossherzogl. Staatsrathes, späteren Finanzministers Regenauer, machte R. seine Studien auf dem Lyceum zu Karlsruhe, von 1842—1846 auf den Universitäten Heidelberg und München. Im Herbst 1847 bestand er die Staatsprüfung und wurde mit dem Prädikat »gut be-

fähigt« unter die Zahl der Kameralpraktikanten aufgenommen. Seine erste Anstellung fand R. als Hauptzollamtsgehilfe in Mannheim, wo er sich von seinem Vorgesetzten das Zeugniss erwarb, dass er, ein fleissiger, wissenschaftlich gebildeter, intelligenter junger Mann, schon nach Jahresfrist so viel wie andere, die schon Jahre lang im Zollwesen beschäftigt sind, leiste. Besonders wurde seine erspriessliche Thätigkeit im neuen Rheinhafen während des mehrtägigen Kampfes zwischen dem Kgl. preussischen Militair zu Ludwigshafen und den Aufständischen zu Mannheim im Jahre 1849 anerkannt. Im August 1849 zum Assistenten bei dem gleichen Zollamt ernannt, wurde er im October zum Hauptsteueramt in Altbreisach versetzt, im November 1850 zum Assistenten im Secretariat der Zolldirection befördert und ein Jahr später in gleicher Stellung in das Finanzministerium berufen. Von da ging er im Mai 1852 als Referent mit Sitz und Stimme in das Collegium der Zolldirection über, in welchem er 1853 Assessor, 1856 Finanzrath wurde. Im Januar 1857 zum Ministerialrath mit dem Titel Legationsrath beim Ministerium des Grossh. Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten ernannt, wurde er im Juni 1860 als Ministerialrath in das Finanzministerium versetzt. 1868 wurde er Mitglied der Ministerial-Commission für die neue Katastrirung der landwirthschaftlichen Gebäude.

Im October 1870 zum Steuerdirektor befördert, wurde R. noch im gleichen Monat durch den Kanzler des Norddeutschen Bundes an Stelle des Geheimraths v. Lessing zur Uebernahme der Leitung der Verwaltung der indirekten Steuern und des Zollwesens im Elsass berufen, wo er sein bedeutendes Organisationstalent in aufopfernder Thätigkeit so erfolgreich bewährte, dass die Verwaltung von Elsass-Lothringen seine hervorragende Arbeitskraft dauernd sich zu erhalten wünschte. R. aber, der, so erfreulich und erhebend ihm die Wirksamkeit in dem wiedergewonnenen Reichslande war, es in erster Reihe für seine Pflicht hielt, seine Dienste dem ihm über alles theuren Heimathlande zu widmen, lehnte die an ihn ergangene Aufforderung ab und kehrte nach $1\frac{1}{2}$ jährigem Aufenthalte in Strasssburg wieder in seine Stellung als Steuerdirektor in Karlsruhe zurück, in welcher er bis zum September 1880 verblieb. Zu dieser Zeit wurde er durch das Vertrauen des Grossherzogs von Baden als Präsident der General-Intendanz der Grossherzoglichen Civilliste an die Spitze der Hofverwaltung berufen und bewährte auch in dieser Stellung, in welcher manche Schwierigkeiten zu überwinden, manche Frictionen auszugleichen waren, sein Verwaltungs- und Finanztalent und seine unermüdliche Arbeitskraft. Die Vielseitigkeit der ihm obliegenden Geschäfte konnte nur ein Mann beherrschen, der mit einer strengen Gewissenhaftigkeit und einem jede Rücksicht auf sein persönliches Befinden ausser Acht lassenden Pflichtgefühle eine klare Einsicht in alle Lebensverhältnisse und ein stets reges Wohlwollen verband. Die Anerkennung, die ihm sein Fürst bei manchen Anlässen zollte, wurde ihm mit vollem Rechte auch im Mai 1890 zu Theil, nachdem er vom Abgang des Hoftheater-Intendanten Gustav zu Putlitz bis zum Dienstantritt des neuen Intendanten Dr. Bürklin mit der Oberleitung der Hofbühne betraut gewesen war. In seiner amtlichen Stellung verstand R. es ganz vortrefflich, die ihm anvertraute Wahrung der finanziellen Interessen des Grossherzogs und seines Hauses mit den stets der öffentlichen Wohlfahrt zugewandten Wünschen seines Herrn, mit den vielen Verpflichtungen, die dem Landesherrn sein hoher fürstlicher Beruf auferlegt, mit der Freigebigkeit des Grossherzogs und der Grossherzogin

auf allen Gebieten des Lebens zu vereinigen. Gütig und wohlwollend gegen Jedermann, voll warmer Fürsorge für die Armen, ist er Vielen ein Wohlthäter gewesen, dessen Andenken in dankbaren Herzen fortlebt.

R. gehörte seit 1861 den Verwaltungs- und Aufsichtsorganen der Allgemeinen Versorgungsanstalt im Grossherzogthum Baden, einer gemeinnützigen, auf Gegenseitigkeit beruhenden Gesellschaft, welche Lebensversicherung, Rentengeschäfte, Darlehen auf Annuitäten u. dgl. zum Gegenstand ihrer Thätigkeit macht, an und stand von 1879 bis zu seinem Tode an der Spitze der Anstaltsleitung. Er war auch Mitglied des Aufsichtsrathes der Rheinischen Hypothekenbank in Mannheim.

Seinem Landesfürsten in unverbrüchlicher Hingebung dienend, wie er dem Staate seine ganze Kraft widmete, ein deutscher Patriot, der sich glücklich schätzte, die Gründung und Erstarkung des Reiches erleben zu dürfen, war er auch ein gläubiger Katholik und hielt fest und streng an den Satzungen seiner Kirche, jedoch ohne sich der Richtung anzuschliessen, welche das Glaubensbekenntniss zur Grundlage einer politischen Parteibildung gemacht hat. Im persönlichen Verkehr war er von herzgewinnender Liebenswürdigkeit. Im Jahre 1885 wurde R. vom Grossherzog durch Verleihung des erblichen Adels, 1888 durch Ernennung zum Wirklichen Geheimen Rath mit dem Prädikat Excellenz ausgezeichnet. — 1854 vermählte er sich mit Anna Heine, Tochter des Hofraths Dr. Heine in Kannstadt. Aus dieser Ehe entstammen ein Sohn, der mit Hinterlassung eines Knaben noch zu des Vaters Lebzeiten starb, und eine mit dem Professor der Geschichte an der Universität München Dr. Grauert vermählte Tochter.

Ein schweres und schmerzhaftes Leiden trübte seine letzten Lebensjahre und zwang ihn, nachdem er, so lange es seine Kräfte gestatteten, seinem Amte vorgestanden, seine Versetzung in den Ruhestand zu erbitten, die am 2. Januar 1897 erfolgte. Nach scheinbarer Erholung erlag er unerwartet einem Schlaganfall am 6. December des gleichen Jahres.

Quellen: Dienstakten, Karlsruher Zeitung 1897, No. 521.

F. v. Weech.

Gemehl, Berthold, Generalmajor, * am 24. October 1832 zu Bruchsal, † am 28. März 1897 zu Karlsruhe. — Als Studirender der Jurisprudenz trat G. 1859, als der Ausbruch eines Krieges mit Frankreich drohte, in das Heer, wurde nach kurzer militärischer Ausbildung zum Lieutenant ernannt und blieb, auch nachdem die Kriegsgefahr geschwunden war, in der militärischen Laufbahn. 1866 zum Oberlieutenant und Regimentsadjutanten im badischen Leibgrenadier-Regiment in welcher Stellung er den kurzen Feldzug dieses Jahres mitmachte, befördert, erhielt er 1870 die Führung der 7. Kompagnie, wurde am 18. December bei Nuits leicht, am 18. December bei dem Angriff auf die Ferme la Berchère schwer verwundet, womit seine Theilnahme am Kriege ihr Ende erreichte. Im Februar 1871 zum Hauptmann befördert, trat G., in Folge seiner Verwundung zum aktiven Dienst nicht mehr geeignet, als Adjutant zum Kommando des badischen Gendarmeriecorps über, wurde 1875 zum Kommandanten des 2. Gendarmeriedistrikts in Freiburg ernannt, 1880 zum Major, 1889 zum Oberstlieutenant, 1891 zum Obersten und Kommandeur des Gendarmeriecorps, 1895 zum Generalmajor befördert. Er genoss die hohe Achtung seiner Kameraden, die Liebe und Verehrung seiner Untergebenen.

Stölzel, Otto, Generalmajor, * am 13. Januar 1813 zu Offenburg, † am 17. März 1897 zu Karlsruhe. — Im badischen Kadettenhaus als Sohn eines Gendarmerie-Rittmeisters erzogen, wurde er 1841 Lieutenant, 1847 Oberlieutenant, 1855 Hauptmann, 1859 erster Adjutant beim Gouvernement Rastatt, 1864 Major. In dieser Stellung machte St. den Krieg von 1866 mit. 1870 als Oberstlieutenant zum Kommandeur des aus Landwehrtruppen gebildeten Besatzungsregiments in Rastatt ernannt, wurde er an Stelle des am 18. December bei Nuits gefallenen Obersten v. Renz zum Obersten und Kommandeur des 2. Infanterie-Regiments befördert und machte als solcher die Kämpfe an der Lisaine mit. 1871 trat er in dieser Stellung in die königl. preuss. Armee über. 1873 erhielt er den erbetenen Abschied aus dem aktiven Dienst. 1875 wurde er zum Kommandeur des badischen Gendarmeriecorps ernannt, welche Stellung er, zum Generalmajor befördert, inne hatte, bis ihn zunehmende körperliche Leiden 1891 zwangen, in den Ruhestand zu treten. Er war als tüchtiger und kenntnissreicher Officier und lauterer Charakter allgemein hochgeschätzt.

Diez, Nikodemus, katholischer Pfarrer in Stockach (Baden), * zu Kattenhorn am Bodensee am 10. October 1806, † am 3. Januar 1897 zu Stockach. — Armer Rebleute Sohn, kam D. erst im Alter von 18 Jahren an das Gymnasium in Konstanz und fristete sein Leben durch Stundengeben an jüngere Schüler und durch Unterstützungen wohlgesinnter Geistlicher (darunter des Bisthumsverwesers v. Wessenberg und des späteren Freiburger Erzbischofs v. Vicari) und Konstanzer Bürger. Seine weitere Vorbereitung erhielt er an der Universität Freiburg und dem dortigen Priesterseminar. 1834 empfing er die Priesterweihe, und er hatte das Glück, 1894 den 60. Jahrestag derselben in voller Rüstigkeit zu feiern. Nach dreizehnjährigem Wirken als Vicar und einjährigem als Pfarrverweser wurde D. 1847 Kaplan in Villingen und Vorstand der dortigen höheren Bürgerschule. Mit grosser Entschiedenheit trat er in den Jahren 1848/49 der revolutionären Bewegung entgegen und gewann dadurch das Vertrauen der Civil- und Militärbehörden, welches ihm möglich machte, seinen Einfluss zu Gunsten der Villinger Bürgerschaft geltend zu machen, als die Reaction hereinbrach. 1850 wurde D. Pfarrer in Nenzingen, das er 1866 mit Stockach vertauschte, wo er von nun an bis an sein Lebensende segensreich wirkte. D. war ein Priester, der im Wessenberg'schen Geiste seines Amtes waltete, sich aber doch nie in direkten Gegensatz zu dem Kirchenregiment stellte. Für Schule, Krankenpflege und Armenfürsorge bewies er stets ein thatkräftiges Interesse. Vom politischen Leben hielt er sich grundsätzlich fern. Er genoss Vertrauen und Liebe seiner Pfarrkinder und hohes Ansehen in weiten Kreisen und wurde auch vom Grossherzog mehrfach ausgezeichnet. Als er im 91. Lebensjahre sich entschlossen hatte, seine Zuruhesetzung zu erbitten und sich eben anschickte, das Pfarrhaus, in dem er dreissig Jahre lang gehaust, mit einer Privatwohnung zu vertauschen, nahm ihn nach kurzer Krankheit ein sanfter Tod hinweg.

Diez, Johann Christoph, katholischer Pfarrer in Walldürn (Baden), * am 11. August 1826 zu Kupprichhausen im badischen Bezirksamt Tauberbischofsheim, † am 12. Februar 1897 in Walldürn. — Sohn von Bauersleuten wählte D. aus eigenem Antrieb und aus Liebe zum geistlichen Stand im 19. Lebensjahre 1845 das Studium und überwand durch grossen Fleiss

alle Schwierigkeiten, so dass er nach zehn Jahren 1855 die Priesterweihe erlangen konnte. Von 1864 an wirkte er zuerst als Pfarrverweser, seit 1867 als Stadtpfarrer an dem Wallfahrtsorte Walldürn. Als im Kriege von 1866 die Cholera ausbrach, erwarb er sich um die Krankenpflege grosse Verdienste. Während vieler Jahre war er Abgeordneter zur Kreisversammlung, seit 1872 Dekan des Landkapitels Walldürn, über 32 Jahre stand er dem dortigen Armenkinderhaus vor, mit besonderer Vorliebe war er in der Krankenseelsorge thätig. Um den Wallfahrtsort erwarb D. sich grosse Verdienste, namentlich auch durch die geschmackvolle Restauration der Wallfahrtskirche, wozu die sehr bedeutenden Geldmittel zum grossen Theile durch seine Bemühungen zusammengebracht wurden.

Degen, Ludwig, kathol. Pfarrer in Konstanz, * zu Engen in Baden am 9. August 1839, † zu Konstanz am 28. Februar 1897, studirte in Konstanz und Freiburg, wurde 1863 zum Priester geweiht, war von 1864 bis 1872 Cooperator und Pfarrverweser in Karlsruhe und — da die während des sog. Kulturkampfes erlassene Verordnung über das Staatsexamen der Geistlichen seine definitive Anstellung verzögerte — gleichfalls in der Eigenschaft als Pfarrverweser bis 1883 in Griesheim bei Offenburg, Furtwangen und Bruchsal. 1883 wurde er Stadtpfarrer in Bruchsal, 1894 Stadtpfarrer von St. Stephan in Konstanz. Er war ein sehr unterrichteter und eifriger Priester. Mit grosser Energie besorgte er, als den Altkatholiken in Furtwangen der Mitgebrauch der Pfarrkirche zugesprochen wurde, welchen die Kirchenbehörde für unzulässig erklärte, den Bau einer Nothkirche für die Römisch-Katholischen, deren festes Zusammenhalten er im Kampfe mit vielen Schwierigkeiten durchsetzte. Eine kurze schwere Krankheit setzte seinem Leben ein frühes Ziel.

Krafft, Wilhelm, Ludwig, Consistorialrath, Professor Dr. theol., * am 8. Sept. 1821 in Köln, † 7. Januar 1897 zu Bonn. — Nach vollendetem 18. Jahre trat er 1839 in Bonn das Studium der Theologie an, um es bis 1844 in Berlin zum vorläufigen akademischen Abschluss zu bringen. Von da führte ihn eine wissenschaftliche Studienreise nach dem heiligen Lande — damals ein noch recht umständliches Unternehmen. Aus ihr ging seine Jugendschrift über »Die Topographie Jerusalems« 1846 hervor, mit der er zugleich in Bonn als Dozent der Theologie sich habilitirte. 1850 wurde er zum ausserordentlichen Professor ernannt, die Beförderung zum Ordinarius folgte erst nach 9 Jahren. Auch Albrecht Ritschl, der ein Jahr jünger als K. 1853 als Extraordinarius ihm zur Seite trat, hat bis 1860 dort auf die ordentliche Professur warten müssen. Im Jahre 1854 liess K. den ersten Band seines weitangelegten Werkes: »Die Kirchengeschichte der germanischen Völker« erscheinen. Es ist leider bei diesem ersten Theile, von den »Anfängen der christlichen Kirche bei den Germanen«, verblieben. Erst in den letzten Jahren hat Hauck in seiner »Kirchengeschichte Deutschlands« dasselbe Gebiet von Grund aus und in durchaus selbständiger Durchführung zur Darstellung gebracht. Nach einer Monographie über »Karl Küpper, ein Lebensbild aus der rheinischen Kirche« (1860) trat K. erst wieder 1876 mit einem

gemeinsam mit seinem Bruder Karl bearbeiteten Sammelwerk: »Briefe und Documente aus der Zeit der Reformation« vor der Oeffentlichkeit hervor. Daran schloss sich im Lutherjahre 1883 die gediegene Studie über »Die deutsche Bibel vor Luther«, in der er sich ebenso als gründlichen Kenner wie als objectiv-nüchternen Beurtheiler der römischerseits vielfach recht tendenziös verarbeiteten Materialien aufs neue bethätigte. Die 1886 publicirte »Geschichte der Märtyrer der evangelischen Kirche Adolph Clarenbach und Peter Fliesteden« (1529 in Köln verbrannt), die ich auch als sein Werk verzeichnet fand, stammt jedoch aus der Feder seines Bruders Karl, der sich — abgesehen von seiner Mitarbeit an den obengenannten »Briefen und Documenten aus der Zeit der Reformation« — als hervorragender Mitbegründer des Bergischen Geschichtsvereins und des Bonner wissenschaftlichen Predigervereins sowie der Evangelischen Bundesorganisation im Wupperthal ein hochgeachtetes Andenken in den Rheinlanden gesichert hat. Seit 1881 war K. Mitglied des Consistoriums der Rheinprovinz, nachdem schon Jahrzehnte zuvor die Leitung des evangelisch-theologischen Seminars in Bonn seiner treuen Hand anvertraut war. So wird bei ungezählten rheinischen Geistlichen das Gedächtniss des Brüderpaares, insbesondere des »alten Krafft« in Bonn für lange Zeit unvergessen bleiben.

Kohlschmidt.

Müller, Ferdinand Gottlob Jacob (von), evangelischer Theologe, * am 9. Juni 1816 zu Winnenden (im württembergischen Oberamt Waiblingen), † am 2. Februar 1897 zu Stuttgart. — M.'s Vater war Besitzer einer Kunst- und Schönfärberei in Winnenden, und in der Lateinschule dieser Stadt empfing der Knabe seinen ersten Unterricht. Dann wurde er in Blaubeuren auf das sog. Landexamen vorbereitet, nach dessen Erstehung er 4 Jahre lang das niedere Seminar Urach besuchte. Herbst 1834 begann er als Zögling des Tübinger Stifts seine theologischen Studien, die er Herbst 1838 durch die erste Dienstprüfung mit glänzendem Ergebniss zum Abschluss brachte. Nach zweijähriger Vikariatszeit in Mössingen (Oberamt Rottenburg) unternahm er eine einjährige Bildungsreise nach Norddeutschland, Holland, Schweden; in den Universitätsstädten Bonn und Berlin hielt er sich längere Zeit auf und hörte in letzterer Vorlesungen Schelling's. Februar 1842 in die Heimath zurückgekehrt, fand er zunächst wieder im praktischen Kirchendienste provisorische Verwendung und versah dann von Juli 1843 bis September 1845 die Stelle eines Repetenten am Tübinger Stift. 1844 erhielt er in der zweiten theologischen Dienstprüfung die höchste Note. Von Stuttgart aus, wo er vorübergehend Stadtvikar war, wurde er vom Fürsten von Hohenlohe-Langenburg als Patronatsherrn zum Stadtpfarrer von Langenburg ernannt. December 1845 übernahm er das Amt, das er, seit 1847 mit der Leitung der Diöcese betraut und seit 1852 Dekan, über 8 Jahre segensreich und im innigsten Verkehre mit der fürstlichen Familie verwaltete. Einen Ruf auf eine ordentliche Professur an der Universität Königsberg lehnte er ab, da er praktische Wirksamkeit einer bedeutenden wissenschaftlichen Stellung, der er übrigens wohl gewachsen gewesen wäre, vorzog. Am 14. Februar 1847 vermählte er sich mit Marie Schelling, einer Tochter des Obermedicinalraths Schelling in

Stuttgart und Nichte des Philosophen; die glückliche, mit 4 Söhnen und 4 Töchtern gesegnete Ehe wurde schon 1862 durch den Tod der Gattin gelöst. 1853 kam M. als Garnisonpfarrer nach Stuttgart, und bald begann er in der Hauptstadt eine Wirksamkeit im grossen Stile zu entfalten. Zu seinem Hauptamte eignete er sich vermöge äusserer und innerer Eigenschaften vorzüglich. Nachdem er 1868 zum Feldprobst und Prälat ernannt und mit der Inspection und Leitung des evangelischen Feldprobstei-Sprengels beauftragt worden war, traf er im Krieg 1870/71 umfassende Fürsorge für die geistliche Nahrung der im Felde stehenden württembergischen Truppen. Dann galten seine Bemühungen der Errichtung einer neuen Garnisonkirche in Stuttgart statt der alten, wenig würdigen; 1874 wurde der Bau beschlossen und 1879 das stattliche, im romanischen Stil aufgeführte Gotteshaus eingeweiht. Wie als Prediger und Seelsorger entfaltete er auch eine erspriessliche Thätigkeit als religiöser Lehrer sowohl für die Jugend als für die Erwachsenen durch Kinderlehre, Confirmandenunterricht, abendliche Versammlungsstunden; eine Zeit lang ertheilte er auch Religionsunterricht an der Oberrealschule und am Polytechnikum. Schon 1855 in die theologische Prüfungscommission des k. evangelischen Consistoriums berufen, wurde er 1861 als Oberconsistorialrath Mitglied dieser Behörde und betheiligte sich Jahrzehnte lang mit Energie am württembergischen Kirchenregimente. Namentlich stellte er seine organisatorischen Talente in den Dienst des höheren Mädchenschulwesens. 1877 übernahm er die Vorstandschaft der hierfür neugeschaffenen Commission, nachdem er bereits 1865 Commissär beim k. Catharinenstift und 1873 bei dem damals gegründeten Olgastift geworden war. Eine besonders verdienstliche Schöpfung M.'s ist das mit dem Catharinenstift in Verbindung stehende höhere Lehrerinnenseminar. Neben allen amtlichen Würden und Bürden fand der vielseitige und arbeitsfrohe Mann noch Zeit und Lust, am Stuttgarter Vereins- und Armenwesen den regsten und thatkräftigsten Antheil zu nehmen. Er that dies im engen Bunde mit der hochseligen Königin Olga von Württemberg, deren volles Vertrauen und hohe Gunst er bis an ihren Tod genoss. Ende 1895 beschloss M., dessen Körperkräfte erschöpft waren, seine öffentliche Wirksamkeit, der es an Anerkennungen und Belohnungen aller Art nicht gefehlt hat. Eine längere Leidenszeit erwartete ihn nun, so dass der Tod als ein Erlöser erschien. M. war kein pietistischer Eiferer, aber ein fester und überzeugter Christ von würdevollem Ernste im Wesen, daneben von weltmännischer Gewandtheit im Auftreten.

Nach dem ausführlichen Nekrolog in der Schwäbischen Kronik vom 13. März 1897 (Sonntagsbeilage) und 17. März 1897 (Mittwochsbeilage).

Rudolf Krauss.

Nördlinger, Hermann (von), Dr., Oberforstrath und Professor, * am 13. August 1818 zu Stuttgart, † am 19. Januar 1897 zu Ludwigsburg. — Der Vater N.'s, Oberfinanzrath Julius N., war im württembergischen Finanzministerium langjähriger Referent für Forstwesen, so dass der Knabe schon frühzeitig Gelegenheit hatte, sich für seinen künftigen Beruf zu interessiren. Nachdem er das Stuttgarter Gymnasium besucht, auf der dortigen polytechnischen Schule seine mathematischen Kenntnisse vervollständigt und sich im praktischen Forstdienst etwas umgesehen hatte, studirte er 1838—1840 in Tübingen, wo er der Burschenschaft angehörte, Forst- und Naturwissenschaften, und 1840/41 in Hohenheim Forst- und Landwirthschaft, war 1841/42 Praktikant beim Forst-

amt Bebenhausen und erstand 1842 das Staatsexamen. Alsbald erhielt er einen Ruf als Professor der Forstwirthschaft an die École Régionale d'Agriculture de Grand-Jouan in der Bretagne (Departement Loire-Inférieure). Ehe er seine neue Stelle antrat, hielt er sich ein Semester in Nancy zum Besuche der dortigen Forstschule und kurze Zeit in Paris auf. Von Frühjahr 1843 bis Herbst 1845 lehrte N. in Grand-Jouan, zugleich seinen französischen Aufenthalt zu wissenschaftlichen Reisen im Lande benutzend. Dann übernahm er die zweite forstwirthschaftliche Professur an der württembergischen Akademie Hohenheim. Nachdem er hierauf einige Jahre im praktischen Staatsforstdienste zu Oberstenfeld, Kirchheim unter Teck und Schorndorf verbracht hatte, kehrte er 1855 als erster forstwirthschaftlicher Professor nach Hohenheim zurück, mit welchem Posten die Verwaltung des dortigen Forstreviers verbunden war. Sein Lehrauftrag erstreckte sich auf Forstbotanik, Forstschutz, Forsteinrichtung und Staatsforstwirthschaftslehre. In den beiden erstgenannten von ihm bevorzugten Fächern leistete er besonders Bedeutendes. 1866 erhielt er den Titel eines Forstraths. An der Agitation zu Gunsten der Rückverlegung des Forststudiums nach Tübingen nahm er lebhaften Antheil und siedelte, als dieses Ziel erreicht war, 1881 dorthin als ordentliches Mitglied der staatswissenschaftlichen Facultät über. 1887 trat er vorgerückten Alters wegen als Oberforstrath in den Ruhestand, behielt jedoch noch bis 1891 einen Theil seines Lehrauftrags bei. Seine geistigen Kräfte zerfielen in den letzten Jahren, und er fiel schwerem Siechthum anheim; ausserdem trübte Familienunglück seinen Lebensabend. Er wurde am 22. Januar 1897 in Tübingen mit academischem Gepränge zu Grabe getragen. Auch im Leben hatte er Ehrungen in Fülle erfahren. Schon 1851 hatte ihn die Tübinger Hochschule zum naturwissenschaftlichen Doctor creirt. Orden, Mitgliedschaften gelehrter Gesellschaften kamen hinzu. Er war ferner langjähriger Präsident des württembergischen Forstvereins und spielte auf den Versammlungen deutscher Forstmänner, die ihm wiederholt den Vorsitz übertrugen, eine Rolle. N. hat eine emsige literarische Thätigkeit entfaltet. Als Früchte seines französischen Aufenthaltes erschienen 1845 »Mémoire sur les essences forestières de la Bretagne« und 1847 »Essai sur les formations géologiques de Grand-Jouan«. Seine deutschen Werke zerfallen in 4 Gruppen. 1. 1860 gab er »Die technischen Eigenschaften der Hölzer« heraus, welches Buch seinen wissenschaftlichen Ruf begründet hat. Auf diesem Gebiete wirkte er bahnbrechend. Bei verhältnissmässig beschränkten Mitteln sammelte und bearbeitete er mit unermüdlichem Fleiss ein grosses Material. Er veröffentlichte mehrere Sammlungen von Querschnitten in- und ausländischer Hölzer, so namentlich »Querschnitte von 500 Holzarten« (1852—1888, 11 Bände). 2. Ebenso Bedeutendes leistete er im Fache der Forstbotanik. Hierher gehören folgende Arbeiten: »Der Holzring als Grundlage des Baumkörpers« (1871), »Deutsche Forstbotanik« (1874/76, 2 Bände), sein umfassendes Hauptwerk auf diesem Feld, »Anatomische Merkmale der wichtigsten deutschen Wald- und Gartenholzarten« (1881), »Die gewerblichen Eigenschaften der Hölzer« (1890), eine gedrängte Zusammenfassung seiner bezüglichen Studien. 3. Als ausgezeichneten Kenner der Entomologie bewährte sich N. in nachstehenden Schriften: »Die kleinen Feinde der Landwirthschaft« (1855, 2. Auflage 1869), »Nachträge zu Ratzeburg's Forstinsecten (Lebensweise von Forstkerfen)« (1856, 2. Auflage 1880), »Die Kenntniss der wichtigsten kleinen Feinde der Landwirthschaft« (1871, 2. Auflage 1884). 4. »Lehrbuch des

Forstschutzes« (1884), ein stark angefochtenes Werk. Ausserdem gab er 1860—1870 die »Kritischen Blätter für Forst- und Jagdwissenschaft« heraus, deren Spalten er vorzugsweise mit eigenen Artikeln füllte. N.'s grosse wissenschaftliche Bedeutung gehört mehr einer vergangenen Zeit an, und seine Leistungen sind in der Gegenwart bereits überholt.

Forstrath Graner in Forstwissenschaftliches Centralblatt (Juni) 1897, S. 291—297, Allgemeine Forst- und Jagdzeitung (Mai) 1897, S. 182 f., Conversationslexica.

Werke u. Schriften s. Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel 1897, No. 27.

Rudolf Krauss.

Säxinger, Johann (von), Dr., Gynäkologe, * am 18. Mai 1835 zu Aussig in Böhmen, † am 30. März 1897 in Tübingen. — Als Sohn eines Arztes fasste er frühzeitige Neigung zu diesem Beruf und studirte, nachdem er die Gymnasien zu Schlackenwerth und Prag-Kleinseite durchlaufen hatte, 1854—1859 Medicin an der Prager Universität. Dann wurde er auf verschiedenen Abtheilungen des dortigen allgemeinen Krankenhauses Assistent, später Secundärarzt und ging schliesslich als Assistent des genialen Gynäkologen Seyfert an die geburtshilfliche Klinik über. Damals machte er seinen Namen in wissenschaftlichen Kreisen durch zahlreiche Publicationen in Fachzeitschriften vortheilhaft bekannt. 1862 vermählte er sich mit der den Gatten überlebenden Rosa Trinks aus Prag; die Ehe blieb kinderlos. 1866 wurde er Assistent an der geburtshilflichen Klinik für Aerzte. Hier erwarb er sich reiche Erfahrung und grosse technische Gewandtheit in seinem Fach und bildete sich zum beliebten akademischen Lehrer aus. Junge württembergische Aerzte pflegten sich damals nach Beendigung ihrer eigentlichen Studien nach Prag zu begeben, um noch dort einen geburtshilflichen Kurs durchzumachen. So wurde man im Schwabenland auf S. aufmerksam, und als 1868 die Professur der Geburtshilfe und Vorstandschaft der geburtshilflichen Klinik an der Tübinger Universität erledigt wurde, erhielt der junge böhmische Docent diese Stelle, zunächst als ausserordentlicher Professor, schon seit 1869 als Ordinarius. S. hatte in seinem neuen Wirkungskreise Gelegenheit, sein organisatorisches Geschick zu zeigen. Die geburtshilfliche Klinik war äusserst primitiv eingerichtet, die gynäkologische erst im Entstehen begriffen. Das alte, baufällige Haus wies die schlimmsten sanitären Mängel auf, und eine fortgesetzte Puerperalfieberepidemie wüthete darin. Der Energie S.'s gelang es schliesslich, befriedigende Gesundheitsverhältnisse herzustellen, so dass am 26. September 1886 die tausendste Wöchnerin entlassen werden konnte, ohne dass eine in dieser langen Reihe dem Fieber zum Opfer gefallen war. Doch genügte das alte Clinicum nicht lange mehr dem stätigen Zuwachs an Gebärenden und Kranken. So erstand nach S.'s Angaben ein prächtiger Neubau, der 1890 bezogen wurde, die sogenannte k. Universitäts-Frauenklinik, deren gynäkologische und geburtshilfliche Abtheilungen zusammen 135 Betten hatten. Durch sein freundliches, leutseliges Wesen machte sich S. bei seinen Patientinnen sehr beliebt. Als Lehrer war er nicht weniger geschätzt. Für seine Wissenschaft begeistert, wusste er auf seine Schüler begeisternd zu wirken. Er verfügte über einen klaren, fliessenden Vortrag. Er war ein vorzüglicher Diagnostiker und besass jene Sicherheit des Urtheils, die allein aus grosser Erfahrung hervorgeht. Bei allem Geschick im Operiren vermied er doch jedes vorzeitige und überflüssige operative Eingreifen. Er war im ganzen conservativ und hielt sich an die festen Regeln der Prager Schule für geburts-

hilfliches Handeln. Die Wichtigkeit dieser machte er auch seinen Schülern einleuchtend, deren Erfahrung und Anschauung er mit der grössten Liberalität förderte, und die er so hauptsächlich zu tüchtigen Praktikern heranzog. Er selbst trat litterarisch nur noch mit einigen kleineren Arbeiten hervor. Seine Absicht, eine geburtshilfliche Operationslehre erscheinen zu lassen, wurde nicht ausgeführt. Doch wurde das wissenschaftliche Material seiner Klinik in vielen Dissertationen von Schülern und in Arbeiten von Assistenzärzten verwerthet. S. war lange Jahre Mitglied des academischen Verwaltungsausschusses, Vorstand der medicinischen Prüfungscommission, 1882/83 Rector magnificus, zuletzt Senior seiner Facultät. Durch Ordensverleihungen und andere Ehrungen fand sein Wirken Anerkennung. November 1893 feierte er das Jubiläum seiner fünfundzwanzigjährigen Lehrthätigkeit in Tübingen. Um das gesellige Leben des Universitätsstädtchens erwarb er sich, namentlich als Vorstand der Museumsgesellschaft, Verdienste. Im März 1897 wurde der scheinbar kerngesunde Mann von einer Bauchfellentzündung befallen, der er binnen 14 Tagen erlag. Die irdischen Reste wurden nach Prag gebracht und in der dortigen Familiengruft beigesetzt.

Hauff in Medicinisches Correspondenzblatt des Württembergischen ärztlichen Landesvereins, Bd. LXVII (1897), No. 37, S. 337—341 (mit Bildniss), Schwäbische Kronik vom 5. April 1897 (Abendblatt).

Rudolf Krauss.

Straubenmüller, Johann, Schulmann und Dichter, * am 11. Mai 1814 zu Schwäbisch Gmünd, † Anfangs November 1897 zu New-York. — Das zwölfte Kind eines Handwerkers, wurde er für den Lehrerstand bestimmt. Nach Absolvirung des katholischen Schullehrerseminars amtete er zu Ellwangen, Stuttgart, Gmünd und Horb. Bald nahm er an der politischen Bewegung theil und verlieh in Gedichten, die namentlich durch Hermann Kurz' Vermittelung in Lewald's Europa, doch auch in sonstigen Tagesblättern Aufnahme fanden, seinen Gesinnungen lebhaften Ausdruck. Es ging sogar das Gerücht, er rüste eine Freischaar aus, mit der er sich am badischen Aufstande betheiligen wolle. So wurde ihm der Process gemacht, der damit endigte, dass er zur Auswanderung »begnadigt« wurde. Vergebens bemühten sich Gönner St.'s, ihm eine Stelle in der Schweiz zu verschaffen. Als ihm eine Unterkunft an einer Stuttgarter Lehranstalt in Aussicht stand, hinderte es der Minister Duvernoy mit der Erklärung, solange der Straubenmüller im Lande sei, gebe es keine Ruhe. So musste er sich zur Uebersiedelung nach Amerika entschliessen, die er 1852 mit Weib und Kind bewerkstelligte. Er erhielt in Baltimore den Posten eines Lehrers und Organisten der St. Michaelsgemeinde. 1863 wurde er Director der »Freien deutschen Schule« in New-York. Je weniger er seine Ideale in Amerika verwirklicht fand, mit desto treuerer Liebe hing er an seiner alten Heimat. Er wirkte darum nach Kräften für Verbreitung deutscher Sprache und Sitte in Nordamerika. Als Dichter gehörte er zu den bescheidenen Talenten. Er veröffentlichte 1848 »Gedichte für Lehrer«, 1851 »Kinderlieder« (mit eigenen Compositionen), 1859 die erzählende Dichtung »Pocohontas, oder: Die Gründung von Virginien«, 1867 »Gedichte für die liebe Jugend« und 1889 gesammelte Gedichte unter dem Titel »Herbstrosen«.

Franz Brümmer, Lexicon der deutschen Dichter und Prosaisten des 19. Jahrhunderts, 4. Aus e, IV, S. 164 f., zerstreute Zeitungsnotizen.

Rudolf Krauss.

Reitzenstein, Friedrich Freiherr von, * am 26. März 1834 in Berlin, † am 4. Februar 1897 im 63. Lebensjahre zu Freiburg i. B. — Ein Mann, der sich durch seine Bestrebungen auf gemeinnützigem Gebiete ein unvergängliches Verdienst erworben hat. R. ward als Sohn des Majors Freiherrn Karl von Reitzenstein geboren, besuchte, nachdem er die Reifeprüfung am Gymnasium schon mit 16 Jahren bestanden, die Universitäten Berlin und Halle, war als Referendar bei der Regierung in Königsberg thätig, desgleichen längere Zeit als Assessor, bis er zum zweiten Bürgermeister dieser Stadt gewählt wurde, wo er reiche Gelegenheit zu einem verdienstvollen Wirken fand. In dieser kommunalen Stellung verheirathete sich R. mit der Freiin Claudia von Reitzenstein aus München. Nach dem deutsch-französischen Kriege wurde er als Ober-Regierungsrath nach Metz berufen und in Anerkennung seiner besonderen Bewährung unter schwierigen politischen Verhältnissen im Jahre 1877 zum Bezirkspräsidenten von Lothringen ernannt. Von diesem Amte trat er jedoch bereits nach drei Jahren aus Gesundheitsrücksichten zurück, um sich nunmehr dauernd in Freiburg i. B. niederzulassen und dort bis zu seinem Ableben ganz in den Dienst wissenschaftlicher und praktischer Untersuchungen auf dem Gebiete der öffentlichen Wohlfahrtspflege zu stellen.

In besonders hervorragender Weise widmete er seine Zeit und Kraft den Bestrebungen des »Deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit«, dessen erster stellvertretender Vorsitzender er bis zu seinem Tode war, desgleichen als Ausschussmitglied dem »Verein für Socialpolitik«. Er gab den ersten Anstoss zu der 1892 erfolgten Gründung der »Arbeitsnachweis-Anstalt« in Freiburg i. B.; auch ihrem Vorstande gehörte er bis zuletzt an. Ausserdem war er Mitglied des evangelischen Kirchengemeinderaths, des evangelischen Arbeitervereins, des Arbeiterbildungsvereins, des Vereins gegen Haus- und Strassenbettel, der Herberge zur Heimath, des Schutzvereins für entlassene Strafgefangene u. a. m. (sämmtlich zu Freiburg i. B.).

R. war ein Mann von unermüdlicher Schaffenskraft; selbst während seines Lebensabends beschäftigte er sich ununterbrochen mit ernsten, vielfach grundlegenden wissenschaftlichen Arbeiten, die ihn bald in die Reihe der Führer auf dem Gebiete der Wohlfahrtspflege und Socialpolitik führten.

Von seinen, vorwiegend in fachlichen und wissenschaftlichen Sammelwerken erschienenen zahlreichen Schriften heben wir folgende hervor:

1. Die Armengesetzgebung Frankreichs in den Grundzügen ihrer historischen Entwickelung. Leipzig 1881. (Sonderabdruck aus dem Jahrbuche für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft.)

2. Agrarische Zustände in Frankreich und England. Auf Grund der neuen Enquêten dargestellt von F. Frhr. v. Reitzenstein und Erwin Nasse. Leipzig 1884. (A. u. d. T.: Schriften des Vereins für Socialpolitik, Bd. XXVII.)

3. Die ländliche Armenpflege und ihre Reform. Verhandlungen des deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit, sowie der von ihm niedergesetzten Kommission. Im Auftrage des Vereins und der Kommission herausgegeben von F. Frhr. v. Reitzenstein. 2 Theile und Anhang in 1 Bande. Freiburg i. B. 1887.

4. Beschäftigung arbeitsloser Armer und Arbeitsnachweis. Freiburg i. B. 1887.

5. Das deutsche Wegerecht in seinen Grundzügen. Mit Erweiterungen versehener Abdruck aus »Stengel, Wörterbuch des deutschen Verwaltungsrechts«. Freiburg i. B. 1890. Dasselbe, zweite mit einem Nachtrag versehene Ausgabe. Ebenda 1892.

6. Arbeiterversicherung, Armenpflege und Armenreform. Sondergutachten über die Frage: In welcher Weise wirkt die neue soziale Gesetzgebung auf die Armengesetzgebung und Armenpflege ein? zu dem von Freund dem deutschen Verein für Armenpflege etc. erstatteten Referate verfasst. Freiburg i. B. 1895.

Die letzten beiden Lebensjahre widmete der Verstorbene vorwiegend der Frage des Arbeitsnachweises, für die er ein ungewöhnlich reiches Material gesammelt hatte. Das Ergebniss dieses Studiums erschien nach seinem Tode unter dem Titel:

7. Der Arbeitsnachweis. Seine Entwickelung und Gestaltung im In- und Auslande. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Dr. Rich. Freund. Berlin 1897. (A. u. d. T.: Schriften der Centralstelle für Arbeiter-Wohlfahrtseinrichtungen, No. 11.)

Zu erwähnen wären auch noch die seit 1891 von Reitzenstein mündlich zu Beginn der Jahresversammlungen des Deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit erstatteten, sodann am Eingange der Verhandlungen (zuletzt für 1895) abgedruckten Berichte über

8. »Die neueren Entwickelungen und Bestrebungen, welche im Gebiete des Armenwesens bei den für Deutschland wichtigsten Staaten des Auslandes hervorgetreten sind.«

Auch in dem Dresdener »Helfer«, sowie in der dortigen »Social-Correspondenz« finden wir viele Beiträge von ihm.

Die Tübinger staatswissenschaftliche Fakultät ernannte Fr. v. R. 1888 im Hinblick auf die wissenschaftliche Bedeutung seiner Arbeiten zum Ehrendoktor. Auch sonstige hohe Auszeichnungen wurden ihm zu Theil. Sein Andenken wird in den weitesten Kreisen treu bewahrt bleiben.

E. Blenck.

Bardey, Ernst, Dr., ein in weiten Kreisen bekannter Schulmathematiker, * am 21. Mai 1828 im Pfarrdorfe Muchow (Amt Neustadt in Mecklenburg-Schwerin), † am 1. April 1897 in Bad Stuer (in Mecklenburg) im 69. Lebensjahre. — B., Sohn des Pastors seines Geburtsortes, absolvirte das Gymnasium zu Parchim und studirte dann, ganz mittellos und unter den grössten Entbehrungen, nur auf Privatstunden, Konvikt und Stipendien angewiesen — der Vater war früh gestorben — von Ostern 1849 bis 1852 in Rostock und von Ostern 1852 bis 1855 in Königsberg, wo Richelot und Hesse Mathematik und Neumann Physik lehrten. Schwer an Gelenkrheumatismus erkrankt, reiste er April 1855 ganz gelähmt nach der von seinem Bruder verwalteten Kaltwasseranstalt Stuer, später nach seinem Heimathsorte, wo er bis 1861 krank darniederlag. Seinen einst kräftigen Körper vermochte er nur an Krücken mühsam fortzuschleppen. Als sich sein Zustand etwas gebessert hatte, nahm er eine Hauslehrerstelle, erst in Neu-Stuer, dann in Hoppenrade bei Schwerin an. Später ging er von da als Privatlehrer nach Brandenburg a./H., wo ein anderer Bruder als Zahnarzt ansässig war. Während seines dortigen Aufenthalts erschienen bei B. G. Teubner in Leipzig seine »Algebraischen Gleichungen« (1868), seine »Methodisch geordnete Aufgabensammlung über alle Theile der Elementar-Arithmetik« (1871) und seine »Quadratische Gleichungen« (1871). B. fand in Brandenburg durch Privatstunden seinen guten Unterhalt, zumal ihm seine Bücher auch damals schon etwas Honorar einbrachten. Doch wurde durch die angestrengte Arbeit sein Gesundheitszustand wieder merklich schwächer; er siedelte deshalb im Juni 1878 wieder nach Bad Stuer über und lebte nur seinen Büchern. Im Jahre 1881 gab er noch seine »Arithmetischen Aufgaben nebst Lehrbuch der Arithmetik« heraus. Seine Verhältnisse waren jetzt so, dass er ganz ohne pekuniäre Sorgen leben konnte. Trotz des gebrechlichen Körpers hat B. es dann auf ein Lebensalter von 69 Jahren gebracht, die letzten zehn allerdings wieder unter traurigen körperlichen und auch geistigen Verhältnissen.

Seinen Ruf als Schulmathematiker hat B. durch seine beiden arithmetischen Aufgabensammlungen begründet. Die grosse »Methodisch geordnete Aufgabensammlung« ist gegenwärtig in 23, die kleinere Ausgabe in 10 Auflagen an einem grossen Theile der höheren Schulen Deutschlands verbreitet; die früher vielgebrauchten und berühmten Sammlungen von Meier Hirsch und Heis sind durch diese zu einem guten Theil verdrängt. Ihr wesentlicher Vorzug bestand darin, dass sie mehr als jene plan- und stufenmässig vom Leichten zum Schwierigen, vom Einfachen zum Verwickelten fortschreiten. Ohne Zweifel hat B., obgleich ganz ausserhalb des öffentlichen Schuldienstes stehend, einen grossen Einfluss auf den Unterricht in der Arithmetik und Algebra während der letzten drei Jahrzehnte ausgeübt, und in einer Geschichte des mathematischen Unterrichts wird sein Name immer mit Ehren genannt werden.

Vgl. Hoffmann's Zeitschrift für mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht 1897, 28. Jahrg., 5. Heft, S. 392—395 und 1898, 29. Jahrg., 4. Heft, S. 241—259, mit Portr.

W. Wolkenhauer.

Joest, Wilhelm, Professor, Dr., Ethnolog und Forschungsreisender, * am 15. März 1852 zu Köln als Sohn des Geh. Kommerzienraths Eduard Joest, † am 25. November 1897 auf der zu Melanesien gehörigen Santa Cruz-Insel im besten Mannesalter. Im Mai 1897 hatte er Berlin verlassen, um auf dreijährigen Reisen weniger bekannte Inseln des Grossen Ozeans zu besuchen. Da kam noch vor Schluss des Jahres die traurige Kunde, dass er auf den Santa Cruz-Inseln, im Norden der Neuen Hebriden, einem Herzschlag erlegen sei.

Nach Ablegung des Abiturientenexamens trat J. als Freiwilliger in das Königshusarenregiment zu Bonn ein, um in diesem 1870 den Krieg gegen Frankreich mitzumachen. Seinen Neigungen folgend studirte er nach Beendigung des Krieges in Bonn, Heidelberg und Berlin Naturwissenschaften und Sprachen, wobei schon damals seine Vorliebe für Länder- und Völkerkunde sich zeigte. Da ihm die grossen Mittel seines Vaters die freiste Bewegung gestatteten, so ging er nach beendigten Studien auf Reisen, die ihn nach allen Erdtheilen führten und auf denen er sich zu einem tüchtigen Ethnographen ausbildete. J.'s erste grosse Reise (1874) war Aegypten und anderen afrikanischen Mittelmeerländern zugewandt. Von 1876 bis 1879 besuchte er dann Nordamerika, Kanada, Mexiko, Mittelamerika, Peru, Bolivia, die Atacamawüste, Chile, die Magellanstrasse, Buenos-Aires, ging über die Kordilleren nach Valparaiso und Santiago und wieder zurück nach Buenos-Aires; es folgten Uruguay, Paraguay und Rio Grande do Sul mit seinen deutschen Ansiedelungen. Ueber Rio de Janeiro und Pernambuco kehrte J. 1878 nach Europa zurück. Kaum hatte er in der Heimat seine ethnographischen und naturwissenschaftlichen Sammlungen geordnet, als er seine zweite Reise antrat, die nach Asien gerichtet war. Er begab sich zuerst nach Ceylon, durchreiste dann Indien bis zum Himalaya, begleitete das britische Heer 1879 auf dessen Feldzuge nach Afghanistan, ging nach Birma und Siam, beschäftigte sich auf Borneo, Ceram, Celebes mit dem Studium der wilden Völkerstämme, wohnte dem Kriege der Holländer gegen Atschin bei, durchreiste Kambodscha und die Philippinen und lebte längere Zeit auf Formosa. Von Peking aus unternahm er dann einen Ausflug in die Mongolei, besuchte Japan und kehrte 1881 vom russischen Hafen Wladiwostok durch die Mandschurei, Mongolei und durch Sibirien nach Köln zurück. Die Berichte, die J. von den einzelnen

Haltestellen auf seiner Weltreise in die Heimat schickte (zum grossen Theil in der »Kölnischen Zeitung« erschienen), machten ihn rühmlich bekannt. Den letzten Abschnitt seiner Weltreise schilderte er in dem Buche »Aus Japan nach Deutschland durch Sibirien« (Köln 1883) in lebendigen Farben und oft mit kräftigem Humor, dabei häufig eine scharfe Kritik übend. Mit seiner Studie »Das Holontalo, Gossen und grammatische Skizzen. Ein Beitrag zur Kenntniss der Sprachen von Celebes« (1884) erwarb er sich noch nachträglich 1883 in Leipzig den philosophischen Doktortitel.

Nachdem J. während des Winters 1882/83 unter Bastian's, Kiepert's und Virchow's Leitung seine wissenschaftlichen Kenntnisse noch durch eingehende Studien ergänzt hatte, trat er Ende 1883 seine dritte Reise an. Afrika und die Südsee-Inseln waren sein Ziel. Nachdem er zunächst Madeira, dann ein Jahrlang das südliche und östliche Afrika bereist hatte, zwangen ihn fortwährende heftige Fieberanfälle, seine Südseereise vorerst aufzugeben. Seine von dieser Reise an die »Kölnische Zeitung« gerichteten und Aufsehen erregenden Berichte erschienen überarbeitet und erweitert 1885 unter dem Titel »Um Afrika« als ein selbständiges Buch.

Es entstand nun eine längere Pause in den Reisen J.'s. Im März 1885 verheirathete er sich und nahm seinen Wohnsitz in Berlin, wo er sich ein neues prächtiges Haus einrichtete, das er mit dem kunstgewerblichen Theile seiner gesammelten Schätze in einer so originellen, aber gefälligen und anheimelnden Weise ausschmückte, dass seine Wohnung zugleich einem kleinen Museum glich. Den grössten Theil seiner ethnographischen Sammlung schenkte er an die Museen in Berlin, Dresden, Karlsruhe, Braunschweig, Leyden, Kopenhagen u. a. Er selbst widmete sich nun vor allem der wissenschaftlichen Bearbeitung seiner eingeheimsten Schätze. Von seinen selbstständigen Werken seien hier noch folgende aufgeführt, zunächst das grosse Prachtwerk »Tätowiren, Narbenzeichnen und Körperbemalen« (Berlin 1887); es folgten dann: »Die aussereuropäische deutsche Presse, nebst einem Verzeichniss sämmtlicher ausserhalb Europas erscheinenden deutschen Zeitungen und Zeitschriften« (Köln 1888); »Spanische Stiergefechte. Eine kulturgeschichtliche Skizze« (Berlin 1889); »Weltfahrten« (3 Bände, Berlin 1895), eine Sammlung von wissenschaftlichen Aufsätzen, meist ethnographischen Inhalts.

Im Beginne des Jahres 1889 unternahm J. abermals eine grössere Reise, die ihn noch einmal nach Südamerika, und zwar nach Guayana, führen sollte. Die von dieser Reise mitgebrachten reichen Sammlungen schenkte er wieder dem Berliner Museum für Völkerkunde, die wissenschaftlichen Ergebnisse legte er in der Schrift »Ethnographisches und Verwandtes aus Guyana« (Leyden 1893) nieder. Von seiner letzten Reise sollte er nicht zurückkehren; zu früh für die Wissenschaft ist er auf jener einsamen Südseeinsel von uns geschieden. Zumal die deutschen ethnographischen Sammlungen sind J. zu grossem Dank verpflichtet.

Vgl. Globus, LXXIII. Bd., 1898, mit Porträt; ferner Deutsche Rundschau für Geogr. u. Statistik, 1887, IX, mit Porträt.

W. Wolkenhauer.

Baumgarten, Johannes, Dr., Professor am Gymnasium in Koblenz, * am 29. September 1829 zu Aachen, † am 22. April 1897 daselbst im Alter von 75 Jahren. — Er galt für einen der besten Kenner der französischen Sprache und Literatur. B. studirte in Bonn und war dann längere Zeit in Belgien und Frankreich; 1859 ward er Lehrer am Koblenzer Gym-

nasium. B. war schriftstellerisch ausserordentlich thätig. Von seinen sprachlichen Arbeiten sind zu nennen: Glossaire des idiomes populaires du Nord et du Centre de la France; La France comique et populaire; Anthologie polytechnique et militaire; Les Mystères comiques de la province; La France contemporaine; A travers la France nouvelle; La France qui rit u. a. Auch mehrere Reiseschilderungen und Reiseführer veröffentlichte er, so: »Abenteuerleben in Guyana und am Amazonas« (2. Aufl. 1881); »Der Orient« (1882); »Amerika« (1882); »Koblenz und seine Umgebung« (2. Aufl. 1880) u. a.

W. Wolkenhauer.

Liebenow, Wilhelm, Geheimer Regierungsrath und Titular-Professor, ein durch seine zahlreichen Karten in weiten Kreisen bekannter Kartograph, * am 13. October 1822 zu Schönfliess in der Provinz Brandenburg, † am 17. Juli 1897 zu Schöneberg bei Berlin im Alter von 74 Jahren. — L. kam 1841 nach Berlin, um bei Ritter, Dove und Mitscherlich Vorlesungen zu hören und später, nach kurzer aktiver Dienstzeit, als Ingenieur-Geograph bei der preussischen Landesaufnahme thätig zu sein. Im Jahre 1854 trat er in das preussische Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten, in dem er später viele Jahre Vorstand des kartographischen Bureaus für die Eisenbahnabtheilung und der Plankammer für die Bauabtheilung war. In dieser Dienststellung lag ihm die Bearbeitung der zahlreichen kartographischen Arbeiten ob, die vom Ministerium der öffentlichen Arbeiten herausgegeben werden, insbesondere auch die »Karte von Centraleuropa zur Uebersicht der Eisenbahnen« (1. Blatt, 1 : 1 250 000), die jährlich erscheint. Bemerkenswerthe Arbeiten aus L.'s frühester kartographischer Thätigkeit sind seine Karten über Galiläa für K. Ritter's Erdkunde und seine Skizzen und Modelle zu Mitscherlich's Studien über die vulkanische Eifel. Nach Abtretung der Hohenzollerschen Lande an Preussen fertigte er auf Anregung Alex. v. Humboldt's eine Specialkarte von Hohenzollern (1 : 100 000, 1854) an, die Friedrich Wilhelm IV. gewidmet wurde. L.'s umfassendstes und bekanntestes Werk ist die »Specialkarte von Mitteleuropa« im Maassstab 1 : 300 000, in 164 Bl., lith. und kol., Hannover 1869—1885. Die ersten 20 Blätter dieser Karte, die das Gebiet zwischen Rhein und Paris darstellen, waren 1870 bei Ausbruch des Krieges soeben erschienen und haben nach Moltke's Aeusserung für das rasche und sichere Vorrücken der deutschen Truppen die wichtigsten Dienste geleistet. Der Verstorbene war 1871 auch Mitarbeiter im Hauptquartier an der Festlegung der neuen deutsch-französischen Grenze. Andere bekannte Karten von L. sind noch: Karte von Schlesien, Specialkarte vom Riesengebirge, Karte vom preussischen Staate (6. Auflage 1876), Karte von Rheinland und Westfalen, Verkehrskarte von Oesterreich und Ungarn, Karte von Westdeutschland u. a. Bei seinem Uebertritt in den Ruhestand im Jahre 1894 wurde L., nachdem er früher schon den Titel Geheimer Rechnungsrath und Professor erhalten hatte, zum Geheimen Regierungsrath ernannt.

Vgl. Globus, 1897, LXXII. Bd.

W. Wolkenhauer.

Wolter, Charlotte, verwittwete Gräfin **O'Sullivan**, k. u. k. Hofschauspielerin am Burgtheater, * am 1. März 1834 in Köln a. Rh., † am 14. Juni 1897 in Wien. — Die grösste deutsche Tragödin ihrer Zeit hat aus ungemein ärmlichen und traurigen Verhältnissen sich emporgearbeitet; ihre Wiege soll in der Werkstatt eines mit Kindern reicher, als mit Glücksgütern ge-

segneten Schneiders gestanden haben. Wie die schwer nachzuprüfende Fama weiter meldet, soll sie als Zehnjährige zufällig in das Theater ihrer Vaterstadt gekommen sein, beim Vorübergehen vom Balletmeister halb im Scherz aufgefordert, mitzustatiren. Von Stund an liess sie der Coulissenzauber nicht mehr los. Mit 16 Jahren ging sie abenteuerlustig in die weite Welt. Ihre erste Lehrerin, eine sonst wenig bekannte Burgschauspielerin Frau Gottdank in Wien, richtete ihr Augenmerk insbesondere auf schöne Plastik der Bewegungen. Ihr erstes belangreicheres Auftreten fand am 25. Mai 1857 in Ofen statt, wo sie am deutschen Festungstheater die Jane Eyre gab. Der Director stellte bald darauf die Zahlungen ein. Die Gesellschaft wagte sich nothgedrungen auf Wanderfahrten, die u. A. nach Stuhlweissenburg führten. Diese Schmieren-Wirthschaft brachte der jungen W. nur Demüthigungen und Enttäuschungen. Sie musste ihre geringen Habseligkeiten verpfänden. Gleichwohl sollte sie im Strassenkleid die »Jungfrau von Orleans« darstellen, und als sie Miene machte, sich zu weigern, liess sie der Stuhlrichter durch bewaffnete Panduren auf die Bühne führen und zum Spiele zwingen. Am nächsten Morgen war sie verschwunden, durchgegangen. Eine Weile später taucht sie wieder in Wien auf. Hier gönnte ihr Nestroy an dem dazumal von ihm geleiteten Carltheater gegen ein Monatsgehalt von fünfzig Gulden ein höchst bescheidenes Unterkommen für Anmelde- und Zofenrollen, die man ihr lediglich ihrer Schönheit willen anvertraute; sonst galt sie nicht nur für vollkommen talentlos, sie war das Stichblatt schnöder Spässe für den Director und die Modesoubretten. »Ich gehörte zu jenen Personen«, so bekannte hernach Anna Grobecker, »die Charlotte W. gar kein Talent zutrauten. Ich sah sie zum erstenmal in der Rolle eines Kammermädchens in der »Liebschaft in Briefen« und fällte trotz ihrer bestechenden Erscheinung ein abfälliges Urtheil. Dass sie dort nicht am Platze war, ahnte meine Weisheit damals nicht und so konnte ich es nicht lassen, sie nach Herzenslust zu bekritteln. Sie trat meiner Meinung nach zu vornehm ein, geruhte einen Brief abzugeben, warf einen gelangweilten Blick in das Publikum und ging gravitätisch ab, als ob sie zwei Schleppträger hinter sich hätte. Mein Gott, dachte ich, der fehlt auch alles zur Kammerzofe. Unser Regisseur, der alte Papa Lang, gab mir auch vollständig Recht, als ich ihm sagte: »Frl. W. ist zwar sehr schön, aber sie hat meiner Ansicht nach keinen Funken Talent!« Frau von Wassowitsch, unsere Anstandsdame und eine Lehrerin der W., war ausser sich über meine Aeusserung und rief entrüstet: »Was, die W. hat kein Talent? Sie hat Talent und sogar ein bedeutendes, von dem die Welt noch einmal reden wird. Ihr werdet es sehen, sie wird nächstens in Brünn die Maria Stuart spielen«. »Na, das wird nett werden«, rief die Grobecker und der alte Prakticus Lang stimmte lachend mit ein. Unbeirrt durch solche Meinungen und Gegenmeinungen der Kameraden hatte der feine Kenner und Kritiker Rudolph Valdek dem verkannten Talente seinen Beistand angedeihen lassen. Im Herbst 1858 forderte ihn der Wiener Literat Cajetan Cerri auf, sich der vielbespöttelten anzunehmen. Die W. war indessen Valdek selbst schon vorher aufgefallen, sowohl durch die angeborenen, ausserordentlichen Naturgaben, wie durch die erstaunliche Unbeholfenheit im Gebrauch dieser elementaren Mittel der Darstellung. »Ein Kopf, dessen Profil die schönste Kamee würde abgegeben haben, eine mittelgrosse Gestalt von bestem Gefüge, eine wohllautende Stimme und dabei die Schönheit wie verschleiert durch einen gleichsam unbeweglichen Ausdruck, der Gang ver-

nachlässigt, Laut- und Satzbildung in hohem Grade mangelhaft. Was Wunder, wenn eine Erscheinung, wo die Natur so viel versprach und der Geist so wenig zu halten schien, mit Befremden bemerkt und ihr Name in nicht beneidenswerther Weise bekannt wurde. Dabei war dieses Frl. W. nicht mehr in der ersten Jugendblüte, denn sie stand in der Mitte der Zwanziger. Sie war auch keine Anfängerin, denn seit wohl zehn Jahren gehörte sie der Bühne an. Im Carltheater trat sie nur selten und stets nur in unbedeutenden Rollen auf. Dagegen war sie jeden Abend im Zuschauerraum zu sehen. In der ersten Gallerie, in der Mitte derselben, sass sie da und sah aufmerksam ihren Collegen zu, die drunten Comödie spielten, wobei manchmal ein Zug von leisem Spott über ihre Lippen glitt.« Ein oder zwei Jahre waren in so unergiebiger Weise verstrichen, als ein Gastspiel Emil Devrients im Carltheater eine Wende im Leben der W. herbeiführte. »Aushilfsweise« hatte sie die Elisabeth in Richard III. zu übernehmen: »welch seltsame Verwandlung! Sie sprach zwar so schlecht, wie gewöhnlich, aber mit welchem Nachdruck. Wie edel war ihre Haltung, wie gross, frei und schön ihre Armbewegungen!« Es hiess, sie hätte damals die Aufmerksamkeit von Devrient erregt, wie ein ander Mal bei einem Gastspiel von Hendrichs in »Macbeth« ihre Hexe dem Berliner Heldenspieler Eindruck machte. Geholfen hätten ihr diese beiden Begegnungen wenig, wenn sie sich nicht beherzt entschlossen hätte, das Carltheater so schnell als möglich zu verlassen, fleissig an ihrer Ausbildung zu arbeiten, grosse Rollen zu lernen und vor Allem die rechte Stätte für die Bethätigung ihrer Kraft zu suchen. In diesen Tagen wurde Valdek mit ihr bekannt. Sie wohnte unweit der Leopoldstädter Kirche sehr bescheiden in der Jägerzeile. Ausser einem halbdutzend tragischer Rollen (Adrienne Lecouvreur, Maria Stuart etc.) lernte sie dazumal auch Französisch »mit eigenthümlich gelassener Zuversicht und ohne von ihrer sonstigen Lebenslust was abzubrechen. Zu gute kam ihr, dass sie seit vielen Jahren mit der Bühne vertraut war. Sie wusste das Handwerk in der Kunst zu schätzen und mit taktfester Ausdauer auszuüben. Manchmal kam sie mir vor, wie eine junge Wittwe, die wieder Braut geworden. Sie war Schauspielerin geworden und wollte es in höherem Sinne wieder werden.« Nun galt es vor Allem, den damaligen Director des Burgtheaters, Laube, auf die W. aufmerksam zu machen. Es dauerte indessen noch geraume Zeit und bedurfte wiederholter Mahnungen, bis Laube Valdek's Wink beachtete. Als er die W. endlich, in einem Zofenröllchen, gesehen, sagte er Tags darauf zu Valdek: »Sie haben Recht. Sie ist eine bildschöne Person. Keine in unserem Burgtheater kann sich darin mit ihr messen. Auch scheint Talent in ihr zu stecken. Sagen sie ihr, sie soll zu mir kommen«. Eine lange Unterredung mit der W. bestärkte Laube in seiner günstigen Ansicht. Nun hiess es weiter, ein Gastspiel auf einer fremden Bühne zu veranlassen, das Laube mitmachen wollte. Valdek's erste Bemühungen schlugen fehl; geradezu entrüstet schrieb ihm der Director des Breslauer Stadttheaters: »50 Gulden für ein Debut? Ein solches Honorar würde vielleicht einer Frau Rettich zugestanden, niemals aber einer unbekannten Anfängerin, die höchstens umsonst auftreten dürfe.« »Umsonst« waren aber näher drei (der W. vom Maler Aigner vermittelte) Gastvorstellungen in Brünn zu haben. Als Vertrauensmann Laube's fuhr Valdek zu diesen Proberollen. Der Erfolg war echt und stark. Das Gastspiel wurde verlängert. Vergnügt berichtete Valdek so günstig, dass Laube beim damaligen Oberstkämmerer

Grafen Lanckoronski auf Grund dieses Gutachtens das Engagement der W. für das Burgtheater beantragte. Vergebens. Der hohe Herr gerieth bei dem Ansinnen, die Hofbühne durch eine »Nichtberühmtheit« des Carltheaters zu behelligen, in drollige Entrüstung. In Folge dieser schroffen Abweisung musste sich die W. nach Berlin wenden, wo sie am Victoriatheater, unter dem früheren Director der Wiener Hofoper, Cornet, auftreten sollte. Auch hier fehlte es zunächst nicht an Hemmungen. Ihre Debutrolle musste abgesetzt werden, da der erste Liebhaber erklärte, mit »dieser Person« schlechterdings nicht auftreten zu wollen, das sei die »personifizirte Talentlosigkeit«. Am nächsten Tag fällt der hochnasige Liebhaber durch, während die W. in der Neuigkeit des folgenden Abends gefiel. Sie spielt nun Rolle auf Rolle, singt einmal auch in einem Vaudeville, lernt eifrig unter dem wackeren Regisseur Hein und bei Frau Perroni - Glassbrenner, und erregt grössere Aufmerksamkeit in dem Schauspiel »Ninon de l'Enclos«. In Folge dessen räth Frau Perroni - Glassbrenner der W., den Generalintendanten von Hülsen zu besuchen und sich um das nach Lina Fuhr erledigte Fach am königlichen Schauspielhaus zu bewerben. Herr von Hülsen empfängt die Unbekannte freundlich und verblüfft sie im Verlauf des Gespräches durch den plötzlichen Anruf: »Stehen Sie einmal auf«. Die W. meint, der Sessel sei schadhaft geworden oder dgl. und erhebt sich eilig. Der frühere Gardelieutenant mustert sie einen Augenblick scharf, dann sagt er gemessenen Tones: »Ich kann Sie nicht engagiren; Sie sind mir zu klein; auch habe ich bereits Frau Kierschner in Betracht gezogen«. Auch einem anderen Theaterleiter flösste die Statur der W. ursprünglich Bedenken ein. Dingelstedt war von Weimar nach Berlin gekommen, um im Victoriatheater seine Bearbeitung von Shakespeare's »Wintermärchen« zu überwachen. Als ihm für die Hermione die W. empfohlen wurde, sagte er verdriesslich zum Regisseur: »Die soll die Hermione spielen? Sie ist für diese Rolle um einen Kopf zu klein«. Ruhig erwiderte Hein: »Warten Sie nur! Nach der ersten Scene wird sie um zwei Köpfe grösser erscheinen«. Hein behielt Recht. Die Hermione der W. wurde eine Berliner Sehenswürdigkeit. Chéri Maurice, der sie im Winter 1860/61 sah, engagirte sie auf diese Leistung hin sofort fest auf drei Jahre nach Hamburg, wo sie am 19. August 1861 zum ersten Mal als Adrienne Lecouvreur mit durchgreifendem Erfolg auftrat; dann spielte sie nach Maurice's Bericht »Die Waise aus Lowood«, »Deborah«, »Marie Anne, das Weib aus dem Volke«, vor Allem aber die Hermione, die im Lauf einer Saison dreissig Mal gegeben wurde. »Versuche, Charlotte im Lustspiel zu verwenden, wollten nicht recht gelingen. Die für die Tragödie prädestinirte Künstlerin konnte an meiner Bühne in dieser Gattung, welche meine Concession verbot, — erst 1866 trat Theaterfreiheit ein —, das Feld wo später ihre schönsten Lorbeeren blühten, nicht finden«. Laube setzte nun alles daran, die W. am Burgtheater wenigstens gastiren zu lassen: im Juni 1861 trat sie als Adrienne Lecouvreur, Jane Eyre, in der »Waisen aus Lowood« und der »Rutland« in Graf Essex auf, vom Publikum sofort mit grosser Wärme willkommen geheissen, in der Kritik von Friedrich Uhl in ihrer Bedeutung und Begabung für die Tragödie richtig erkannt: »Die Aussprache« — der geborenen Rheinländerin — »ist noch nicht genug dialektrein und manchmal wird der Effect, der sich mit der Melodie der Sprache erreichen lässt, der bestimmten Umgrenzung des Wortes geopfert; allein wir haben nur wenig Schauspielerinnen die Adrienne so effectvoll in Haltung, Mimik und

leidenschaftlicher Entwicklung, namentlich nicht den letzten Akt so einheitlich stark und wahr darstellen gesehen«. Neben so entschiedenem Lob fehlte auch mäkelnde Gegnerschaft nicht. Allein Laube zweifelte keinen Augenblick an der schöpferischen Kraft der W. und er wusste nun auch den ehedem so spröden Oberstkämmerer von dem Werth der aufstrebenden Grösse für das Burgtheater zu überzeugen. Chéri Maurice, der bis dahin allen Bitten Dritter um Lösung des dreijährigen Contractes der W. Widerstand geleistet, liess sich endlich durch die Thränen der Künstlerin rühren, sie vom 1. Juni 1862 ab freizugeben. Sie musste sich nur verpflichten, drei Jahre nacheinander ein einmonatliches Gastspiel im Thaliatheater zu absolviren. Ihre letzte Hamburger Rolle war gleich der ersten Adrienne Lecouvreur. Am 12. Juni 1862 erschien die W. in der Rolle der Iphigenie als Mitglied des Burgtheaters, dem sie fortan durch volle 35 Jahre angehörte: als Liebling aller Kunstfreunde, als die stärkste Stütze der Tragödie, in den Dichtungen der Klassiker von Sophokles bis auf Shakespeare, Racine, Lessing, Schiller, Goethe, ebenso ausserordentlich wie in den neueren und neuesten Dramen von Grillparzer, Hebbel, Otto Ludwig, Wilbrandt, Dumas fils, Sardou, Augier etc. In 127 Rollen ist sie 2109 Mal aufgetreten. Gastspiele und Ehrengastspiele führten sie zunächst in die österreichischen Landeshauptstädte Prag, Pest, Graz, Innsbruck, Brünn; weiter nach Berlin, Köln, München, Weimar, Coburg etc., von wo sie Orden, Widmungsgeschenke und unzählige Kränze heimbrachte, mit deren Schleifen sie das Stiegenhaus ihrer Hietzinger Villa buchstäblich tapezirte. Nach Amerika ging sie trotz lockender Anerbietungen niemals. Den fragwürdigen Ruhm der Wandervirtuosin hat sie stets verschmäht.

Angesichts solcher Erfolge und Leistungen begreift man das stolzbescheidene Wort, mit dem sie einem Biographen auf die Bitte um Einzelheiten aus ihrem künstlerischem Werdegang erwiderte: »Meine ganze Theatercarriere liegt vor den Augen des Publicums. Sie ist ein aufgeschlagenes Buch. Lesen auch Sie daraus«. Ueberblickt man diesem Rathe gemäss das (von Albert J. Weltner veröffentlichte) statistische Verzeichniss ihrer Burgtheaterrollen der Zeitfolge nach, dann zeigt sich, dass Laube die W. nicht nur in classischen Charakteren, als jugendliche heroische Liebhaberin und Heldenspielerin hinausstellte. Neben der Iphigenie, der Jungfrau von Orleans, der Julia, Maria Stuart, dem Clärchen, der Hero, der Prinzessin im »Tasso«, Sappho, Phädra, Preciosa, Orsina, Lady Macbeth erprobte er Grösse und Grenze ihrer Kraft im älteren deutschen und französischen Schauspiel; er liess sie selbst im Lustspiel, in Moreto's Donna Diana, Bauernfeld's »Bürgerlich und Romantisch«, Töpfer's »Rosenmüller und Finke« sich versuchen; er brachte endlich nur für sie gedachte und gemachte »Wolter-Stücke«, wie Mautner's Eglantine, Weilen's Edda, Mosenthal's Pietra etc., ihren Paraderollen zuliebe, zur Aufführung. Alle künstlerischen Schöpfungen der W. in diesem ersten Jahrfünft ihrer Burgtheater-Zeit (1862—1867) überglänzte jedoch ihre Kriemhild in den beiden ersten Theilen von Hebbel's Nibelungen-Trilogie. Laube hatte die mächtige Dichtung viel zu lange zurückgedrängt, angeblich, weil ihm die rechte Darstellerin für die Braut und Wittwe Siegfrieds fehlte. Mit der W. errang Hebbel's Werk nun endlich eine geradezu triumphale Aufnahme. Als Tochter Utens von gewinnender Sittsamkeit; vor dem Münster mit Brunhild, wo sich die Königinnen schalten, von einer im Burgtheater bis dahin unerhörten Wildheit; am Sarge Siegfrieds zusammenbrechend mit dem dazumal zum ersten-

mal vernommenen, theatergeschichtlich gewordenen »Wolter-Schrei« überwältigte und überzeugte sie durch die Wahrheit dieser fessellos hinrasenden, dämonischen Naturkraft zumal das jüngere Geschlecht. Vergebens höhnte der seither besser belehrte Ludwig Speidel solche und ähnliche Offenbarungen ihres gewaltigen Naturells als »groben Naturalismus«. »Kurze eckige Bewegungen«, so schrieb er 1864, also schon nach ihrer Kriemhild, über ihre Deborah, »die einander in der unschönsten Weise schneiden; gewaltsame Ausrenkungen des Satzbaues, grelle Naturschreie, wie sie der Gipfel der Lust und die Spitze des Schmerzes bezeichnen, vor denen aber die Muse, welche auch die Leidenschaft schön will, die Ohren verstopft!« Der Kritiker vergass bei diesem maasslos absprechenden Urtheil, dass der in gigantischen Wasserstürzen niedertosende Rheinfall bei Schaffhausen durch andere Reize wirkt, als die majestätische Ruhe des Rheinstroms bei Köln. Er übersah zugleich, was dem weisesten und grössten Kenner Altwiens, dem greisen Grillparzer, in seiner einsamen Zelle nicht entging: die Nothwendigkeit der neuen Spielweise. Grillparzer begriff es, dass die Sappho der W. alle früheren Darstellerinnen in manchen Beziehungen überragte, »obschon die Schröder diese Rolle unübertrefflich und mit grossartigem Schwung gab und eine Kraft der Rede, des Organs und Ausdrucks hatte, mit einem Wort eine Meisterin der Declamation war, wie sie sich kaum wieder findet. Allein es war dem Geist des Stückes entgegen, dass ältere oder reizlose Frauen diese Rolle spielten, weil Entsagung in der Liebe von Seiten der Frau in reiferen Jahren allzusehr in der Ordnung der Natur liegt, als dass dadurch das Hauptinteresse nicht von der Heldin abgleiten und auf die jüngere Melitta übergehen musste.« Er hob auch gerecht und mild den Unterschied zwischen dem akademischen, hohenpriesterlichen Wesen einer Rettich und der Leidenschaft der jüngeren Heroine hervor: »Julie Rettich«, so sagte Grillparzer zu Frau v. Littrow-Bischoff, »war eine hochbegabte Frau, in ihrer Jugend ein vortreffliches, über jeden Tadel erhabenes Mädchen und sie hat alles geleistet, was heller Verstand, hohes Talent, wahre Bildung und ein vortreffliches Genie zu leisten vermögen. Aber eben den Anlauf der Begeisterung — welcher oft dem ihrigen weit untergeordneten Charakteren zu Gebote steht — den Anlauf der Begeisterung zu nehmen, dazu fehlte ihr die Fähigkeit. Sie versetzte häufig auf den Boden der Reflexion, was der Phantasie angehören sollte, und wenn sie den Ausbruch der Leidenschaft mit mächtigen Mitteln auch darzustellen wusste, der Ausdruck der leidenschaftlichen Natur lag ihrem Wesen fern, wie auch ein gewisser Reiz der Anmuth und Lieblichkeit, obschon sie eine interessante, bedeutende, ja eine schöne Erscheinung war!« Als die Zeitungen die Lady Macbeth der Wolter tadelten, schenkte Grillparzer diesen Verdammungsworten keinen Glauben: »Ich denke, mir würde ihre Auffassung dieser Rolle gefallen haben«. Und noch bevor er die von Frau v. Littrow in seine enge Klause geführte W. bei sich begrüsst hatte —, »wie ein alter Märchenkönig, der sich väterlich-freudig über die glänzende, lebensvolle Erscheinung des auf dem niedrigen Sessel ihm gleichsam zu Füssen sitzenden Feenkindes mit dem Korallen-Diadem neigte« — äusserte er: »Solch eine Schauspielerin, welche Anmuth und Talent vereint, hätte mich, wenn sie mir in meiner Jugend begegnet wäre, schon durch den Wunsch, wie würde sie Dies und Jenes spielen, zu Vielem begeistert und angeregt, zu Dichtungen bestimmt, welche durch den Hauch der Persönlichkeit wachgerufen werden und welche, weil mir in den Jahren, da ich productiv war, eine solche fehlte, unterblieben«.

Dichtergrössen, wie Grillparzer und Hebbel, begegneten unter den jüngern Dramatikern der W. nicht mehr. Allein die edleren unter ihnen, Wilbrandt und Nissel, sahen ihre Eingebungen durch diesen von Grillparzer mit Recht so hochgerühmten »Hauch der Persönlichkeit« in ungeahnte Höhen gehoben: die W. hat die rasende Sinnlichkeit der Messalina durch Schönheit geadelt, durch das Naturrecht heidnischen Tumultes heissen Blutes, trotziger Abkehr von dem stoischen Tugendstolz der Contrastfigur Arria zu einer so einzigen Gestalt herausgearbeitet, dass sie alle Zuschauer, selbst die Gegner des Dramas, fortriss, Makart zur malerischen Nachbildung dieses unerreichbaren Urbildes anregte, Wilbrandt aber zu mehr als einem Preislied auf ihre Kunst und Art entzündete: — niemals zu einem besseren und aufrichtigeren, als dem Festgruss zu Ehren ihres 25jährigen (1867 feierlich begangenen) Burgtheater-Jubiläums:

Römische Kraft, die mit den Göttern ringt,
Griechische Schönheit, die noch Frevel adelt,
Ein deutsch Gewissen, das belehrt, getadelt
Rastlosen Kampfes Kunst und Stolz bezwingt,
So kenn' ich Dich, so dank' ich Dir von Herzen
Verkünd'rin höchster Wonnen, tiefster Schmerzen.

Diesen Hymnus stimmte nicht nur der Dichter und Kenner an. Die Verse waren zugleich das Ehrenzeugniss des Directors. Unter Wilbrandt, wie zuvor unter Laube und Dingelstedt, wie hernach unter Förster und Burckhard war die W., eifersüchtig darauf bedacht, unbestritten als die erste tragische Schauspielerin des Burgtheaters sich zu behaupten, nimmermüde gewesen im Dienste ihrer Kunst. Laube's harte Zucht beherzigend, mühte sie sich bis an das Ende ihrer Laufbahn — zuletzt mit vollem Gelingen — die Idiotismen der Kölner mundartlichen Aussprache abzustreifen, die Rhythmik des Verses, die Melodik der »gesetzlich klaren Rede« sich zu eigen zu machen. Die ehedem ihrer überstürzten Vortragsweise halber so herb Angelassene beherrschte in den siebziger und achtziger Jahren gebundene und ungebundene Rede mit gleicher Ueberlegenheit: das »Parzenlied« in der Iphigenia wirkte in ihrem Munde wie Musik (wohlgemerkt: nicht wie Gesang); die Prosa Lessing's, vordem eine Klippe W.'scher Kunst, trug sie späterhin zum Gipfel ihres Könnens. Hatte Laube's Einfluss die W. sprechen lehren, so hob Dingelstedt's auf das fertige Bühnenbild gerichteter Sinn ihre angeborene Gabe, Haltung und Tracht künstlerisch zu bilden. Niemand hat diese Fähigkeit feiner gewürdigt, als der feinste Wiener Kritiker bildender Kunst, Ludwig Hevesi: »Laube, der Ausstattungsfeind, führte ein gesprochenes Theater, erst unter Dingelstedt sah man ein gestimmtes Theater. Gestimmt, in Wien, auf Hans Makart. Der erste Laut von ihren Lippen fuhr elementar durch die tausend Herzen und, ehe man noch etwas gesehen, war man auf den tragischen Ton gestimmt. Durch alle Fibern rieselte der Schauer, den dieses Organ weckte, als eine Empfindung sinnlicher Wohligkeit, farbiger Wärme. Das ist das tönende Bild, moderner Zeiten, denn auch Bild war sie und war es mit unwiderstehlicher Machtfülle. Von Iphigenia bis zur Fedora, von Maria Stuart bis zu Helena: Bild um Bild, und immer eine andere Schönheit.« Solcherart trat sie in stetig steigender Entwicklung an immer neue Aufgaben. Fehlschläge gab es nur, wenn sie ihrem Wesen völlig fremde Rollen (die Jüdin von Toledo, Libussa, Sidonie in Fromont jun. und Risler sen.) sich aufreden liess. Desto voller in ihrem Element in dämonischen, überlebensgrossen Gestalten, in Shakespeare's Historien, in Goethe's

Faust. Erstaunt wähnte man jahrelang, dass das Alter keine Gewalt über sie habe. Ihr Zauber verstärkte sich. »Nicht nur in dem Orgelton ihres Organs, das von den Schmeicheltönen der Cantilene bis zum Donnerhall des Dies irae als »böses Gewissen« im Faust sich steigern konnte; nicht nur«, wie ich gleich nach ihrem Heimgang in der Allg. Ztg. schrieb, »in der Plastik ihrer Posen, die Zug und Stil und zugleich volle Glaubwürdigkeit und Naturtreue offenbarten, wie die Meisterstücke griechischer Bildnerkunst — sie hielt uns in wachsender Liebe und Bewunderung fest durch den »Ernst, den keine Mühe bleichet«. Sie hat die Geschenke einer überreichen Natur ausgemünzt im Dienste einer grossen, kerndeutschen, das heisst congenial in den Geist Aller sich vertiefenden Kunstübung. Denn ihren classischen Schöpfungen ebenbürtig waren ihre britischen Charaktere, unter denen ihre Lady Macbeth obenan steht. Ihren antiken Gestalten gesellte sie Typen, wie Sardou's Georgette: eine Cocottenfigur, derengleichen ich niemals überlegener, ausgelassener, leichtblütiger irgendwo auf dem französischen Theater gesehen habe. Und den Heroinen, Mänaden, Teufelinnen ihrer jüngeren Jahre, der Königin Margarethe in den Königsdramen, Wilbrandt's Messalina und der Volandinne in Kriemhilds Rache folgten in ihren letzten Lebensjahren Matronen: eine Lea in den Makkabäern, eine Volumnia im Coriolan, die Pastorin in Richard Voss' Neuer Zeit und die Hamburger Patricierin in Philippi's Dornenweg — Erscheinungen von gehaltener Würde, wie ich sie vorher und nachher weder auf der deutschen, noch auf einer anderen Bühne je zu Gesicht bekommen. Und was nicht zu vergessen ist: die Wolter war in alledem Original. Sehr empfänglich für gute künstlerische Rathschläge ihrer Directoren und Kameraden, von Laube und Dingelstedt bis auf Wilbrandt, Förster, Sonnenthal und Berger, ahmte sie niemals einen fremden Ton, irgendein heimisches oder ausländisches Muster nach. I am myself alone durfte sie mit Shakespeare's König sagen. In Costume-Fragen hat sie Makart manche Anregung zu danken. In der Auffassung einzelner Stellen hat sie die Kenner-Ansicht ihres edlen, auch künstlerisch edel empfindenden Gatten (des belgischen Grafen O'Sullivan) beherzigt. Im Ganzen hat sie ihr Bestes, Eigenstes nur aus sich selbst geschöpft.«

1894 musste die W. zum erstenmal ihre Wirksamkeit am Burgtheater unterbrechen. Ein älteres chronisches Nierenleiden trat plötzlich acut so heftig und qualvoll auf, dass die Aerzte die Möglichkeit eines Wiederauftretens bezweifelten, jedesfalls im Interesse ihres physischen Befindens am liebsten ein- für allemal ausgeschlossen hätten. Stärker, als der Wunsch nach Genesung, war indessen die Sehnsucht nach dem über Alles geliebten Berufe. Im Winter 1895/96 trat sie, zunächst in der »Sappho«, auf, mit überströmender Herzlichkeit willkommen geheissen von der Burgtheater-Gemeinde. Mit höchster Selbstüberwindung spielte sie nun u. A. auch als neue Rolle die Johanna Wedekind im Dornenweg unübertrefflich. Hier war einmal der Geist stärker, als das Fleisch. In den Ferien verschlimmerte sich aber ihr Zustand wieder und nun begann ein monatelanges, martervolles Siechthum, dem ein barmherziger Tod erst am 14. Juni 1897 ein Ziel setzte. Ihrem letzten Wunsche gemäss wurde sie in ihrem reichen goldverzierten Costume als Iphigenie in den Sarg gebettet und an der Seite ihres ihr im Tode vorangegangenen Gemahls auf dem Hietzinger Ortsfriedhof bestattet. Der damalige Direktor des Burgtheaters, Dr. Burckhard, widmete ihr die folgende würdige Grabrede:

»Charlotte Wolter, die grosse, unsterbliche Künstlerin, die so oft im Leben spielend den Tod besiegt hat, indem sie seine Schauer verklärend in die befreienden Regionen ihrer Kunst erhob, sie ist dem Furchtbaren nun doch erlegen. Nicht mit sanftem Kusse schloss er diese Augen, nach heissem Kampfe hat er sie gebrochen. »Dieses Ringens blutige Qual« — sie blieb ihr nicht erspart. Nur widerstrebend verliess die Seele den Körper, aus dessen Antlitz bis zu den letzten Augenblicken der Schimmer antiker Schönheit widerstrahlte; der Hauch des Odems sträubte sich, für immer diesem klassisch geformten Munde zu entschweben, der ihm tausend- und tausendmal ein wundervolles Instrument gewesen, das er bald in melodischen Glockenklängen erklingend, bald in mächtigem Orgeltone dahinbrausend mit den herrlichsten Symphonien belebte, jetzt alle Sinne zu begeistertem Jubel hinreissend, jetzt die Herzen der athemlos Lauschenden mit den Schauern heissester Leidenschaft erfüllend — das Leben floh nur zögernd aus der abgeklärten Harmonie, die inmitten des dissonirenden Weltgetriebes sich in dieser Künstlerbrust aufgebaut hatte.

Wie hast du dich selbst erfasst, Charlotte Wolter, da du gewünscht, nicht in den Farben der Trauer den Weg des Todes zu beschreiten, sondern mit hellem Schimmer die Räume füllen zu lassen, von denen die letzte Fahrt dich hieherführte, so den Gedanken, den Altmeister Goethe in seiner Gedächtnissrede zum brüderlichen Andenken Wieland's geäussert, für dich nachempfindend: »Ein festlich geschmückter Saal, mit bunten Teppichen und munteren Kränzen, so froh und klar als dein Leben, möge vor den Augen deiner trauernden Freunde erscheinen«.

Was das Leben an Glück, an Liebe, an Ehre, an Ruhm bieten kann, es ward dir, Charlotte Wolter, in reichstem Maasse zu theil. Nach kurzem Kampfe, wie er wohl noch keiner Künstlerseele erspart blieb, bist du in raschem Fluge zu den lichten Sonnenhöhen ewigen Ruhmes emporgeschnellt; es war dir gegönnt, durch Jahre an der Seite eines feinsinnigen, dich und deine hehre Kunst voll würdigenden Gatten dahinzuwandeln, der mit zarter Fürsorge deine Pfade ebnete. Tausende, Tausende haben dir zugejubelt und dich geliebt und verehrt, wie selten Menschen geliebt und verehrt werden; durch grosse Reiche, über weite Meere hin flog der Ruhm deines Namens und deiner Kunst; du warst durch Decennien der belebende Mittelpunkt, um den sich ein grosses Kunstinstitut, ja um den sich die dramatische Production eines ganzen Volkes drehete.

Aber hast du Grosses von deiner Zeit empfangen, so hast du es nur erhalten, weil du ihr Grosses gegeben hast. Gedenken wir der schönsten, der erhabensten Eindrücke unseres Lebens, Charlotte Wolter, so werden wir stets auch deines Namens gedenken, und hast du uns durch dein Scheiden Vieles genommen, so hast du uns Vieles gelassen: den reichen Schatz unvergänglicher Erinnerungen an die Künstlerin, mit der gelebt, von der empfangen zu haben, noch spätere Geschlechter uns neiden dürfen. Nimm unseren Dank für Alles, was dein Genius so überreich uns gespendet: durch Jahrhunderte wird dein Name ein Leitstern sein für Alle, die in der Schauspielkunst das Höchste anstreben.«

Quellen: Rudolf Valdek: Deutsche Zeitung, Wien, 14. Mai 1887. — Laube: Das Burgtheater. — Aus dem persönlichen Verkehr mit Franz Grillparzer von Auguste v. Littrow-Bischoff. Wien 1873, S. 54 ff., 102 ff. — M. Ehrenfeld: Charlotte Wolter, Wien 1887 (eine nur einzelner stofflicher Angaben halber zu erwähnende Gelegenheitsschrift). — Adolf Wilbrandt: Neue Gedichte (»Aus dem Burgtheater«, Char-

lotte Wolter, 1874, 1887). — Charlotte Wolter. Nachruf von Ludwig Hevesi. Wiener Fremdenblatt vom 15. Juni 1897. — Neue freie Presse vom 15. Juni 1897 (mit Albert J. Weltner's Rollenverzeichniss der Wolter). Ebenda: 17. Juni: Charlotte Wolter 1834–1897 von Ludwig Speidel und Bericht über ihre Leichenfeier. — Charlotte Wolter von Paul Schlenther, Vossische Zeitung vom 15. Juni 1897. — Leo Hirschfeld: Charlotte Wolter. Ein Erinnerungsblatt mit Illustrationen und einer statistischen Rollentabelle, Wien 1897. — Alexander v. Weilen: Allgemeine Deutsche Biographie s. v. Wolter. — Die Bilder und Büsten der Wolter (von Makart, Canon, Angeli, Tilgner etc.) waren in der Wiener Theaterausstellung in einem besonderen Wolterzimmer vereinigt und in Karl Glossy's Katalog dieser Ausstellung verzeichnet. — Nach dem Tode der W. wurden ihre reichen Kunstschätze, einschliesslich sämmtlicher Porträts ihres Gemahls und der Meisterin, von H. O. Miethke versteigert: der Katalog ihres Nachlasses (Wien, H. O. Miethke, 1898) reproducirt Makart's Bild der W. als Messalina, Angeli's W.-Porträt, Canon's W.-Bild, Matsch's Oelbild Charlotte W. als Sappho, die W.-Büste von Tilgner. — Bildnisse der W. sind auch in der Porträt-Gallerie des Burgtheaters und im Wiener städtischen Museum.

Anton Bettelheim.

Petzold, Wilhelm, Dr., ein verdienstvoller Förderer der Schulgeographie, Professor an der Ober-Realschule in Braunschweig, * am 8. Februar 1848 im Pfarrhause zu Keutschen bei Weissenfels, † am 24. Juli 1897 während eines Ferienaufenthaltes zu Pouch bei Bitterfeld (Provinz Sachsen). — P. erhielt seine Vorbildung auf der Landesschule zu Schulpforta, studirte in Halle, machte 1870 den Feldzug mit und war hiernach als Lehrer in Neubrandenburg und Weissenburg (im Elsass) thätig. Nach einem abermaligen kurzen Studium in Halle wurde er dann an die Ober-Realschule in Braunschweig berufen. Ausser mehreren schulgeographischen Aufsätzen schrieb er einen »Leitfaden für den Unterricht in der astronomischen Geographie« (1885, 2. Aufl. 1891) nebst Fragen und Aufgaben (mit Lösungen) aus dem Gebiete der astronomischen Geographie (1892) und gab kurz vor seinem Tode mit Professor R. Lehmann den trefflichen »Atlas für Mittel- und Oberklassen höherer Lehranstalten« (Leipzig 1897) heraus. Das Lehrbuch der Geographie von Baenitz und Kopka gab er neu heraus, revidirte die Bamberg'schen Schulwandkarten und war auch Mitarbeiter am Skobel'schen Handbuch zu Andree's Handatlas.

Vgl. Pädagogisches Archiv von E. Dahn 1897, S. 643/44.

W. Wolkenhauer.

Valentin, Joh., Dr., ein junger deutscher Naturforscher, * in Frankfurt a. M., verunglückte am 10. December 1897 auf einer wissenschaftlichen Reise nach Chubut in Patagonien (bei Aguade de Reyes, einem Punkte, der 85 km von Rawson, der Hauptstadt von Chubut, entfernt ist). — V. studirte in Strassburg und promovirte hier 1889 zum Dr. phil. Ende 1893 folgte er einem Rufe an das Museum von La Plata und wurde April 1895 Sectionschef für Geologie und Mineralogie am Nationalmuseum in Buenos Aires.

Vgl. Globus 1898, LXXIII. Bd.

W. Wolkenhauer.

Schönlank, William, Grosskaufmann und Generalconsul für Salvador und Haiti, * am 6. August 1814 in der kleinen Stadt Märkisch-Friedland als Sohn einer jüdischen Familie in kleinen Verhältnissen, † am 23. December 1897 in dem hohen Alter von 84 Jahren zu Berlin. — Sch. hatte es verstanden, sich durch eigene Kraft, Rührigkeit, kluge Berechnung und unternehmenden Geist

zu grossem Reichthum und zum Chef des um den deutschen Handel verdienten Indigo-Importhauses Sal. Schönlank Söhne emporzuarbeiten. Seiner kühnen Initiative war es zu danken, dass das Indigo- und Farbwaarengeschäft, welches früher von England abhängig war, dem deutschen Markte erobert wurde; er hatte ein gutes Stück der indischen Production in seiner Hand. Durch seine überseeischen Handelsverbindungen zu allem, was Natur- und Völkerkunde pflegte und förderte, in Beziehung getreten (Gesellschaft für Erdkunde, Museum für Völkerkunde, Museum für Volkstrachten, Zoologischer Garten, Handelsgeographischer Verein u. a. in Berlin), wurde er allen dahin gerichteten Bestrebungen seit seinem Rücktritt von den kaufmännischen Geschäften ein verständnissvoller Mitarbeiter und freigebiger Gönner. 1878 gehörte S. zu den sieben Stiftern des Centralvereins für Handelsgeographie. Auch Nordenskiöld's Expeditionen und andere Forschungsreisende fanden seine Unterstützung. Wissenschaftlichen Versammlungen bereitete er gern einen gastfreundschaftlichen Empfang. So wurde er allmählich fast unentbehrlich für grosse Unternehmungen; man wählte ihn in die Vorstände vieler wissenschaftlicher Gesellschaften und überliess ihm mehrfach auch die Vertretung im Auslande. Der Berliner Gesellschaft für Erdkunde hat er ein Legat von 50000 Mark als »William Schönlank Stiftung« hinterlassen.

Vergl. Export 1898, No. 1; Verh. d. Berliner Ges. f. Anthrop. etc. 1898, S. 27/28.

W. Wolkenhauer.

Moericke, Wilhelm, Dr., Privatdocent der Mineralogie an der Universität Freiburg i. Br., † am 8. November 1897 daselbst. — Nachdem M., der aus Stuttgart stammt, 1889 promovirt hatte, ging er nach Chile zu wissenschaftlichen Studien und wurde einer der besten Kenner der chilenischen Anden, über die er mehrere fachwissenschaftliche Arbeiten veröffentlicht hat.

Leopoldina 1897, S. 163.

W. Wolkenhauer.

Ruthner, Anton von, Dr., hervorragender Alpenforscher und geographischer Schriftsteller, * am 21. Sept. 1817 zu Wien, † am 16. Dezember 1897 zu Salzburg, 80 Jahre alt. — R. erhielt seine Vorbildung auf dem Gymnasium zu Linz und im Stifte Kremsmünster und studirte in Wien die Rechte; von 1848 bis 1871 war er Hof- und Gerichtsadvokat in Wien, 1873 übernahm er eine Advokatur in Steyr in Oberösterreich und 1875 eine solche in Salzburg und wurde hier 1878 zum Notar ernannt. Schon als Jüngling hatte R. einige Ausflüge in das naheliegende Alpengebiet unternommen, bereits 1841 als junger Doctor den Gross-Venediger bestiegen, aber erst 1852 begann er systematisch die Durchforschung und Besteigung der österreichischen Alpen zu betreiben. Ueber 300 Hochgipfel und Hochpässe hat er betreten und überschritten, darunter viele, auf denen vor ihm noch keines Menschen Fuss gestanden. Im Jahre 1862 war R. Mitbegründer des österreichischen Alpenvereins, zu dessen Präsidenten er fünfmal gewählt wurde. Noch grösser wie als thätiger Erschliesser wurde sein Ruf als Schriftsteller. Neben zahlreichen Aufsätzen in verschiedenen Zeitungen, den Jahrbüchern des Oesterreichischen Alpenvereins und in den Mittheilungen der Wiener Geographischen Gesellschaft veröffentlichte er eine lange Reihe selbständiger Werke, von denen hier nur die folgenden hervorgehoben werden sollen: »Die Alpenländer Oesterreichs und der Schweiz. Eine Parallele der Naturschönheiten des österreichischen und Schweizer Hochlandes« (Wien 1843); »Aus den Tauern.

Berg- und Gletscherreisen in den österreichischen Hochalpen« (Wien 1864, neue Folge 1869); »Das Kaiserthum Oesterreich« (Wien 1871—1879), ein geographisch-ethnographisches Prachtwerk. Auch an dem vom Kronprinzen Rudolf von Oesterreich ins Leben gerufenen Prachtwerk »Die Oesterreichisch-Ungarische Monarchie in Wort und Bild« war R. Mitarbeiter; er schrieb die Schilderung von zwei Salzburger Landestheilen, des prächtigen Pinzgaues und Lungaues. Der Verstorbene war Ehrenmitglied der Wiener Geogr. Gesellschaft und Inhaber der österreichischen goldenen Medaille für Kunst und Wissenschaft, sowie der preussischen goldenen Medaille für Wissenschaft.

Vgl. Deutsche Rundschau f. Geogr. u. Statistik, Wien, 1888, X, mit Porträt; Mitth. d. Deutsch-Oesterr. Alpenvereins 1897, No. 24.

W. Wolkenhauer.

Vogel, Karl, Dr., hervorragender Topograph, * am 4. Mai 1828 zu Hersfeld in Hessen, † am 17. Juli 1897 zu Gotha im eben vollendeten 69. Lebensjahre nach längerem Leiden. — Die deutsche Kartographie hat in dem Verstorbenen einen ihrer bekanntesten und tüchtigsten Vertreter verloren. V. bildete sich zum Landmesser aus und war schon in frühem Lebensalter, 1846 bis 1851, bei der topographischen Landesaufnahme von Kurhessen unter der trefflichen Leitung des Oberst Wieggrebe thätig. Nachdem er dann für den Herzog Ernst von Koburg-Gotha für ein beabsichtigtes Kriegswerk einen Atlas über die Schlachtfelder in Schleswig-Holstein (welches Werk jedoch nicht zur Ausgabe gelangte) angefertigt hatte, trat er am 1. Februar 1853 als Mitarbeiter in die Gothaer geographische Anstalt von Justus Perthes ein, der er dann 44 Jahre, freilich in den letzten Jahren schweren Leidens nur noch als Invalide, angehört hat. Mit Aug. Petermann, Ernst Behm, Hermann Berghaus gehörte V. zu den Männern, denen die geographische Anstalt von Justus Perthes die hohe Blüthe der letzten Jahrzehnte verdankte. Neben mehreren Karten über den Thüringer Wald (1865/66) und seiner Mitarbeit an den Terrainbildern für die Schul- und für andere kleine Atlanten des Instituts ist vor allem seine Mitwirkung an der Neubearbeitung des weltbekannten Stieler'schen Handatlas (seit 1862) hervorzuheben: die Karten der mittel- und südeuropäischen Staaten, von den 95 Blättern des Atlas 35, sind V.'s eigenste Arbeit. V.'s Meisterschaft liegt vor allem in der grossen Zuverlässigkeit und Treue seiner Karten in allen Einzelheiten. Als die Glanzarbeit V.'s aber ist die »Karte des Deutschen Reichs« in 27 Blättern im Maassstabe 1 : 500 000, die unter seiner Leitung in zwölfjähriger Arbeit 1893 vollendet wurde, zu nennen. Als einer ihrer grössten Vorzüge gilt die ungemein grosse Einheitlichkeit ihrer Darstellung und sie bildet das schönste Denkmal, das er sich selbst gesetzt hat. Auch literarisch ist V. vielfach thätig gewesen, indem er in Petermann's Mittheilungen zu seinen eigenen Karten Commentare gab, oder fremde Kartenwerke anzeigte und kritisirte. Auf dem III. Internationalen Geographen-Congress in Venedig im Jahre 1881 wurde V. für seine Leistungen die grosse Medaille zuerkannt und die Universität Marburg ehrte ihn 1891 durch Ernennung zum Doctor philosophiae honoris causa.

Vgl. Deutsche Rundschau f. Geogr. u. Statistik, Wien 1892, XIV, mit Porträt, und Petermann's Mitth. 1897, No. 8.

W. Wolkenhauer.

Thun-Hohenstein, Graf Sigmund, der langjährige Landespräsident des Herzogthums Salzburg, * am 11. Juni 1827 als Sohn des Grafen Josef Mathias, vom Majorat Klösterle, aus dessen Ehe mit Franziska, geb. Gräfin

Thun vom Zweige Thun-Benatak-Ronsburg, † am 7. September 1897 in Salzburg. — Er begann seine Carriere in der Armee; als Oberlieutenant im 9. Husaren-Regimente bekam er für sein ausgezeichnetes Verhalten im ungarischen Feldzuge 1849 die kaiserliche Belobung. Indess verliess er den Militärdienst späterhin und wandte sich dem politischen Leben zu. Der deutsche Grossgrundbesitz in Böhmen entsandte ihn im Jahre 1867 in den böhmischen Landesausschuss, wo er als Stellvertreter des Oberstlandmarschalls Fürsten Adolf Auersperg thätig war. Diese gemeinsame Thätigkeit mit dem späteren Ministerpräsidenten mag auch wohl den Grund dazu gelegt haben, dass Graf Th. in den politischen Verwaltungsdienst berufen wurde. Fürst Auersperg wurde im Jahre 1870 als Landespräsident nach Salzburg berufen, auf denselben Posten, den zwei Jahre später Graf Th. einnahm. Im Jahre 1870 mit der Würde eines Geheimen Rathes bekleidet und durch Verleihung des Ordens der Eisernen Krone erster Klasse ausgezeichnet, wurde Graf Th. im September 1870 zunächst zur Nachfolge des Freiherrn v. Poche als Statthalter nach Brünn berufen. Im October 1872, unter dem Cabinet Auersperg, wurde Graf Th. zum Landespräsidenten des Herzogthums Salzburg ernannt und diese Stelle bekleidete er, mit dem Titel eines Statthalters ausgezeichnet, bis zu seinem Tode. Graf Th. war weit weniger Politiker, als Verwaltungsbeamter, seine Statthalterschaft wird Salzburg noch auf lange hinaus in bestem Andenken bleiben. Die wirthschaftliche Kräftigung dieses Ländchens, seine Eröffnung für den Fremdenverkehr ist in beträchtlichem Maasse auch dem eifrigen, unverdrossenen Wirken Graf Th.'s zu danken. In die Zeit seiner Statthalterschaft fällt die Eröffnung der Giselabahn, der Bau der Salzburger Lokalbahn, der Ober-Pinzgauer Lokalbahn, der Gaisbergbahn und anderer Bergbahnen und sonstiger Anlagen, durch die der Fremdenverkehr Salzburgs, der Stadt wie des Kronlandes, auf eine vorher kaum geahnte Höhe gebracht wurde. Graf Th. war für diese Bemühungen rastlos thätig, die starre, unfruchtbare Bureaukratie konnte in ihm keinen Vertreter erblicken. Welch frischen Sinn er für den modernen Fortschritt hatte, das zeigte unter anderem sein Eifer für das Zustandekommen der Elektricitätswerke in Salzburg und des elektrischen Mönchsberg-Aufzuges. Daneben vernachlässigte er aber auch nicht die kunstgewerbliche Hebung des Landes, die Salzburger Museen schätzten in ihm einen treuen Förderer. Dass er auf Seite des liberalen Deutschthums stand, das zeigte er wiederholt, unter anderem bei der Begrüssungsrede in einer Generalversammlung, die der Deutsche und Oesterreichische Alpenverein in Salzburg abhielt. Späterhin freilich, mit dem Vordringen des Klerikalismus, glaubte auch er sich veranlasst, mit dieser Bewegung zu paktiren, schon mit Rücksicht auf das Anwachsen des klerikalen Einflusses im Salzburger Landtage. Und so unterschieden sich seine Ansprachen an die in Salzburg im August 1894 bezw. 1896 abgehaltenen Versammlungen der Leo-Gesellschaft und des Katholikentages recht merklich von der seiner Zeit viel bemerkten Alpenvereins-Rede. Freilich fällt in die Zwischenzeit ein ziemlich tiefgehender Systemwechsel, über den der Chef der Landesregierung sich nicht ganz hinwegsetzen konnte. In der Ansprache an den Salzburger Katholikentag bemerkte er, die Erstarkung des religiösen Geistes sei berufen, die Befreiung aus den Fesseln des Materialismus zu bringen, der sonst der Menschheit den Untergang bereiten müsste. Die Bestrebungen des Katholikentages entsprächen den Bedürfnissen der Gegenwart. Als Vertreter der Regierung könne er den aufrichtigen Wunsch beifügen, dass die hohen

Ziele des Katholikentages zum Wohle der Katholiken wie der Gesammtbevölkerung Oesterreichs ihre Verwirklichung finden mögen. Diese Ansprache gab dann Anlass zu einer bei Wiederzusammentritt des Reichsrathes am 1. October 1896 vom Abgeordneten Graf Kuenburg eingebrachten Interpellation, die am 6. d. M. vom Ministerpräsidenten Grafen Badeni dahin beantwortet wurde, die Begrüssung sei mit Zustimmung der Regierung erfolgt, doch sei daraus nicht zu schliessen, dass die Regierung sich mit allen Verhandlungen und Beschlüssen des Katholikentages identificire. Graf Th. war schon längere Zeit vor seinem Tode leidend. Aus Gastein, seinem alljährlichen Sommeraufenthalte, wurde er auf seinen Wunsch nach Salzburg zurückgebracht. Sein Zustand verschlimmerte sich immer mehr und am 7. September 1897 verschied er. Seiner am 10. Juli 1855 in Wieschitz geschlossenen Ehe mit Mathilde geb. Gräfin Nostiz-Rieneck entsprossen zwei Söhne, die Grafen Josef und Felix Thun-Hohenstein.

Heinrich Adler.

Kosjek, Gustav, Freiherr von, Diplomat, zuletzt bevollmächtigter Gesandter am griechischen Hofe, ein trefflicher Kenner der Verhältnisse des Orients, in dem er den grössten Theil seines Lebens verbrachte; * am 17. August 1838 zu Mittertrixen (Kärnthen), † am 2. Februar 1897. — Er war Zögling der Orientalischen Akademie und begann seine Laufbahn am 2. November 1859 beim Consulate Galatz, von wo er schon am 11. December d. J. als Dolmetsch-Adjunct zur damaligen Internuntiatur nach Constantinopel versetzt wurde. Dort rückte er allmählich bis zum zweiten Dolmetsch (20. December 1869) mit dem Titel und Charakter eines Legations-Sekretärs vor und wurde am 15. April 1870 in den erblichen Ritterstand erhoben. Im Laufe der Jahre wurde er erster Dolmetsch und bekam im Jahre 1877 den Charakter eines Legationsrathes verliehen. In demselben Jahre fungirte er auch als Generalconsul in Rustschuk, und erregte damals durch seine Unerschrockenheit wie auch durch seine aufopfernde Fürsorge für die dortige österreichisch-ungarische Kolonie allgemeine Aufmerksamkeit. Im Juni 1878 war er dem Berliner Congresse zugetheilt und wurde danach in den Freiherrnstand erhoben. Ebenso war er auch bei der im selben Jahre in Constantinopel abgehaltenen ostrumelischen Conferenz thätig. Am 31. October 1881 wurde er als diplomatischer Agent und Generalconsul I. Kl. nach Kairo versetzt, wo er die Leitung des General-Consulats übernahm, und schon am 5. Februar 1883 mit dem Titel und Charakter eines ausserordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Ministers bekleidet; sein Wirken in Aegypten fiel also in eine ungemein bewegte Zeit. Am 4. März 1883 wurde er als ausserordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister nach Teheran versetzt, bis er schliesslich am 26. August 1887 als Gesandter beim griechischen Hofe beglaubigt wurde. Das auswärtige Amt in Wien besass in ihm einen gediegenen Kenner des Orients; die beste Zeit seines Lebens hatte er dort verbracht und die Wirksamkeit auf den vielen Posten, auf die man ihn berief, von Galatz und Athen bis Teheran, gaben ihm reichlich Gelegenheit, mit scharfem, offenem Blick die Eigenheiten der verschiedenen Staatsgebilde und Völker des Ostens kennen zu lernen. Baron K. besass zahlreiche Auszeichnungen; am 14. Juni 1891 wurde ihm auch noch das Grosskreuz des Franz Josef-Ordens, am 30. Juli die Würde eines Geheimen Rathes verliehen. Am 10. September 1867

vermählte er sich in Bujukdere mit Eveline von Klezl, Tochter des Regierungs-Rathes Peter Edlen v. Klezl. Der Ehe entstammten 2 Söhne und 2 Töchter.

Heinrich Adler.

Klee, Elisabeth, * am 19. Juli 1842 in Posen, † am 10. September 1897 in der Heilanstalt Untergöltsch bei Rodewisch im Königreich Sachsen. — Sie war die Tochter des Geheimen Ober-Regierungsraths und Präsidenten des Consistoriums der Provinz Posen, Dr. Klee, dessen Tod (1855) den ersten finsteren Schatten in die sonnige Kindheit der Tochter warf. Diese zog nun mit ihrer Familie nach Halle a. S., und nachdem sie drei Jahre später auch ihre Mutter durch den Tod verloren hatte, trat sie im September 1859 in das Gouvernanten-Institut zu Droyssig ein, um sich zur Erzieherin auszubilden. Aber schon zu Ostern 1860 musste sie eines heftigen dreimonatlichen Leidens wegen das Institut verlassen und zunächst für die Wiederherstellung ihrer Gesundheit sorgen. Sie führte daher in den folgenden Jahren eine Art Wanderleben, theils in Kurorten, theils in den Häusern von Freunden und Verwandten, deren Kinder sie unterrichtete. Um diese Thätigkeit auch auf die ihr ferner stehende Jugend ausdehnen zu können, legte sie im Herbste 1866 ihr Lehrerinnenexamen in Danzig ab und wurde zu Ostern 1867 als Lehrerin an einer Privattöchterschule in dieser Stadt angestellt. Aber schon nach anderthalb Jahren musste sie auf den Rath der Aerzte ihren Beruf aufgeben und im Süden Heilung von ihren Leiden suchen. Das Hochgebirge wurde die Geburtsstätte der Schriftstellerin; doch erst in Dresden, wo sie 1874 ihren dauernden Wohnsitz nahm, gelangte ihr Jugendsehnen, literarisch wirken zu können, zu voller und freier Entfaltung und Befriedigung. Das Hauptgebiet ihrer schriftstellerischen Thätigkeit ist die einfache Erzählung, die sich auf sittlich-religiösem Grunde aufbaut; z. B. »Ueberwunden« (1878); »Die Heimath im Hochland« (1880); »Durch!« (1880); »Ein Vermächtniss« (1880); »Lehrjahre des Lebens« (1881); »Sein und Schein« (1885); »Ein Vierblatt« (1886). Das letzte Jahrzehnt ihres Lebens zeitigte keine novellistischen Früchte mehr; ein kränklicher Körper legte dem sonst regen Geiste doch seine Fesseln an.

Persönliche Mittheilungen.

Franz Brümmer.

Richter, Albert, Schulmann und pädagogischer Schriftsteller, * am 7. Februar 1838 in Lichtensee bei Grossenhain im Königreich Sachsen, † am 29. Juni 1897 in Höckendorf bei Tharand. — R. stammte aus einem Lehrerhause und widmete sich selbst seit 1853 auf dem Seminar in Dresden-Friedrichstadt dem Lehrerberufe. Noch ehe er den Seminarcursus ganz beendet hatte, übertrug die Behörde ihm schon 1857 wegen seines grossen Lehrgeschicks und seiner musikalischen Tüchtigkeit die Verwaltung einer Lehrerstelle in Höckendorf. Von hier ging R. 1860 nach Leipzig, wo er an mehreren Schulen thätig war (zuletzt als Oberlehrer an der Realschule), bis er 1874 zum Direktor der dortigen ersten höheren Mädchen-Bürgerschule ernannt wurde, die er mit Umsicht und grosser Treue 23 Jahre leitete. Zu Ende des Jahres 1895 wurde er auf's Krankenlager geworfen; aber selbst eine schwere Operation gab ihm die alte Gesundheit nicht wieder, und während eines Erholungs-Aufenthalts in Höckendorf nahm ihn der Tod hinweg. — R.'s Thätig-

keit ist für die Entwickelung des Leipziger und weiterhin des sächsischen Schulwesens von Bedeutung gewesen; er gehörte zu Jenen, die durch ihre scharfen Angriffe auf die überlebten Formen des sächsischen Volksschulwesens dessen Reorganisation, wie sie im Schulgesetz von 1873 ihren Ausdruck fand, in die Wege leiteten; er war einer der ersten, der die Einführung der obligatorischen Fortbildungsschule forderte und diese Forderung durch Wort und Schrift mit Erfolg vertrat. Aeusserst vielseitig war seine schriftstellerische Thätigkeit; er redigirte nicht nur den »Praktischen Schulmann« (seit 1871) und daneben später den »Pädagogischen Jahresbericht«, sondern bot auch der Lehrerwelt in einer Reihe von selbständigen Schriften eine Fülle von Anregungen. Wir erwähnen hier nur seine preisgekrönte Schrift »Der Unterricht in der Muttersprache und seine nationale Bedeutung« (1872), ferner »Ziel, Umfang und Form des grammatischen Unterrichts in der Volksschule« (2. Aufl. 1886), »Bilder aus der deutschen Culturgeschichte« (2. Aufl. 1884), »Deutsche Redensarten. Sprachlich und culturgeschichtlich erläutert« (1880) und vor allen sein »Quellenbuch zur deutschen Geschichte« (1888).

Sonntagsblatt der Preussischen Lehrer-Zeitung, Jahrgang 1897, S. 321 ff.

Franz Brümmer.

Bach, Franz Theodor, Schulmann, * am 7. August 1833 in Breslau, † in der Nacht vom 9. zum 10. Juli 1897 in Berlin. — Der Vater, Nikolaus B., war seiner Zeit Oberlehrer und Professor am Matthiasgymnasium in Breslau, die Mutter eine Tochter des bekannten Präsidenten Gottfried Theodor von Hippel, des Verfassers des königlichen »Aufruf an mein Volk« (1813). Theodor B. erhielt seine Schulbildung auf dem Gymnasium in Bromberg, studirte an der Universität Breslau Philologie und arbeitete unter Rossbach, Schneider und Haase in dem Breslauer philologischen Seminar. Nach Beendigung seiner Studien war B. eine Zeit lang Hauslehrer, erwarb sich mit der Schrift »Meletemata Platonica« 1858 die Doktorwürde, legte kurz darauf die Oberlehrerprüfung ab und erhielt 1860 eine Lehrerstelle am Gymnasium in Lauban. Schon nach zwei Jahren kehrte er nach Breslau zurück, um das Rektorat der ersten Mittelschule zu übernehmen; der ihm gleichzeitig gewordene Auftrag, diese Schule auf die Stufe einer höheren Bürgerschule zu bringen, war es wesentlich, der B. dem Realschulwesen zuführte, bei welchem er in der Folge dauernd verblieb. Noch eine andere Aufgabe erwuchs ihm in Breslau. Von jeher ein Freund und Förderer des Turnens, wurde er in den Turnrath gewählt und vom Oberbürgermeister Hobrecht damit betraut, das Breslauer Schulturnen neu zu ordnen, welche Aufgabe er mit Verständniss und Geschick zu lösen verstand. Diesem Unterrichtszweige dienen auch seine Schriften »Wanderungen, Turnfahrten und Schülerreisen« (1884) und sein Lehrbuch der »Schulgesundheitspflege« (1889), das er mit dem bewährten Medicinalbeamten und Hygieniker Hermann Eulenburg verfasste, und das für das beste Werk seiner Art gilt. Inzwischen war der Oberbürgermeister Hobrecht 1872 in die gleiche Stellung der Reichshauptstadt berufen worden, und schon 1874 zog er B. nach Berlin, wo ihm zunächst die Direktion der Sophien-Realschule übertragen wurde, bis man ihn 1880 an die Spitze des neu begründeten Falk-Realgymnasiums stellte, das er bis zu seinem Uebertritt in den Ruhestand 1896 leitete. — Die meisten literarischen Arbeiten B.'s sind Gelegenheitsschriften, so die »Gründung und Entwickelung der Breslauer Burschenschaft« (1867) und »J. H. Deinhardt« (1884), ein Lebensbild seines Lehrers.

Eine ganze Gruppe von Schriften hat B.'s Grossvater G. Th. v. Hippel zum Gegenstande. Bei Gelegenheit der Fünfzigjahrfeier des Beginnes der Freiheitskriege veröffentlichte er über »Gottlob Theodor von Hippel« (1863) ein ausführliches Lebensbild. Später ergänzte er dasselbe durch zwei Abhandlungen »Denknisse und Erinnerungen aus der Zeit der Erniedrigung Preussens« (1886) und »Denknisse und Erinnerungen aus der Zeit der Erhebung Preussens« (1887), die wesentlich Auszüge aus den nachgelassenen Aufzeichnungen, Briefen und Denkschriften Hippel's enthalten.

Dr. Fritz Abraham: Franz Theodor Bach. Gedächtnissrede. Berlin 1898. — Vossische Zeitung vom 11. Juli 1897.

Franz Brümmer.

Zintgraff, Eugen, Afrikareisender, * am 16. Januar 1858 in Düsseldorf, † am 3. December 1897 auf Teneriffa. — Z. besuchte in Düsseldorf das Gymnasium und vollendete seine Gymnasialbildung in Bielefeld. Dann bezog er die Universität Strassburg, wo er zugleich seinen einjährigen Dienst bei den Ulanen ableistete. Er studierte dann weiter in Bonn, Berlin und Greifswald und machte seinen juristischen Doktor in Heidelberg. Dann beschäftigte er sich einige Zeit in Berlin journalistisch und bereitete sich durch Sprachstudien und geographische Studien für eine Afrikareise vor, die er 1884 mit dem Oesterreicher Chavanne nach dem unteren Congo antrat. Er hat in seinem Buch Nord-Kamerun erzählt, wie beim Abschluss dieser ersten, nicht durchaus glücklich verlaufenen Reise zuerst die Kunde von dem Flusse Ubangi zu ihm drang, den der Missionar Grenfell eben bis in die Breite von Kamerun befahren hatte. »Hatte es mich hinausgetrieben, ohne dass ich die Wirklichkeit kannte, wievielmehr musste dies jetzt der Fall sein, nachdem Afrika für mich nicht mehr ein verschleiertes Bild war!« Er begeisterte sich für den Gedanken einer Expedition in das Hinterland von Kamerun unter deutscher Flagge. Er legte am 11. December 1885 dem Auswärtigen Amt den Plan vor, auf dem Kongo und Ubangi oder einem anderen schiffbaren Nebenfluss des Kongo bis zum Ende der Schiffbarkeit vorzudringen und mit einem Stamm von 20 bis 30 Schwarzen von dorther den Marsch über Land nach Kamerun anzutreten. Eine ähnliche Anregung gab einen Monat später auch die Deutsche Afrikanische Gesellschaft. Man lehnte indessen diesen Plan ab, wie man auch später daran festhielt, den Weg ins Innere nur von der Küste zu nehmen. Den Anlass zu dieser Beschränkung haben wesentlich die kameruner Firmen gegeben, denen es praktischer schien, ihr Handelsgebiet von der Küste her auszudehnen. Dafür wurde Z. der Vorschlag gemacht, zunächst kleinere Vorstösse zur Erforschung des Küstenhinterlandes zu machen, um dann später grössere Expeditionen ins Hinterland zu führen. Z. verliess am 1. Mai 1886 Europa und war am 15. Juni in Kamerun, wo damals von Soden als Gouverneur amtete. Z. machte in diesem Jahr noch vier Vorstösse mit Unterstützung befreundeter Häuptlinge. Die Reise zum oberen Wuri führte ihn zum ersten Mal über die Schwelle des damals nahe bei der Küste beginnenden Hinterlandes, und als er im Frühling 1887 nach Berlin reiste, um grössere Pläne zu vertreten, konnte er darauf hinweisen, dass der nördliche Theil des Schutzgebietes in einem Halbmesser von etwa 125 Kilometer in den Küstengebieten durchreist war und die Durchgangspunkte wichtiger Handelsstrassen nach dem Inneren gefunden waren. Bei der damaligen Beschränktheit der Mittel musste er froh sein, aus seinem Netze vorgeschobener Stationen, deren

Plan er der Kolonialabtheilung vorlegte, wenigstens eine einzige zu verwirklichen. Auf verschiedenen Wegen gingen er und Lieutenant Zeuner im December 1887 zum Elephantensee und gründeten dort die Barombi-Station. Die Geschichte dieser Gründung, wie sie Z. in seinem Buche »Nord-Kamerun« gegeben hat, gehört zu den anziehendsten, auch rein menschlich ansprechendsten Kapiteln unserer Afrika-Literatur. Man begreift das Gefühl, mit dem Z. am Schluss seines zweiten Kapitels ausruft: »Jahre sind seit jenem Tage dahingegangen, wo ich zum ersten Mal das Krachen der durch unsere Schwarzen zu Falle gebrachten Urwaldriesen vernommen habe. Mancher harten Arbeit, die ein wechselvolles, vieljähriges Expeditionsleben mit sich bringt, habe ich mich stets mit Begeisterung und Eifer unterzogen. Nie aber wieder empfand ich eine so tiefinnerliche Befriedigung beim Schaffen, wie gerade damals auf der Barombistation.« Die Barombistation war die erste ihrer Art, sie ist gediehen und wurde in mancher Beziehung das Muster für andere tiefer im Innern begründete. Von hier aus machte Z. im Februar 1888 seinen ersten Vorstoss nach Batom, wo er die ersten Schwierigkeiten des Anstiegs aus dem Küstentiefland zum Hochland kennen lernte, und die viel grösseren Schwierigkeiten wenigstens ahnen konnte, die sich in der verworrenen Völkerlagerung, alle 40—50 km eine neue Mundart und dabei Mangel einer allgemein verstandenen Handelssprache, und in dem Wettbewerb der Handelsmonopole einzelner Stämme einst dem weiteren Vordringen entgegenstellen sollten. Ein zweiter Vorstoss führte ihn im Juli 1888 bereits in ein Gebiet weit abweichender Völker, wo jenseits Batom die Küstendörfer mit ihren an breiter Strasse neben einander stehenden Rohrhütten den zerstreut liegenden Gehöften Platz machen. Es äusserte sich darin der Baustil der Banyang, des kriegerischen Volkes, dessen Gefährlichkeit das Gerücht bis zur Küste getragen hatte und durch dessen Land Z. und Zeuner nach einem wochenlangen gezwungenen Aufenthalt, verstärkt durch Lagosleute, die Z. von der Küste geholt hatte, mit Waffengewalt zum ersten Mal ins Grasland den Weg bahnten. Der Tag, an dem Z.'s aus dem Inneren stammender Dolmetscher einen in hellen bräunlichen Tönen über die dunkelgrünen Waldberge hervorsteigenden fernen Höhenzug mit den Worten begrüsst: »Look Massa, my country, grass live for topside: Sieh, Herr, meine Heimat, dort oben wächst Gras«, war der wichtigste in seinem afrikanischen Leben, zugleich ein bedeutsamer Tag in der Geschichte unserer Kolonie Kamerun. Seine ziemlich geradlinig nordwärts von Kamerun durchgeführten Vorstösse brachten ihn hier mit den ersten Stämmen des Graslandes, den Babé, in Berührung. Kolanüsse als Friedenszeichen, seltsam geformte Messer, lange kunstvolle von ihrem Träger unzertrennliche Tabakspfeifen, viereckige Lehmhütten mit Pyramidendächern, Hirsenbier, bezeichneten den Eintritt in den Einflussbereich der sudanesischen Kultur, hydrographisch den Uebergang aus dem Gebiete der Kamerunflüsse in das obere Becken des Kalabar, wirthschaftsgeographisch die Erreichung des Ursprungsgebietes jener Masse von Palmöl, die den Kalabar und Gen. den Namen »Oelflüsse« verschafft haben. Am 12. Januar 1889 betrat Z. das Grasland. »Das θάλαττα! θάλαττα! der xenophontischen Schaaren kann nicht froher erklungen sein als das Grass! Grass! Massa! meiner Träger, die unter diesem Freudengeheul, alle Müdigkeit vergessend, die bequemen Pfade des Graslandes dahin eilten.« Bald darauf war Bali erreicht, wo die kräftige Gestalt des Häuptlings Garrega und der Empfang im Kreise von einigen Tausend ebenso kräftigen Hochlandssöhnen verkündeten, dass mit der Erreichung Süd-

Adamauas die schwersten Aufgaben der Expedition erst anhuben. Zuerst folgte der lange gezwungene Aufenthalt in Bali, darauf der Bau der Station Baliburg — »selten ward wohl auf so vergnügte Art gebaut« — und die Beziehungen zu den Bali gestalteten sich ganz harmonisch; aber auf der einen Seite war die Verbindung mit der Barombistation unterbrochen, wo Zeuner kommandirte, und auf der anderen Seite verschloss die Unlust Garregas, den weissen Gast dem Benue zu ziehen zu lassen, alle Wege, und in dem behaglichen Ruheleben drohte die Unternehmungslust seiner Leute vollständig einzuschlafen. Da riss Z. in einem geschickten Kriegspalaver, das in einem wilden Kriegstanz mit dem Ruf Benue! Benue! endigte, seine Leute sammt den Bali mit und am 26. April 1889 befand er sich auf dem Marsch, der nicht ohne Schwierigkeit und Irrwege, aber ohne Kämpfe nach Donga und von da nach Jola führte. Z. hatte diesen Weg barfuss zu machen, da sein Schuhwerk aufgebraucht war. In dem unbewohnten Lande zwischen dem Gebiet der unabhängigen Stämme und dem südlichsten Sultanat Adamauas, Takûm, hatte er mit Mangel an Lebensmitteln zu kämpfen. Aber er fand in Adamaua bessere Wege, leichtere Verpflegung und erreichte am 28. Mai Donga und damit die Verbindung mit Flegels Benuereise. Er legte sich hier Flegels in Adamaua landesüblichen Namen Abder Rahmân bei. In Ibi sah er den Benue, den ersten Dampfer und wurde in der englischen Handelsstation freundlich aufgenommen. Von hier konnte er die Erreichung seines Zieles nach Berlin melden. Von seiner Bereitwilligkeit gleich weiter zum Tsadsee zu gehen, wurde kein Gebrauch gemacht. Er kehrte um, nachdem er 9 überflüssige Weileute nach Kamerun gesandt hatte, und machte von Gaschaka aus einen Abstecher nach Jola, um über Bagnio, Flegels südlichsten Punkt, zurückzukehren, was ihm versagt wurde.

So führte er seine Karawane über Takum nach Bali zurück. Nach manchen Hungertagen und einem heftigen Hagelsturm auf der Höhe von Mabni, der ihm 16 Leute kostete, traf Z. im September in Baliburg ein und zog bald unter Zurücklassung einer kleinen Besatzung nach der Küste weiter, nicht ohne noch einmal einen Angriff der Banyang erfahren zu haben. Am 5. Januar 1890 traf er in Kamerun ein. Auf der Rückreise nach Deutschland führte er seine Weijungen selbst nach Monrovia zurück und suchte dann in Berlin persönlich seine Auffassung zu vertreten, dass die Verbindung mit den Baliländern im wirthschaftlichen und Verwaltungsinteresse der Kolonie offen gehalten werden müsse, da sie als Handels- und als Rekrutirungsgebiete für die Plantagen und die Schutztruppe wichtig seien. Z. schlug nun vor, in Baliburg eine dauernde Vertretung einzurichten, und zugleich eine Handelsstation dort in's Leben zu rufen. Das letztere unternahm die kameruner Firma Jantzen und Thormählen und das Auswärtige Amt entschloss sich, eine neue Expedition nach Bali zu schicken und Z. dort als Commissar für die nördliche Gegend der Kolonie einzusetzen, dem aufgetragen wurde, mit den Häuptlingen freundliche Beziehungen anzuknüpfen, Ruhe und Ordnung im Hinterland aufrecht zu erhalten, für offene Strassen und sicheren Verkehr nach der Küste zu sorgen und den Handel des Hinterlandes nach der Küste von Kamerun zu leiten. Nach halbjährigem Aufenthalt in Deutschland trat Z. am 1. September 1890 seine Reise an. An die Stelle seines treuen Gefährten Zeuner, der am 23. April 1890 auf der Rhede von Lagos am Tropenfieber gestorben war, trat Lieutenant von Spangenberg, und Landwirth Huwe wurde als Expeditionsmeister angenommen. Die Handelsexpedition leitete unter dem

Befehl Z.'s Nehber. Nach äusserst mühsamer Anwerbung von Wei-Leuten musterte die Expedition 7 Europäer und 375 Afrikaner. Nachdem auf der Barombistation noch Maassregeln für die Erweiterung der Anpflanzungen getroffen waren, aus deren Ertrag ein Theil der Ernährung dieser Mannschaft bestritten werden sollte, und der vorausgesandte Lieutenant von Spangenberg die günstigsten Nachrichten über die Gesinnungen der Banyang gebracht hatte, brach Ende November die Expedition auf. Z. führte die letzte Abtheilung, bei der sich auch die nun in ihre Heimath zurückkehrenden Bali befanden. Am 9. December traf er in Bali ein, wo er ebenso freundlich wie früher empfangen wurde. Aber in den umgebenden Ländchen war die Stimmung nicht ebenso günstig. In Bafut wurden zwei Boten Z.'s ermordet, und Z. glaubte die benachbarten Häuptlinge von Bafut und Bandeng züchtigen zu sollen. Mit Unterstützung von 5000 Bali griff er sie am 31. Januar an und erstürmte Bandeng; auf dem Rückmarsch aber wurde er vom grössten Theil seiner Leute abgedrängt, diese angegriffen und 4 Europäer, 68 Wei und 100 Bali getödtet. Zugleich fielen andere Nachbarstämme den Siegern zu, und die Verluste an Munition liessen im Fall eines Angriffes Schlimmes befürchten. Z. hatte schon Ende Januar, als die Lage drohend wurde, die Kolonialverwaltung gebeten, die auf der Barombistation lagernde Reserve-Munition seiner Expedition nach Bali oder Banyang zu senden. Es geschah nicht, auch nachdem Gerüchte von dem unglücklichen Gefecht vom 31. Januar in Kamerun angelangt waren. Z. wartete 14 Tage vergebens, bis er selbst nach Kamerun ging und nun endlich die Absendung der Munition bewirkte. Die Ursache des Zögerns der Kolonialverwaltung, an deren Spitze damals der Gouverneur Zimmerer stand, kann der Unbetheiligte nur in der verschiedenen Auslegung der Selbständigkeit gegenüber der Kolonialverwaltung von Kamerun suchen, die Z. sich in Berlin eigens hatte verbriefen lassen. Auch scheinen Z.'s Ansichten über die Bedeutung seiner Beziehungen zu den Bali für die Kolonie, sowohl in Kamerun wie in Berlin nicht mehr ganz getheilt worden zu sein. Es ist aber nicht zweifelhaft, dass der Aufschub jeglicher Hilfeleistung die Wiederherstellung des in dem Gefecht bei Bandeng erschütterten Einflusses der Deutschen im Hinterland von Kamerun sehr erschwert hat, und dem deutschen Ansehen überhaupt abträglich gewesen ist. Noch in anderen Beziehungen erhob Z. Vorwürfe gegen die kameruner Verwaltung, besonders gegen den Gouverneur Zimmerer. Das für die Entwickelung der Kolonie so nothwendige Herabführen der Bali soll dieser eher gehindert, als gefördert haben. Kleinere Beschwerden, die er in einer (ohne Jahreszahl) zu Hamburg erschienenen Schrift »Meine Beschwerden gegen das Kaiserliche Gouvernement in Kamerun. Beiträge zu dem derzeitigen bureaukratischen Regime in der Kamerunkolonie« erhob, bekundeten seine tiefe Verstimmung gegen die leitenden Beamten in Kamerun und zuletzt auch gegen die Kolonialabtheilung im Auswärtigen Amt, die seine Klagen unbeachtet liess. Nachdem er in dieser Schrift beherzigenswerthe Winke über die Reform unserer Kolonialbeamtenschaft mit grosser Aufrichtigkeit ausgesprochen und besonders die damalige Verwaltung von Kamerun als unfähig bezeichnet hatte, war natürlich seines Verbleibens im Dienst der von ihm mit so grossem Misstrauen betrachteten Verwaltung nicht länger. Z., der Todtgeglaubte, war am 1. März in Kamerun eingetroffen. Der langjährige Gefährte Z.'s, G. Conrau, der zuerst in dieser kritischen Zeit nach dem unglücklichen Gefecht vom Januar 1891 mit Z. in Verbindung trat, und mit ihm nach Baliburg zurückkehrte, schildert sein damaliges Wesen in fol-

genden Worten: »Er besass eine Energie, wie man sie selten findet, mit der sich eine vornehme Denkungsweise paarte. Seine Unerschrockenheit und Geistesgegenwart hat den Negern gewaltig imponirt und wurde oft von ihnen besprochen. . . . Sein Einfluss auf die Bali war durch das Gefecht nicht nur nicht abgeschwächt, sondern im Gegentheil gewachsen. Seine Energie und Unerschrockenheit hatten einen zu grossen Eindruck auf sie gemacht. . . . . Er war einer der besten Fussgänger. Er hat auch hierdurch den Negern, die selbst ausgezeichnet zu Fusse sind, sehr imponirt. Massa Doctor sabe walk too much, passes us all, hörte man sehr oft. Mit den Negern verstand er vorzüglich umzugehen und fertig zu werden. Er wusste vortrefflich seine Pläne ihnen gegenüber durchzusetzen. Bei diesen Verhandlungen kamen ihm sein Humor und sein oft sarkastischer Witz sehr zu statten.«

Z. verband mit seinem Bericht über das Gefecht, den er demAuswärtigen Amt einsandte, den Antrag die Bali mit 2000 Mausergewehren zu bewaffnen und die gefallenen Europäer zu ersetzen. Zugleich kam er auf den Plan zurück, Mundame am oberen Ende der allerdings unsicheren Schiffbarkeit des Mungo mit Bali durch eine Strasse zu verbinden. Die Kolonialverwaltung schien aber Z.'s Entwürfen Zweifel entgegenzusetzen, dieser ging nach Barombi zurück, um Bali näher zu sein und begann dort mit der Ausbesserung des Weges in's Innere. Er kam am 23. August mit Lieutenant Hutter nach Bali zurück, und langsam folgten die verlangten Gewehre, mit denen die waffenfähige Balimannschaft einexercirt wurde. Gleich in den ersten Wochen schloss Z. einen Vertrag mit Garega ab, in dem dieser Z., dem weissen Freund, die Ausübung aller Gewalt über die Baliländer übertrug. Der merkwürdige Vertrag ist in »Nordkamerun« S. 395 f. abgedruckt. Ende 1891 traf in Lieutenant Steinäcker ein zweiter Officier für die sich mehrenden Aufgaben ein, doch wurde der früher befohlene Vorstoss zum Tsadsee, den Z. vorbereitet hatte, vom Auswärtigen Amte wieder abbestellt. Eine ruhrartige Seuche, die anfänglich eine gewaltige Sterblichkeit unter den Bali hervorgerufen hatte, wurde überstanden und die Verhältnisse entwickelten sich in jeder Weise günstig; Z. verwaltete vollständig unabhängig ein rasch sich erweiterndes Gebiet. Er legte Stationen in Tinto bei den Banyang und in Mundame an, wohin Jantzen und Thormälen auf dem Mungo einen Schleppdampfer gehen liessen, und auf den dazwischen gebauten Wegen wuchs der friedliche Verkehr, während besonders in Barombi der eigene Anbau Fortschritte machte. Es fehlte nur die Uebereinstimmung mit der Kolonialverwaltung, deren Mangel besonders hervortrat, als Bali, die mit Steinäcker an die Küste gegangen waren, von den Dualla misshandelt wurden und die Kolonialverwaltung ablehnte, eine Untersuchung zu eröffnen. Z. reiste nach Europa, fand aber, dass man in Berlin sich auf die Seite der kameruner Beamten stellte, nahm und empfing 1892 seine Entlassung. Seinem Versuch, die Culturarbeit im Hinterland durch Anleitung zur Anlage von Pflanzungen an der Strasse Mundame-Bali durch Eingeborene und durch Schulung von Balileuten im Plantagenbau, ferner durch wissenschaftliche Beobachtungen fortzusetzen, versagte das Auswärtige Amt die Genehmigung mit der Begründung, dass es nicht im Interesse der geordneten Verwaltung der Kolonie liege, Z. jetzt oder in den nächsten zwei Jahren dorthin zurückkehren zu lassen. Z. liess sich darauf für einige Zeit in Neu-Babelsberg nieder, hielt Vorträge über seine Reisen und schrieb sein Buch »Nordkamerun«, das 1895 in Berlin erschien. 1893 war er nach Transvaal gegangen, um die Verhältnisse der Goldfelder kennen zu lernen, und 1896 bot sich ihm endlich die Gelegenheit

dar, als Direktor der Pflanzungsgesellschaft Victoria mit Esser und Hösch nach Kamerun zurückzukehren. Er ging neuerdings daran, aus den Bali einen Stamm von tüchtigen Arbeitern auf Pflanzungen heranzuziehen und schien vor dem erhofften Erfolge zu stehen, als er im Spätjahr 1897 wegen Krankheit Urlaub nehmen musste. Sein Humor, der ihn nie, auch nicht in den Tagen der Sorge und des Ungemaches, verlassen hatte, verliess ihn auch nicht auf dem Sterbebette. Man erzählt, dass, nachdem er vorher angeordnet hatte, man solle seine Ankunft nach Hause melden, er bei der plötzlichen Verschlimmerung seines Zustandes befohlen habe: »Kabelt nach Hause, ich kann wegen Todesfall nicht kommen«.

Z. ist unter den jüngeren deutschen Afrikareisenden, deren Thätigkeit in die koloniale Aera fällt, einer der hervorragendsten. Er ist ein Vertreter der besten Eigenschaften dieser jüngeren Generation. Z. war nicht in erster Linie Gelehrter. Sein Verhältniss zu Afrika auch war nicht das des kühlen Beobachters. Er stand Afrika mit einer tiefen Neigung gegenüber. Afrika hatte für ihn eine unschätzbare Eigenschaft, die ihm viele Unannehmlichkeiten aufwog: »hier muss der Mensch die Maske fallen lassen und seinen wahren Charakter zeigen; hier weist es sich aus, wer wahrhaft vornehm und gebildet, und wer nur mit Cultur oberflächlich übertüncht ist.« Er hatte, wie seine Laufbahn zeigt, alle seine Kräfte in den Dienst Afrikas gestellt. »Dort ein tüchtiges Stück Culturarbeit zu schaffen, war das Ziel, das er unentwegt im Auge behielt. Nachdem er aus dem Regierungsdienst geschieden war, baute er Plan auf Plan mit unermüdlichem Eifer, um sich ein neues Wirkungsfeld in der Kolonie zu schaffen. Der Tod riss ihn weg, als er eben die selbständige Arbeit für ein grösseres Plantagenunternehmen begonnen hatte. Man kann die Frage aufwerfen, ob er nicht zu stürmisch und zu rastlos für eine solche Stellung war, die viel Geduld und Ausdauer verlangt. Mit seinem Unternehmungsgeist und seiner den europäischen Comfort verschmähenden Anspruchslosigkeit war er mehr geschaffen, Expeditionen zu führen oder Stationen in ausgesetzter Lage zu befehligen. Dazu kam seine Fähigkeit, mit den Negern zu verkehren. Eine Grausamkeit gegen die Neger hat er sich nie zu Schulden kommen lassen. Er strafte wohl streng, wenn es nothwendig war, die Leute durften ihm aber auch alle ihre kleinen Sorgen und Wünsche vortragen, er lieh jedem ein geduldiges Ohr und half, wo er nur konnte. Er war gefürchtet und geliebt« (Conrau). So gut er mit den Negern umgehen konnte, so wenig verstand er dies denen gegenüber, in deren Hand damals das Geschick der Kolonie ruhte. Diese tadelten seine Ueberhebung und hielten seine Pläne für utopisch. Er war zu wenig schmiegsam und nachgiebig, konnte sich nur schlecht einem anderen beugen, war zu sehr eine Herrennatur. Man hörte ihn wohl sagen: »Ich werde die Leute mit Thatsachen ohrfeigen.« Dabei vergass er leider, dass dieselbe Thatsache von verschiedenen Beurtheilern entgegengesetzt gedeutet und geschätzt wird, ebenso wie er übersah, dass, wenn er rücksichtslos das durchzusetzen suchte, was er für Recht hielt, abweichende Meinungen über das Rechte ebenso rücksichtslos sich unter heftiger Gegnerschaft verwirklichen wollten. Wer möchte indessen angesichts der Entwickelung der Verhältnisse in Kamerun läugnen, dass Z.'s Ansichten und Vorgehen in den Hauptpunkten gerechtfertigt worden sind? Sein einstiger Gehilfe Hutter hat 1893 in der Kolonialzeitung den Bali als Soldatenmaterial und den Ergebnissen ihres Exercitiums ein Lob gespendet, das Z.'s optimistischen Auffassungen entspricht. Dass

Kamerun nicht auf die Dauer sich mit einer Truppe von Wei- oder Dahomeysklaven behelfen kann, haben die Ereignisse, besonders bei den verunglückten Expeditionen von Gravenreuth und Ramsay, nur zu deutlich gezeigt. Und welcher Vortheil es für die ganze Kolonie gewesen wäre, wenn die Anfänge Z.'s mit der Schulung der Neger im kleinen und grossen Plantagenbau besserer Fortführung und Unterstützung gewürdigt worden wären, lehrt die Geschichte jeder Pflanzung auf dem Boden von Kamerun. Auch was Z. in dem Schlussabschnitt seines Buches über Reisetechnik sagt, ist als gesund und praktisch anerkannt worden, wenn auch nicht viele Z. in der absoluten Enthaltung vom Alkohol folgen oder seine Grundsätze über den Verkehr mit den Negern in allen Einzelheiten billigen werden.

In rein politischer Beziehung hat Z. ebenso wie die gleichzeitig mit ihm auf südlicheren Wegen dem Benuë zustrebenden Kund und Tappenbeck nicht das geleistet, was man bei seiner Aussendung erwartet hatte. Die Schwierigkeit des Vordringens war in jenen Jahren noch zu gross; war doch Kamerun gerade die Stelle, wo das unbekannte Innere des Erdtheils am nächsten an die Küste herantrat. Zugleich waren die Mittel zu gering. Daher die merkwürdige Aehnlichkeit der Schicksale der Z.'schen Bemühungen mit denen der Kund- und Tappenbeck'schen Expedition: Zu frühe Ablenkung vom Vordringen nach Osten und an den Tsadsee, kriegerische Verwickelungen, Rückschläge. Dass Z., als er zum zweiten Mal mit stärkerer Macht in's Grasland vordrang, sich zu früh von Garrega in Krieg mit anderen Stämmen verwickeln liess, ist ihm mit Recht als ein Fehler angerechnet worden. Der Misserfolg dieses zweiten Vorstosses ist einer der Gründe, dass die Deutschen von den Franzosen am Schari überholt wurden und überhaupt bis 1894 nicht über den 15° ö. L. vorgedrungen waren.

Z.'s wissenschaftliche Ausbildung zum Afrikareisenden war nicht so, wie man sie in der Zeit Barth's, Nachtigal's und Schweinfurth's für nothwendig gehalten hat. Seine Anlagen und Neigungen lagen mehr nach der praktischen Seite, und was es hier zu beobachten gab, das hat er scharf gesehen, richtig beurtheilt und klar geschildert. Der Boden, soweit er für Pflanzungszwecke geeignet war, die Pflanzen und Thiere soweit sie dem Menschen nützen konnten, vor allem aber die Eingeborenen mit ihren Fehlern und Tugenden fesselten seine Aufmerksamkeit. Seine Berichte enthalten darüber sehr gründliche Ausführungen, und das einzige grössere Werk, das er hinterlassen hat, ist eine Fundgrube von schönen ethnographischen Beobachtungen. Aber gerade durch dieses Buch weht ein freier, froher Geist, der uns sagt: Es ist das Buch eines Pfadfinders und Urbarmachers, der die praktischste Kolonialpolitik treibt. »Bei schönem trockenen Wetter, in bester Gesundheit, ein noch unbekanntes Ziel vor Augen, gefolgt von seiner Trägerschar durch Afrika zu marschieren, das ist das Schönste, was man sich auf Gottes Welt denken kann.« Man erkennt zwar an manchen Stellen, dass das Buch in einer kurzen Pause zwischen zwei Perioden grosser praktischer Thätigkeit ausgearbeitet wurde. Es ist nicht als Ganzes so sorgsam gefeilt, wie Barth's oder Nachtigal's Werke. Doch zeigt es eine ausgesprochene schriftstellerische Begabung in seiner gedrängten, plastischen Sprache, die fesselt und mitreisst. Die Schilderung der Elephantenjagd in Mabum an der Grenze der Banyang gehört zu den Kabinetsstücken afrikanischer Natur- und Völkerzeichnung, aber nicht minder auch die Schilderung des Schwerttanzes im Hochlandnebel bei den ersten Graslandbewohnern, deren Dorf er betritt, und der endlosen Palmweingelage

der Bali, »wo alles auf Kommers und Rundgesang zugeschnitten ist.« Wir empfinden mit ihm lebhaft die Wohlthat, nach wochenlanger Waldwanderung den ins Baliland führenden Pfad viele Kilometer durch das frische Gras hin mit den Augen verfolgen zu können, wie er auf Kämmen hinführte, in Senkungen hinabstieg und Höhen hinaufkletterte; wir freuen uns mit ihm des Blickes auf die zahlreichen grünen Flecken der Siedelungen auf den Anhöhen des welligen Landes und der ersten Antilopen, die den Weg kreuzen. Gerade die Fähigkeit, uns mitten in eine fremde Welt hineinzuversetzen, zeichnet Z.'s Buch in besonderem Maasse aus. Nach seiner afrikanischen Erstlingsarbeit: Der untere Kongo von Banana bis Vivi, die in den Mittheilungen der Hamburger Geographischen Gesellschaft 1885/86 erschien, hat Z. eine Reihe von Reiseberichten in den Mittheilungen aus den deutschen Schutzgebieten von 1888 bis 1890, im Export 1891, in den deutschen Kolonialblättern 1892, veröffentlicht. Im »Ausland« 1890 erschien von ihm ein Aufsatz »Ueber Gesten und Mienenspiel der Neger« und in den Mittheilungen aus den deutschen Schutzgebieten veröffentlichte er 1890 Meteorologische Beobachtungen auf der Balistation. Die geographischen Zeitschriften enthalten in der Periode 1885 bis 1893 eine grosse Anzahl von kleineren Berichten über Z.'s Reisen. Ueber Z.'s kolonialpolitische Thätigkeit vgl. besonders die im Deutschen Kolonialblatt Bd. V. veröffentlichte Denkschrift zum Abkommen vom 15. März 1894.

Kurze Biographien Z.'s stehen in der Rundschau f. Geographie XIV, und in Weidmann's Deutsche Männer in Afrika, 1894. Ebendas. auch Bildnisse. Ein gutes Bildniss steht vor »Nordkamerun«. Für die vorliegende Arbeit habe ich Privatmittheilungen verwerthen können, deren Einsendern ich herzlich danke.

Friedrich Ratzel.

Wimpffen, Victor, Graf, k. k. Hofrath und Corvettenkapitän a. D., * am 24. Juli 1834 in Hietzing (Wien) als Sohn des 1870 verstorbenen Feldzeugmeisters Grafen Franz Wimpffen, † am 22. Mai 1897 zu Battaglia. — Sein Vater hatte für seine Leistungen im italienischen Feldzuge 1848/49 Ritter- und Kommandurkreuz des Maria Theresien-Ordens erhalten. Er war mit Maria geb. Freiin von Eskeles vermählt. Graf Victor v. W. war schon 1849 als Volontär im Hauptquartier seines Vaters thätig. Er trat dann, 1850, als Seekadett in die österreichische Marine, und rettete in dieser Stellung einen französischen Kauffahrer vor dem Untergange. Die französische Regierung zeichnete den jungen Seemann dafür mit dem Kreuze der Ehrenlegion aus. Ende 1851 Fregatten-, 1854 Linienschiffs-Fähnrich, wurde er 1857 zum Fregattenlieutenant ernannt. Er unternahm grössere Seereisen, so 1857/58 auf der Corvette »Carolina«, und berichtete darüber in dem Buche: »Skizzen aus einem Tagebuche« (1859; 2. Aufl. 1870, Verlag Zamarski). Im Jahre 1859 erhielt er, dem Generalstab der »ersten Armee« zugetheilt, für sein Verhalten bei Solferino die kaiserliche Anerkennung ausgedrückt. Im Jahre 1866, bei Lissa, zeichnete er sich als Kommandant des Dampfers »Stadium« aus. In seiner Brochüre über die Schlacht bei Lissa (»Lissa, 20. Juli 1866«, Verlag Ferrari, Bozen) bewährte er abermals seine Federgewandtheit. Mit dem Feldzuge 1866 beschloss Graf W. seine militärische Laufbahn. Er verliess den Militärdienst unter Erhalt des Ranges eines Corvettenkapitäns. Im Jahre 1868 folgte er noch einer Sendung nach London als Vertreter der österreichischen Marine bei der Internationalen Conferenz der Hilfsvereine des Rothen Kreuzes und wurde bei seiner Rückkehr mit dem Orden der Eisernen Krone III. Kl. ausgezeichnet. Die Reisen in seiner Jugendzeit hatten in ihm Sinn

und Verständniss für das moderne Verkehrsleben gefördert. So fand er sich bald in seine neue Stellung als Präsident der damals neu gebauten Niederösterreichischen Südwestbahnen und folgte um so lieber der Berufung als Hofrath und Generalinspektor des Telegraphenwesens in's Handelsministerium im Jahre 1876, wo er bis Mitte 1880 thätig war. Ihm dankt man die Einführung des telegraphischen Worttarifes in Oesterreich, der für den Fiskus wie für das telegraphische Bedürfniss des Publikums gleich willkommen war. Auch sonst zeigte er durch zahlreiche Verbesserungen seinen praktischen Blick und erwarb sich speciell um die Telegraphistinnen durch Begründung ihrer Altersversorgung grosse Verdienste. Graf W. war seiner Zeit durch seine eifrige Mitarbeit in zahlreichen künstlerischen Vereinigungen und bei gesellschaftlichen Veranstaltungen eine vielgekannte Persönlichkeit. Mehrere Jahrzehnte war er als Administrator der Ersten Oesterreichischen Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft thätig. Er verschied auf seinem Gute Battaglia (in Oberitalien). Als Besitzer der Güter Kainberg, Reitenau und Eichberg hatte er sich grosse Verdienste um die Hebung der steirischen Fischzucht erworben. Seiner Ehe mit Anastasia Freiin von Sina entsprossen die Gräfin Hedwig Anastasia Iphigenie und die Grafen Siegfried Simon Franz und Simon Alf. Victor.

Heinrich Adler.

Wolkenstein, Heinrich, Graf, Oberstjägermeister des Kaisers Franz Josef, * am 7. Januar 1841 als Sohn des böhmischen Herrschaftsbesitzers Grafen Karl Wolkenstein, † am 11. Februar 1897 zu Wien. — Er trat noch in den fünfziger Jahren in die Armee und rückte dort allmählich bis zum Major (1. Mai 1880) vor. Als solcher war er auch als Flügeladjutant des Kaisers bis zum Jahre 1884 thätig, wo er zum Oberstlieutenant befördert wurde. Im Jahre 1886 trat er mit dem Titel eines Obersten in Disponibilität. Er wurde zum Oberst-Küchenmeister ernannt und mit der Würde eines Geheimen Rathes ausgezeichnet. Die Stelle eines Oberst-Küchenmeisters bekleidete er bis zum 21. Januar 1897. Damals — man brachte das mit gewissen Systemänderungen in der Verwaltung des Hofstaates in Verbindung — wurde er seiner Stellung enthoben und zum Oberstjägermeister ernannt. In der Nacht vom 11. auf den 12. Februar 1897 machte er seinem Leben mit einem Schuss aus einem Kugelstutzen ein Ende. Von anderer Seite wurde sein jähes Ende auf schweres Leiden zurückgeführt. Der Verschiedene war ein jüngerer Bruder des Botschafters in Paris, Grafen Anton Wolkenstein.

Heinrich Adler.

Eichhoff, Josef, Freiherr von, österreichischer Politiker, * als Sohn des Hofkammer-Präsidenten Peter Josef Freiherrn von Eichhoff am 28. October 1822, † am 17. November 1897. — In den Jahren 1835—1840 versuchte es E.'s Vater mit kräftiger, fester Hand, die trostlose Lage des österreichischen Staatshaushaltes zu bessern. Peter Josef Eichhoff wurde im Jahre 1834 in den österreichischen Ritterstand — die Familie Eichhoff stammt aus Bonn — und 1836 in den Freiherrnstand erhoben und im Jahre 1839 zum ungarischen Indigena und Magnaten ernannt. Als Vertreter des verfassungstreuen mährischen Grossgrundbesitzes trat Baron E. 1863 in den mährischen Landtag, der ihn dann viele Jahre hindurch in den Reichsrath entsandte. Dort besass er lange Zeit eine führende Stelle als Obmann der liberalen Centrumspartei; seine maassvoll liberalen Anschauungen waren von grosser Bedeutung

auch für die mehr fortschrittlichen Parteien der Linken. Seit 23. October 1823 mit Marie Rosalie, geb. Gräfin v. Hohenwart zu Gerlachstein, vermählt, also Schwager des Grafen Hohenwart, stand er immerhin in der ersten Reihe des Kampfes, der im Sommer 1871 gegen die Vorbereitung der Fundamentalartikel entbrannte. Nach dem Sturze Hohenwart's wurde Baron E. vielfach in die Kabinetscombinationen einbezogen, als Ministerpräsident oder als Minister des Inneren. In der Aera Taaffe zog E. sich dann völlig auf seine Stellung als Führer des verfassungstreuen mährischen Grossgrundbesitzes im mährischen Landtage zurück, bis er schliesslich, am 1. November 1892, in das Herrenhaus berufen wurde. Im Jahre 1872 wurde er mit der Würde eines Geheimen Rathes bekleidet. Seine Gemahlin verschied zwei Jahre vor ihm. Ihrer Ehe entsprossen Freiherr Josef und Freiin Clara. Die Allodialherrschaften Czekin, Winar, Roketnitz und Przekawalk in Mähren sind freiherrlich Eichhoff'sche Besitzung.

Heinrich Adler.

Gerhard, Johannes Dietrich Adolar, Rechtsanwalt und Schriftsteller, * am 17. Juni 1825 in Leipzig, † am 8. Mai 1897 daselbst. — Er war der dritte Sohn des bekannten Legationsraths Wilhelm G., eines Weimaraners, der sich der Freundschaft und Gunst Goethe's rühmen durfte, und der sich durch Uebersetzungen serbischer und schottischer Balladen, durch Uebertragungen aus dem Mittelhochdeutschen, sowie durch eigene Gedichte, von denen viele Volkslieder geworden, in der deutschen Literatur einen Platz gesichert hat. In dem Hause des Vaters, in welchem Gelehrte und Künstler geselligen Verkehr pflegten und gastliche Aufnahme fanden, gab es viele poetisch anregende Beziehungen, und in dieser geistigen Atmosphäre wuchs Adolar G. auf. Nach Absolvirung des Gymnasiums studirte er in Jena und Leipzig unter Wächter, Albrecht, Güntter u. A. Jurisprudenz und erlangte nach Abschluss seiner Studien die nur selten gewährte erste Censur. Bald darauf (1856) liess er sich in Leipzig als Rechtsanwalt nieder. Er war namentlich als Vertheidiger beim Schwurgericht eine gesuchte Persönlichkeit, da er bei rascher Geistesgegenwart die Gabe der freien und schwunghaften Rede in hohem Grade besass. Als warmer Literaturfreund und einer der besten Literaturkenner wandte er seine Aufmerksamkeit den Rechtsfragen zu, welche dieses Gebiet betrafen, und als das Urhebergesetz vom Jahre 1871 für das geistige Eigenthum einen festen Rechtsboden geschaffen, da war er mit Ernst Wichert, Karl Batz u. A. unter den ersten, welche die Gründung der »Genossenschaft dramatischer Autoren und Componisten« durchsetzten. Und als sich diese 1871 in Leipzig constituirt hatte, wurde G. der Syndikus derselben und nahm sich ihrer Interessen mit Sachkenntniss und grosser Uneigennützigkeit an. Im Jahre 1884 legte G. das Syndikat nieder, und da er auch in demselben Jahre Wittwer geworden war, gab er auch seine Thätigkeit als Rechtsanwalt auf und lebte nun hinfort ganz der Literatur und der Dichtung. Er konnte sich schon früher manches schönen Erfolges als Poet rühmen. Das Festspiel »Victoria regia« (1858), das er für die Berliner Bühne zur Vermählungsfeier des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preussen und der Prinzessin Victoria von England geschrieben, wurde mit dem ersten Preise gekrönt und in den Festmonaten in Berlin wiederholt aufgeführt. Eine epische Dichtung »Der Erlöser« liess er unter dem Namen Gerhard Ger (1885) erscheinen, während ein Theil seiner »Gedichte« erst nach seinem Tode herausgegeben ward (1898). Im Jahre 1894 erlitt G.

einen Schlaganfall, der ihn linksseitig lähmte, aber geistig blieb er bis wenige Monate vor seinem Tode noch rege und schaffend. Er war ein Mann von edlem Charakter und den strengsten Grundsätzen, eine Natur, die sich mehr nach innen kehrte, ja fast zur Hypochondrie neigte und niemals die öffentliche Anerkennung herausforderte.

Nach Mittheilungen aus der Familie. — Rudolf von Gottschall's Nachruf im »Leipziger Tageblatt und Anzeiger« vom 11. Mai 1897.

Franz Brümmer.

Deecke, Wilhelm, * am 1. April 1831 in Lübeck, † am 2. Januar 1897 in Strassburg i. E. — Er war der Sohn des Professors Dr. Deecke, der die freie Hansestadt auch 1848 im Frankfurter Parlament vertrat. Nach Absolvirung des Katharineums bezog D. schon mit 17 Jahren die Universität Leipzig, wo er sich dem Studium der Philologie — und zwar in weitestem Umfange — widmete. Im Herbst 1849 ging er nach Berlin, wo er bis 1852 seine Studien fortsetzte, die sich hier auch auf Alterthumskunde und vergleichende Sprachwissenschaft ausdehnte. Ohne seine Studien durch irgend ein Examen zum Abschluss gebracht zu haben, aber doch mit einem universellen Wissen ausgestattet, kehrte er nach Lübeck zurück, wo er vertretungsweise Unterricht im Lateinischen am Katharineum ertheilte, 1855 aber die Leitung der Ernestinenschule, einer höheren Mädchenschule, übernahm. Diese, ursprünglich nur für wenige Jahre beabsichtigte Thätigkeit wurde ihm mehr und mehr lieb, so dass er, nachdem er seinen Hausstand gegründet hatte, 15 Jahre in derselben verharrte. Diese Zeit wurde nicht nur durch seine amtliche Thätigkeit, sondern auch durch eifrige Beschäftigung mit den früher erwählten wissenschaftlichen Fächern, durch Reisen nach England, Frankreich, Holland und Italien, durch die Theilnahme am öffentlichen Leben, durch Wirksamkeit in der Oberschulbehörde (seit 1865) u. a. ausgefüllt und durch innigen Verkehr mit Emanuel Geibel und anderen bedeutenden Männern verschönt. Auch als Schriftsteller bethätigte er sich, besonders in seinem Buch über »Deutsche Verwandtschaftsnamen« (1870). Nachdem er 1870 die preussische Oberlehrerprüfung bestanden und sich in Leipzig die Doktorwürde erworben hatte, erhielt er noch in demselben Jahre eine Stelle als Oberlehrer an der Realschule I. Ordnung in Elberfeld, aber schon 1871 wurde er als Mitdirektor des kaiserlichen Lyceums nach Strassburg i. E. berufen. Er brachte diese Anstalt, deren Leitung er von 1879 an allein führte, zu hoher Blüthe, so dass die Schülerzahl von etwa 100 in drei Jahren auf 500 wuchs. Als aber Meinungsverschiedenheiten über principielle Schulfragen zwischen dem Statthalter Edwin von Manteuffel und D. entstanden und der letztere seine Ansicht in den »Plaudereien über Schule und Haus« (2 Hefte, 1884) ruhig und würdevoll vertheidigte, wurde der Wirksamkeit D.'s in Strassburg schnell ein Ende bereitet und er als Direktor des Gymnasiums nach Buchsweiler im Unter-Elsass versetzt (1884). Erst fünf Jahre später trat er durch seine Ernennung zum Direktor des grossen Gymnasiums in Mülhausen — unter dem Statthalter Fürsten Hohenlohe-Schillingsfürst — wieder in eine Stellung ein, die der früher eingenommenen gleichwerthig war, und die er bis zu seinem Tode inne hatte. Ein schweres Leiden machte Ende d. J. 1896 seine Ueberführung in das Diakonissenhaus zu Strassburg nöthig, und hier ist er wenige Stunden vor der beabsichtigten Operation verschieden. — D. galt, als Verfasser der genauesten »Jahresberichte über die Fortschritte

der lateinischen Sprachkunde« (1875—95), als einer der besten Kenner dieser Sprache. Infolge dessen wurde er ersucht, eine »Lateinische Grammatik mit Erläuterungen« (1893) zu schreiben. Sein Hauptverdienst liegt in seinen Forschungen auf dem Gebiete der etruskischen Sprache und Alterthümer, deren Resultate er in dem dreibändigen Werke »Etruskische Forschungen« (1875—84), in dem Buche über »Die Falisker« (1888) und anderen Veröffentlichungen niedergelegt hat. Den intimen Beziehungen zu seiner Vaterstadt entstammten seine biographischen Arbeiten »Wilhelm von Bippen, ein Gelehrtenleben« (1867) und »Aus meinen Erinnerungen an Emanuel Geibel« (1885), sowie auch eine Sammlung seiner Gedichte »Heimathklänge« (187c

Lübeckische Blätter, Jahrg. 1897, No. 2 u. 5 vom 10. und 31. Januar. — Jahresbericht des Gymnasiums zu Mülhausen im Elsass 1896—97.

Franz Brümmer.

Bode, Richard Werner, * am 1. August 1842 in Halberstadt, † am 14. Juli 1897, durch längere Krankheit vom Sitz seiner Amtsthätigkeit fern gehalten, in Blankenburg am Harz als vortragender Rath im Ministerium der öffentlichen Arbeiten und Geheimer Baurath. Allzufrüh hat der Tod einen hochbegabten Mann abberufen, dem nach pflichttreuem und an Erfolg reichem Wirken eine bedeutende Zukunft vorbehalten schien. Er genoss seine Schulbildung auf dem Gymnasium zu Halberstadt, bezog 1863 die Königliche Bauakademie in Berlin und bestand Ende 1865 die erste Staatsprüfung. Schon als Bauführer entschied er sich für das Eisenbahnfach, in welchem auch sein Vater als oberster Baubeamter der Magdeburg-Halberstädter Eisenbahngesellschaft hervorragend thätig war. Seine Baumeisterprüfung legte B. kurz vor dem Ausbruch des deutsch-französischen Krieges ab. Nachdem er während des österreichischen Feldzuges der Executivcommission für grössere Truppentransporte im grossen Hauptquartier beigeordnet war, wurde er 1870 als Officier der Landwehr der zweiten Feldeisenbahn-Abtheilung zugetheilt und erwarb auf französischem Boden das eiserne Kreuz. Nach Beendigung des Krieges und kurzer Thätigkeit bei Privateisenbahnbauten wurde er 1873 auf seinen Wunsch in den preussischen Staatseisenbahndienst berufen, in der Folge als Abtheilungsbaumeister beim Bau der Linie Berlin-Nordhausen, von 1880 ab beim Bau der Gebirgsbahn Erfurt-Rietschenhausen — zum Theil unter aussergewöhnlich schwierigen Verhältnissen — beschäftigt und nach glücklicher Lösung der ihm gestellten Aufgaben durch Verleihung des Rothen Adler-Ordens sowie des sächsisch-ernestinischen Hausordens ausgezeichnet. 1882 in die etatmässige Stelle eines Eisenbahn-Bau- und Betriebsinspectors eingerückt, wurde er 1885 als Hilfsarbeiter und Betriebsdecernent an das damals durch den Umbau des Bahnhofs Halle stark belastete Betriebsamt Magdeburg (Wittenberge-Leipzig) versetzt, 1890 zum Regierungs- und Baurath, Vorsteher des betriebstechnischen Bureaus und Bahnbevollmächtigten der Königlichen Eisenbahndirection Magdeburg und 1892 zum Mitgliede dieser Behörde befördert. Die von ihm in jeder Stellung bewiesene Umsicht und Leistungsfähigkeit, seine umfassenden Kenntnisse im Eisenbahnbau und -Betriebe, seine Gewandtheit im dienstlichen und ausserdienstlichen Verkehr veranlassten 1893 seine Entsendung zur Weltausstellung in Chicago als Berichterstatter über amerikanische Bahn- und Bahnhofsanlagen und 1894 — nach vorübergehender Beschäftigung im Reichs-Eisenbahnamt — seine Berufung in das Ministerium der öffentlichen Arbeiten als technischer

Referent für die Directionsbezirke Halle und Magdeburg und als Referent für militärische Angelegenheiten, in denen er infolge seiner früheren Thätigkeit besonders erfahren war. Am 1. April 1895 wurde B. gelegentlich der Neuordnung der Staatseisenbahnverwaltung zum Geheimen Baurath und vortragenden Rath ernannt. B. war ein Mann von ausgezeichneter That und Willenskraft. Auch ausserhalb seines amtlichen Wirkungskreises hat er bereitwilligst sein Können und Wissen in den Dienst seines Faches und seiner Fachgenossen gestellt. Längere Zeit war er Vorsitzender des Magdeburger Architekten- und Ingenieurvereins und gehörte nach seiner Uebersiedelung nach Berlin auch dem Vorstande des Berliner Architektenvereins an. Ueberall hat ihm sein offenes, zuverlässiges und wohlwollendes Wesen Freunde erworben und die Liebe und Hochachtung seiner Mitarbeiter und Berufsgenossen gesichert. Als besonderer Beweis seiner Herzensgüte ist noch der Eifer hervorzuheben, mit welchem er stets bis zur Grenze des Möglichen für das Wohl seiner Untergebenen eintrat, die ihm dafür, trotz seiner Strenge bei vorkommenden Verschuldungen, seltene Anhänglichkeit und Verehrung bewahrten. Seit 1872 war der Verstorbene in glücklichster Ehe verheirathet. Von vier Kindern sind ihm drei im Tode vorausgegangen. Der erst vor Jahresfrist erlittene Verlust seiner ältesten, ihm besonders vertrauten Tochter hat die Widerstandskraft des einst so kernigen Mannes gebrochen, und einen Tag bevor er das Fest der silbernen Hochzeit hätten feiern sollen, wurde er unter Betheiligung zahlreicher Freunde und Amtsgenossen in Suhl in der Familiengruft beigesetzt.

Centralblatt der Bauverwaltung XVII, No. 30.

Bauer, Julius Bruno, Militär und Schriftsteller, * am 27. Februar 1843 als Sohn des Packhofskommissärs Andreas B., der als Sergeant im Braunschweigischen Truppencorps den Feldzug von 1815 mitgemacht hatte († 1874), in Braunschweig, † am 15. September 1897 in Bad Oeynhausen. — Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, das er Ostern 1860 mit gutem Zeugnisse verliess, um als Einjährig-Freiwilliger am 1. April d. J. beim Braunschweigischen Infanterie-Regimente einzutreten. Am 1. October 1860 wurde er zum Vicekorporal, 6. April 1861 zum Portepeefähnrich, 5. November 1862 zum Secondlieutenant ernannt. Als solcher nahm er 1866 an dem Marsche nach Bayern Theil. Während des Feldzuges gegen Frankreich, wo er bei Gravelotte, der Cernirung von Metz, bei Langres, Vandome, Le Mans u. s. w. mitfocht und sich das eiserne Kreuz errang — später erhielt er auch das Ritterkreuz des Ordens Heinrichs des Löwen —, wurde er unterm 5. Januar 1871 zum Premier-Lieutenant befördert. Am 30. April 1877 wurde er zum Hauptmann und Compagniechef ernannt. Ein paar Jahre darauf, im September 1879, vermählte er sich mit Leopoldine Abel, Tochter des Justizraths Abel in Hannover. Durch einen unglücklichen Sturz mit dem Pferde, den er am 12. Mai 1880 an der Spitze seiner Compagnie erlitt, zog er sich einen Bruch des rechten Unterschenkels zu, der zwar heilte, aber heftige neuralgische Schmerzen zurückliess. Diese verschlimmerten sich derartig, dass er seit April 1882 seinen Dienst nicht mehr versehen konnte. Die Bäder, die er besuchte, blieben ohne Erfolg; es trat ein Rückenmarksleiden hinzu, das eine allmähliche Lähmung beider Beine zur Folge hatte. Da man den tüchtigen Officier dem Regimente zu erhalten wünschte, so wurde er diesem unterm 29. Januar 1883 zunächst aggregirt. Da sich das Leiden aber nicht besserte, so erhielt er unterm 3. October d. J.

den erbetenen Abschied mit Pension und der Regimentsuniform. Später (8. Mai 1890) verlieh ihm Prinz Albrecht als Regent des Herzogthums Braunschweig noch den Charakter als Major. Nach seiner Entlassung siedelte B. nach Bad Oeynhausen über, wo er nach langem, schwerem Leiden gestorben ist. Sein trauriger Zustand hinderte ihn aber nicht an reger geistiger Thätigkeit. Er besass eine vielseitige geistige Bildung und konnte im persönlichen Verkehre trotz einer starken satirischen Ader eine grosse Liebenswürdigkeit entfalten. Als Schriftsteller ist er öffentlich zuerst nach dem Tode Herzog Wilhelms mit zwei kleinen Schriften hervorgetreten: »Hohenstaufen — Welfen und Hohenzollern, eine historisch-kritische Studie« (Hannover, 1885) und »Der preussische Antrag bezüglich der braunschweigischen Erfolgefrage und seine Consequenzen, ein Mahnruf« (Hannover, 1885), in denen er einem friedlichen Ausgleiche zwischen Hohenzollern und Welfen das Wort redet und für das Recht des Herzogs von Cumberland auf den Braunschweigischen Herzogsthron im Interesse der deutschen Monarchien mit Wärme eintritt. Es folgten dann noch zwei Abhandlungen aus der vaterländischen Geschichte: »Die Braunschweig-Lüneburger in den Türkenkriegen des 17. Jahrhunderts« (Hannover, 1885) und »Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig in seiner geschichtlichen Bedeutung« (Hannover, 1891), die nicht so sehr für die historische Wissenschaft wie für die gut volksthümliche Literatur eine Bereicherung bedeuten. Als die gründlichste und umfassendste seiner Schriften ist wohl »Der Einfluss Frankreichs auf die preussische Politik und die Entwickelung des preussischen Staats« (Hannover, 1888) zu betrachten.

P. Zimmermann.

Franz, Hermann, Geheimer Oberbaurath, * am 12. December 1827, † am 20. Juli 1897 in Berlin. — Nachdem er im Jahre 1847 die Feldmesserprüfung bestanden hatte, wurde er bei Eisenbahnvorarbeiten in Pommern beschäftigt und hierdurch einer Verwaltung zugeführt, in der er bis zu seinem Uebertritt in den Ruhestand mit kurzen Unterbrechungen thätig war. Die Baumeisterprüfung legte er im Jahre 1857 ab; die Ernennung zum Eisenbahn-Baumeister erfolgte am 18. Februar 1864, die zum Bauinspektor am 4. December 1865 und die zum Regierungs- und Baurath am 9. März 1870. Bereits im Jahre 1869 war F. technisches Mitglied des Eisenbahn-Commissariats in Köln geworden, und es begann hiermit die lange Reihe der Jahre, in denen sich die vielseitige Begabung des Verstorbenen in hervorragender Weise bewährte. Im Jahre 1873 wurde er als vortragender Rath in die Eisenbahn-Abtheilung des Ministeriums der öffentlichen Arbeiten berufen, 1876 erfolgte seine Ernennung zum Geheimen Oberbaurath; lange Jahre hindurch war er Mitglied des technischen Ober-Prüfungsamts. Vermöge seiner nicht aus dem Gleichgewicht zu bringenden besonnenen Ruhe, gepaart mit Herzensgüte und milder Gesinnung wirkte der Verstorbene stets ausgleichend und die Sache fördernd. Sein Leben gleicht vom Anfang bis zum Ende einer köstlichen, edlen Harmonie. Leider endete diese in krassester Weise, indem der Verstorbene am 20. Juli bei seinem ersten Ausgang in Berlin, nach der Rückkehr von einer Rheinreise, auf dem Potsdamer Platze von einem Wagen überfahren wurde und, ohne wieder voll zum Bewusstsein gekommen zu sein, drei Tage später an den Folgen dieses Unfalles verstarb.

Centralblatt der Bauverwaltung XVII, No. 31.

Neipperg, Erwin Franz Ludwig Bernhard Ernst Graf von, österreichischer General, * am 6. April 1813, † am 2. März 1897 auf Schloss Schwaigern. — Der Vater des Grafen Erwin N. ist jener Graf Adam, der, 1815 der Kaiserin Maria Louise als Begleiter auf ihrer Reise nach Parma mitgegeben, die Gunst der Gemahlin Napoleons I. gewann und sie nach dessen Tode 1821 als Gattin heimführte. Die Söhne des Grafen aus erster Ehe trugen den alten Namen der Familie, die einem ritterlichen Geschlechte aus Schwaben entstammt; die aus der Ehe mit Maria Louise hervorgegangenen Kinder erhielten den Namen von Grafen von Montenuovo (italienische Uebersetzung von Neuberg = Neipperg) und dieser Zweig ist seit 1864 gefürstet. Zu den alten Familienbesitzungen der Neipperg'schen Familie gehört das Gut Schwaigern in Württemberg und hier wurde der spätere österreichische General Graf Erwin, geboren und hier verschied er auch als 84jähriger Greis. Seine militärische Bildung erhielt er in der k. k. Ingenieur-Akademie zu Wien und trat 1830 in das österreichische Husaren-Regiment No. 8 als Lieutenant, wurde 1836 Rittmeister, 1847 Major, in welcher Eigenschaft er 1848 bei dem Kampfe um Krakau und später bei der Einnahme Wiens thätig war. Im Feldzuge von 1849 stand er unter Radetzky in Italien. Dann stieg er 1850 zum Obersten, 1854 zum Generalmajor und 1863 zum Feldmarschalllieutenant auf. In letzterer Eigenschaft nahm er an dem Feldzuge gegen Dänemark Theil, war bei der Berennung von Fridericia thätig, besetzte die Festung und commandirte am 8. März bei Veile die linke Angriffscolonne. Da er seit 1864 Commandant der Bundesfestung Mainz war, so ergab es sich von selbst, dass er 1866 das Commando einer Abtheilung auf dem westdeutschen Kriegsschauplatze übernahm. Es war das die 4. Division des achten Bundescorps, das bekanntlich von dem Prinzen Alexander von Hessen befehligt wurde. Nach dem Siege von Kissingen am 10. Juli zog es der preussische General Vogel von Falckenstein vor, die geschlagenen Bayern unverfolgt zu lassen und sich dem »Springer auf dem Schachbrett« vergleichbar mit grosser Schnelligkeit gegen Frankfurt auf das achte Bundescorps (Oesterreicher, Hessen, Württemberger, Badenser und Nassauer) zu werfen. Dabei stiess die vordere preussische Division Göben bei Lausach zuerst auf die Hessen-Darmstädter unter Generallieutenant Perglas, schlug sie aus dem Felde und ihr nächster Stoss traf bei Aschaffenburg die Division des Grafen N. Diese bestand eigentlich aus der österreichischen Brigade Hahn und aus der nassauischen Brigade, letztere aber war auf Wunsch ihres Herzogs zur Vertheidigung Wiesbadens abcommandirt. Graf N. konnte aber hoffen, dass er bei der Vertheidigung Aschaffenburgs nicht bloss auf seine Oesterreicher, sondern auch auf die Hessen unter Perglas zählen könne, die, wenn auch geschlagen, doch nach Abrede seinen Rücken und seine Flanke decken konnten. So wollte er Aschaffenburg und seine wichtigen Mainbrücken halten, bis auch die Württemberger und Badenser zur Stelle seien. Göben zögerte nicht, ihn in der Frühe des 14. Juli rüstig anzugreifen und da N. nur über 7 Bataillone gegen 13 feindliche verfügte, so sah er seine Truppen nach tapferem Widerstande auf der rechten Flanke umgangen und somit in Gefahr, von den Mainbrücken abgeschnitten und gefangen zu werden. Zu spät erfuhr er, dass Perglas die Hessen ohne jeden Anlass mainabwärts weggeführt und ihn schmählich im Stiche gelassen hatte. Ein Theil der Oesterreicher zog nun über die Mainbrücken ab, aber da sich die Preussen der näheren derselben rasch bemächtigten, fielen die noch

weiter zurückgebliebenen österreichischen Abtheilungen dem Feinde in die Hand. N.'s Anordnungen waren sachgemäss gewesen; man konnte ihr höchstens zum Vorwurfe machen, dass er als rangälterer General dem hessischen General nicht bestimmte Befehle gesendet hatte; aber da ihm der Oberbefehl nicht ausdrücklich übertragen war, wollte er den Bundesgenossen nicht durch eine Eigenmächtigkeit verletzen und vertraute auf dessen militärisches Pflichtgefühl. So trifft ihn denn keine Schuld an dem Verluste des Treffens. An dem Gefechte von Tauber-Bischofsheim am 24. Juli nahm die Division Neipperg nur in der Reserve und durch ihre Artillerie Theil, bei Gerchsheim am 25. Juli erhielt sie noch vor ihrem Eingreifen von dem Corps-Commandanten Prinzen von Hessen den Befehl zum Rückzuge — diesmal hatten nämlich wieder die Badenser vorschnell den Kampfplatz verlassen und den Verlust des Gefechtes herbeigeführt. Unter diesen Umständen hatte FML. Graf N. keine Lorbeeren holen können, aber überall das Seinige gethan; die Verleihung des Leopoldordens durch den Kaiser sollte das bekunden. Er übernahm 1867 das Commando der 14. Division in Pressburg 1869 auf kurze Zeit das Generalcommando in Wien, bis er 1869 an die Spitze des Armeecorps in Lemberg trat. Der Ausbildung seines Corps widmete er sich mit allem Eifer, und wurde als solcher 1869 Geheimer Rath 1870 General der Cavallerie. Im Jahre 1878 erhielt er die Ehrenstellung eines Capitäns der k. u. k. Trabanten-Leibgarde und wurde 1879 lebenslängliches Mitglied des Herrenhauses. Seit 1873 Ritter des Goldenen Vliesses erhielt er aus Anlass seines 60jährigen Dienstjubiläums im Heere das Grosskreuz des Stephansordens. Bis in sein hohes Alter rüstig und geistig thätig verschied er am 2. März 1897 als ältester General der österreichisch-ungarischen Armee.

H. Friedjung.

Chorinsky, Karl Graf, Mitglied des österreichischen Herrenhauses und Präsident des Wiener Oberlandesgerichts, * am 18. October 1838, † am 10. September 1897. — Ch. studirte an der Wiener Universität, trat sodann in den Staatsdienst und widmete sich der richterlichen Laufbahn. Nach mehrjähriger Thätigkeit zu Wien und Krems wurde er 1874 Landesgerichtsrath und 1881 Oberlandesgerichtsrath in Wien. Im Jahre 1878 trat er durch die Wahl des Landgemeindenbezirks Werfen in den Salzburger Landtag, bald darauf, 1880, wurde er vom Kaiser zum Landeshauptmann von Salzburg ernannt. Gemeinsam mit Lienbacher leitete er die clericale Partei in Salzburg. Bald aber stellte sich heftige persönliche Gegnerschaft zwischen den beiden Männern ein, zumal da Ch. mit Umgehung Lienbacher's 1886 mit der Leitung des Landesgerichts in Salzburg betraut wurde.

Dieser Gegensatz verschärfte sich, als Lienbacher immer bestimmter gegen die slavenfreundliche Politik der Clericalen auftrat, und führte bei der Wahl von 1890 zu einem Siege der Anschauungen Lienbacher's. 1887 wurde Ch. zum lebenslänglichen Mitgliede des Herrenhauses ernannt und erhielt im Herbst 1890 die Stelle eines Präsidenten des Oberlandesgerichts in Wien.

Im Herrenhause nahm er neben dem Grafen Belcredi eine leitende Stellung in der conservativ-clericalen Partei ein und betheiligte sich zu wiederholten Malen bei der Berathung legislatorischer Aufgaben. Er gehörte jener Richtung der clericalen Partei an, welche im Sinne Hitze's und Hertling's

.en socialen Aufgaben des Staates besondere Aufmerksamkeit zuwendet. n einer Rede im Herrenhause, in der er für das Höferecht eintrat, sagte er: .uch die Rechtsprechung bedürfe eines Tropfens socialen Oeles, der rein rivatrechtliche Standpunkt sei in ihr nicht immer festzuhalten. In den chriftstellerischen Arbeiten Ch.'s trat neben dieser Gesinnung auch eine chroffe Ablehnung des liberalen Standpunktes zu Tage. Unter seinen Schriften sind zu nennen: »Wucher in Oesterreich«, Wien 1877; »Das Notariat und die Verlassenschaftsabhandlung in Oesterreich«, 1877; »Das Vormundschaftsrecht in Oesterreich vom 16. Jahrh. bis zum Erscheinen des Josefinischen Gesetzbuches«, Wien 1878; »Der österr. Executionsprocess. Ein Beitrag zur Geschichte der allgemeinen Gerichtsordnung«, Wien 1879.

Pfeiffer, Franz, österreichischer Abgeordneter, * in Rumburg (Deutsch-Böhmen) 1832, † in Wien am 13. Februar 1897. — Er widmete sich in Prag technischen Studien und betheiligte sich an der Bewegung von 1848, trat 1849 als Cadett in die österreichische Armee und machte den Feldzug von 1849 in Ungarn und den von 1859 in Italien mit. Im Jahre 1861 nahm er als Oberlieutenant den Abschied und leitete von da an sein Gut Aujed bei Tuschkau. Er wurde vom böhmischen Grossgrundbesitze 1872 in den Landtag gewählt, dem er bis 1882 angehörte; dieselbe Wahlcurie vertrat er 1879—1885 im Reichsrathe. Dem böhmischen Landtage gehörte er auch in der jetzt tagenden Session an. Er erwarb sich dadurch Verdienste, dass er sich an der Organisation der deutschen Landwirthe Böhmens kräftig betheiligte, so dass er von der Gründung an Präsident des landwirthschaftlichen Centralverbandes der Deutschen Böhmens war. Alle wirthschaftlichen und nationalen Anregungen und Reformen fanden in ihm einen eifrigen Förderer. So stellte er sich an die Spitze der Action, die darauf drang, dass der böhmische Landesculturrath (die höchste landwirthschaftliche Behörde Böhmens) in eine deutsche und eine tschechische Section getheilt wurde. Als dies durch den Ausgleich von 1890 erreicht war, wurde er von seinen Stammesgenossen zum Präsidenten der deutschen Section gewählt, eine Stelle, die er bis an seinen Tod 1897 bekleidete. Sein Leichnam wurde in Gotha verbrannt.

Rittershaus, Emil, Dichter, * am 3. April 1834, † am 8. März 1897 in Barmen. — Er stammt aus einem der ältesten Geschlechter des bergischen Landes. Sein Vater, ein Bandfabrikant, erzog den Knaben in ernst-christlichem Sinn. Seine Mutter verlor er, als er 6 Jahre alt war; an ihrer Stelle übernahm die Grossmutter das Werk der Erziehung. In ihrem Hause wurde R. durch den Privatlehrer Borckel für die Stadtschule vorbereitet, die er von 1842—1848 besuchte. Sein Wunsch, Naturwissenschaft zu studiren, konnte nicht erfüllt werden. Er musste in das väterliche Geschäft treten und Kaufmann werden. Im Alter von 19 Jahren machte er bereits grössere Reisen für dasselbe. 1854 verlobte er sich mit Hedwig Lukas aus Elberfeld, heirathete 1856 und gründete ein eigenes Agentur- und Commissionsgeschäft in Elberfeld, 6 Jahre später siedelte er mit seiner Familie dauernd nach Barmen über. Zwischen geschäftlichen Arbeiten und dichterischer Thätigkeit floss sein Leben ruhig dahin. Tags war er Kaufmann, abends Poet und Schriftsteller. Er schrieb Kunstberichte für die Zeitschrift »Ueber Land und Meer«, correspondirte mit verschiedenen Zeitungen des In- und Auslandes

und dichtete herzige Lieder. Gegen Ende der sechziger Jahre hatte er eine schwere geschäftliche Krisis durchzumachen, die er mit Hilfe treuer Freunde glücklich überstand. Bei aller geschäftlichen und poetischen Arbeit vergass er die Pflichten des Bürgers nicht. Unter anderem rief er den »Verein für wissenschaftliche Vorlesungen« und den »Allgemeinen Bürgerverein« zu Barmen in's Leben; im letzteren war er bis an sein Ende Vorsitzender. Dabei war er ein thätiges Mitglied der Loge, insbesondere der Loge »Lessing« zu Barmen, in der er eine lange Reihe von Jahren den ersten Hammer führte. Manche Reise machte er im Dienste der Kunst und Wissenschaft, indem er Vorträge oder poetische Ansprachen hielt. 188[illegible] erkrankte R. an einem schmerzlichen Herzleiden, für das er in Wiesbaden Genesung fand. 1888 half er den Frühstücksverein für arme Kinder gründen und stellte seine Muse in dessen Dienst. 1894 feierte er unter grosser Betheiligung von nah und fern seinen sechzigsten Geburtstag. Leider verlor er schon ein Jahr darauf seine inniggeliebte Frau, die eine echte Stütze seines Daseins war, und die ihm sieben Kinder geschenkt hat, von denen heute noch sechs, drei Söhne und drei Töchter, am Leben sind. Der Verlust der Gattin schmerzte ihn tief, zudem hatte sich das alte Leiden wieder eingestellt, das sich bei seinem untröstlichen Seelenzustand immer mehr verschlimmerte. Seine Pflege übernahm an Stelle der Heimgegangenen die Schwester seines Schwiegersohns, des Professors Schaper in Berlin. In den ersten Monaten des Jahres 1897 steigerten sich die Athmungsbeschwerden in unerträglicher Weise, bis der Tod ihnen am 8. März ein Ende machte. Gleich nach seinem Heimgange bildete sich ein Comité zur Errichtung eines Denkmals für den Dichter in den Anlagen seiner Vaterstadt Barmen, dessen Ausführung vor kurzem dem Professor Schaper übertragen worden ist.

Ueber R.'s poetischen Werdegang ist folgendes zu berichten. Die erste Einwirkung auf den Knaben übte seine Mutter aus. Von ihr hatte er die Lust zum Fabuliren und die rheinische Frohnatur geerbt. Stundenlang sass er als Kind zu ihren Füssen und hörte ihren Liedern- und Märchenerzählungen zu; bei ihr lernte er auch die ersten für sein junges Fassungsvermögen passenden Gedichte. Er selbst hat den Einfluss seiner Mutter nie vergessen, und noch in späteren Jahren sagt er von ihr, dass sie die Saat zu seinen Liedern in seine Brust gestreut habe. Dem Vater verdankt er seine Lust und Liebe an der Natur. Schon früh nahm ihn dieser mit in Wald und Feld, lehrte ihn der Vögel Sang, der Blumen Sprache, der Blätter Rauschen verstehen. Einen weiteren Einfluss auf des Knaben Gemüth übte sein Privatlehrer Fr. von Borckel aus. Er wusste mit den Gaben der deutschen Muse, besonders durch Gedichte Herder's, Klopstock's und Hölty's, und durch Schilderungen ferner Länder, die er aus eigener Erfahrung kannte, des Jungen Phantasie anzuregen und zu nähren. In der Stadtschule wirkte sein Lehrer Ewich durch Vorlesung und Erklärung Arndt'scher Poesien auf das junge Gemüth ein, und in der Nachbarschaft seines elterlichen Hauses setzte Frau Ungermann, eine Marketenderin aus den Freiheitskriegen, durch Schilderungen ihrer Erlebnisse seine Phantasie in lebhafte Thätigkeit. Was Wunder, wenn der Knabe schon früh seine Dichterschwingen zu regen versuchte, wenn er schon als Schüler der unteren Klassen sich im Versemachen übte! Man erzählt, dass R. schon als Junge von zehn Jahren die Gesellschaft, in die ihn sein Vater mitgenommen, durch seine Improvisation — ein besonderes Talent des Dichters — in Erstaunen gesetzt habe. — Mit dem Eintritt in den

Kaufmannsstand liess sich seine Liebe zur Dichtkunst nicht bannen. Durch fleissiges Studium der Literatur füllte er die Abendstunden aus: Freiligrath, Geibel, Grün, Herwegh, Dingelstedt und Prutz waren dem herangereiften Knaben schon bekannt, und das Feuer dieser freisinnigen Poeten ging auch in seine Adern über. In einer Reihe von Gedichten, die er unter dem Mantel der Anonymität in den Lokalblättern erscheinen liess, machte er seinen Gedanken Luft. Neue Nahrung erhielten seine poetischen Neigungen durch den Anschluss an die älteren Dichter des Wupperthals, an Friedrich Röber, Reinhart Neuhaus, Adolf Schults und an den Maler Seel. Unter den Anregungen dieses Kreises, in den auch sein Freund Karl Siebel trat, vergingen sechs Jahre fleissigster Thätigkeit, und die Entwickelung des Poeten R. machte grosse Fortschritte und gab sich in einer Reihe von Gedichten kund. An Prutz, Gutzkow, Meissner, Vischer u. A. sandte er seine Verse, und die Urtheile dieser ihm wohlgesinnten Männer reiften ihn mehr und mehr. Geschäftliche Reisen, die ihn durch ganz Westeuropa führten, brachten ihm eine reiche Welt- und Menschenkenntniss ein und machten ihn schon früh mit manchen gleichlebenden Dichtern persönlich bekannt. Die religiösen und politischen Strömungen Ende der vierziger Jahre blieben auch für ihn nicht ohne Einwirkung; doch trat er mit seinen Gedichten nicht so in den Vordergrund wie seine Freunde Neuhaus und Siebel. Seine immer zur Vermittelung neigende Gemüthsanlage machte es ihm unmöglich, Dichter irgend einer Partei zu sein. Freiligrath, den er in London kennen lernte, den er verehrte und dem er bis an dessen Ende nahe stand, war es besonders, der seine freiheitlichen Anschauungen in die rechten Bahnen lenkte. — Einen ganz besondern, wohl den bedeutendsten Einfluss auf seine Dichternatur hat seine von ihm innigst geliebte Gattin vom Beginn ihrer Bekanntschaft bis an ihr Lebensende ausgeübt. Hatte er sich bis zum Jahre 1854 in der Sturm- und Drangperiode befunden, so begann mit der Zeit seiner Verlobung seine Dichtkunst einen höheren Schwung zu nehmen; die Töne seiner Leyer erklangen voller und harmonischer, und seine geliebte Hedwig wusste sie immer von neuem in Schwingung zu bringen. Alle seine Lieder gipfeln von da ab in der Schilderung der Liebe zu seiner Braut, seiner Anhänglichkeit an Frau und Kinder und eines glücklichen Familienlebens. Auf seinen ferneren Reisen, die er seit 1856 für das eigene Geschäft zu machen hatte, lernte er weitere hervorragende politische und dichterische Persönlichkeiten kennen, die seine Phantasie nach verschiedenen Seiten befruchteten. Bedeutende Geister der Kunst und der Feder verkehrten seit dem Jahre 1862 in seinem Hause zu Barmen, darunter Bogumil Goltz, Emil Devrient, Karl Vogt, Marie Seebach, Robert Prutz, Paul Lindau, die Maler Scheuren, Tidemand, Valentin u. A. Mit den Dichtern Keller, Groth, Storm, Hoffmann, Geibel, Scheffel, Gottfried und Johanna Kinkel, Annette von Droste-Hülshoff u. A. stand er in persönlichem oder schriftlichem Verkehr. Alle diese Geistesgrössen haben mehr oder weniger anregend, fördernd und veredelnd auf ihn gewirkt. Im Wesentlichen aber hat sich R. an Goethe, Geibel, Rückert, Freiligrath und Herwegh, sowie am Umgang mit dem Dichter Siebel und dem Maler Seel gebildet. — Die epische Poesie ist bei R. nur durch Bilder und poetische Erzählungen vertreten, von denen nach seiner eigenen Angabe nur wenige wirklich gelungen sind. Der Hauptwerth des Dichters liegt in seiner Lyrik, die auch den grössten Theil seiner Werke ausfüllt. Auf der Grenze Rheinlands und Westfalens geboren und lebend, hat er in treuer Liebe zur Heimat

des Rheines Herrlichkeit und Westfalens markige Kraft gepriesen. Aber wie wenige hat er auch den traulichen Reiz und das stille Glück des deutschen Hauses, deutsche Liebe, deutsche Freundschaft, deutschen Frohsinn besungen, und über den Rahmen von Haus und Heimat hinaus hat er die flammenden und erhebenden Worte seiner Dichtung in den Dienst der idealen Mächte deutschen Volkslebens gestellt, so dass er mit Recht über den engen Kreis der Heimath hinausgehoben und ein deutscher Dichter genannt werden kann. Wenn sich auch unter dem Weizen seiner Dichtungen hie und da Spreu findet — er selbst hat sich das niemals verhehlt — so athmen doch alle einen überzeugungstreuen, warmen Ton, der im Herzen des Lesers und Hörers Wiederhall finden muss. Formell gehören die R.'schen Gedichte zu dem Besten, was die deutsche Lyrik hervorgebracht hat. Die Verse sind leicht und flüssig geschrieben. Versmaass, Strophenzahl und Reime zeigen reiche Abwechselung. Eine grosse Gewandtheit und dabei doch erstaunliche Natürlichkeit offenbart sich im Gebrauch der dichterischen Sprache, die sich durch Bilderreichthum auszeichnet und in nicht wenigen Gedichten einen sanglichen Charakter annimmt. Mit Recht sagt daher der Professor und Literarhistoriker Dr. Kreyssig von ihm: »Die Virtuosität seiner Sprache, die leichte, freie Behandlung des Reims wird von keinem Zeitgenossen übertroffen und von nicht mehr als einem halben Dutzend erreicht.« Manche seiner Gedichte sind bereits komponirt, viele verdienen es, noch in Musik gesetzt zu werden.

Was nun die lyrischen Dichtungen R.'s im einzelnen betrifft, so nehmen die Naturlieder und die Reflexionen über die Natur einen breiten Raum ein. Der Dichter feiert in reizender Weise den Einzug des Frühlings, schildert in glühenden Farben den Lenzmorgen, den Lenzabend und die Lenznacht und malt das Leben und Treiben, Kämpfen und Siegen der Frühlingsnatur in lebendigen Strichen. Zartere Töne verwendet er bei der Beschreibung des Sommers, besonders bei Schilderung der vom sanften Mondschein durchflossenen Sommernächte, während in den Herbstliedern der Harfenton der Wehmuth süss klagend wiederklingt. Bei seinen Reflexionen über das Verhältniss der Natur zum Menschen ist er zu tiefen Gedanken gekommen, denen er überall einen stimmungsvollen Ausdruck verleiht.

Den Lenz lässt er zur Freude mahnen, den Sommer zum Genuss rufen. Darum heisst es bei ihm, Missmuth und Kleinmuth bei Seite zu setzen, sich der Liebe und Lust zu ergeben und der Freude schöne Lippen zu küssen mit einem Kuss, der bis in's Mark zu spüren ist. Die fallenden Blätter sind ihm ein Sinnbild begrabener Hoffnungen und bitterer Enttäuschungen. Doch wie die Herbstesnebel manchmal den milden Sonnenstrahlen weichen müssen, so sollen auch Gemüth und Sinn des Menschen sich im Herbste des Lebens freuen, und die Seele soll die letzten milden Sonnenstrahlen in sich schlürfen. Auch zu Gott setzt der Dichter die Natur in Beziehung. — Umfangreicher als die Naturlieder sind die Lieder, die der Liebe, speciell der Liebe des Weibes und zum Weibe gewidmet sind. Sie sind vor allem wahr; denn hier steht R. auf dem Boden der Wirklichkeit und der eigenen Erfahrung. In schwärmerischer Weise singt er von der jungen Liebe; in begeisterten Versen schildert er die Maienseligkeit, die Zeit der Liebesträume, und in glühenden Farben malt er die Rosen, die auf der Liebsten Wangen blühen. Leidenschaftlich wird die Sprache, wenn er das Werben und Ringen um das Mädchen schildert, in dessen braunen Augen für ihn seine Lebenssonne, sein

Lebensglück liegt. In überschwänglichen Tönen klingt das Geständniss der Liebe und die Freude über die Erhörung aus. Ernster und bestimmter wird der Ausdruck in der Charakterisirung der echten, dauernden Liebe, der Liebe zwischen Mann und Weib, die nach ihm aushält in Schmerz und Leid und dauert bis zum Tod. Ausser dieser Liebe preist er in glühenden Worten die Freundesliebe und die allgemeine Menschenliebe. Letztere predigt er besonders in seinen maurerischen Gedichten mit laut vernehmbarer Stimme. — In seinen Vaterlandsliedern zeigt sich der Dichter als ein Verehrer und begeisterter Anhänger der deutschen Freiheits- und Einigkeitsbestrebungen. Dabei ist er ein Feind aller verschwommenen Ideen und Reden, mit denen nichts erreicht wird. Schon 1861 kündet er in prophetischem Geist die Neugestaltung der deutschen Verhältnisse durch Blut und Eisen an, 1866 legt er sein Veto gegen eine Zweitheilung Deutschlands ein und verlangt Ende der sechziger Jahre ein Vaterland, das eins in seinen Stämmen, frei im Geiste sei. Während der Jahre 70/71 liess er seine Harfe in hoher patriotischer Begeisterung erklingen, und die Erfüllung seiner Prophezeiung fachte ihn zu Freuden- und Dankliedern an. Wie fest er zu Kaiser und Reich stand, hat er in seinen zur Einweihung des Nationaldenkmals auf dem Niederwald geschriebenen und anderen Liedern deutlich ausgedrückt. — Spricht sich in den Natur-, Liebes- und Vaterlandsliedern durchschnittlich eine ernste Stimmung aus, so gewähren die Gesänge, die der Dichter der Freude und dem Weine widmet, einen Einblick in seine Frohnatur, und an manchen Stellen tritt dabei der Humorist hervor. »Will zechen, lieben, leben am Rhein, am deutschen Rhein«, das ist der Grundton, der sich durch alle diese Lieder, besonders durch die Sammlung »Am Rhein und beim Wein« hindurchzieht. R. kennt und besingt die verschiedensten Sorten des Rheinweins neben ihren begeisternden Wirkungen und bringt alles in echt poetischer Weise zur Anschauung. Aber auch dem Moselwein ist er nicht abhold, besonders liebt er das schlanke Moselblümchen. In humoristischer Weise giebt er Lehren, wie viel, wann und was für Wein man trinken soll. — Die echt männliche Anschauung des Dichters vom Leben spiegeln eine lange Reihe von Gedichten wieder — »Gedenke zu leben!« Dies Wort Goethe's setzt er an die Spitze seiner ersten Gedichtsammlung, und in einem seiner Gedichte ruft er selbst aus: Lass leben stets den Zweck des Lebens sein; die Gegenwart ist dein! — Leben ist für ihn ein stetes Ringen und Streben. Es erfordert Männer, die Vertrauen zu sich selbst haben und auch im Unglück Geisteskraft und Herzensmuth bewahren. Kommt auf tausend Schmerzen nach seiner Meinung nur eine Lust, so muss der Mensch auf seinem Lebensweg sich selbst die Rosen streuen und das Glück der Stunde ergreifen. Einen besonderen Werth legt R. auf die Pflichterfüllung; denn sie schafft inneren Frieden und ein rein Gewissen. Wenn auch die Sorgen des Lebens das Herz bedrücken, so soll man doch den Muth nicht sinken lassen, sich in das Geschick ergeben und auf bessere Zeiten hoffen. Dabei verlangt der Dichter, dass ein echter Mann immer seinen Weg gerade aus gehe. Er verurtheilt die niedere, knechtische Gesinnung und ist ein aufrichtiger Freund der Wahrheit. Er ermahnt, den jugendlichen Sinn sich zu bewahren, wenn auch das Alter graue Fäden in die Locken flicht. — Zum Schluss sei noch auf die religiöse Seite hingewiesen, die uns in R.'s Lyrik entgegentritt. Wir begegnen da einem Entwickelungsgang vom krassesten Rationalismus bis zum strengsten Positivismus, der in den Worten gipfelt: Du bist der Weg, die Wahrheit und das Leben. In

diesem Glauben wurzeln auch die Gedichte, in denen R. seinem festen Gottvertrauen Ausdruck verleiht, in dem er voll Ergebung ausrufen kann: So wie es kam, so war es gut. — Ausser der grossen Menge lyrischer Ergüsse, die die verschiedensten Gebiete des menschlichen Denkens, Empfindens und Glaubens berühren, ist die R.'sche Muse in einer langen Reihe von Gelegenheitsgedichten hervorgetreten, die alle den Stempel der Wahrheit und Schönheit an sich tragen und zum Theil in die Sammlungen aufgenommen sind. Im Buchhandel sind von E. R. folgende Gedichtsammlungen erschienen:

Gedichte, 8. Auflage (Eduard Trewendt, Breslau).
Neue Gedichte, 5. Auflage (E. Keil's Nachfolger, Leipzig).
Am Rhein und beim Wein, 3. Auflage (Strauss, Bonn).
Buch der Leidenschaft, 4. Auflage; Aus den Sommertagen, 4. Auflage (Schulze [Schwartz] Oldenburg).
Freimaurerische Dichtungen, 5. Auflage; In Bruderliebe und Brudertreue, 3. Auflage (Max Hesse, Leipzig).
Werke u. Schriften s. Börsenblatt f. d. deutsch. Buchhandel. 1897. No. 57.

Dr. G. Hoerter, Barmen.

Nehls, Johann Christian, Wasserbau-Direktor. * am 29. September 1841 in dem Dorfe Schülp bei Nortorf in Holstein, † am 5. September 1897 zu Wilhelmshöhe. — In ländlichen Verhältnissen aufgewachsen, sprach er später auch oft und mit Liebe von der einfachen Entwickelung seiner Jugendzeit; doch konnte der rege Geist des Heranwachsenden durch das Einleben in die heimatlichen Verhältnisse nicht befriedigt werden. Während Eltern und Lehrer seiner Begabung genug zu thun glaubten, indem sie ihn statt des landwirthschaftlichen Berufes den eines Volksschullehrers ergreifen liessen, gingen seine eigenen Wünsche wesentlich weiter. Entschiedene Neigung zu mathematischen und technischen Studien liess N. alle Schwierigkeiten überwinden; nach einer Vorbereitungszeit, die er in Göttingen verlebte, bezog er 1861 die technische Hochschule in Hannover und bestand nach Abschluss seiner Studien die erste hannoversche Staatsprüfung. In die Praxis eingetreten, fand er 1868 bei dem Ausbau des Sandthorhafens in Hamburg eine Anstellung, die für sein Leben entscheidende Bedeutung gewinnen sollte. Johannes Dalmann, der Um- und Ausgestalter des hamburgischen Strom- und Hafenbauwesens, stand damals auf dem Höhepunkt seiner Wirksamkeit als Wasserbau-Direktor und wusste die tüchtigen Leistungen seines jungen Mitarbeiters zu schätzen. 1871 wurde N. zum technischen Bureauvorsteher der Section für Strom- und Hafenbau erwählt, und er fühlte sich in dieser Stellung an der Seite Dalmann's so wohl, dass er 1873 einen auf Grund seiner fachschriftstellerischen Leistungen an ihn ergangenen Ruf, als Professor an die technische Hochschule nach Riga überzusiedeln, ablehnte. Am 1. April 1875 wurde er zum hamburgischen Wasserbauinspektor ernannt, und als in demselben Jahre Dalmann nach rasch sich entwickelnder Krankheit gestorben war, ward N. im Alter von 34 Jahren zum Wasserbau-Direktor erwählt. Fast gleichzeitig stellte sich, zum Theil wenigstens veranlasst durch jahrelange Ueberarbeitung, eine tückische Lungenkrankheit ein, die N. in den Jahren 1876 und 1877 zu wiederholtem langdauerndem Aufenthalt in Italien zwang. Er genas zwar, aber die Folgen dieser Krankheit sind nie dauernd behoben worden, und es bedurfte der eisernen Natur des Verstorbenen, um trotz wiederholter körperlicher Beschwerden durch volle zwei Jahrzehnte die Lasten seiner verantwortungsreichen Stellung mit Erfolg zu tragen. Die mit

der ganz ungewöhnlichen Entwickelung des Hamburger Hafens Schritt haltende hauptamtliche Thätigkeit des Wasserbau-Direktors N. bedarf keiner eingehenden Erläuterung und Würdigung. Scharfe Urtheilskraft, Geradheit des Charakters und der Mangel jedes kleinlichen Ehrgeizes kennzeichnen die Wirksamkeit des Verstorbenen. Diese Eigenschaften kamen indessen auch ausserhalb des engeren Wirkungskreises, bei Verhandlungen mit auswärtigen Behörden, bei den Elbstrombereisungen und bei seiner Thätigkeit als ständiges ausserordentliches Mitglied der Königlichen preussischen Akademie des Bauwesens in hervorragender Weise zur Geltung. Wie an den Verhandlungen der Akademie des Bauwesens, zu deren Mitglied N. 1880 vom Kaiser und König ernannt ward, hat er auch an den Arbeiten des 1892 vom Kaiser eingesetzten Ausschusses zur Untersuchung der Wasserverhältnisse in den der Ueberschwemmungsgefahr besonders ausgesetzten Flussgebieten lebhaften Antheil genommen. Schriftstellerisch hat sich N. auf technischem Gebiete bekannt gemacht durch die 1878 veröffentlichte Uebersetzung von Stevenson's »Illumination of Lighthouses«, der er auf Grund eigener Arbeiten wesentliche Zusätze beifügte. Aus neuerer Zeit ist die in dem hydrologischen Jahresberichte von der Elbe 1896 enthaltene Bearbeitung der Sturmfluthen in der Elbe zu erwähnen. Verschiedenen in Zeitschriften veröffentlichten Arbeiten technischen Inhalts schliessen sich dann rein theoretische Arbeiten an. Als grössere Werke sind auf diesem Gebiete u. a. zu erwähnen: »Graphische Integration«, Hannover 1877, und »Der einfache Balken auf zwei Endstützen unter ruhender und bewegter Last«, Hamburg 1885. N. hat dauernd einen Theil seiner Mussezeit mathematischen Studien gewidmet und namentlich auf dem Gebiete der graphischen Integration mit Erfolg selbständig gearbeitet. Der Zug nach den exakten Wissenschaften fand für das Wesen des Verstorbenen übrigens eine vortheilhafte Ergänzung durch seine Vorliebe für die schöne Literatur. N. war mit den Schätzen unserer Nationalliteratur in überraschender Weise vertraut und hat sein Verweilen im Süden erfolgreich dazu benutzt, sich auch mit der italienischen Sprache und Literatur bekannt zu machen. Dieser doppelten Richtung seiner Neigungen entsprach sein ganzes Wesen: Klugheit, gepaart mit Freundlichkeit.

Centralblatt der Bauverwaltung XVII, No. 37. —n—

Ržiha, Franz v., Professor des Eisenbahn- und Tunnelbaues an der Wiener technischen Hochschule, Hofrath, * am 28. März 1831 in Hainspach in Böhmen, † am 22. Juni 1897 in der Umgebung von Wien auf dem Semmering. — R. besuchte die technische Hochschule in Prag, trat 1851 beim Baue der Semmeringbahn in die Praxis, ging dann zum Bau der Karstbahn und zeichnete sich schon damals bei der Durchführung schwieriger Tunnelbauten aus. Im Jahre 1856 wurde er zum Bau der Wilhelmsbahn nach Preussen, und zwar zunächst zum Bau des Czernitzer Tunnels bei Ratibor berufen. Von 1857 ab baute er sodann als Unternehmer an der Ruhr-Sieg-Bahn in Westfalen und trat 1861 in den Braunschweiger Staatsdienst, wo er zuerst als Oberingenieur beim Bau der Linie Kreiensen-Holzminden und von 1866 ab als Herzoglicher Oberbergmeister in der Verwaltung der umfangreichen staatlichen Kohlengruben thätig war. In die Zeit seines Aufenthaltes in Deutschland fällt die von R. zuerst durchgeführte Anwendung des Eisens beim Tunnelbau und die Erfindung der nach ihm benannten Tunnelbau-Methode, die er zum ersten Male 1861 beim Bau der Bahn von Kreiensen nach Holzminden anwandte. Im Jahre 1869

kehrte R. in Folge des Verkaufes der braunschweigischen Staatsgruben nach Oesterreich zurück, machte die Vorarbeiten zu mehreren grossen Bahnstrecken in Böhmen und den benachbarten Theilen von Sachsen, baute als Unternehmer die Strecken: Prag-Lieben, Rumburg-Schluckenau, Rumburg-Ebersbach und Dux-Kommotau und wurde 1874 unter dem Minister Banhans als Oberingenieur in das k. k. Handelsministerium berufen. 1878 erfolgte seine Ernennung zum Professor des Eisenbahn- und Tunnelbaues an der technischen Hochschule in Wien, und hier hat er in den nahezu 20 Jahren seiner Lehrthätigkeit eine grosse Zahl von österreichischen Eisenbahningenieuren herangebildet. Seine Bedeutung auf dem Gebiete des Eisenbahnbaues ist namentlich von Max Maria v. Weber in seiner Geschichte des Eisenbahnwesens hervorgehoben und gewürdigt worden. R. war wohl der bedeutendste Fachmann auf dem Gebiete des Tunnelbaues. 1871 erschien sein »Lehrbuch der Tunnelbaukunst«, ein geradezu klassisches Werk, durch welches dieser Wissenszweig eigentlich erst begründet und aus dem Stande des blossen Handwerks emporgehoben wurde. Seine späteren schriftstellerischen Arbeiten sind ungemein zahlreich, wenn sie auch nicht mehr die Bedeutung jenes Hauptwerkes erreichen. Sie sind zum grossen Theile durch die Pflege der geschichtlichen Richtung ausgezeichnet, und insbesondere sein dreibändiges Werk über Eisenbahn-Ober- und Unterbau zeugt von der grossen Gründlichkeit, mit der R. dem Quellenstudium nachging, und von dem philosophischen Geiste, den er in die Behandlung technischer Aufgaben legte. Seine letzten Forschungen waren einer wissenschaftlichen Vertiefung der Gewinnungsarbeiten im Erdbaue gewidmet. Hierher gehören die Abhandlungen über Gewinnungs- und Bohrfestigkeit, über Sprengarbeit, über die menschliche Arbeitsleistung im Taglohne u. s. w. Er war eifrig an dem weiteren Ausbau dieser wissenschaftlichen Ausgestaltung der Lehre vom Erdbau thätig und sein rastlos arbeitender Geist fand hier immer wieder neue Fragen und Aufgaben, die er in den Bereich seiner Untersuchungen zog. Aber auch an den grösseren Bauausführungen, die während der Zeit seiner Professur in Oesterreich vorfielen, nahm R. regen Antheil und war dabei vielfach als Sachverständiger und Berather thätig, so beim Bau des Arlberg-Tunnels, bei der Bewältigung des Wassereinbruches in den Ossegger Schächten u. s. w. Ueber mehrere für das Wiener Gemeinwesen wichtige technische Fragen hat er Gutachten abgegeben, so über die Wasserversorgung, über die Nothwendigkeit, sämmtliche Arbeiten der Wiener Verkehrsanlagen nach einem einheitlichen Plane durchzuführen u. s. w. Die wissenschaftlichen Bestrebungen und praktischen Leistungen R.'s wurden vom Kaiser durch die Verleihung des Franz-Josefs-Ordens, des Ordens der eisernen Krone und des Hofrathstitels, sowie durch die Erhebung in den Ritterstand, von den Königen von Preussen, Sachsen und Bayern durch Ordensauszeichnungen anerkannt. Der Berliner Verein für Eisenbahnkunde ernannte ihn zu seinem korrespondirenden Mitgliede. An der Stätte, wo R. als junger Techniker unter Meister Ghega's Leitung zum ersten Male im Dienste des geflügelten Rades stand, fand er auch seine letzte Ruhestätte. Nur eine kurze Strecke abseits von der grossen Schienenstrasse, die er bauen half, bei Maria-Schutz im Semmeringgebiete, liegt sein Grab, ringsum eingeschlossen von den Bergen, durch welche er der Lokomotive einstmals den Weg bahnte. An der Leichenfeier des Meisters nahmen die Techniker Oesterreichs in entsprechender Vertretung Antheil. Schüler, die schon vor langen Jahren des Meisters Kunst von ihm selbst erlernt, und zahlreiche Vertreter der hohen

Schule, an welcher er bis zu seinem Tode gewirkt hat, Professoren, Assistenten und Hörer gaben ihm das letzte Geleite. Die Südbahn-Gesellschaft hatte einen Sonderzug gestellt, der die zahlreichen Trauergäste nach der Station Semmering brachte.

Centralblatt der Bauverwaltung XVII, No. 37. — R. v. Reckenschuss: Zeitschr. des Oest. Ingenieur- und Architekten-Vereins 1897, No. 21.

Hammer, Karl, Direktor der Königlichen Kunstgewerbeschule in Nürnberg, * am 6. März 1845 in Nürnberg, † am 16. Juli 1897 ebenda, wenige Monate nach Vollendung des von ihm und Konradin Walther in den edelsten Formen der deutschen Renaissance erbauten neuen Schulgebäudes, das bei dem bedeutenden Aufschwunge, den die im 17. Jahrhundert gegründete Malerakademie im Laufe unseres Jahrhunderts als Pflegstätte des Kunstgewerbes genommen hatte, schon längst ein dringendes Bedürfniss war. In seiner Vaterstadt, an der damals von v. Kreling geleiteten Nürnberger Kunstgewerbeschule zum Künstler erzogen, übernahm H. deren Leitung im Jahre 1885, nachdem er eine Reihe von Jahren (1872 bis 1878) als Beamter der Vorbildersammlung des bayerischen Gewerbemuseums in Nürnberg und nachher als Professor der Grossherzoglichen Kunstgewerbeschule in Karlsruhe thätig gewesen war. Hier wie in den zwölf Jahren seiner Nürnberger Lehrthätigkeit war es ihm vornehmlich darum zu thun, die Schüler dazu anzuregen, in liebevoller Anlehnung an die Werke der Vergangenheit, vor allem an die mustergiltigen Schöpfungen der deutschen Renaissance, in frischer und unmittelbarer Weise selbstschöpferisch thätig zu sein. Das Hauptgewicht legte er auf die Farbe, und seinen eigenen Schöpfungen ist eine besonders malerische Wirkung eigen. Er war eine echt decorative Kraft und da am grössten, wo es sich um rein decorative Aufgaben handelte. Bei Festzügen und Saalausschmückungen hatte man Gelegenheit, seine Kunst auf diesem Gebiete zu bewundern. Von seinen Arbeiten, welche den verschiedensten Zweigen des Kunstgewerbes angehören, seien die in grosser Zahl geschaffenen Diplome und Ehrenurkunden, die in den letzten Jahren für das Germanische Museum, das Rathhaus und die Christuskirche in Nürnberg ausgeführten Glasmalereien und die Wandmalereien zur inneren Ausstattung des Nürnberger Hofes (Tucherbräu) in Berlin besonders hervorgehoben. Die Stadt Nürnberg hat mit H., den sie mit Stolz den Ihren nennt, eine ihrer tüchtigsten künstlerischen Kräfte verloren, und mit ihr beklagt das deutsche Kunstgewerbe den frühen Heimgang des Verewigten.

Centralblatt der Bauverwaltung XVII, S. 347. — Jahresbericht der Königl. Kunstgewerbeschule in Nürnberg 1898.

Richter, Albert, Vicebürgermeister von Wien, * am 1. November 1843 zu Chotzen in Böhmen, † am 3. März 1897 zu Wien. Die Familie R.'s stammt aus Schlesien; er wurde in Böhmen geboren, aber durch Erziehung und Lebensauffassung ging er ganz in Wiener Art auf. Er besuchte das Gymnasium zu Wien und zu Melk, studirte an der Wiener Universität zuerst Medicin, bald aber Jura und erwarb hier den Doctorgrad der Rechte. Nicht lange darauf trat er als Concipient in die Advocaturkanzlei des damaligen Gemeinderathes und späteren Bürgermeisters von Wien, Prix. Dies wurde für seine ganze Zukunft entscheidend; denn nachdem er sich selbst als Advocat in Wien niedergelassen hatte, wurde er unter Förderung Prix' 1885 in den Wiener Gemeinderath gewählt und stand bald als einer der fähigsten

und streitbarsten Anhänger des energischen Mannes inmitten der leidenschaftlichen Parteikämpfe der Stadt. In der Discussion stellte R., dessen Stärke eine kräftige, stets durch Laune gewürzte Dialectik war, seinen Mann; dabei befähigte ihn seine rasche Auffassung, sich in die mannigfachen Beziehungen eines grossen Gemeinwesens schnell hineinzuarbeiten. Wichtige Referate, besonders das über die Wasserversorgung Wiens, wurden ihm anvertraut; und er war ebenso schnell bereit, sich nach kurzer Orientirung in der Materie eine allgemeine, für die Discussion ausreichende Kenntniss zu erwerben, als sich bei wichtigen Anlässen in gründliche Studien zu vertiefen. Das war seine Stärke und seine Schwäche; er nahm es ernst mit ernsten Dingen, aber er konnte sich auch mit aller äusserer Sicherheit in eine Discussion über Gegenstände stürzen, die er nicht beherrschte, was er jedoch nur that, wenn ein tactisches Interesse der liberalen Partei ihn dazu zwang, der er sich mit Wärme anschloss. Mit allen diesen Eigenschaften war er ganz darnach geartet, um bei den heftigen Debatten im Wiener Gemeinderathe und bald darauf im niederösterreichischen Landtage dem Führer der Antisemiten Lueger Widerpart zu halten. Er gab diesem Gegner nur wenig an Frische und Schlagfertigkeit, an Laune und Treffsicherheit des Ausdruckes nach, wenn er auch dessen erstaunliche Zähigkeit in der Agitation nicht besass; dabei hielt R. stets die Grenzen der Schicklichkeit ein und verharrte stetig auf seinem politischen Standpunkte, Rücksichten, deren souveräner Nichtbeachtung in der Sache, wie in der Form Lueger einen guten Theil seiner agitatorischen Erfolge verdankt. Insbesondere waren die Debatten über die 1891 beschlossene Einverleibung der Vororte in Wien und über die Schaffung von Gross-Wien ein fortgesetztes Duell der Wortführer der beiden Parteien, da R. 1891 Referent über dieses Gesetz im niederösterreichischen Landtag war. Als Gross-Wien gebildet war, drang Bürgermeister Prix entschieden darauf, dass ihm R. nunmehr als zweiter Vicebürgermeister, neben Borschke als erstem, als Gehülfe zur Seite gesetzt werde. Der Bürgermeister hatte sich nicht getäuscht, denn während Borschke kurz darauf siechte und bald nachher starb, war R. bei seiner Gewandtheit und nie versagenden Arbeitslust seine eigentliche Stütze bei den legislatorischen und organisatorischen Arbeiten in der Einrichtung des grossen Gemeinwesens. So rückte R. an Borschkes Stelle zum ersten Vicebürgermeister vor. Als Prix 1894, den Aufregungen seines seines Amtes erliegend, unerwartet durch einen Herzschlag hinweggerafft wurde, besass R. nun die Anwartschaft auf das Amt des Bürgermeisters, das nach der Gemeindeverfassung Wiens eine weit grössere Selbstständigkeit und höhere politische Bedeutung besitzt, als das des Oberbürgermeisters in reichsdeutschen Städten. Da trat ihm ein Umstand aus seinem Familienleben störend in den Weg. Er hatte sich als junger Mann mit einem Mädchen aus einer armen jüdischen Familie verlobt, war, da die Familie der Braut sich deren Uebertritte zum Christenthum widersetzte und nach österreichischen Gesetzen eine Ehe zwischen Christen und Juden verboten ist, confessionslos geworden und hatte so eine Nothcivilehe eingegangen. Trotz des wiederholten Drängens seines voraussichtigen Freundes Prix hatte er stets hinausgeschoben, was wohl gleich ursprünglich seine Absicht gewesen war, zu gelegener Zeit wieder den formellen Schritt der Rückkehr zur katholischen Kirche zu machen. Dies nun türmte sich ihm als Hemmnis zur Erlangung des höchsten Gemeindeamtes auf: ein confessionsloser Bürgermeister Wiens ist in Oesterreich schwerer möglich, als selbst ein protestantisches Oberhaupt.

Wien schien ihm indessen eine Messe werth und er beeilte sich unmittelbar nach dem Tode Prix' 1894, die Anstalten zu seinem Wiedereintritte in die Kirche und zur kirchlichen Einsegnung seiner Ehe zu treffen. Die kirchlichen Behörden gingen nicht allzurasch auf sein Verlangen ein und die Bürgermeisterwahl musste stattfinden, bevor seine Absicht erfüllt war. Die liberale Mehrheit des Gemeinderathes wählte ihn zwar nahezu einstimmig zum Bürgermeister, aber die Regierung verweigerte mit dem ausdrücklichen Hinweis auf jene Verhältnisse die Bestätigung.

Und nun ergossen sich über R. von allen Seiten gehässige Anklagen. Viele Liberale, und gerade die unbefugtesten, bezeichneten es als Verleugnung seiner Grundsätze, dass er in diesem Augenblicke eine confessionelle Ehe eingehen wollte, und Clericale wie Antisemiten stürzten sich höhnisch auf ihren energischen und oft schonungslosen Gegner, um ihm den Weg zu seinem Ziele für immer zu verrammeln. R. bat unter diesen Umständen selbst seine Freunde, von seiner beabsichtigten Wiederwahl abzusehen und forderte zur Wahl seines Freundes Grübl zum Bürgermeister auf, neben dem er erster Vicebürgermeister blieb. Die gelassene Würde, mit der R. damals die bösartigsten Angriffe, von denen auch seine Familie nicht verschont blieb, hinnahm, versöhnte viele, die sich sonst an seiner parteimässigen Auffassung politischer Dinge gestossen hatten.

Grübl blieb kaum ein Jahr Bürgermeister. Denn bei der Drittelergänzung des Gemeinderathes siegten die Antisemiten. Den Liberalen blieb nur eine kleine, in sich uneinige Mehrheit, und als R. bei der nothwendig gewordenen Neuwahl am 15. Mai 1895 blos mit einer Stimme Majorität abermals zum Vicebürgermeister gewählt wurde, lehnte er das Amt ab. Die liberale Mehrheit war bereits so zerbröckelt, dass darauf durch den Uebertritt einiger ihrer Mitglieder Lueger zum Vicebürgermeister gewählt wurde. Dies gab den Anlass zum Rücktritte Grübl's vom Bürgermeisteramt und in weiterer Folge zur Auflösung des Gemeinderathes.

Bei den Neuwahlen entfaltete R., dem in dieser bewegten Zeit die Leitung der liberalen Partei zufiel, eine ausserordentliche Thätigkeit, aber seine Sache unterlag, und in der neugewählten Körperschaft wurde Lueger 1896 zum Bürgermeister gewählt.

R.'s Gesundheit hatte unter diesen Aufregungen schwer gelitten, zumal da ihm bei der gehässigen und persönlichen Art der Wiener Parteikämpfe keinerlei Bitterkeit erspart blieb. Eine schwere Krankheit befiel ihn, von der er scheinbar genas. Er legte nun am 27. November 1896 sein Gemeinderathsmandat nieder, um sich ganz seinem Berufe als Advokat zu widmen, den er zur schweren Schädigung seiner Vermögensverhältnisse während seines aufreibenden politischen Wirkens hatte vernachlässigen müssen. Aber sein Zustand verschlimmerte sich immer mehr, und sein Krankenbett wurde von der Sorge für seine zahlreiche mittellose Familie verdüstert. Einem Freunde sagte er wenige Tage vor seinem Tode: »Auf allen Vieren möchte ich kriechen — nur leben möchte ich — wegen meiner Familie!« Als er am 3. März 1897 starb, war die Trauer über das Hinscheiden des kräftigen Mannes allgemein. So viel Hass sich auch gegen seine politische Thätigkeit geäussert hatte, so war er doch bei seinen Gegnern persönlich nicht unbeliebt, da die humoristische Art, mit der er sich auch nach hitzigen Debatten mit ihnen auseinanderzusetzen verstand, Vieles gut zu machen wusste. Seine Gesinnungsgenossen schätzten sein herzliches und gewinnendes Wesen, seine frische

Laune und freuten sich seiner kräftigen, stets natürlichen Persönlichkeit. Da er trotz der Bekleidung zahlreicher Ehrenstellen seine Angehörigen fast in Dürftigkeit zurückliess, so mussten auch seine Gegner anerkennen, dass die Motive seines öffentlichen Wirkens rein gewesen waren.

Heinrich Friedjung.

Mayr, Ambros, Dr., österreichischer Abgeordneter, * am 8. Mai 1849 in Sill (Tirol), † am 30. October 1897 zu Wien. — M. studirte in Salzburg, Innsbruck und Wien, wurde Gymnasialprofessor in Komotau, Bozen, Troppau und zuletzt in Trient. Im Jahre 1897 wurde er von den Landgemeinden Schwaz in Tirol in's Abgeordnetenhaus entsendet, wo er sich der clericalen Partei anschloss. Er gab mehrere Bändchen lyrischer Gedichte heraus, eines unter dem Namen »Hundert Lieder«, ein anderes »Selige Stunden«. Unter dem Titel »Tiroler Dichterbuch« erschien eine von ihm veranstaltete Sammlung von Gedichten Tiroler Autoren. Von zeitgeschichtlichem Werthe ist die von ihm veröffentlichte Biographie seines Landsmannes Hans Perthalers, des hervorragendsten Mitarbeiters Schmerling's bei dem Entwurfe der österreichischen Verfassung von 1861.

Bernays, Michael, Universitäts-Professor der Literaturgeschichte, * am 27. November 1834 zu Hamburg, † am 25. Februar 1897 zu Karlsruhe. — Sein Vater, Isaac Bernays (1793 bis 1849), war geistlicher Beamter der israelitischen Gemeinde; in Folge seines frühen Todes hat sein Einfluss kaum Spuren in dem Leben des Sohnes hinterlassen. Dagegen hing Michael mit schwärmerischer Liebe an seiner Mutter Sara (1803 bis 1858); denn sie erkannte schon früh die Begabung ihres jüngsten Sohnes und hat seine Entwicklung wesentlich gefördert, wie er denn ihrem wohllautenden Vortrage die Anfänge seiner späteren Meisterschaft der Rede verdankte. Den ersten Unterricht erhielt B. in einer kleineren Schule, später durch Privatlehrer, von denen er Dr. Reinstorff in dankbarer Erinnerung behielt. Nur die oberste Klasse des Gymnasiums hat er besucht. Trotzdem waren diese zwei Jahre von wesentlicher Bedeutung für ihn; denn in dem Direktor Dr. Friedrich Karl Kraft und Professor Ullrich gewann er Lehrer, die mit begeisterter Hingabe an die Ideale der humanistischen Bildung ein warmes persönliches Interesse für ihre Schüler verbanden. Beweis dafür ist die Art, wie Kraft den begabten B. zur Hilfeleistung bei eigener wissenschaftlicher Arbeit heranzuziehen wusste, und wie andererseits die Schüler ihren Direktor unter dem philologischen Beirathe Ullrichs und der dramaturgischen Hilfe Carl Töpfers mit einer Aufführung der Sophokleischen »Antigone« in griechischer Sprache feierten, von deren würdevollem Eindruck nicht nur damalige Berichte, sondern auch B.'s eigenes Tagebuch noch 32 Jahre später bei Gelegenheit einer ähnlichen münchener Aufführung Zeugniss ablegt. B. war die Rolle des Kreon zugefallen. Aber auch abgesehen von dieser ausserordentlichen Gelegenheit wurde er auf dem Johanneum wie auf das sorgfältige Studium des Wortes, so auch auf feine Ausbildung eines sinngemässen und wohllautenden Vortrags hingewiesen. Eine »Redeübung« pflegte das Schuljahr zu beschliessen, und so lesen wir in dem Programm dieses feierlichen Schulaktes vom 31. März 1853: »M. B., abgehender Primaner, wird in einem deutschen Vortrage über Goethes Torquato Tasso das Wechselverhältniss, in welchem der Dichter und sein Werk steht, zu entwickeln versuchen, und am Schluss von der Schule und ihren Lehrern Abschied nehmen«.

Trotz des vorzüglichen Abgangszeugnisses, das Direktor Kraft dem »wackern, hoffnungsvollen Jüngling« mitgeben konnte, gelang es B. nur mit Mühe, seinen Herzenswunsch, eine Universität zu beziehen, durchzusetzen. Seine Vormünder hatten ihn zum Kaufmann bestimmt und wurden darin von seinem 10 Jahre älteren Bruder Jakob, dem berühmten Bonner Philologen (1824—1881), bestärkt. Hier ist der erste Grund zu der späteren Verstimmung zwischen den Brüdern zu suchen, und Michael hat von diesem Zeitpunkte an seinen weiteren Bildungsgang weniger unter dem Einfluss, als vielmehr im Gegensatze zu Jakob gewählt. Erschwert wurde dies wesentlich durch die beschränkten Mittel, die B. zu Gebote standen. Thatkräftig nahm sich aber Direktor Kraft seiner an; er erwirkte ihm das Averhoffsche Stipendium und empfahl ihn so warm, dass B. bei allen Professoren die freundlichste Aufnahme fand. Das Sommersemester 1853 verbrachte B. als Studiosus der Rechtswissenschaft in Bonn; aber neben den Institutionen bei Böcking hörte er schon hier althochdeutsche Grammatik bei Diez und Geschichte der Religion der Griechen bei Leopold Schmidt. Auch in Heidelberg, wohin er sich auf seines Bruders Jakob Rath von Bonn aus wandte, liess er sich am 7. November 1853 als Jurist immatrikuliren; doch entdecken wir in den Vorlesungen, die er hier belegte, keine Berechtigung mehr zu dieser Bezeichnung, vielmehr prägt sich sein Ziel jetzt in der Wahl seiner Kollegien deutlich aus: ein umfassendes Studium der deutschen Literatur im Zusammenhang mit der politischen Geschichte und auf der Grundlage der klassischen Philologie. So hörte er in den Jahren 1854—56 neben manchem spezielleren Colleg bei A. Holtzmann Geschichte der deutschen Literatur, bei L. Häusser deutsche Geschichte und bei J. Chr. F. Bähr griechische und römische Literatur. Der Genuss und die Anregung dieser Vorlesungen war freilich nur mässig; viel werthvoller war ihm der persönliche Umgang mit den genannten Lehrern, ferner mit Gervinus, Geh. Rath v. Leonhard u. A., sowie die uneingeschränkte Benützung der Universitäts-Bibliothek. In engem Freundeskreise, zu dem auch Treitschke gehörte, hielt B. im Winter 1854/55 seinen ersten Vortragscyklus über deutsche Literaturgeschichte, der ihm die freudigste Anerkennung seiner Hörer eintrug. Ein Verleger forderte ihn auf, Oesers Kunstgeschichte neu zu bearbeiten; Gervinus sollte die Einleitung dazu schreiben — allein in B. überwog die Lust zu lernen weitaus den Drang zur eigenen literarischen Bethätigung. Auch nachdem er am 20. Mai 1856 summa cum laude promovirt hatte[1]), als Gervinus, Löbell und andere berufene Männer ihn drängten, sich als Privatdocent zu habilitiren, konnte er sich nicht genug thun in unermüdlicher Arbeit einer vielverheissenden Vorbereitung und verzichtete noch anderthalb Jahrzehnte lang auf ein Hervortreten als akademischer Lehrer.

Kurz nach seiner Promotion that B. einen Schritt, der ihm ein inneres Bedürfniss befriedigte, seine äussere Lage aber in ungünstiger Weise beeinflusste. Am 21. August 1856 liess er sich zu Mainz von dem zweiten evangelischen Pfarrer Vonweiler taufen; seine Pathen waren Henriette Feuerbach, geb. Heydenreich, vertreten durch den Mainzer Advokaten Dr. Heinrich Bernays, und der Kaufmann August Friedrich Höster. Dass innere

[1]) Nach einer gefälligen Mittheilung des Sekretariats der Universität Heidelberg hat B. ohne Dissertation promovirt, wie das damals dort möglich war. Seine Examinatoren waren Bähr, Reichlin-Meldegg, Häusser, Kirchhoff, Stark, Rau, Holtzmann, Kortüm, Bunsen, Bronn, Leonhard.

Ueberzeugung und keine äussere Rücksicht ihn bei diesem Schritte leitete, erhellt am klarsten aus dem grossen Opfer, das er damit brachte, aus dem völligen Bruch mit seiner ganzen Familie, selbst der geliebten Mutter. Hatte er auch gerade in seinem Vaterhause seinen starken religiösen Sinn festigen und ausbilden können, so herrschte dort doch die strenge Rechtgläubigkeit des alten Testaments. So war er den Seinen jetzt ein Abtrünniger, von dem sie gänzlich die Hand abzogen. Er aber hat sich noch in späteren Jahren zu dem Entschlusse geneigt, Prediger zu werden, und stets die lebendige Ueberzeugung vertreten: »Die grösste Thatsache in der Geschichte der Erdenvölker — das Christenthum.«

Nach seinem Uebertritt zum Christenthume waren die Verhältnisse, in denen B. in Bonn lebte, bei einer drückenden pekuniären Lage und grossen, damit verbundenen Entbehrungen nur erträglich durch die Fülle geistiger Anregung und warmer persönlicher Freundschaft, die sie ihm brachten. Ritschl, der ihm einmal eine Unterredung mit Jakob Grimm vermittelte, Welcker, dem er sein Festspiel zu Schillers Säculartag widmete, Simrock, bei dessen Tode er von vielen als der berufenste Nachfolger erklärt wurde, waren jetzt, nach dem Abschluss seiner Studentenzeit, seine Lehrer und Gönner, aus deren Umgang er reichen Gewinn zog. In den rheinischen Künstlerkreisen, bei Vautier und Sohn, fand er verständnissvolle Hörer und Freunde. Mit Henriette Feuerbach verbanden ihn innige Beziehungen, und für ihres Stiefsohnes künstlerische Grösse trat er früh mit nachdrücklicher Ueberzeugung ein. Auch von seiner Freundschaft mit Friederike Gossmann (Frau v. Prokesch-Osten) haben wir im Cottaschen »Morgenblatt« 1863 und 1865 sachlich wie persönlich ansprechende Belege. Seine Liebe zur Musik fand in den rheinischen Musikfesten reiche Anregung und in Clara Schumann eine Künstlerin, deren menschlicher Adel ihn unwiderstehlich auch an die Person fesselte. Und an Beziehungen zu den vornehmsten Kreisen, in deren sicherem, gemessen freien Wesen sich B. immer besonders wohl fühlte, fehlte es ebenfalls nicht; so gehörten General von Strubberg in Coblenz und vor allem der Gouverneur von Mainz, Prinz von Glücksburg, zu seinen Gönnern, bei denen er wiederholt weilte; das Andenken, das ihm der Prinz von Glücksburg geschenkt, eine Ausgabe des »Faust«, die B. immer hoch in Ehren hielt, haben ihm liebende Hände noch in den Sarg mitgegeben.

Was ihm aber diese rheinischen Jahre am reichsten verschönte, war sein herzlicher Verkehr im Hause des alten Ernst Moritz Arndt, zu dessen Enkelin Lotte er eine innige Neigung fasste. Oft kam er nach der Verlobung zu ihr nach Trier und verlebte dort seine glücklichsten Tage; um so tiefer musste es ihn treffen, als Lotte die Verbindung wieder löste, um einem anderen Manne die Hand zu reichen. —

So abgeneigt B. der eiligen Arbeit der Journalistik war, so drängte ihn doch der Zwang der Verhältnisse, auf diesem Wege einigen Verdienst zu suchen. Das Schriftenverzeichniss, das G. Witkowski dem 2. Bande von B.'s »Schriften zur Kritik und Literaturgeschichte« mit der dankenswerthesten Sorgfalt beigesteuert hat, lässt uns erkennen, wie B. in den Jahren 1862—1872 in den angesehensten Organen der deutschen Presse, im »Morgenblatt«, den »Grenzboten«, der »Kölnischen Zeitung«, der »Allgemeinen Zeitung« und »Im neuen Reich«, eine Reihe von Aufsätzen und Besprechungen veröffentlichte, die ohne jenen äusseren Zwang grossentheils wohl schwerlich entstanden wären; wenigstens verschwinden mit seiner Ernennung zum Professor

solche Arbeiten des Tages vollständig aus seinen Werken. Aber keiner der Gegenstände, mit denen sich B. in diesen Artikeln beschäftigt, ist unbedeutend und unwürdig seines klärenden Wortes, und gerade diese rasch verfassten Gelegenheitsarbeiten gelangen ihm nach Alfred Doves eher scharfem als liebevollem Urtheil schriftstellerisch am ungezwungensten und besten. Trotzdem konnte er sich nicht entschliessen, seine Kräfte nach dieser Seite zu binden. Sowohl einen Antrag, in die Redaction der »Preussischen Jahrbücher« einzutreten, wie Gustav Freytags Einladung, die Besprechung der Bücher philologischen Inhalts für die »Grenzboten« zu übernehmen, lehnte er ab. Sein ganzes Wesen drängte ihn zur Wirksamkeit mit dem gesprochenen, nicht dem geschriebenen Worte.

War es ihm seit seinen Heidelberger Studententagen der reinste Genuss geblieben, im Kreise Gleichgesinnter die Werke unserer grossen Dichter oder die eigene historische Auffassung der Entwickelung unserer Literatur vorzutragen, so musste ihm jetzt die im engeren Kreise oft bewährte und bewunderte Kunst der Rede die äussere Grundlage seiner Existenz bieten. Sein ständiger Wohnsitz blieb Bonn; aber seine Vortragsreisen führten ihn durch die verschiedensten Theile Deutschlands und liessen ihn manche neue, bedeutungsvolle Bekanntschaft und Freundschaft schliessen. Gewöhnlich hielt er einen Cyklus von Vorträgen, hauptsächlich über Goethe, Schiller, Klopstock, Lessing. Der natürliche Ausgangspunkt seiner Fahrten waren die rheinischen Städte von Köln bis Mainz; doch kam er auch nach Karlsruhe, wo er schon damals die Theilnahme des grossherzoglichen Hofes erfuhr, nach Stuttgart, wo Mörike ihm zu seinem Stolze das brüderliche Du antrug, nach Frankfurt, nach Weimar, wo ihn Preller, die Odyssee in der Hand, zeichnete, nach Lübeck, wo er mit Geibel verkehrte, und Bremen, wo er mit Gildemeister feste Freundschaft schloss. Den angenehmsten Kreis fand er jedoch in Leipzig, wo er viel bei Brockhaus, vor allem aber mit Salomon Hirzel verkehrte. Was dieser letztere ihm gewesen, das charakterisiren am besten seine Tagebuchaufzeichnungen bei Hirzels Tode: »Der Hingang Hirzels ist für mich eines jener Ereignisse, die einen ganzen Kreis werther und würdiger Lebensbeziehungen zerstören, die eine ganze Reihe von Zuständen, welche in das gesammte Dasein innigst verschlungen waren, traurig abschliessen. Im Jahre 1862 ward unsere persönliche Verbindung eingeleitet. Während meines späteren Aufenthaltes in Leipzig vergingen selten einige Tage, in denen wir uns nicht persönlich berührten. Das Verhältniss, das sich zwischen uns bildete, war nicht blos ein solches, wie es aus der Gemeinsamkeit wissenschaftlicher Neigungen zu entstehen pflegt; es hatte einen viel höheren menschlichen Werth und eine innerlichere Bedeutung. Ich unternahm in jenen Jahren nichts, an dem er nicht, fördernd oder rathend, Antheil gehabt hätte. Nur meinetwegen kam er später nach München, es geschah zuletzt im Jahre 1875. Der Ton, auf den unser Verkehr gestimmt war, blieb immer derselbe. Obgleich eigentlich meist von gewichtigen und ernsten Dingen zwischen uns die Rede war, so ging doch eine Grundstimmung von Heiterkeit durch unsere Unterhaltungen und Verhandlungen. Wie von einer sicheren Höhe herab liess Hirzel nach allen Seiten hin seinen Humor, seine Ironie, seinen oft vernichtenden Witz spielen und treffen. Dabei blieb sein Urtheil fest und gemessen; und immer gleich bewunderungswürdig blieb die Klarheit des Blicks, den er mit derselben Sicherheit auf Menschen und Dinge, auf die Zustände des Lebens wie der Wissenschaft richtete. Hirzels eigentlicher Freundeskreis

gehörte einer älteren Generation an, unter den jüngeren stand ihm [illegible] war, am nächsten. . . . . . .«

Neben Hirzel waren es in Leipzig Freytag, Springer, [illegible], Jahn, [illegible] u. a. m., die mit freundschaftlicher Theilnahme und vollem Verständniss für die Bedeutung seiner Aufgabe seinen Bestrebungen folgten. Joachim Meyer sprach kurz vor seinem Tode den Wunsch aus, B. möge die Herausgabe seines Nachlasses besorgen. Jahn bestimmte, dass B. aus seiner reichen Bibliothek sich auswählen dürfe, was ihm förderlich sein konnte. Ausserhalb der akademischen Kreise aber gewann B. in dem Erbprinzen von Meiningen, dem er damals englischen Unterricht gab, einen treuen Freund für's Leben, mit dem er trotz der räumlichen Entfernung und seltenen persönlichen Berührung bis späterhin in reger brieflicher Aussprache, namentlich über Politik, verbunden blieb. Jetzt trat B. auch mit zwei ausgereiften, ergebnissreichen Werken hervor. Seine Schrift »Ueber Kritik und Geschichte des Goetheschen Textes« (1866), die Nicolaus Delius gewidmet war, wie seine Ausgabe von »Goethe's Briefen an Friedrich August Wolf« (1868), die er Heinrich von Sybel zueignete, musste den Wunsch, ihn auf dem Katheder zu sehen, noch bestärken. Endlich entschloss er sich zur Habilitation, Zarncke war ihm dabei behülflich und am 4. November 1872 ward ihm die venia legendi für das Fach der Geschichte der neueren Literatur ertheilt.

Der Erfolg von B.'s Vorlesungen an der Universität in Leipzig war ganz ausserordentlich, obgleich man zuerst darüber spöttelte, dass er mehr als vier Stunden allein der Betrachtung Klopstocks widmete. Aber nicht blos die Studenten strömten schaarenweise in seine Hörsäle, auch die maassgebenden Kreise schenkten ihm sofort die gebührende Beachtung. Ministerialrath Dr. von Volk, der sich als Referent über die Universitäten die grössten Verdienste um Bayern und um die Wissenschaft erworben hat, bemühte sich, B. nach Bayern zu ziehen. In Würzburg sollte ihm eine Professur errichtet werden; doch äusserte König Ludwig II., als er von B.'s Bedeutung hörte, den Wunsch, ihn nach München selbst zu berufen. So wurde Carriere zur Begutachtung nach Leipzig gesandt; seinem Vorschlage stimmte die philosophische Fakultät München zu, und so konnte schon am 19. Juni 1873 B. seine Antrittsvorlesung als ausserordentlicher Professor an der Universität München halten. Ein halbes Jahr später, am 7. Februar 1874, unter dem Rectorate W. H. Riehl's, wurde B. zum »ordentlichen Professor für neuere Sprachen und Literaturen« ernannt.

»Freuen Sie sich mit mir!« schrieb damals B. in froher Genugthuung an seinen väterlichen Freund Hirzel. »Und zwar nicht blos meinetwegen! Durch meine Ernennung ist zugleich den Studien, die ich vertrete, für immer ein Ordinariat gesichert. Es ist also wahrhaft ein Sieg erfochten, und der Traum meiner Jugend in Erfüllung gegangen.« Mit Recht konnte B. so sprechen. Denn wenn ihm jetzt die erste ordentliche Professur für sein Fach in Deutschland zu theil wurde, so durfte er sich sagen, dass er dieses Fach von seinen Gymnasiastentagen an erst begründen geholfen. »Bei allen meinen Arbeiten«, schreibt er einmal im Jahre 1875 — doch es gilt schon für seine früheste Zeit —, »bei allen meinen Arbeiten verfolge ich den einen Zweck: die Verbindung der Literaturgeschichte mit der philologischen Kritik zu begründen. Diesem Zwecke ist auch meine akademische Thätigkeit gewidmet, mit welcher ich es überaus ernst nehme. Das Katheder ist der Ort, wo ich mich am liebsten und am freisten mittheile, und den Pflichten des akademi-

schen Lehrers müssen die Wünsche des Schriftstellers sich unbedingt unterordnen.« »Das Lehren mit lebendigem Worte«, schreibt er ein ander Mal an einen Freund, »der Verkehr mit einem jugendlichen Kreise, in welchem wenigstens die Besten zu geistigem Sein und Schaffen aufstreben, dieser rege Wechsel von geistigem Empfangen und wissenschaftlicher Mittheilung — das alles ist mir zum unentbehrlichen Elemente des Daseins geworden.«

So konnte nun B. in würdigem Wirkungskreise frei seine Kräfte entfalten, und wenn wir seine Charakteristik von Friedrich August Wolf als Lehrer lesen, steigt uns unwillkürlich das Bild seiner eigenen unvergleichlich persönlichen, unmittelbaren Wirkung auf. Karl Stieler, der, damals B.'s Hörer, mit klarem Blick seine Berufung als »eine That in der akademischen Geschichte Münchens« bezeichnete, hat uns in der »Schlesischen Zeitung« ein anschauliches Bild der eigenartigen Weise von B.'s Auftreten gezeichnet: »Mit dem Ernst eines Priesters, der sein Amt beginnt, mit einer Sammlung, die ihm eine förmliche Immunität verleiht, schreitet der hagere gedankenvolle Mann durch die Reihen seiner Schüler, den Blick zu Boden gesenkt, schon jetzt ganz in den Gegenstand versunken. Diese verschlossene Kraft aber wird mit einem Male lebendig, sowie er auf das Katheder tritt, und zeigt sich in einer Gliederung, die von dem leisesten Herzenslaut bis an die Grenze elementarer Gewalt reicht. B. liest gegenwärtig über die deutsche Literatur des 18. Jahrhunderts; nicht über Klopstock, Lessing, Goethe und Schiller, sondern in seiner Hand gestaltet sich der bedeutende Stoff zu jener grossen inneren Einheit, die nur der echte historische Blick erkennt. Den geheimsten Zusammenhang mit der Seele des Volkes und der Geschichte der Zeit deckt er uns auf. Wir leben nicht nur in der Mitte jener grossen Schöpfungen, sondern in der Mitte jenes grossen Schaffens selbst. Das Einzelnste, das Kleinste erhält seine Beziehung zum Ganzen. Neben diesem geistigen Gehalte aber steht ein Formtalent, das künstlerisch im höchsten Sinne des Wortes ist. Der veredelnde Einfluss, den der stete Verkehr mit den Besten unsereres Volkes übt, tritt allenthalben ungesucht hervor und hat der Sprache eine Läuterung gegeben, die mehr ist als akademische Formvollendung. B. spricht völlig frei, aber das Charakteristische an seinem Vortrage ist nicht, dass er dies kann, sondern dass er es nicht anders könnte; so sehr ist er mit dem Stoffe eins, so sehr giebt er aus der inneren Fülle, dass jede äussere Handhabe ihn nur hemmen müsste. Man fühlt es wohl, dass diese Rede nicht vorbereitet ist nach dem engen Maassstabe einer Stunde; in der Jahre langen Arbeit, in der einsamen Vertiefung eines ganzen Lebens, in der schrankenlosen Liebe für seinen Stoff liegt die wahre Vorbereitung zum Lehrer«. . . . Dabei imponirte die ungeheure Weite und Zuverlässigkeit seines staunenswerthen Gedächtnisses dem Schüler so, dass er in den Ruf ausbricht: »Er ist allwissend in unserer Literatur«.

In der That hatte dieses unvergleichliche Gedächtniss einen nicht unwesentlichen Antheil an der souveränen Sicherheit von B.'s Auftreten. Es ermöglichte ihm ohne jeden schriftlichen Behelf jederzeit die Anführung jedes erwünschten Citates, jede entlegenste Combination; ja sogar umfangreiche Werke Goethes und Schillers, aber auch ganze Gesänge aus Homer und Dante, ganze Scenen aus Sophokles und Shakespeare waren ihm mit unfehlbarer Sicherheit eingeprägt, von der Unzahl kleinerer Gedichte aus allen Literaturen, die er auswendig wusste, ganz zu geschweigen. Und wie verstand er es, sie vorzutragen! Er war mit seinem machtvollen und bieg-

samen Organ zweifellos einer der bedeutendsten Recitatoren seiner Zeit. Wie er seine wissenschaftlichen Untersuchungen in einer geradezu künstlerischen Ausgestaltung bot und in feiner Zuspitzung, in klarer objektiver Gestaltung, vor allem aber in strömendem Pathos jede gewollte Wirkung erzielte, so verstand er auch vieles durch den blosen Vortrag zu verdeutlichen, was keine kritische Ausführung hätte klar machen können. Kein Wunder, dass in München wie in Leipzig sein grosses Kolleg stets von Hunderten von Hörern aller Fakultäten besucht war! »Der lauschenden Jugend entging das Gewollte an so hoher Kunst, das Selbstgefällige an so vielem Reize keineswegs«, sagt Alfred Dove treffend; »aber der im Grunde echte Schwung der Begeisterung riss sie nichtdestoweniger mit sich fort — in dieser Weise ward ihr ähnliches niemals geboten.«

Damit ist aber B.'s Bedeutung als Lehrer keineswegs erschöpfend gekennzeichnet. Sein Eigenstes gab er vielmehr erst im engeren Kreise seiner Schüler im Seminar, dessen Uebungen er in seiner eigenen ungemein reichen Bibliothek abhielt. Der ganze Nachdruck lag hier auf der persönlichen Anregung und Mitteilung, auf Erweckung der Selbstthätigkeit der Theilnehmer. Die zwanglosesten Wanderungen durch die weitesten Gebiete der Literaturgeschichte wechselten mit der sorgsamsten Untersuchung methodisch lehrreicher Einzelheiten, unterstützt von dem Anschauungsmaterial des grossen Bücherschatzes, der noch jetzt durch die Pietät und Selbstlosigkeit der Wittwe ungetheilt erhalten geblieben ist. Auf jedes Einzelnen Eigenart wurde Rücksicht genommen und ihr neue Nahrung geboten; kurz, es sollte alles lebendige Anregung, nicht autoritativer Unterricht sein. Und ähnlich gestaltete sich das meist nur vor einer kleinen Hörerschaar abgehaltene Shakespeare-Kolleg, das B. stets besondere Freude machte. Auch hier konnte er zwanglos *mit*, nicht *zu* seinen Hörern sprechen; auch hier liess er in freiem Wechsel bald textkritische, grammatische oder metrische Einzelheiten, bald weitausgreifende Quellenuntersuchungen, bald ästhetisch-kritische Betrachtungen in den Vordergrund treten. »Keine Frage«, bemerkt er einmal in seinem Tagebuch, in dem er sich mit peinlicher Gewissenhaftigkeit über Werth oder Unwerth seiner Kollegien selbst Rechenschaft ablegte, »keine Frage, dass ich dann das Beste und Meiste gebe, wenn aller äussere Apparat der sog. Vorlesung wegfällt.«

So fühlte sich B. ganz eingewoben in die Lebensthätigkeit, die er selbst als sein höchstes Lebensbedürfniss bezeichnet hat. Trotzdem blieb ihm in seinen damaligen Verhältnissen zeitweilig ein gewisses Gefühl der Entbehrung nicht erspart, das ihm einmal in einem schönen Briefe an seinen Freund Uhde das Geständnis entriss: »Ich bedarf in meinem Leben, dem keine heitere Jugendzeit vorangegangen, und das auch noch jetzt fast alles das entbehrt, was der grosse Haufe der Menschen Glück zu nennen pflegt — auch ich bedarf oft genug der ermunternden und aufrichtenden Teilnahme. Ich sage das nicht im Sinne der Klage, diese ist mir gänzlich fremd, und die Art meines Lebens und Thuns möchte ich mit keiner anderen — und wenn mir der höchste Preis geboten würde — jemals vertauschen.... Oft verwundere ich mich darüber, wie ich mir so viele Frische und Heiterkeit habe erhalten können. Aber diese Heiterkeit hat auch wenig gemein mit dem, was man herkömmlicherweise so nennt. Sie ist ganz geistiger Art, sie fliesst aus der innigen Verbindung, in welche ich mein Leben mit meiner Wissenschaft gebracht habe. Die mit jedem Tage neu aufwachende Liebe zu dem, was

mir Wissenschaft ist, entschädigt mich für alles, was ich ehedem im Kampfe des Lebens gelitten, für alles, was ich jetzt entbehre.«

Erst am 4. Dezember 1880 gewann B. durch die Vermählung mit der Wittwe Hermann Uhdes, Luise, geb. Rübke, ein eigenes Heim, das dem rastlos thätigen Manne in der treuen Fürsorge einer verständnissvollen Gattin das häusliche Behagen bot, das er solange entbehrt hatte. War es ihm schon vorher Bedürfniss gewesen, am geselligen Leben regen Anteil zu nehmen, so wurde jetzt sein eigenes Haus der Mittelpunkt eines der geistigen Bedeutung wie der Zahl nach gleich hervorragenden Kreises. Von den Kollegen standen ihm Bursian, Christ, Wölfflin, Giesebrecht, Brinz, Ratzel, Rudolf Schöll, Halm besonders nahe. Zu dem Kaulbach'schen Hause, namentlich auch zu Frau v. Völk und ihrem geistvollen Gatten unterhielt er rege Beziehungen. Von der alten Frau von Thiersch liess er sich noch mancherlei von der klassischen Vergangenheit des literarischen Deutschland erzählen; an Lady Blennerhassets literarischen Arbeiten nahm er den regsten Antheil und wies sie immer wieder auf Chateaubriand als würdigsten Gegenstand ihrer geistvollen Darstellung hin. Wilhelm Hertz war ihm als Mensch und Dichter gleich werth; Ludwig Laistners früher Tod bereitete ihm tiefen Schmerz. Mit Conrad Fiedler, der später ein so jähes Ende finden sollte,verkehrte er besonders gern: »Im Gespräche mit ihm weiss man doch, wozu man die Lippen bewegt. Er ist wirklich ein bedeutender und selbstständiger Denker. . . . einer der gehaltreichsten Menschen, die jetzt leben.« Sehr innig war das Verhältniss zu Paul Heyse; sie kamen sehr viel zusammen, besprachen sich über ihre Arbeiten und gerne nahm Heyse bei seinen Uebersetzungen des Freundes Rath in Anspruch. Heyse ist auch neben dem Erbprinzen von Meiningen Pathe von B.'s Sohne Ulrich, der neben einer Tochter Marie in dem behaglichen Hause an der Fürstenstrasse heranwuchs.

Nicht nur Gelehrte und Dichter, auch Schauspieler und Musiker weilten oft in dem B.'schen Kreise. Hermine Bland konnte im gewissen Sinne sogar seine Schülerin genannt werden; beim Einstudieren ihrer vornehmsten Rollen wie Iphigenie, Leonore von Este u. a. stand B. ihr mit seiner eingehenden Interpretation und seiner vollendeten Vortragskunst lange zur Seite. Die edle Art dieser bedeutenden Künstlerin entsprach seinem Wesen in seltenem Maasse; sonst freilich hat er, abgesehen von Lewinsky, Sonnenthal und wenigen andern Künstlern, sich wenig an schauspielerischen Leistungen erbaut. Sein Stilgefühl wurde durch die immer häufiger geübte Uebertragung modern realistischer Kunstübung auf die klassischen Dramen empfindlich verletzt, und solch »denkender Künstler« war ihm ein Greuel. Während er sich daher mit den Jahren, im Genusse der Dramatiker aller Zeiten am ungetrübtesten sich selbst genügend, dem Schauspiel der Bühne immer mehr entfremdete, wurde sein Verhältniss zur Musik immer inniger und fester.

Schon aus dem Jahre 1862 haben wir in dem »Verbindenden Texte für Beethovens Musik zu Goethes Egmont« einen Beweis, mit welchem Ernste sich B. in die gewaltigen Werke der Tonkunst vertiefte. Diese Verse, denen wie den übrigen Festspielen B.'s — »zur Säcularfeier von Schillers Geburtstag« (1859), »Shakespeares Geburt« (1864), »Prolog zu Mozarts Requiem« (1892) — mehr die rhetorische Macht und Würde der Sprache und der Gedanken, als eigentlich dichterische Eigenschaften das Gepräge geben, entstanden auf Otto Jahns Anregung, um den nüchternen Verbindungstext F. Mosengeils zu ersetzen — ein Zweck, den sie in der angemessensten

Weise erfüllten. Zu einer noch wirksameren Theilnahme an musikalischen Fragen musste sich aber B. angeregt fühlen, als er in München in den Bannkreis Richard Wagners trat. Durch seinen Verkehr mit Levy, Porges u. a. wurde B. immer tiefer in die Bestrebungen des Meisters hineingezogen; selten versäumte er eine Aufführung seiner Werke an der Münchener Oper und versenkte sich mit tiefer Bewunderung in die grossartige Persönlichkeit, die sich ihm hier offenbarte. Zwar hat er sich eine gewisse Zurückhaltung gegenüber den künstlerischen Neuerungen Wagners bewahrt; seine Worte für die Errichtung einer Schule für Musik und Drama in Bayreuth sind rein sachlich und vorsichtig abgewogen. Aber bei seinen wiederholten Berührungen mit Richard Wagner selbst, als dessen Gast er mehrfach in Wahnfried weilte, empfand er den vollen Zauber einer genialen Persönlichkeit, und rückhaltlos huldigte er dem reinen Künstlerthum in dem Schöpfer des Tondramas. »Wie alle Künstler höchsten Ranges«, schreibt B. einmal an Uhde, »wendet sich Wagner unmittelbar an die Phantasie. Er wäre schon allein deshalb hochzuhalten, weil er einer von den Wenigen ist, die noch einen reinen Enthusiasmus zu entzünden wissen.« Und in tiefer Ergriffenheit hat B. bei der Nachricht von Wagners Tode in seinem Kolleg dem grossen Toten einen Nachruf geweiht, der zu dem Würdigsten und Besten gehört, was über Wagner gesagt worden ist. Ohne sich auf einzelne Fragen einzulassen, stellte hier B. den Meister als unsterbliches Muster hin dessen, »was der wollende Mensch vermag«. Die menschliche Grösse mit ihrem unerschütterlich sieghaften Willen stand ihm noch höher als die künstlerischen Ziele Wagners. Damals war B. der einzige Professor einer Universität, der auf seinem Katheder von Wagner zu sprechen sich gedrungen fühlte; durch diese Thatsache erhöht sich noch das Gewicht seiner Worte.

Mochte aber B. mit noch so ernster Hingabe sich in Wagners neue Kunstform einzuleben bemühen, den reinsten Genuss bot ihm doch »Fidelio«, bot ihm die Musik, wo sie ihm als Herrscherin, als Selbstzweck entgegen trat. »Mir wird die Musik immer mehr Bedürfniss«, schreibt er im Jahre 1877 aus München. »Die Töne umspülen mir den Geist wie sänftigende Wellen; er lässt sich gelind von ihnen forttragen, und doch ist es keineswegs ein wollüstiges Nichtsthun, dem er sich hingiebt. Denn ich verstehe von der Musik gerade so viel, um der Entwicklung der musikalischen Gedanken folgen zu können, aber nicht genug, um mir überall von den Mitteln der Ausführung Rechenschaft zu geben. So finde ich erquickende Beschwichtigung und zugleich eine Anregung, die den Geist beschäftigt, ohne ihn zu eigentlicher Thätigkeit zu spannen. Keiner Kunst gegenüber ist mein Urtheil oder vielmehr meine Empfindung so streng als bei dieser. Diese Strenge gilt aber nicht dem Vortrag, sondern dem Gehalt des Vorgetragenen. Eben weil ich von der Technik der musikalischen Behandlung, die ja dem Kenner schon an und für sich ein Interesse abgewinnen kann, zu wenig verstehe, so kann mich nur der lebendige Gedanken- und Empfindungsgehalt, der die Formen erfüllt, berühren und ergreifen. Hier habe ich das Recht, wirklich nur mit dem Trefflichsten vorlieb zu nehmen. Und in welcher Kunst ist das Treffliche so reichlich ausgesäet wie in dieser?«

Die musikalischen Darbietungen von Eduard Reuss, die ihm die letzten Werke Beethovens immer mehr erschlossen, gehörten dann in den Tagen seiner Musse in Karlsruhe zu seinen reinsten Genüssen. Aber auch in München hat er eine Reihe von Musikern an sich zu ziehen gewusst, und

die Liebe zur Musik, die besonders aus Shakespeare immer gerne neue Nahrung sog, hat in seiner ganzen Art der Geselligkeit unverkennbare Spuren hinterlassen.

So vereinigten sich künstlerische und wissenschaftliche Interessen in seinem Hause, um es zu einem Sammelpunkte zu machen, an dem durchreisende Männer von Bedeutung wie Paul Stapfer, Frz. X. Kraus, Waitz, Liszt u. s. w. immer einen Theil der geistigen Elite Münchens anzutreffen sicher sein durften. Daneben aber zog B. auch diejenigen von seinen Schülern, die ihm im Seminar näher getreten waren, ebenfalls in den persönlichen Verkehr mit ein und lebte im vollsten Behagen, wenn er von seinen geistigen Schätzen anderen verschwenderisch mittheilen konnte. Schon im Winter 1879/80 hielt er alle 14 Tage in einem auserlesenen Kreise an einem Abende Vorträge über und aus Goethes Faust. Solche Recitationen pflegten später seine Gesellschaftsabende im eigenen Hause abzuschliessen, während er seit der Uebernahme des akademischen Lehramtes wie auf journalistische Bethätigung, so auch auf öffentliche Vorträge gänzlich verzichtet hatte.

Nur dreimal noch ist B. mit Vorträgen vor ein grösseres Publikum getreten, jedesmal einem äusseren Anlass folgend. Im März 1880 forderte ihn Lützow auf, nach Wien zu kommen, wo durch Karl Tomascheks Tod die Professur für Literaturgeschichte erledigt war. Man hoffte, B. dafür gewinnen zu können, und die Studentenschaft feierte ihn, nachdem er drei Vorträge in Wien gehalten hatte (über die Epochen der Goethe'schen Lyrik, über den II. Theil des »Faust« und über Lessing's Stil), bereits mit jugendlicher Zuversicht als den Ihren. Aber die Sache zerschlug sich; dauernder Gewinn jener Wiener Tage aber blieb neben anderen neuen Beziehungen u. a. auch zu Brahms, eine herzliche Freundschaft mit Lewinsky.

Widerwillig übernahm B. im Jahre 1889 den Festvortrag bei jener bedeutungsvollen Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft in Weimar, welche die Erweiterung des Goethe-Archivs zum Goethe-Schiller-Archiv brachte. Keine Zeile ist uns in B.'s Handschrift von dieser Rede über Goethe's Farbenlehre erhalten; nur im Kopfe hatte er sie ausgearbeitet und auf die Stütze schriftlicher Fixirung verzichtet. Aber indem sie die Geschichte der Farbenlehre nur als ein Symbol der Geschichte des Wissens überhaupt betrachtete, erschloss sie in überraschend eindringlicher Weise die Bedeutung eines grossen Arbeitsfeldes Goethe's, das sonst nur allzu sehr unterschätzt wird.

Zum letzten Male sprach B. vor der breiten Oeffentlichkeit bei der Enthüllung des Scheffeldenkmals in Karlsruhe am 19. November 1892. Auch zu dieser Festrede hatte er sich nur ungern bestimmen lassen, aber sie bewährte noch einmal die hinreissende Macht seiner Rede und seine grossen, weiten Gesichtspunkte bei jedem sich ihm bietenden Gegenstande. »Im Zeitlichen das Ewige zu erforschen, das ist die Aufgabe aller Geschichte und vor allem der Literaturgeschichte« — unter diesem Motto stehen alle Aeuserungen seiner unermüdlichen Thätigkeit. — —

In München verlief B.'s Leben in gleichmässigen Bahnen. Die Lehrthätigkeit befriedigte ihn; das regste gesellige Leben umgab ihn; eine ausgebreitete Korrespondenz verband ihn mit einer aussergewöhnlichen Anzahl bedeutender Zeitgenossen. Verschiedene Reisen nach der Schweiz, nach Hamburg, Dresden, Frankfurt brachten ihn mit alten und neuen Freunden in

Berührung, mit Adolf Stern, Devrient, Stockhausen, Haym, Köhler, Simson u. a. m. Den Herbst pflegte er in Baden-Baden zuzubringen. Dort versammelte sich während der Anwesenheit der Kaiserin Augusta ein auserlesener Kreis, in dem B. gern verkehrte; auch von der Kaiserin selbst wurde er wiederholt empfangen. Karlsruhe war dann der Ort, der ihm bei seinem Rücktritt vom Lehramte am besten die gewünschte Musse zu versprechen schien.

Verschiedene Umstände wirkten zusammen, den Mann, der so ganz in seiner akademischen Thätigkeit aufzugehen schien, zu dem Entschlusse zu bringen, seine Professur niederzulegen und München zu verlassen. B. fühlte die Verpflichtung, auch in der Schrift dauernd einen Theil der Schätze niederzulegen, die er bisher nur mündlich ausgestreut. Seine innige Hingabe an die Lehrthätigkeit aber liess ihm dazu keine Musse, und so entsagte er ihr mit kraftvollem Entschluss. Allerlei persönliche Momente kamen hinzu, die auf beiden Seiten, bei dem Scheidenden wie den Verlassenen, eine gewisse Verstimmung zurückliessen. Mit Bekümmerniss sahen viele seiner Getreuen voraus, dass er bei seiner Eigenart doch nicht zu dem verheissenen grossen, zusammenfassenden Werke kommen werde, dass er dem besten Theile seiner Wirksamkeit ohne gleichwerthigen Ersatz sich selbst entriss. Trotzdem konnte ihn nichts mehr von seinem Entschluss, der seit dem Tode des von ihm innig verehrten Königs Ludwig II. in ihm reifte, abbringen: am 11. März 1890 hielt er seine Abschiedsvorlesung unter einem Zudrang und unter Huldigungen der Studentenschaft, wie sie nicht leicht einen anderen Lehrer zu Theil geworden sind.

Für die Geselligkeit, die er in München aufgegeben, fand B. in Karlsruhe Ersatz durch einen Freundeskreis, in dem neben manchen Mitgliedern der Hofgesellschaft Eduard Reuss, der Pianist, voranstand, zu dem sich aber auch häufig Uhlig, Wunderlich, Frhr. v. Waldberg aus Heidelberg, Brandl aus Strassburg und mancher andere ferne Freund oder Schüler besuchsweise gesellte. Die Sammlung der »Schriften zur Kritik und Literaturgeschichte« ward mit einem gehaltvollen, Erich Schmidt zugeeigneten, Bande eröffnet (1895); seinen Fachgenossen war B. mit der unvergleichlichen Fülle seines Wissens ein stets hülfsbereiter und fast untrüglicher Berather. Einen besonderen Reiz aber gewann das Leben der letzten Jahre durch den Verkehr mit dem grossherzoglichen Paare. Dieser Verkehr gestaltete sich durch das vertrauen- und verständnissvolle Entgegenkommen der hohen Herrschaften und durch B.'s Freiheit von jeder amtlichen Stellung ungezwungen und wahrhaft freundschaftlich. Oft verbrachte B. Sonntags einige Stunden des Abends allein bei dem grossherzoglichen Paare. Das waren für ihn stets köstliche Stunden. Das Gespräch bewegte sich frei und rückhaltlos über die wichtigsten Dinge; die grössten Werke unserer klassischen Dichter, aber auch Wordsworth u. a., wurden durchgenommen. B. durfte sich ganz unbefangen gehen lassen, weil er sicher war, immer verstanden zu werden.

So gestalteten sich die letzten Jahre seines Lebens ruhig und erquicklich; er hat seinen folgenschweren Schritt vom Jahre 1890 nicht bereut. Unerwartet rasch nahte das Ende heran. Im Februar 1897 erkrankte er schwer, nachdem vorher nur die Vertrautesten geahnt hatten, dass ein inneres Leiden unaufhaltsame Fortschritte machte. Stundenlang recitirte er im Fieber Verse aus seinen geliebten Dichtern. Die letzte Freude war ihm der theilnehmende Besuch des Grossherzogs. Am 25. Februar 1897 verschied er an einer Herzlähmung.

Die Betheiligung an seiner Bestattung war nur gering, wie ihm ja auch in seinem Leben nicht viele äussere Ehren zu Theil geworden waren[1]). Aber herbeigeeilte Schüler und Nachfolger, Muncker aus München und Witkowski aus Leipzig, sprachen an seinem Grabe in warmen Worten aus, was ihre Universitäten und was die Wissenschaft an dem Verstorbenen besessen. Und schon bei B.'s Rücktritt von seiner Professur hatte Erich Schmidt im Namen eines grossen Kreises von Fachgenossen in einer nun zum Mnemeion gewordenen Adresse in scharfen Strichen die Bedeutung B.'s als eines der hervorragendsten Begründer seiner ebenso gelehrt wie schwungvoll erfassten Disciplin gezeichnet.

»Der durch Wort und Schrift für die philologische Begründung der neueren Literaturgeschichte Wirkende — so darf ich mich ohne Anmaassung nennen. Habe ich ein Verdienst, so besteht es darin, dass ich die im Studium der altklassischen Literatur erworbenen, streng kritischen Grundsätze auf das Studium der neueren zu übertragen suche.« So schrieb B. im Jahre 1877 an einen Freund, und seine Schriften sind der bleibende Beleg für die Berechtigung dieser Worte. Sie verwenden auf jede Silbe der neueren Autoren dieselbe Sorgfalt, die man bisher nur den Alten zu widmen gewohnt war, ja die gar manchem nur beim klassischen Alterthume berechtigt, in ihrer Uebertragung auf die Neuzeit aber überflüssig oder wichtigthuerisch und pedantisch erschien. Für B. aber war die Kritik, das Absondern des Echten vom Unechten, auch hier nach Goethe's Wort in der Geschichte der Farbenlehre »wohl die höchste Function des Verstandes«, und indem er sie in glänzender Weise an seinen Texten exprobte, gelangte er zu einer Tiefe der Einsicht in das Schaffen des Dichters und das Werden des Kunstwerkes, die ihm über die Einzelheiten textkritischer Fragen hinaus die weitesten und freiesten Ausblicke über die Geschichte des menschlichen Geistes eröffnete. Oft hat er betont: wissenschaftliche Werke gewinnen Dauer durch ihre Form, künstlerische durch ihren Gehalt. Aber »aus der vollkommenen geistigen Durchdringung des Stoffes muss sich die Form ergeben«. (Zur Lehre von den Citaten und Noten.) So muss also die volle Erklärung der Form bis in ihre kleinsten Züge auch zur sicheren Erkenntniss des Gehaltes bis in seine leisesten Aeusserungen führen. Niemand hat diese gegenseitige Bedingung von Form und Gehalt klarer formulirt, als Schiller, von der Wichtigkeit der Prosodie sprechend, in seinem Briefe an Goethe vom 9. August 1799: »Es hat mit der Reinheit des Silbenmaasses die eigene Bewandtniss, dass sie zu einer sinnlichen Darstellung der inneren Nothwendigkeit des Gedankens dient, da im Gegentheil eine Lizenz gegen das Silbenmaass eine gewisse Willkürlichkeit fühlbar macht. Aus diesem Gesichtspunkt ist sie ein grosses Moment und berührt sich mit den innersten Kunstgesetzen.« Aus diesem Gesichtspunkte leitete auch B. die Berechtigung und Pflicht zur sorgsamen Kritik der sprachlichen Form ab und hat dadurch seiner Wissenschaft in seinen textkritischen Arbeiten, die in geringem Umfang eine Fülle mühsamer Sorgfalt und geistvoller Combination zusammenfassen, die einzig sichere Grundlage erobern helfen.

Es darf bei den textreinigenden Bemühungen B.'s seiner Vorgänger nicht vergessen werden. Lachmann's Lessingausgabe, mag sie jetzt auch noch

[1]) Am 31. December 1879 war ihm der bayerische Orden vom hl. Michael 1. Kl. (&. O.), am 19. November 1892 das Commandeurkreuz 2. Kl. des badischen Ordens vom Zähringer Löwen verliehen worden.

reiche Verbesserungen erfahren, und Joachim Meyer's Bemühungen um Schiller hatten zuerst den richtigen methodischen Weg gezeigt. Für Goethe hat ihn B. als erster betreten und mit einer Energie und Umsicht gesäubert, dass man getrost sagen kann: ohne ihn wäre die grosse Weimarer Goetheausgabe nicht möglich geworden. Adolf Schöll hebt denn auch seine Anzeige von B.'s Schrift »Ueber Kritik und Geschichte des Goethe'schen Textes« (»Grenzboten« 1867) mit den Worten an: »M. B. hat in der vorstehenden Schrift nicht etwa einen Beitrag zur Kritik des Goethe'schen Textes geliefert, sondern die Kritik, welche diesen Namen verdient, erst begründet und die bisherige bodenlose Kritik beseitigt.« Und nachdem er die reichen Ergebnisse der Untersuchung, welche die ganze verschlungene Filiation der verschiedenen Ausgaben und damit die Quelle der späteren Textverderbnisse wie die Wege zu ihrer Heilung nachweist, charakterisirt und ihren Triumph über Düntzer's mangelhafte Versuche verkündet hat, betont er nachdrücklich, dass nicht unverdientes Finderglück zu so sicheren Resultaten geführt hatte; nein, »gerade die methodische Verknüpfung der äusseren Kritik mit der inneren ist das Verdienst von B.«.

Noch in einem zweiten Punkte sollte B. der grossen Goetheausgabe, deren Entstehen wir jetzt mit sicherer Siegeszuversicht verfolgen, den Leitpunkt geben, lange bevor noch an sie zu denken war, durch seinen und Salomon Hirzels »Jungen Goethe« (1875). Hier war nicht nur ein gründlich gereinigter Text, so weit erreichbar die Urform der Werke des Stürmers und Drängers geboten, hier waren zum ersten Male die Briefe mit den poetischen Werken zu untheilbarer Einheit zusammengefasst, die Erkenntniss der vollen Persönlichkeit, nicht blos der ästhetische Genuss an den Dichtungen der Zweck des ganzen Buches. Wie viel des Verdienstes jedem einzelnen von den beiden Herausgebern der Sammlung zukommt, bleibt unentschieden; sie treten beide mit ihren gewissenhaften Bemühungen um die Reinheit des Textes, um die Sicherung zweifelhafter Datirungen u. s. w. vollständig hinter dem Dichter zurück. Nur die Einleitung, die eine Fülle von Anregungen und Anleitungen nicht blos zum Verständniss des jungen Goethe in weitumfassenden Ausführungen enthält, hat B. unterzeichnet. So darf man denn auch ihm in erster Linie danken, dass dies köstliche Buch den Anstoss gab zu einer nachhaltigen Erfrischung der Goethe-Studien.

Charakteristisch ist das Bibliothekzeichen, das sich B. wählte: der Kopf Goethe's neben dem Homer's. Wie in allen seinen die ganze Weltliteratur umspannenden Studien, so hielt er auch bei der Betrachtung Goethe's, der ihm immer im Mittelpunkte des Interesses stand, den Blick auf das Alterthum zurückgewendet. Aber nicht blos Goethe's Verhältniss zur klassischen Philologie, zur homerischen und der gesammten antiken Welt entwickelt B. in der Einleitung zu seiner Ausgabe der »Briefe Goethe's an Friedrich August Wolf« (1868), er sucht vielmehr zugleich die schöpferische Kraft der verjüngten Alterthumswissenschaft an einem leuchtenden Beispiele zu erklären. Und welche Bedeutung der deutsche Homer für die gesammte deutsche Dichtung und Bildung besitzt, welch harten und zähen Ringens es bedurfte, um diesen köstlichen Gewinn zu erlangen, das hat er in der Einleitung zu seiner mustergültigen Jubiläumsausgabe der ältesten Gestalt der Vossischen Odyssee (1881) auf das anziehendste geschildert. Ihm genügte es nicht, eine Dichtung in ihrer Zeit zu begreifen; er glaubte sie erst dann zu besitzen, wenn er auch den Wandel ihrer Wirksamkeit in den verschiedenen Zeiten

und Völkern verfolgt hatte. »Homer in der Weltliteratur«, das ist das grosse Lebenswerk, das er liebevoll lange Jahre im Sinne trug und das ungeschrieben mit ihm ins Grab gesunken ist.

Die zweite grosse Aufgabe, die zu lösen kaum ein anderer so berufen war wie er, war eine zusammenfassende Biographie Goethe's. Wer die schon erwähnten Arbeiten über Goethe abwägt und die in einer Reihe von Aufsätzen, namentlich der fast den Umfang eines Buches erreichenden Abhandlung über den »französischen und deutschen Mahomet« (1893/94) niedergelegten Betrachtungen hinzunimmt, wer theilnehmen durfte an seinen mündlichen Auseinandersetzungen über die einzelnen Dichtungen Goethe's und dabei erfahren hat, wie innig er die Schönheiten Goethe'scher Lyrik seinen Hörern recitirend »vorfühlte«, wie er selbst spröden Werken wie der »Natürlichen Tochter«, den Maskenzügen oder der Farbenlehre das innere Leben abzulauschen verstand, und wie scharfsinnig er die Einheit der Goethe'schen Persönlichkeit als Dichter, Gelehrter und Mensch darzuthun wusste, der wird das Unterbleiben dieses Werkes fast ebenso beklagen wie den ungeschriebenen »Homer in der Weltliteratur«. Nur einen kurzen Abriss von Goethe's Leben hat B. in der »Allgemeinen deutschen Biographie« (1879) gegeben; so schön uns darin das Werden des jungen Goethe entwickelt ist, so schmerzlich empfinden wir bei der Behandlung des mächtigen Mannes und des olympischen Greises die Beengung des knapp zugemessenen Raumes und den Drang des festgestellten Termins, unter dem arbeitend B. oft kaum anzudeuten vermochte, was er zu sagen gehabt hätte. Und wohldurchdacht, aber unausgeführt hat B. noch ein drittes Werk mit sich ins Grab genommen, eine Würdigung seines geliebten Wordsworth, den er auch den Deutschen näher bringen wollte.

Denn nicht auf die heimische und antike Literatur beschränkte sich die Gelehrsamkeit und das Interesse des unermüdlichen Mannes; in gleicher Weise war er in der englischen und den romanischen Literaturen zu Hause. Nie erblickte er die erste Aufgabe der Kritik im Zersetzen und Bemängeln des Unvollkommenen, sondern in der reinen Loslösung des Bleibenden aus den Schlacken des Vergänglichen. Mit unvergleichlichem Anempfindungsvermögen ergriff er daher von Herzen das Schöne und Bedeutende, wo er es fand, und verstand so ganz einzigartig auch in den Geist fremder Literaturen einzudringen, ihre Vorzüge und Eigenart zu erfassen und zu erleuchten und dabei doch vornehmlich germanischem Wesen zu huldigen. In seinen ersten Lehrsemestern las er eigene Collegien über die Tragödie Frankreichs und Englands; später lösten sich diese Studien, wie die zur spanischen und italienischen Literatur, zu weit ausgreifenden Excursen in den Vorlesungen über die deutsche Literaturgeschichte vom Zeitalter des Humanismus bis zu Goethe's Tode auf, woneben sich nur noch ein zweistündiges Shakespeare-Colleg und das Seminar erhielten. Shakespeare ist denn auch, wenn wir von der grossen Auseinandersetzung mit der französischen Tragödie anlässlich der Goethe'schen Mahometübersetzung absehen, der einzige moderne Dichter des Auslandes, dem B. eine grössere schriftstellerische Arbeit gewidmet hat.

Wie meistens geht B. auch in dem Buche »Zur Textgeschichte des Schlegel'schen Shakespeare« (1872) von textkritischen Fragen aus; und wieder gestaltet sich die gründliche sorgsame Textreinigung, der wir seine musterhafte Ausgabe der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung (1891) verdanken, nicht blos zu der Entstehungsgeschichte eines hervorragenden Werkes, sondern zu

einer Erklärung der nach Luther und Voss noch möglichen dritten Art der Uebersetzungskunst, die diese beiden entgegengesetzten Meister zu versöhnen weiss. B. entfaltet hier den ganzen Reiz, der nie ausbleibt, wo ein fruchtverheissendes Werden sich darstellt, und zeigt uns »das Erwachsen und die schrittweise Ausbildung einer Kunst, die, nahe an die Wissenschaft rührend, dazu mitwirken sollte, die Weltstellung zu begründen, welche seit dem Beginne des Jahrhunderts unsere Literatur aus eigener Kraft unter den Literaturen der Erdenvölker behauptet«. Nirgends hat B. glänzender bewährt als hier, wie er, nach Eugen Wolff's treffendem Wort, »die Andacht zum Kleinen und Kleinsten mit Geist und weit ausschauendem Blick vereint«.

Wie die Vossische Odyssee ist hier der Schlegel'sche Shakespeare als ein Werk unserer vaterländischen Literatur beleuchtet. Und wie in jener Einleitung, wie in den meisten grösseren Arbeiten B.'s führt uns auch hier der Gang der Untersuchung auf vielfach verschlungenen Pfaden, manch unbeachteten Ausblick berührend, unter mancherlei scheinbarem und wirklichem Umweg ans Ziel. Diese Neigung, Entlegenes überraschend, aber doch stets zur inneren Bereicherung in die Darstellung einzubeziehen, hat sich am deutlichsten in B.'s letzten Arbeiten, den geistvollen Bemerkungen »Zur Lehre von den Citaten und Noten« (1892) und der Untersuchung des »Französischen und deutschen Mahomet«, ausgeprägt; im Kerne war sie aber auch schon in seinen frühesten Schriften zu bemerken, und nicht mit Unrecht sagt Albert Köster: »Seine Schriftstellerei hat keine Geschichte gehabt; sein erstes Werk ist geradeso geartet und so reif wie sein letztes.« Sein Stil hat sich wenig gewandelt; an gewählter Sorgfalt und äusserer Klangfülle kann er kaum übertroffen werden, aber es mangelt ihm an der leichten Anmuth, die ungezwungen und wechselreich mit der Gegenwart entsteht und den Augenblick festhält. Der ganze Vortrag ist würdevoll pathetisch. Es fehlen alle leichteren Töne, und wo einmal ein Scherz versucht wird, geräth er meist allzu ernsthaft und ungraziös. Mit Recht hat B. selbst einmal gesagt, dass ihm »unter allen Deutschen nur Gottsched an Witzmangel gleichkommt.« Er kann nur in festlicher Weihe als ein fast priesterlicher Redner alle seine Gegenstände sub specie aeternitatis beleuchten. So sind seine Schriften bei der würdevollen Gemessenheit und anspruchsvollen Breite ihrer Form wie der Ueberfülle ihres Gehaltes, die das Wesentliche manchmal fast von den Beigaben überwuchern lässt, nur mit gesammeltem Ernste und hingebender Arbeit zu lesen.

So stellt der Schriftsteller hohe Anforderungen an seine Leser; so that es auch der Mensch gegenüber seiner Umgebung. Er ging so völlig auf im Dienste der schönen Literatur, dass er sich auch im Alltagsleben diesem Bannkreis nicht zu entziehen vermochte. Er forderte von seinem Kreise rückhaltloses Eingehen auf seine Interessen, während ihm, sich anderen anzupassen, nicht beschieden war. Er bedurfte zum vollen Wohlgefühle nicht blos ruhiger Arbeit im Dienste der Wissenschaft, sondern auch lauter Zustimmung und Anerkennung. Das hat ihm manche Spötter erweckt, die solch selbstbewusster Einseitigkeit verständnisslos gegenüberstanden. Aber gerade aus dieser Einseitigkeit sog er seine Kraft. Seine Grösse beruhte nicht so sehr auf einer schöpferischen Genialität, als auf einer bewunderungswürdigen Concentrirung aller Kräfte seines eisernen Willens auf die eine grosse Lebensaufgabe, der er seine hervorragenden Geistesgaben dienstbar machte. Solche Grösse wird immer selbstbewusst sein, und wenn dies

Selbstgefühl auch bei B. manchmal in befremdenden Formen zum Ausdruck kam, so hinderte es ihn doch nie, neidlos das Verdienst anderer anzuerkennen, weil es eben seinen Ursprung in einer ehrlichen, lebendigen Begeisterung für alles Schöne und Grosse hatte. Er huldigte überall nur der Macht seiner Wissenschaft und dem Genius der Dichtkunst als ein enthusiastischer Diener und forderte auch von anderen eifrig den schuldigen Tribut ein, den er selbst so gerne entrichtete.

Die innere Selbstlosigkeit seines manchmal sich so selbstgefällig geberdenden Wesens tritt nirgends überzeugender vor Augen, als bei einem kritischen Ueberblick über seine Werke. Sie alle sind entweder mühselige Textreinigungen oder Einleitungen und Anmerkungen zu den grossen Dichtern der Weltliteratur, sie alle ordnen sich dem höheren Werke unter, dem sie dienen. Man hat diesen Charakter einer fortlaufenden Anmerkungsschriftstellerei tadelnd auf ein Unvermögen zu eigenen grossen zusammenfassenden Werken zurückgeführt, und gewiss ist die Schwäche, die darin liegt, nicht zu verkennen. Wer aber näher zusieht und all die Anregungen und Hinweise nur einigermassen verfolgt, die hier dieser vielseitigste Literaturkenner unserer Zeit verstreut, wer ausserdem weiss, welch weitreichende, viel umfassende und doch in sich gerundete Betrachtungen B. in seinen Collegien seinen Hörern bot, der kann sich auch der Erkenntniss nicht verschliessen, dass wir in dem, was B. geschrieben, oft nur Kapitelüberschriften, kaum Bruchstücke der Werke besitzen, die er zu schreiben befähigt war. Nicht nur die Lust an mündlicher Mittheilung, an persönlicher Wirkung, worin er denn auch sein Höchstes geleistet hat, lähmte seine literarische Produktionskraft, sondern vor allem die unermüdliche Freude am Vorwärtsstreben, am eigenen Lernen. Nicht die errungene Erkenntniss war seine grösste Freude, »ihn reizte die Untersuchung, das Finden« (Max Koch.) Mit Lessing würde er für den Besitz der vollen Wahrheit doch nicht das Streben nach Wahrheit hingegeben haben. »Die ganze ungeheure Masse des Gelesenen ist ihm immer nur Mittel zum Zwecke einer harmonischen Ausbildung seiner Persönlichkeit« (Albert Köster). Und so wird jeder, der ihn gekannt, mit August Sauer die tiefe persönliche Bedeutung einer Stelle in seinem Aufsatz »Zur Kenntniss Jakob Grimms« empfinden, »die daran rührt, was wir die Tragik seines Lebens nennen dürfen«: »Wenn ihn die Wonne des Lernens wie mit dämonischer Gewalt übermeisterte, dann ward sie wohl zuweilen auch ihm getrübt durch die Erkenntniss, die selbst dem reichsten und empfänglichsten Geiste aufgenöthigt wird. Denn selbst ein solcher muss zu der trüben Einsicht gelangen, wie eng begrenzt das Auffassungsvermögen bleibt, mit welchem der Mensch sich dem unbegrenzbaren Reichthum der Wissenschaft gegenüber stellt. Und wer, der aus innerem Drange den Mächten der Kunst und Wissenschaft dient, wer hat ihn nicht empfunden den edlen Schmerz, der unvermeidlich uns ergreift bei dem Gedanken, dass wir in das Dunkel des Todes eingehen müssen, ehe wir so manches Hohe und Höchste, das der gottdurchdrungene Menschensinn geschaffen, uns aneignen konnten!«

Wenn B. sich in dieser Gesinnung mit voller Hingabe dem Dienste der Wissenschaft weihte, so hat er dadurch doch nicht den Zusammenhang mit den grossen Fragen des öffentlichen Lebens verloren. In seinen Abschiedsworten am 11. März 1890 sprach er die bedeutsamen Worte: »Ich kann das Verhältniss deutscher Wissenschaft zum deutschen Leben nicht denken, ohne

von neuem es mir zu vergegenwärtigen, dass die deutsche Wissenschaft ungeheure ethisch nationale Aufgaben zu lösen hat.« In diesem Sinne hatte er stets seine Aufgabe erfasst. Mit historischem Tiefblick wusste er die Beziehungen der Literatur zur politischen Geschichte darzulegen, und wohl kein anderer hat den Anteil unserer Dichtung und Wissenschaft an der Erhebung des deutschen Wesens gegen Napoleon I. und III. und an der Einigung Deutschlands so begeistert und überzeugend geschildert wie er. Und nicht blos literarhistorische Gedenktage wie der 100. Geburtstag Uhlands oder der 100. Todestag Lessings gaben ihm Anlass, den Gang seiner Vorlesungen mit dem Genius der Stunde geweihten, Betrachtungen zu unterbrechen; auch den 18. Januar liess er kaum je vorübergehen, ohne des Tages als Geburtstag des neuen Reiches in würdigen, oft hinreissenden Ausführungen zu gedenken. Die Aufzeichnungen seiner Tagebücher verrathen, mit welch gespannter Aufmerksamkeit er dem politischen Leben folgte, stets von glühender nationaler Begeisterung erfüllt. »Wer sollte sich nicht aufgerufen fühlen«, schreibt er i. J. 1878 zürnend, »gegen die wiederbeginnende Selbstzerfleischung Deutschlands zu reden und zu handeln? Welche Zerfahrenheit der Gesinnungen! Welche Umnachtung der Geister! Das ist noch immer dasselbe Volk, das den 30jährigen Krieg erzeugte.« Und im März des Jahres 1888 findet sich folgender Eintrag: »Ich gedachte fortwährend der grossen Wendung in den Geschicken des deutschen Reiches. Unwillkührlich erinnere ich mich der Worte Niebuhrs aus dem Jahre 1830, die ich schon einmal in einem politischen Aufsatze angewandt: Griechenland — das Deutschland des Alterthums — absit omen!. Mit Bekümmerniss verfolgte er das Erstarken des Ultramontanismus, der ihm zuerst im Jahre 1870 als die grösste Gefahr Deutschlands erschienen war. Lag ihm auch seinem Wesen nach der Humanismus näher als die Reformation, Erasmus näher als Luther, so war es doch seine unzerstörbare Ueberzeugung: »In der Reformation hat der deutsche Geist seinen Ausdruck gefunden. Sie ist die Bedingung für alles Grosse geworden, was der deutsche Genius seitdem geleistet.« So musste ihn denn der Uebergang des Präsidiums des deutschen Reichstages an einen Ultramontanen mit dem tiefsten Schmerze erfüllen.

Wenn B. so den Gefahren der inneren Zwietracht und der äusseren Politik sorgend den Blick zuwandte, so erschien ihm doch die soziale Bewegung der Gegenwart in noch höherem Grade bestimmt, die Zukunft der ganzen Welt zu beherrschen. Auch auf diesem Gebiete wusste er die Erscheinungen seiner Zeit stets im Zusammenhange mit dem ganzen politisch-socialen Zustande des Jahrhunderts zu betrachten. »Ein weltgeschichtlicher Gegenschlag gegen die französische Revolution und ihre Prinzipien oder eine gewaltsame Fortbildung derselben bereitet sich vor«, schrieb er i. J. 1878 an einen Freund. . . . . . »Die Frage nach Recht und Besitz nimmt eine greifbare, furchtbar drohende Gestalt an. Doch vertraue ich fest auf den endlichen Sieg der erhaltenden Kräfte; denn in den Massen der Gegner ist offenbar nur ein sinnliches Verlangen, aber keine lebengebende Idee mächtig.«

Bei diesen tief begründeten Anschauungen, bei dieser warmen Ergriffenheit von der Grösse der Zeit, in der er lebte, mag es verwunderlich erscheinen, dass er sich darauf beschränkte, in seiner Lehrthätigkeit stets die nationalen Gesichtspunkte zu betonen, und auf ein selbständiges Eingreifen in das politische Leben verzichtete. »Aber ein jeder dient dem Vaterlande auf seine Weise«, führte er dem gegenüber schon in seiner ersten Schrift (1866)

aus. »Nicht allen wird es beschieden, mit dem Wort oder mit dem Schwert unmittelbar zu kämpfen für die Entscheidung der grossen Angelegenheiten, an welche das Schicksal der Nation geknüpft ist. Auch wir, die der stillen, aber nie stillstehenden geistigen Arbeit hingegeben sind, auch wir dienen dem Vaterlande; zu seinem Wohle, zu seinem Ruhme muss alles ausschlagen, was wir Heilsames und Würdiges unternehmen. In der glorreichen Zeit, die über Deutschland leuchtend heraufzusteigen beginnt, soll das lebendige Fortwirken der grossen Geister, die uns eine neue Epoche der Bildung begründet haben, allen Kreisen unseres Volkes einen immer reicheren geistigen Segen bringen.« Und so glaubte er auch hier Goethe recht zu verstehen, wie er in der Universalität seiner Literaturstudien Goethes Gedanken einer Weltliteratur folgte. B. hat uns begreifen gelehrt, dass Goethe im höchsten Sinne wahren Patriotismus bewährte, als er bei dem politischen Zusammenbruch im ganzen alten Reiche unermüdlich in strenger Arbeit nicht blos die eigene geistige Freiheit behauptete, sondern sie auch anderen Genossen wie Fr. Aug. Wolf durch seine Ermuthigung und sein Beispiel wiedergewann und somit die Kraft festigte und stärkte, die allein Deutschlands Wiedergeburt ermöglicht hat. So konnte für B. auch wieder Goethe der Heros sein, unter dessen Zeichen er auch das neue Reich erblickte. In diesem Sinne erhob er im August 1871 als erster seine Stimme für die Gründung einer Goethegesellschaft. Ist auch dieser Gedanke erst viele Jahre später verwirklicht worden, so wird doch ein Geschichtschreiber der Nachwirkung Goethes in Deutschland stets nachdrücklich auf diese Anregung hinweisen müssen. Sie giebt der Bedeutung, die unsere Dichtung für das gesammte deutsche Volksleben besitzt, den sinnenfälligsten, klarsten Ausdruck; sie ist auch eine schöne Probe, von welch hohen, weit über die Grenzen seiner Fachwissenschaft hinausweisenden Gesichtspunkten aus B. seine Lebensaufgabe erfasst hatte, die er denn auch, trotz der Nichtvollendung so manchen Werkes, das er verheissen, in lebendig fortwirkender Weise gelöst hat.

Ein sehr ähnliches und charakteristisches Porträt B.'s ist dem 2. Bande seiner »Schriften zur Kritik und Literaturgeschichte« beigegeben, der auch, wie erwähnt, ein zuverlässiges, von G. Witkowski zusammengestelltes Schriftenverzeichniss enthält. Von den in Tagesblättern und Zeitschriften erschienenen Nekrologen mögen hervorgehoben sein die Aufsätze von Hermann Uhde, B.'s Stiefsohne, im »Biographischen Jahrbuch«, 1. Jahrgang, S. 17*ff.; von G. Witkowski im »Magazin für Literatur« 1897, No. 10; von Alfred Dove in der Beilage zur »Allg. Ztg.« 1897, No. 46; von Max Koch im Shakespeare-Jahrbuch, 33. Jahrg., S. 260ff.

Erich Petzet.

Mertens, Franz, Architekt, * 1808 in Düsseldorf, † am 30. Mai 1897 in Berlin im 90. Lebensjahre. — Man darf ihn den Begründer der Geschichte der mittelalterlichen Baukunst nennen. Nachdem er aus Darstellungen mittelalterlicher Kirchen in den Werken von Wiebeking und Chapuy erkannt hatte, dass der Ursprung der sog. gothischen Baukunst nicht, wie man bis dahin annahm, in Deutschland, England oder Spanien, sondern in Nord-Frankreich zu suchen sei, ist er unermüdlich in Erforschung der mittelalterlichen Baudenkmäler thätig gewesen. Freilich sind die äusseren Erfolge, die seine ersten verdienstvollen Untersuchungen und Veröffentlichungen erwarten liessen, nicht in Erfüllung gegangen. Persönliche Fehden, drückende materielle Sorgen, in die er gerathen war, und überhaupt ein hoffnungsloses Missverhältniss zur Aussenwelt haben lähmend auf seine rastlose Arbeit eingewirkt und ver-

ursacht, dass sein Name wie seine Thaten sogar manchem Kunstgelehrten bis heute unbekannt geblieben sind. Auf der Berliner Bauakademie ausgebildet, gab er 1835 das Baufach zu Gunsten der Kunstforschung auf und ging, nachdem er in demselben Jahre in Kugler's »Museum« einen kritischen Aufsatz über seine bisherigen Studien veröffentlicht hatte, nach Paris. Von dort aus nahm er gründliche Untersuchungen der mittelalterlichen Baudenkmäler vor und arbeitete bis 1840 ein vollständiges chronologisches und geographisches System der mittelalterlichen Baukunst des Abendlandes aus, geordnet nach Stilen, Volksstämmen, Schulen und Provinzialismen sowie nach Schöpfungs- und Nachahmungsbauten, und zwar in dem Sinne, dass die romanische Baukunst (zuerst der Schule von Franzien, dann auch der Schule der Normandie) hinsichtlich der Massentheilung und der Gewölbesysteme im 11. und 12. Jahrhundert die Gothik vorgebildet hätte. Der Uebergang zur Gothik habe sich 1235 bis 1250 an der Abteikirche von St. Denis vollzogen, die weitere Ausbildung des neuen Stiles sei dann an anderen Bauwerken Frankreichs, seine Ausbreitung schliesslich seit 1174 in England, seit 1208 und in durchgebildeter Weise seit 1227 in Deutschland erfolgt, und zwar damit, dass durch ihn die bis dahin herrschenden abendländischen Schulen aus ihrer Uebung verdrängt worden seien. — Fast gleichzeitig mit M. und unabhängig von ihm, jedoch ohne gründliche Ausführung, äusserte übrigens 1835 Wetter in Mainz, dass die sog. gothische Baukunst aus Frankreich stammen müsse, und Dahl veröffentlichte eine Urkunde über die gothische Stiftskirche in Wimpfen, nach welcher diese (um 1262 bis 1278) von einem aus Paris gekommenen geschickten (deutschen) Baumeister in französischer Bauart errichtet sei. Auch zeigte sich später, dass schon 1809 der Engländer Wittington auf die seit 1235 erbaute Abteikirche in St. Denis als wahrscheinlich ältesten gothischen Bau hingewiesen hatte. Hatte M. bereits in Frankreich, u. a. bei Mérimée, Eifersucht wegen seiner ergebnissreichen Forschung erfahren, so erging es ihm ähnlich in Deutschland, wo Kugler und Schnaase früher gehegte Anschauungen den M.'schen Entdeckungen gegenüber aufgeben mussten und aufgaben, ohne M.'s Vorrang in dieser Beziehung anzuerkennen. Diese Versagung gebührender Anerkennung trägt wesentlich Schuld an seiner Verbitterung und an seinem Misstrauen gegen die Aussenwelt. M. schrieb dann auch Baugeschichtliches über Prag, Salzburg und Serbien und verfasste sonst noch kleinere wissenschaftliche Schriften. Als Hauptarbeit seines Lebens hatte der Verstorbene ein grosses Werk über die Baukunst des Mittelalters in Angriff genommen, von dem aber nur die chronographischen Tafeln über Deutschland nebst Text (Berlin 1851) und die Denkmalkarte nebst Text (Berlin 1864 und 1876) zur Herausgabe kamen. Das Uebrige sowie eine verbesserte Ausgabe der Tafeln über Deutschland hielt er misstrauisch zurück, und es ist unbekannt, was er testamentarisch über etwaige Veröffentlichung der Bruchstücke dieses Werkes bestimmt hat. Seine letzten Veröffentlichungen betrafen die Gründung des Kölner Domes und den ersten Kölner Dombaumeister (Zeitschrift für Bauwesen 1862) sowie die Grenze deutscher und französischer Baukunst in Lothringen (Deutsche Bauzeitung 1870). — Der verdiente Forscher ruht nun in kühler Erde aus von seiner rastlosen Arbeit. Eine kleine Schaar von Anhängern und Freunden nur gab seiner sterblichen Hülle auf den katholischen Friedhof in Weissensee das letzte Geleit. Sein Name aber wird, unzertrennlich von der Forschung mittelalterlicher Architekturgeschichte, fort-

leben und an Anerkennung und Bedeutung gewinnen von Geschlecht zu Geschlecht.

Centralblatt der Bauverwaltung XVII, 23. Mff.

Loenartz, Jakob, Geheimer Baurath, * am 5. März 1835 in Ernst an der Mosel als Sohn eines Weingutsbesitzers, † am 31. Oktober 1897 in Magdeburg. — Ursprünglich für den Beruf des Vaters bestimmt, wandte er sich später aus eigenstem Antriebe dem Studium des Baufaches mit bestem Erfolge zu. Er wurde im April 1861 zum Bauführer, im März 1864 zum Feldmesser und im Januar 1869 zum Baumeister ernannt. Als Bauführer war er bei dem Bau verschiedener Strassen und Bahnlinien im Rheinlande sowie mit Wasserbauten an Rhein und Mosel beschäftigt, als Baumeister kurze Zeit bei der städtischen Verwaltung in Berlin. Im März 1869 siedelte er dann nach Ungarn über, das ihm sechs Jahre lang eine neue Heimath und ein Feld reicher Thätigkeit werden sollte. Er hat dort anfangs als Abtheilungs-, dann als Ober- und Chefingenieur bei zahlreichen Bahnbauten mitgewirkt und sprach stets mit besonderer Freude von dieser Zeit fröhlichen Schaffens. Im Juni 1875 in den preussischen Staatsdienst zurückgekehrt, übernahm er die Kreisbaumeisterstelle in Frankenstein in Schlesien, wo er im September 1875 zum Kreisbaumeister ernannt wurde. Im Januar 1878 trat er zur Elbstrombauverwaltung über, wurde im Juni 1878 zum Wasserbauinspektor ernannt und waltete bis Juli 1882 als ständiger Vertreter des Elbstrombaudirektors. Dann wurde er als Regierungs- und Baurath nach Gumbinnen berufen, wo er fünf Jahre thätig war. Im November 1887 erfolgte auf seinen Wunsch seine Versetzung in gleicher Eigenschaft nach Danzig und im Juli 1889 nach Oppeln. 1890 ward ihm der Rothe Adler-Orden und im December 1891 der Charakter als Geheimer Baurath verliehen. In seiner Stellung in Oppeln hat der Verstorbene sich besondere Verdienste durch den Ausbau des Klodnitz-Canals erworben. Auch fand er hier reichlich Gelegenheit, seine in Ungarn erworbenen Kenntnisse bei den zahreichen Bahnbauten in den oberschlesischen Industriebezirken zu verwerthen. Eine mit grossem Fleisse zusammengetragene Denkschrift über die Neisse entstammt gleichfalls dieser Zeit, und auch an den Arbeiten zur Canalisirung der oberen Oder hat er thätigen Antheil genommen. Am 1. Juli 1896 wurde er als Elbstrombaudirektor nach Magdeburg berufen, und gerade diese Versetzung in einen ihm besonders zusagenden Wirkungskreis war ihm, wie er oft und gern aussprach, eine grosse Freude. Er betrachtete sie als ein Zeichen ganz besonderen Wohlwollens seiner vorgesetzten Behörde. In der schönen Luft des Elbstromes und auf den Dampferfahrten, die der neue Dienst mit sich brachte, hoffte er Heilung zu finden von einem Unterleibs- und Magenleiden, das er sich bei den ungezählten anstrengenden Wagenfahrten in seinem früheren Wirkungskreise zugezogen hatte. Die Hoffnung erfüllte sich leider nicht. Asthma und Herzkrankheit gesellten sich hinzu und rafften ihn unerwartet mitten aus freudigem Schaffen hinweg.

Centralblatt der Bauverwaltung XVII, 45A.

Bauer.

Krancke, Theodor, Geheimer Baurath, * am 18. Februar 1820 in Hannover, † am 28. Januar 1897 zu Berlin im hohen Alter von fast 77 Jahren. — Abermals hat sich die Gruft geschlossen über einem jener nur noch wenigen Veteranen des Eisenbahnwesens, deren ganzer Lebensweg ge-

wissermaassen Schritt hielt mit der Entwickelung ihres Faches. K. genoss seine Schulbildung auf dem Lyceum und bezog dann die polytechnische Schule seiner Vaterstadt. Im Jahre 1845 zum hannoverschen Bauconducteur ernannt, baute er die Kettenbrücke in Hameln, was die Veranlassung gab, dass die Stadt Mannheim ihn bald darauf mit dem Bau der dortigen Kettenbrücke betraute, neben der Hamelner Brücke eines der ersten Bauwerke dieser Gattung in Deutschland. Nachdem er dann als Ingenieur im Dienste der Hannoverschen Staatsbahn die Leinebrücken bei Herrenhausen ausgeführt und bei den Bauten der Südbahn thätig gewesen war, wurde er 1854 zum Betriebsinspector, 1856 zum Betriebsdirector in Göttingen ernannt und als solcher 1864 nach Bremen versetzt. 1866 trat er in den preussischen Staatsdienst über, verliess diesen aber bereits im folgenden Jahre, um als Betriebsdirector und Mitglied des Directoriums der Magdeburg-Leipziger Bahn nach Magdeburg überzusiedeln. Nach der Verstaatlichung des Magdeburg-Halberstädter Unternehmens im Jahre 1880 trat er als Regierungs- und Baurath wieder in den preussischen Staatsdienst ein, wurde 1881 als Oberbaurath und Dirigent der III. Abtheilung an die Direction Berlin versetzt und verblieb in dieser Stellung — seit 1885 als Vertreter des Präsidenten —, bis er am 1. April 1895 bei der Neuordnung der Staatsbahnverwaltung als Geheimer Baurath zur Verfügung gestellt wurde. K. war als Zeitgenosse von Funk, Durlach und Buresch an dem Ausbau des hannoverschen Bahnnetzes hervorragend betheiligt und war demnächst in Bremen und Magdeburg fast ausschliesslich im Betriebe thätig, bis ihn sein Wirkungskreis in Berlin wieder mehr der Bauthätigkeit nahe brachte. In dieser Zeit entwickelte er auch im geschäftsführenden Ausschuss des Vereins deutscher Eisenbahn-Verwaltungen eine umfassende Thätigkeit. Seine reiche Erfahrung auf fast allen Gebieten des Eisenbahnwesens, seine Liebenswürdigkeit im dienstlichen Verkehr, seine selbst im vorgerückten Lebensalter noch erstaunliche geistige Frische sicherten ihm stets allseitige Anerkennung, die von Seiten des Staates auch durch Verleihung des Rothen Adler-Ordens III. Klasse mit der Schleife und des Kronen-Ordens II. Klasse Ausdruck fand. Man würde aber kein vollständiges Bild von der Persönlichkeit des Verstorbenen gewinnen, wenn man ihn lediglich im Lichte seines fachlichen Wirkens betrachten wollte. Er war eine reich veranlagte Natur, in künstlerischer Beziehung wie im geselligen Verkehr. Besonders seine musikalische Begabung, verbunden mit einer herrlichen Bassstimme, kam schon im Künstlerverein in Hannover hervorragend zur Geltung und führte zu engeren Beziehungen mit namhaften Musikern und Künstlern, wie Marschner, Lachner, Niemann und Wachtel, während als sein vertrautester Freund aus jener Zeit der jugendfrische »alte Haase« zu nennen ist. In geselligen Kreisen war er infolge seiner liebenswürdigen persönlichen Eigenschaften überaus beliebt, namentlich auch wegen seines Humors, der besonders in gelegentlichen launigen Tischreden zum Ausdruck kam. Auch seine Wirksamkeit als Vorsitzender des Magdeburger Architekten- und Ingenieurvereins lebt in dankbarer Erinnerung. Trotz seiner umfangreichen geschäftlichen Thätigkeit fand K. doch Zeit, sich einem ausserordentlich glücklichen Familienleben mit voller Hingabe zu widmen, die ihm denn auch in den schweren Tagen des langen Leidens, das ihn endlich dahingerafft hat, von den Seinigen mit sorgender, aufopferndster Liebe gelohnt worden ist.

Centralblatt der Bauverwaltung XVII, 6.

Suche, Ludwig, Geheimer Regierungsrath, * 1822 in Wehlau, Ostpreussen, † am 10. September 1897 in Bromberg. — S. widmete sich zunächst dem Forstfache, trat dann aber in bereits vorgerückterem Lebensalter zum Baufache über und wurde im Jahre 1857 zum Baumeister ernannt. Die lange Reihe von Jahren, in denen er, anfänglich im Dienste der Stettiner Eisenbahngesellschaft, später im preussischen Staatseisenbahndienste, meist in der Nähe seiner Heimath als Beamter thätig war, sind durch ein aussergewöhnlich reiches und erspriessliches Wirken auf dem Gebiete des Eisenbahnbaues ausgefüllt. Während dieser Zeit wurde er 1867 zum Eisenbahn-Baumeister, 1868 zum Eisenbahn-Bau- und Betriebsinspektor, 1873 zum Baurath, 1875 zum Regierungs- und Baurath, 1888 zum Geheimen Regierungsrath befördert. Besonders im Brückenbau war S. ein anerkannter Meister, wie dieses die von ihm oder unter seiner Oberleitung ausgeführten Brücken über die Oder bei Stettin, die Memel bei Tilsit, die Weichsel bei Thorn, Graudenz, Dirschau und Fordon sowie zahlreiche kleinere Bauwerke auf den östlichen Eisenbahnstrecken beweisen. Seine hervorragenden Leistungen haben allseitige Anerkennung gefunden und sind mehrfach, zuletzt noch bei seinem Scheiden aus dem Dienst, durch Verleihung des Kronen-Ordens II. Klasse belohnt worden. Nachdem er in den letzten vierzehn Jahren seiner langen, mühevollen, aber erfolgreichen Dienstlaufbahn als Dirigent der Neubauabtheilung der Königlichen Eisenbahndirection in Bromberg gewirkt hatte, wurde er am 1. April 1895 zur Verfügung gestellt. Der ihm hierdurch zu Theil gewordenen, wohlverdienten Ruhe hat er sich leider nicht lange mehr erfreuen sollen.

Centralblatt der Bauverwaltung XVII, 38. —b—

Salzmann, Max, Dombaumeister, * am 20. August 1850 in Breslau, † am 6. Februar 1897 in Bremen. — Seit dem Spätsommer vorigen Jahres an einem bösartigen Hautübel erkrankt, hat er in den verschiedensten Heilanstalten der Schweiz, Hamburgs und seines Wohnortes vergebens Genesung gesucht. Am Sonnabend Nachmittag ist er im Bremer Stadtkrankenhause einer hinzugetretenen Gehirnaffection erlegen. S. stand erst im 47. Lebensjahre. Noch ist es in aller Erinnerung, wie er im Jahre 1888 als Sieger in der Preisbewerbung um die Wiederherstellung des Bremer Domes aus seinem stillen Wirkungskreise in Marienwerder, wo er Bauinspektor war, nach Bremen berufen, zum Dombaumeister ernannt und mit der Ausführung seines Entwurfes betraut wurde. Seit jener Zeit hat er an diesem seinem Lebenswerke mit hingebendem Eifer und hervorragendem künstlerischen wie technischen Können geschaffen. Bereits sind die Hauptheile des Erneuerungsbaues, vor allem die Westfront mit den beiden ernsten romanischen Thürmen glücklich durchgeführt, und man ist soeben beschäftigt, die Pfeiler des Vierungsthurmes zu unterfahren. Die Vollendung seines Werkes sollte der Dombaumeister nicht erleben; noch zweier Jahre etwa wird es bis zur Beendigung der sämmtlichen geplanten Wiederherstellungsarbeiten bedürfen. Der Dombau ist aber nicht das einzige Werk, das S. in Bremen hinterlässt. Die vor kurzem vollendete Rathsapotheke mit ihrer prächtigen neuen Schauseite, die Wiederherstellung der Front der Liebfrauenkirche, mehrere Privatbauten, der nach seinen Plänen begonnene Umbau des Schüttings am Marktplatze zeugen davon, wie fest S. in Bremen bereits Wurzel gefasst hatte, und werden sein Gedächtniss dort und in weiten Kreisen dauernd fortleben lassen.

Centralblatt der Bauverwaltung XVII, 6A.

Katz, Fr., Baurath, früher Wasserbauinspektor des Elbstrombaubezirks Hitzacker, * am 28. Mai 1828 in Hameln, † am 30. Mai 1897 in Hamburg. — K. war nach Vollendung seiner Studien in den Jahren 1850 bis 1856 als Wasserbauführer mit Vermessungen in verschiedenen Wasserbauinspectionen thätig und wurde 1857 zum hannoverschen Wasserbauconducteur, 1860 zum Wasserbauinspector ernannt. Im Jahre 1868 in den preussischen Staatsdienst übernommen, hat er von da ab bis zu seinem Uebertritt in den Ruhestand am 1. April 1895 ununterbrochen die Wasserbauinspection Bleckede bezw. Hitzacker verwaltet. In dieser Stelle hat er sich durch Sorgfalt und Geschick in der Behandlung von Correctionsbauten und Verbesserung der Fahrstrasse der Elbe, sowie durch tüchtige Ausbildung der ihm unterstellten Beamten grosse Verdienste erworben.

Centralblatt der Bauverwaltung XVII, 24b.

Brodkorb, Karl Wilhelm Julius Theodor, Theologe, * am 11. März 1806 zu Wolfenbüttel, † am 18. März 1897 zu Braunschweig. — Er stammte aus gutbürgerlichen Kreisen; sein Vater Joh. Andr. Seb. B. († 4. Oct. 1840) war Perrückenmachermeister, seine Mutter die Tochter des Bäckermeisters Paulmann in Braunschweig. Nachdem der Sohn bis Ostern 1824 das Gymnasium seiner Vaterstadt besucht hatte, bezog er die Universität Göttingen, um einer frühen Neigung folgend Theologie zu studiren. Er hat hier besonders den Unterricht des Professors Eichhorn genossen, sich aber auch eifrig an den Uebungen der societas theologica latina betheiligt. Anfangs bewegte sich sein Studium ganz in den hergebrachten rationalistischen Geleisen, doch gelang es ihm, allmählich, nicht ohne innere Kämpfe, zu festem kirchlichem Glauben sich durchzuringen. Am 14. December 1827 bestand er in Wolfenbüttel die »vorläufige Prüfung«. Er begab sich dann nach Berlin, wo er insbesondere durch die Lehre Schleiermachers und Neanders eine wesentliche Vertiefung seiner theologischen Auffassung erhalten sollte. Nachdem er dann bei Pastor Breithaupt in Watzum eine Zeit lang als Hauslehrer gewirkt hatte, bestand er am 1. Juli 1831 das »theologische Hauptexamen« mit der seltenen Nummer »wohlbestanden«. Sein entschieden positiver kirchlicher Standpunkt war schon damals bekannt und wohl der Anlass, dass er sich in Braunschweig zweimal vergeblich um eine Stadtadjunctur bewarb. Doch war der Abt Hoffmeister trotz abweichenden Anschauungen gerecht genug, dem eifrigen und tüchtigen Jünglinge die neu begründete Gefängnisspredigerstelle in Wolfenbüttel zu verschaffen. Am 11. December 1831 ward er für sie ordinirt. Schon bei dieser Gelegenheit zeigte sich B.'s ehrlicher, fester Charakter, der nur im eigenen Gewissen die Richtschnur seines Handelns fand. Er weigerte sich, das Corpus doctrinae Julium mit der seit 1709 vorgeschriebenen scharfen Verpflichtungsformel, an der schon viele Geistliche stillschweigend Anstoss genommen hatten, zu unterzeichnen, und setzte es durch, dass in Zukunft eine mildere Fassung gewählt wurde, die nicht auf den Wortlaut der Kirchenordnung, sondern auf die darin enthaltene evangelische Lehre verpflichtete. Neben seinem geistlichen Amte hatte B. auch an der Bürger- und Töchterschule Unterricht zu ertheilen. Bereits in dieser Zeit versuchte er mit einigen Gleichgesinnten eine Bibel- und Missionsgesellschaft ins Leben zu rufen, doch gelang nur die Gründung einer Bibelgesellschaft, während eine Landesmissionsgesellschaft im Braunschweigischen erst 1848 nachfolgte. Als er 1835 die Pfarre in Berel erhalten hatte, vermählte er sich am 23. August d. J. mit

Emilie Salomon, der Tochter des Rentners Salomon in Wolfenbüttel. Im Jahre 1846 ward er Superintendent in Bevern. Von hier aus hat er sich eifrig an den Verhandlungen des Amelunxborner Predigervereins betheiligt, von dem manche heilsame Anregungen, die Bitte um Gewährung einer Presbyterialverfassung u. a. ausgingen. Das Gesetz vom 30. November 1851 über die Errichtung von Kirchenvorständen ist z. Th. dadurch veranlasst. Um das kirchliche Leben zu fördern gab B. seit Februar 1850 in Verbindung mit mehreren Geistlichen das »Kirchenblatt f. d. evang.-lutherische Gemeinde des Herzogthums Braunschweig« heraus; seit 1851 führte er die Redaction nur noch zusammen mit E. J. L. Fr. Wolff, dem er sie dann 1853, nicht zum Vortheile des Blattes, ganz allein überliess. Als am 1. September 1852 in Braunschweig die Conferenz von Dienern und Freunden der lutherischen Kirche zusammen trat, ward B. zum Vorsitzenden der ersten Versammlung gewählt, und er hat bis zu seinem Tode zu den Vorstandsmitgliedern der Conferenz gehört. Da mit der Zeit seine Kinder heranwuchsen, sah B. sich genöthigt, zu einer einträglicheren Pfarre sich zu melden. Im Herbste 1858 wurde ihm die zu Benzingerode am Harze zu Theil, die er noch fast 30 Jahre verwaltete. Das Vertrauen aber, das er sich in seiner früheren Wirkensstätte erworben hatte, zeigte sich später noch darin, dass ihn die Geistlichen der Kreise Holzminden und Gandersheim 1869 in die Landesversammlung wählten, der er bis Herbst 1875 angehörte. Hier trat er besonders am 30. März 1871 hervor, wo er bei Berathung eines Antrags auf Aenderung des Thronfolgerechts, der von dem Notar A. Müller gestellt war, aber nicht angenommen wurde, unbeirrt durch die herrschenden Tagesmeinungen seinen strengen legitim-monarchischen Standpunkt mit Entschiedenheit vertrat und insbesondere durch den kräftigen Hinweis auf den dem Könige Georg V. schon geschworenen Erbhuldigungseid auch bei Andersgesinnten einen grossen Eindruck hervorrief. Ein Zeichen der von ihm nichts weniger als beabsichtigten Anerkennung war die kurz darauf erfolgte Verleihung des Ordens Heinrichs des Löwen von Seiten des Herzogs Wilhelm, eine Auszeichnung, die bis dahin einem einfachen Geistlichen noch nicht zu Theil geworden war. Eine selbständige Haltung bewies er auch bei Berathung des Antrags, den Herzog um Abschluss einer Militärconvention mit Preussen zu bitten; er und ein geistlicher College stimmten allein gegen den Antrag.

Durch ein eifriges Studium der Bekenntnissschriften war er immer mehr zu einem bewussten Lutheraner geworden. Daher suchte er nicht nur im Lande, sondern auch ausserhalb desselben die Sache des Lutherthums nach Kräften zu unterstützen. Als im ehemaligen Kurfürstenthum Hessen 1873 eine Anzahl lutherischer Geistlicher ihres Amtes entsetzt waren, weil sie gegen die Bildung des Consistoriums aus lutherischen, reformirten und unirten Mitgliedern beharrlich Protest einlegten, war er vor Allem mit dabei thätig, durch öffentlichen Aufruf einen Unterstützungsfonds für jene Männer zusammen zu bringen. Er zog sich dadurch zwar einen Verweis seiner vorgesetzten Behörde zu, hatte aber die Freude, dass jener Schritt von gutem Erfolge für die Glaubensbrüder begleitet war. Eifrig wachte er über die Aufrechterhaltung kirchlicher Rechte, wo immer sie ihm bedroht schienen. Dahin zielten besonders zwei Broschüren, die er »zur Beleuchtung des Civilstandsgesetzes« (1879) und »zur Wahrung des kirchlichen Rechts und der kirchlichen Verwendung des Braunschweigischen Klosterfonds« (1885) verfasste. Am 18. December 1881 zur Feier seines 50jährigen Dienstjubiläums erhielt er den Titel

eines Kirchenraths. Im Herbste 1886 trat er in den Ruhestand. Er zog nach Braunschweig, wo er als »Blätter vom Baume des Lebens« 1888 eine Sammlung von Predigten über die Evangelien des Kirchenjahres veröffentlichte. Ihn überlebte seine Wittwe, mit der er das seltene Fest der diamantenen Hochzeit hatte feiern können.

Vergl. J. Beste im Braunschw. Magazin 1897 No. 8, S. 57—60; Brunonia 1897 No. 20—24.

P. Zimmermann.

Otto-Thate, Karoline Christiane, Schauspielerin, * am 1. März 1822 zu Braunschweig, † am 19. März 1897 zu Stuttgart. — Sie war die Tochter eines Sattlermeisters. Da sie früh eine grosse Neigung für die Bühne zeigte, so ging sie nach Bremen zu ihrem Oheim, Friedrich Lemcke, der als Väter- und Charakterspieler am dortigen Theater angestellt war. Nachdem sie dessen Unterricht drei Monate genossen, trat sie bereits (1842) als »Toni« in Körners gleichnamigem Drama mit bestem Erfolge auf und fand nun in Bremen für das Fach der jugendlichen Liebhaberinnen Verwendung. Etwa ein halbes Jahr später (Sommer 1843) zeigte sie sich als Marie in »Muttersegen« in ihrer Vaterstadt. Es wurde ihr hier sogar ein Engagement angeboten, das sie jedoch ablehnen musste, da sie sich bereits für die unter Leitung Friedrich Spielberger's und Roderich Benedix' stehenden vereinigten Stadttheater von Köln und Elberfeld verpflichtet hatte. Im December 1846 gastirte sie als »Griseldis« am kurfürstlichen Theater zu Kassel, worauf sie hier eine glänzende Stellung fand und bis zum Jahre 1851 verblieb. Dann trat sie bei dem Hoftheater zu Hannover ein. Die Hoftrauer, die nach dem Tode König Ernst August's († 18. November 1851) gehalten wurde, veranlasste sie zu einem Gastspiele in Braunschweig. Hier war seit dem Tode der gefeierten Joh. Grösser († 1. October 1850) kein würdiger Ersatz gefunden. Ein solcher schien den Braunschweigern jetzt in Fräulein Th. gekommen. Der Beifall, den sie errang, führte zu einem Engagement. Am 12. November 1852 war die Margarethe in den »Erzählungen der Königin von Navarra« ihre Antrittsrolle am Braunschweiger Hoftheater. Diesem ist sie dann ihr Leben lang treu geblieben. Mit dem gleichen Erfolge, wie anfangs die Heldinnen und jugendlichen Salondamen, spielte sie später die älteren Heroinen und Charakterrollen; sie ist viele Jahre eine der Hauptstützen des Schauspiels wie des Lustspiels am Hoftheater gewesen. Verschiedene Anerbietungen von anderen Bühnen konnten sie nicht bewegen, aus ihrer Vaterstadt zu scheiden. Hier hat sie sich auch am 12. Juni 1859 mit dem Schriftsteller Dr. Reinhard Otto, dem Redacteur der »Reichszeitung«, verheirathet. Sie nahm nun den Namen Otto-Thate an. Als sie am 12. November 1877 ihr 25jähriges Jubiläum an der Braunschweiger Bühne gefeiert hatte, trat sie gegen Ende des folgenden Jahres von der Bühne zurück. Eine Abschiedsfeier fand nicht statt; ihre letzte Rolle war am 17. December 1878 »Mutter Fadet« in der »Grille«. Sie hat dann wiederholt ihren Aufenthaltsort gewechselt, in Köln, in Frankfurt a./M., wo am 2. September 1885 ihr Gatte starb, in Rostock, in Hamburg, in Chemnitz und zuletzt in Stuttgart geweilt, wo sie bei ihrem Pflegesohne, dem Königlichen Hofschauspieler Egmont Richter, an der Influenza verschieden ist.

P. Zimmermann.

Stobbe, Karl Friedrich August, Journalist, * am 3. November 1830 zu Grünwalde bei Labiau in Ostpreussen, † am 16. October 1897 zu Wiesbaden. — Er war der Sohn eines kleinen Grundbesitzers, Karl St. und besuchte das Kneiphöfische Stadtgymnasium zu Königsberg, auf dem er Ostern 1851 das Abiturientenexamen bestand. Dann ging er auf die dortige Universität über. Er studirte anfangs Philosophie und Geschichte, sodann die Rechte; den nachhaltigsten Einfluss haben auf ihn die Vorträge des Hegelianers Karl Rosenkranz ausgeübt. Nachdem er im October 1854 das erste juristische Examen gemacht hatte, wurde er als Referendar beim Stadtgerichte zu Königsberg beschäftigt. Zugleich war er journalistisch thätig, und weil damals die juristische Laufbahn nur geringe Aussicht auf schnelle Anstellung bot, so entschloss er sich sie aufzugeben. Er wurde ständiger Mitarbeiter der Königsbergischen Hartungschen Zeitung und verfasste kleinere Lustspiele (»Männer und Frauen«, »Parlamentarische Studien«), die in Königsberg, beim Wallner-Theater in Berlin u. a. zur Aufführung kamen. Im Jahre 1861 übernahm er die Redaction der in Gumbinnen erscheinenden »Preussisch-Littauischen Zeitung«; einige Jahre später wurde er erster Redacteur der »Königsberger Neuen Zeitung«, bis er 1867 nach Berlin übersiedelte und hier eine Stellung bei dem Reuterschen Telegraphen-Bureau erhielt, wo er hauptsächlich die ausländischen Depeschen zu redigiren hatte. In dieser Zeit (18. October 1868) verheirathete er sich mit Bertha Engelmann, einer Tochter des Dr. med. Siegfr. E. in Tilsit. Anfang März 1872 kam er nach Braunschweig als Redacteur der neu begründeten »Braunschweiger Zeitung«. Als diese nach etwa einem Jahre wieder einging, wurde er von dem herzoglichen Staatsministerium aufgefordert, für die amtlichen »Braunschweigischen Anzeigen« ein politisches Beiblatt einzurichten. Ein officiöses Pressorgan war der Zeit in Braunschweig etwas völlig unbekanntes. Es wurde daher jene Erweiterung der Anzeigen etwas misstrauisch aufgenommen. Dennoch hielt sich das Blatt nicht nur, sondern es arbeitete sich allmählich zu einer umfassenden angesehenen Tageszeitung hindurch. Das Verdienst an diesem Erfolge gebührt neben dem damaligen Polizeidirector, späteren Wirklichen Geheimrathe Eduard Meyer, vor Allem der Redaction St.'s. Er führte die Redaction bis zum Herbst 1890, wo ihn ein nervöses Leiden zwang, aus seiner verdienstlichen Thätigkeit zu scheiden. Das Ministerium bewilligte ihm eine lebenslängliche Gratification. Am 1. September 1892 siedelte St. nach Wiesbaden über, wo seine Gesundheit sich besserte und er noch manche Gedichte und Feuilletons für Wiesbadener und Königsberger Blätter verfasste, bis ein Herz- und Nierenleiden sich einstellte, das nach längerer Krankheit ihm den Tod brachte.

Im Buchhandel sind von St. erschienen: »Lustspiele und Gedichte« (Königsberg 1865), »Ernst Moritz Arndt, eine Gedenkschrift« (Berlin 1869), »Festspiel zur 75jährigen Jubelfeier des Herzogl. Braunschw. Infanterie-Regiments« (Braunschweig 1884) und »Blätter der Erinnerung. Gedichte Braunschweig gewidmet« (Braunschweig 1888). — Vgl. Braunschw. Anzeigen 1895, No. 6, S. 35.

P. Zimmermann.

Bercht, Ludwig Julius, Schauspieler, * am 4. Mai 1811 auf dem Gute Prödel in der Kreishauptmannschaft Leipzig als Sohn des dortigen Gutsbesitzers Dr. phil. Joh. Christian Bercht, † am 6. Mai 1897 zu Braunschweig. — Da der Vater später unter dem Titel eines Kriegsraths eine höhere Verwaltungsstelle an der Pepiniere zu Berlin einnahm, so erhielt der Sohn in dieser Stadt seine wissenschaftliche Ausbildung. Ursprünglich war er für das Studium

der Medicin bestimmt, doch war seine Neigung für das Theater so stark, dass er alle Schwierigkeiten überwand und sich der Bühne widmete. Schon im Jahre 1827 trat er im Königstädtischen Theater zu Berlin als »Wittwer in dem Lustspiele »Wittwer und Wittwe« auf. Er wurde dann von dem Director Hurey engagirt, der die Städte Königsberg, Memel und Danzig mit seiner Truppe besuchte. Ein Gastspiel im Königlichen Schauspielhause zu Berlin, wo er den »Tempelherrn« im »Nathan« spielte, führte 1830 zu einem fünfjährigen Engagement für das Fach der jugendlichen Liebhaber. Da B. eine schöne Baritonstimme besass, so half er bei der Aufführung von Auber's Oper »Lodoisca«, die zum Geburtstage König Friedrich Wilhelms III. anbefohlen, durch den Contractbruch des Baritonisten Hammermeister aber gefährdet war, in der Verlegenheit aus, und zwar mit solchem Erfolge, dass er seitdem wie dem Schauspiel-, so auch dem Opernpersonale eingereiht wurde. Seine Hauptrollen waren hier die des »Figaro«, des »Papageno« u. a. Da er sich nach Ablauf seines Contractes mit der Intendanz nicht einigen konnte, so schied er von Berlin und ging an das deutsche Theater in Amsterdam, wo er zugleich in der Oper und im Schauspiel, zuerst auch in dem Fache der komischen Charakterrollen wirkte. Im Jahre 1837 kam er auf vier Jahre an das Stadttheater zu Düsseldorf; er trat hier mit den Künstlern der Akademie, besonders mit Andreas Achenbach, in Verkehr und wurde auch in den »Verein Malkasten« aufgenommen. Vom Stadttheater in Breslau aus, dem er dann eine Zeit lang angehörte, gab er am 20. September 1843 als »Baron Scarabäus« in »der unterbrochenen Whistpartie« und als »Adam« im »Dorfbarbier« eine Gastrolle in Braunschweig, wo für den am 11. September 1840 verstorbenen Karl Günther noch immer kein würdiger Nachfolger gefunden war. B.'s Spiel sprach so sehr an, dass er sofort engagirt wurde; am 8. November trat er in Braunschweig seine neue Stellung an, der er vortheilhafter Anerbietungen ungeachtet sein übriges Leben lang treu geblieben ist. In den ersten Jahren wurde er auch noch viel in der Oper beschäftigt, später ging er ganz in das feinkomische Charakterfach über, das er in meisterhafter Weise vertrat. Rollen wie die des Wirths in »Minna von Barnhelm«, des »Adam« im »Zerbrochenen Krug« u. s. w. waren seine besten Leistungen. Am 6. November 1868 feierte er sein 25jähriges Jubiläum als Mitglied der Braunschweiger Hofbühne und am 25. September 1877, dem Tage seines 50jährigen Künstlerjubiläums, nahm er als »Parlamentsrath Desperrières« im zweiten Akte des »Vicomte von Létorières« und als »Bader Schelle« in Raupach's »Schleichhändlern« Abschied vom Theater. Er ging nun zunächst nach Charlottenburg zu einer Tochter, die dort an den Ingenieur G. Ehrenberg verheirathet war. Als diese 1887 nach Braunschweig zogen, kehrte er mit der Familie dahin zurück. Er besass hier einen zahlreichen Freundeskreis und erfreute sich wegen der Vorzüge seines Geistes und Charakters, sowie der Liebenswürdigkeit seines Wesens allgemeiner Achtung und Beliebtheit. Er war seit 1877 Ehrenmitglied des Kunstclubs. Ausser seinen Schauspieler-Gaben besass er auch dichterische Talente. Veröffentlicht ist bisher nur ein Werk von ihm: »Der goldene Mai. Eine Frühlingsphantasie« (Braunschweig 1861), das dem Malkasten in Düsseldorf gewidmet ist. In den letzten 3—4 Jahren seines Lebens hat zunehmende körperliche Schwäche B. an das Bett gefesselt; doch blieb sein Geist bis zuletzt frisch. Seine Frau Karoline, eine Tochter des Hofopernsängers J. C. Grünbaum und der berühmten Kammersängerin Therese Grünbaum, Enkelin Wenzel Müller's, des beliebten österreichischen Componisten

. ·lksthümlicher Theatermusik, war selbst als Sängerin an der Königlichen ·. ühne in Berlin engagirt gewesen, bis sie sich am 13. Juni 1844 mit B., der ·ie schon in seiner Berliner Zeit ins Herz geschlossen hatte, verheirathete. Ihrer Ehe entstammte als ältester Sohn Alfred Bercht, der, zu Braunschweig am 11. December 1845 geboren und unter Kullak auf dem Konservatorium in Berlin ausgebildet, ein tüchtiger Tonkünstler wurde, durch eine Symphonie grosse Hoffnungen erregte, aber leider schon in früher Jugend, am 21. September 1866, in Berlin verstarb.

P. Zimmermann.

Wattenbach, Wilhelm, Historiker, * am 22. September 1819 zu Ranzau in Holstein, † am 20. September 1897 zu Frankfurt am Main. — Mit W. ist einer der letzten Geschichtsschreiber aus der grossen Zeit unserer deutschen Historiographie dahingegangen. Der Schule Ranke's, wenn auch nur indirekt angehörend, zählt er neben Waitz, Sybel, Giesebrecht zu ihren glänzendsten Vertretern sowohl als musterhafter Editor deutscher Geschichtsquellen, wie als bester Kenner dieser selbst, als ein philologisch geschulter Historiker, dem wir zugleich aus dem Gebiete der historischen Hilfswissenschaften, in erster Linie der Palaeographie, Werke von dauerndem Werthe verdanken. Keiner hat endlich wie er die Geistes- und Kulturgeschichte unseres Mittelalters gekannt und durchforscht und die Ergebnisse seiner Forschung uns zugänglich gemacht, freilich nur in Form von Beiträgen, die in seinem Buche über »Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter bis zur Mitte des XIII. Jahrhunderts« zerstreut zu finden sind, ohne uns das Hauptwerk selbst, eine Kulturgeschichte des Mittelalters, die zu schreiben er wie kein Anderer berufen gewesen wäre, zu hinterlassen.

W. ist als Sohn eines Hamburger Kaufmannes auf der von seinem mütterlichen Grossvater, August von Hennings, administrirten Grafschaft Ranzau geboren. Nach dem frühen Tode seines Vaters zog die Mutter mit dem jungen Knaben nach Lübeck, und hier empfing dieser seine Gymnasialbildung und trat in den Freundeskreis der beiden Brüder Ernst und Georg Curtius und Emanuel Geibel's ein. Das Studium des klassischen Alterthums, zu dem ihn sein Schwager und Lehrer Professor Classen anregte, bildete die fruchtbare Grundlage seines Wissens, und gerade diesen philologischen Kenntnissen verdanken wir die besten Werke seiner Feder. Im Herbst 1836 verliess W. die Lübecker Schule, ging noch für ein Jahr auf das akademische Gymnasium nach Hamburg und trat darauf zur Universität über, zunächst in Bonn, dem Eldorado der klassischen Philologie. Meister dieses Faches wie Welcker und Lassen wurden hier seine Lehrer in der Alterthumswissenschaft, wie im Sanskrit und der vergleichenden Sprachwissenschaft. Dann zog es ihn nach Göttingen, wo es ihm vergönnt war zu Füssen Otfried Müller's zu sitzen und dessen Vorlesungen über Archaeologie zu hören. Nach Otfried Müller's auf einer Reise in Athen erfolgtem Tode wandte sich W. nach Berlin. Auch hier übte wieder die Philologie die grösste Anziehungskraft auf den jungen Studenten aus; Sprachwissenschaft wie Alterthumskunde trieb er mit Eifer und Erfolg bei Bopp, Lachmann, Jakob Grimm und Boeckh. Hier in Berlin wurde aber zum ersten Male auch seine Liebe zur Geschichte geweckt und zwar durch keinen Geringeren als durch Ranke selbst. Seine Dissertation: De quadringentorum Athenis factione, die 1842 erschien, war freilich noch

ganz eine philologische Arbeit, allein nach Ablegung der Prüfung für das höhere Schulamt und nach einem ersten Probejahre als Lehrer am Joachimsthal'schen Gymnasium zu Berlin brachte ihn sein College Giesebrecht 1843 in Verbindung mit Pertz, der dem jungen Philologen damals an Stelle des nach Kiel berufenen Waitz einen Platz unter den Mitarbeitern der Monumenta Germaniae historica verschaffte und ihn so der mittelalterlichen Geschichte in die Arme führte.

Den Uebergang von der Philologie zur eigentlichen Geschichtsforschung vollzog W. rasch und mit Glück und das ihm zugewiesene Feld der Thätigkeit, Quellenpublication, konnte gerade gut und gründlich mit Hilfe seiner philologischen Kenntnisse bebaut werden. Im Jahre 1847 trat W. seine erste Reise im Interesse der Monumenta Germaniae an. Oesterreich war das Ziel derselben, die österreichischen Kloster-Bibliotheken sollten durch den jungen deutschen Forscher zum ersten Male ausgiebig benutzt und die in ihnen aufgespeicherten Schätze mittelalterlicher Annalistik gehoben werden. In Admont, in St. Florian, in Kremsmünster arbeitete Wattenbach und fand bei der Geistlichkeit Oesterreichs gastliche und freundliche Aufnahme, so dass er Tage reinen Genusses und hoher Befriedigung in jenen stillen, der Arbeit günstigen Klosterräumen verleben durfte. Die Ergebnisse seiner Forschungen wie seiner persönlichen Erfahrungen über das Klosterleben, das sich noch immer in den Geleisen unserer mittleren Zeiten bewegte, waren erhebliche und kamen unserer Kenntniss über die deutsche Annalistik, wie über das Geistesleben des Mittelalters zu Gute. In Wien schloss W. 1848 seine Studien ab, die Revolution vertrieb ihn von dort, die Politik verdrängte bei dem jungen Gelehrten für einige Zeit die Wissenschaft. Dagegen kam es damals nicht, wie der neue österreichische Unterrichtsminister Graf Leo Thun versuchte, zu einer Anstellung W.'s in Oesterreich. Der junge Gelehrte ging daher nach Norddeutschland zurück und liess sich 1851 in Berlin als Privatdocent nieder, um nun die Früchte seiner Studien und Arbeiten für Andere zu verwerthen. Eine Uebersicht über die Quellen neuerer mittelalterlicher Geschichte, ferner Diplomatik und Palaeographie bildeten die Gegenstände seiner ersten Vorlesungen. Da die Aussichten auf eine Professur auch in Preussen sich nicht verwirklichten, entsagte W. nach vier Jahren seiner akademischen Laufbahn in Berlin und ging als kgl. preussischer Provinzialarchivar 1855 nach Breslau. Hier entfaltete er bald eine reiche schriftstellerische Thätigkeit, die hauptsächlich der schlesischen Geschichte gewidmet war. Die Herausgabe schlesischer Geschichtsquellen und die Aufhellung einzelner Epochen der schlesischen Geschichte werden ihm verdankt. Hier in Breslau reifte ferner das Hauptwerk seines Lebens, die Geschichtsquellen Deutschlands im Mittelalter, heran. Angeregt durch eine Preisaufgabe der Wedekind-Stiftung in Göttingen hat W. im Jahre 1858 das schwierige Thema gelöst. Es galt einen ungeheueren, weit zerstreuten Quellenstoff zu sammeln, zu sichten, kritisch zu ordnen, die Quellenkunde nicht auf deutschen Boden zu beschränken, sondern auch die Nachbarländer Frankreich, Italien, den slavischen Osten, alle die Staaten und Völker, die im Mittelalter in mehr oder weniger nähere Beziehungen zu Deutschland traten, in den Kreis der Betrachtung zu ziehen. W. verstand es zugleich, die ihm gestellte Aufgabe in höherem Sinne und Geiste zu fassen, nicht an einer trockenen Aufzählung der Quellen kleben zu bleiben, sondern ihre Schätze uns in anziehender, abgerundeter, das ganze Kulturleben des

Mittelalters beleuchtender Darstellung vor die Augen zu führen. So ist das Werk nicht nur ein Handbuch geworden für jeden Historiker, der sich mit dem Quellenmaterial unseres Mittelalters vertraut machen muss, sondern zugleich eine Fundgrube für die Geistes- und für die Sittengeschichte unserer mittleren Zeiten. Das Werk hatte einen solchen Erfolg, dass bis zum Hinscheiden seines Verfassers fünf weitere, stets vermehrte und erweiterte Auflagen desselben nothwendig wurden.

Auch seine Rückkehr zu der in Berlin verlassenen akademischen Carriere, seine 1862 erfolgte Berufung als ordentlicher Professor der Geschichte an die Universität Heidelberg hatte W. diesem Werke zu verdanken. Hier trat er in den Kreis ausgezeichneter Collegen wie Gervinus, Häusser, Zeller, Stark, Wundt, der später nach Häusser's frühem Hinscheiden durch Heinrich von Treitschke ergänzt wurde; hier genoss er zugleich in gemeinsamem Haushalt mit den Schwestern Sophie, die durch Geist, und Caecilie, die durch Anmuth der äusseren Erscheinung und des Gemüthes hervorragte und nachdem sie dem Geliebten ihrer Jugendtage Emanuel Geibel entsagt hatte, jetzt ihr Leben dem Bruder weihte, die Freuden des Familienglückes. Die Heidelberger Tage zählen zu W.s glücklichsten; akademische und schriftstellerische Thätigkeit füllten sie in befriedigender Weise aus. W. hat in Heidelberg den Kreis seiner Vorlesungen erheblich weiter gezogen. Neben Palaeographie, in der er an der Hand der Handschriftenschätze der Heidelberger Bibliothek und mit Hilfe photographischer Wiedergaben berühmter Handschriften vortrefflich zu unterweisen wusste, neben Quellenkunde und kritischen Uebungen in der Durchforschung mittelalterlicher Schriftsteller las er auch Collegien allgemeineren Inhalts wie Geschichte des Mittelalters. Man kann nicht sagen, dass er ein glänzender Docent gewesen ist; an Treitschke's hinreissende Diction reichte er nicht im Entferntesten heran, er blieb auch auf dem Katheder stets der bedachtsame, fast schüchterne Gelehrte, der von seinem Wissen den Schülern nur soviel gab, als er nach strenger kritischer Durchprüfung der Quellen verantworten zu können glaubte. Dabei bewahrte er sich stets ein selbständiges, originelles Urtheil über Menschen wie Dinge und gab oft ein Bild unserer grossen historischen Persönlichkeiten und Zustände des Mittelalters, das dem weniger Eingeweihten paradox erscheinen konnte. Am anregendsten war W. im näheren Verkehr mit seinen Schülern, sei es in den palaeographischen und historischen Uebungen, die er im Seminar abhielt, sei es im privaten Verkehr. Dabei hatte er ein warmes, persönliches Verhältniss zu jedem Einzelnen und wusste ihn in Arbeit und Fortkommen durch Rath und That zu fördern, soviel er konnte. So hat sich bald ein grosser Kreis von Schülern um ihn versammelt, die dankbaren Sinnes noch heute der Stunden gedenken werden, in denen es ihnen vergönnt war, den Lehren des Meisters, die sich auf streng kritische historische Methode in erster Linie bezogen, zu lauschen.

Seine freie Zeit war in Heidelberg fruchtbarer, schriftstellerischer Arbeit gewidmet und hat manches Werk von dauerndem Werthe zu Tage gefördert. Die enormen Kenntnisse, die sich W. durch jahrelange Uebung und unermüdlichen Fleiss in der Handschriftenkunde unseres Mittelalters erworben hatte, legte er in dem Buche über das Schriftwesen im Mittelalter nieder, das uns ein anziehendes Bild mittelalterlicher Kulturgeschichte vor die Augen führt und in den Jahren 1871—1896 in drei vom Verfasser selbst bearbeiteten Auflagen erschien. Der Anleitung zum Studium der Schrift galten die

beiden Hilfsbücher: Anleitung zur griechischen und lateinischen Paläographie, die seit 1867 auch mehrere Auflagen erlebten. Eine einen beschränkteren Zeitraum und eine bestimmte Schriftgattung umfassende Sammlung von Proben alter Handschriften, die das paläographische Studium der ältesten Zeiten nicht wenig gefördert haben, gab er im Verein mit Zangemeister 1876 heraus: Exempla codicum latinorum literis maiusculis scripta. W. hat neben Jaffé, Sickel, Arndt u. A. am meisten dazu beigetragen, das Studium der Paläographie an unseren deutschen Universitäten hoffähig zu machen und so eine der wichtigsten Disciplinen der historischen Wissenschaft zu erschliessen. Ein neues Forschungsgebiet betrat W. durch seine Studien zur Geschichte des deutschen Humanismus. Der Uebergang vom Mittelalter zur Neuzeit, der gerade in dem Kreise der Humanisten eine so charakteristische Färbung annahm, zog W. in mehr als einer Hinsicht an und die Heidelberger Luft, die ja auch jene Humanisten einst geathmet hatten, gab wohl die Anregung dazu, ihren Bestrebungen nachzugehen. So entstanden 1865 und in den folgenden Jahren die gründlichen, von einem erstaunlichen Fleiss Zeugniss ablegenden Forschungen über Benedict de Piglio, Peter Luder, Sigmund und Ulrich Gossembrot, Hartmann Schedel, die neues Licht auf jene merkwürdige Geistesströmung warfen.

Im Jahre 1873, nachdem eine Berufung nach Oesterreich zum zweiten Male an der Kleinlichkeit und confessionellen Beschränktheit der dortigen Regierung gescheitert war, ging W. als ordentlicher Professor der mittelalterlichen Geschichte und der historischen Hilfswissenschaften nach Berlin. Neben Paläographie trieb er noch Quellenkunde und las wie in Heidelberg allgemeine Geschichte des Mittelalters und führte junge Historiker in die Methode der historischen Wissenschaft ein.

In seinen eigenen Arbeiten kehrte W. in Berlin zu der Liebe seiner Jugendtage, zu den Monumenta Germaniae, zurück, die damals einen Verjüngungsprocess durchmachten, an dem W. ein grosser Antheil wurde. Die alten Monumentisten, vor Allem der Leiter des ganzen Unternehmens, Pertz, waren zu Grabe gegangen. Georg Waitz trat an die Stelle des Verstorbenen, und in die neue Centraldirection, der die ersten und gewiegtesten Historiker Deutschlands und Oesterreichs angehörten, wurde auch W. 1875 berufen. Er wurde mit der Leitung der mit der Herausgabe der Monumenta Germaniae verbundenen Zeitschrift, in der die Resultate all der zahlreichen Quellenforschungen niedergelegt wurden und die eine nothwendige Ergänzung zu dem Hauptwerke bildete, dem Neuen Archive, betraut, leitete die Abtheilung der Epistolae, die uns das wichtigste Briefmaterial des Mittelalters erschliessen sollte, bearbeitete und liess bearbeiten die päpstlichen Regesten des XIII. Jahrhunderts. Auch eigene Quelleneditionen aus verschiedenen Jahrhunderten schlossen sich an, theilweise in den Monumenta Germaniae selbst, theilweise in selbständigen Werken wie in den Monumenta Alcuiniana; auch eine Neubearbeitung der älteren Regesta Pontificum Romanorum stand unter W.'s Oberleitung.

Nach dem Tode von Waitz 1886 erhielt W. die Oberleitung der Geschäfte der Monumenta Germaniae überwiesen und verwaltete sie zwei Jahre hindurch. Als er die Nachfolgerschaft von Waitz nicht durchsetzen konnte, trat er 1888 aus der Centraldirection aus und legte auch seine Mitarbeiterschaft an den Monumenta Germaniae nieder.

Neue Aufgaben, die er zum Theil schon in früheren Jahren unternommen hatte, traten nun an W. heran. Die von Pertz begonnene Sammlung

»Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit«, in welcher unsere wichtigsten mittelalterlichen Geschichtsschreiber in guten deutschen Uebersetzungen vereinigt wurden, wurde von W. aufs Neue durchgesehen und verbessert herausgegeben, mit gelehrten Einleitungen und brauchbarem Register versehen. Für die Allgemeine deutsche Biographie lieferte er die Lebensabrisse gar mancher Historiker, besonders aus den Zeiten des Mittelalters, die ihm die vertrautesten waren. Die Wahl in die Berliner Akademie 1881 regte W. zu zahlreichen Vorträgen an, die nicht nur unsere deutsche Quellenkunde förderten, sondern auch auf das Gebiet der Kirchengeschichte, vor Allem der grausamen Ketzerverfolgungen in Brandenburg und Pommern neues Licht warfen. Populären Zweck verfolgten seine vor einem zahlreichen Damenpublikum im Victoria-Lyceum in Berlin gehaltenen Vorlesungen über Geschichte des römischen Papstthums, die freilich strengeren Ansprüchen nicht vollkommen genügen. Warmen Antheil nahm W. auch am politischen Leben unserer Zeit, liberalen Anschauungen huldigend, an den nationalen Bestrebungen des Deutschen Schulvereines und wurde so eine Stütze des bedrängten Deutschthums im Auslande, besonders in Oesterreich, in Siebenbürgen. Durch viele Reisen suchte er seine Kenntnisse von Land und Leuten zu erweitern, und was er hier erworben, hat er ebenfalls weiteren Kreisen zugänglich gemacht: so in seinem schönen Büchlein über Spanien.

Das fruchtbare Gelehrtenleben W.'s ging nun zur Rüste. Nachdem ihn bisher eine kräftige Gesundheit alle Nöthe des Lebens bestehen liess, erfasste ihn ein Lungenleiden, dem er auf der Rückfahrt von Brunnen am Vierwaldstättersee, wo er vergebens Heilung gesucht hatte, in Frankfurt am Main erlag. An der Seite seiner ihm im Tode vorangegangenen beiden Schwestern bereitete ihm die Gattin, die ihm die letzten Jahre seines Lebens verschönt hatte, die letzte Ruhestätte an dem Orte seiner früheren und glücklichsten Wirksamkeit, in Heidelberg.

W. war ein Mann mittlerer Grösse, von gedrungener Gestalt, mit dem Ausdruck feinsten und geistvollsten Humors um den Mund und in den klug und heiter dreinblickenden Augen, eine Mönchsgestalt, wie wir solche die Räume unserer mittelalterlichen Klöster wie St. Gallen und Reichenau beleben sehen, studien- und weinselig wie diese und wie diese von einem Bienenfleiss, dem wir die Sammlung des werthvollsten Materials für unsere mittelalterliche Geschichte verdanken. Er war der gründlichste Kenner des Mittelalters und es bleibt nur lebhaft zu bedauern, dass es ihm nicht mehr vergönnt war, uns mit der schönsten und reifsten Frucht seiner ausgedehnten Kenntnisse, mit einer Kulturgeschichte des Mittelalters, zu beschenken.

Als Quellen habe ich vor Allem die Aufsätze von Ernst Dümmler im Neuen Archiv XXIII, 569ff. und von Karl Zeumer in Sybel's Historischer Zeitschrift LXXX, 75ff. benutzt. Dort ist auch die weitere Literatur über W.'s Leben und Werke verzeichnet. Ferner verweise ich noch auf E. Dümmler's Gedächtnissrede auf Wilhelm W. Berlin (Abh. der Kgl. preuss. Akad. d. Wissenschaften) 1898 und auf den soeben erschienenen Artikel von C. Rodenberg in Allg. deutsche Biographie XLIV, 439ff.

Werke u. Schriften s. auch Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel 1897. No. 225.

Baden-Baden, den 2. September 1898.

Victor Bayer.

Spiegelberg, Julius, Industrieller, * am 18. Februar 1833 zu Peine, † am 24. Januar 1897 zu Köln. — Sp. war der Sohn eines israelitischen Kaufmanns Samuel († 1871); seine Mutter Betty war eine geborene Holländer aus Hildesheim.

[illegible] Alter machte er für den Vater weite [illegible] wo er bei dem [illegible] Unternehmungen besass, sich schon früh mit der [illegible] bekannt machte. Dies wurde der Anlass, dass er im [illegible] 1857 zu Vechelde im Braunschweigischen eine Flachsröstereianstalt [illegible] gründete, der dann 1859 eine Weizenstärkefabrik hinzugefügt wurde. Im Jahre 1862 wurde diese in eine Jutespinnerei umgewandelt, das erste Unternehmen der Art in Deutschland, mit dem somit die Einführung der [illegible]. Um dem Werke eine grössere Ausdehnung zu geben, gründete Sp. 1866 zu seiner Fortführung eine Actiengesellschaft, anfangs eine englische, seit dem 1. Juli 1868 aber eine deutsche, die »Braunschweigische Actiengesellschaft für Jute- und Flachsindustrie«. Dem ganzen Unternehmen, das sich bald sehr erweitern sollte, hat dann Sp. bis zum Jahre 1890 als erster Leiter in erfolgreichster Weise vorgestanden. Neben den Anlagen in Vechelde wurde 1874 in der Stadt Braunschweig eine grosse Jutespinnerei und -weberei erbaut, die schon im März 1883 in neue, stark erweiterte Räume übersiedeln musste. Nachdem allmählich auch an anderen Orten Deutschlands die Jute Eingang gefunden hatte, wurde Sp. die Seele des Vereins deutscher Jute-Industrieller; unter seiner Mitwirkung wurden die noch heute für die Jutefabrikation gültigen Zolltarifbestimmungen erreicht, die die Grundlage für die grossartige Entwicklung der deutschen Juteindustrie geworden sind. Im Jahre 1887 unternahm er eine Reise nach Ostindien, um hier an Ort und Stelle Anbau, Behandlung und Ausfuhr der Jute zu studiren und die Mittel zu erwägen, wie die Herstellung eines Jutemarktes in Deutschland zu ermöglichen sei; im folgenden Jahre erstattete er hierüber an den deutschen Reichskanzler einen ausführlichen Bericht. Die Pläne, auf die er hierdurch geführt wurde, vor Allem die directe Einfuhr von Rohjute zu erreichen und dem ganzen Industriezweige nationale Selbständigkeit zu erringen, waren wohl der Grund, dass er am 1. Juli 1890 seine Stellung in Braunschweig niederlegte, um nach Hamburg überzusiedeln. Der Verein deutscher Industrieller, in dem er jetzt gleichfalls den Vorsitz aufgab, erkannte seine grossen Verdienste durch die Verleihung der Ehrenmitgliedschaft an. Schon früher hatte die Landesregierung, die ihn 1882 zum Commerzienrath ernannte, gleicher Gesinnung Ausdruck gegeben. Hervorzuheben ist dabei noch der hingebende Eifer, mit dem er sich an der Begründung verschiedener wirthschaftlicher Vereinigungen betheiligte und die socialpolitischen Forderungen und Wünsche der Gegenwart bei den von ihm geleiteten Unternehmen zu verwirklichen bestrebt war. Von Hamburg siedelte Sp. später nach London über, wo er unter der Firma »Spiegelberg und Co.« ein grosses Jutegeschäft begründete. Doch hatte er nicht den gewünschten Erfolg; er erlitt sehr bedeutende Verluste. Er starb auf der Reise an einem plötzlichen Schlaganfall und wurde auf dem Centralfriedhofe zu Braunschweig bestattet. Verheirathet war er seit 1866 mit Rosa Wainwright, einer Engländerin, die ihn mit mehreren Kindern überlebte; um die Zeit dieser Heirath scheint er zum Christenthum übergetreten zu sein.

P. Zimmermann.

Eyferth, Oscar Bruno, Bergbeamter und naturwissenschaftlicher Schriftsteller, * am 23. Juni 1826 zu Holzminden, † am 17. Juni 1897 zu Braunschweig. — Sein Vater Karl Phil. Theod. Eyferth war Inspector der dortigen

Stahl- und Eisenfabrik, seine Mutter eine geborne Häberle. Als der Vater 1835 als Hütteninspector nach Zorge versetzt wurde, besuchte der Sohn die Schule daselbst; dann kam er Mich. 1838 auf das Gymnasium zu Blankenburg, das er Ostern 1840 mit dem Progymnasium zu Braunschweig vertauschte. Nachdem er dieses 1½ Jahr lang und darauf die gleiche Zeit das Realgymnasium besucht hatte, schied er aus der ersten Klasse des letzteren zu Ostern 1843 aus, um sich dem Berg- und Hüttenfache zu widmen. Er meldete sich zunächst bei der sog. Communionverwaltung, der die Hannover und Braunschweig gemeinschaftlich gehörigen unterharzischen Berg-, Hütten- und Salzwerke unterstanden, ward hier jedoch abgewiesen, da der Andrang von Bewerbern ein überaus grosser war und die Gestalt E.'s, der, sonst gesund, an einer geringen Krümmung der oberen Brustwirbel litt, für den Dienst nicht kräftig genug erschien. Er wurde dann in Braunschweig zugelassen, wo er die erste der vorgeschriebenen Prüfungen, das sog. Hüttenelevenexamen, im Juni 1844 sehr gut bestand. Nachdem er dann eine Zeit lang als Hütteneleve in Zorge beschäftigt war, bezog er Ostern 1846 zu theoretisch wissenschaftlicher Ausbildung das Collegium Carolinum in Braunschweig, wo er mehrere Jahre verweilte. Im Juni 1852 bestand er sodann das zweite, das sog. Hüttenofficiantenexamen; seine wissenschaftliche Bildung ward hier als eine hervorragende bezeichnet, und er würde das Prädicat »ausgezeichnet« erhalten haben, wenn er für den praktischen Hüttendienst eine ganz gleiche Befähigung nachgewiesen hätte. Noch im September d. J. ward er als Hüttengehülfe bei der Oberhütteninspection in Rübeland angestellt, am 26. November 1854 aber als Hüttenschreiber nach Zorge versetzt. Von hier kam er 1861 als Kammersekretär nach Braunschweig, wo er dann seine übrige Lebenszeit geblieben ist. Im Jahre 1876 wurde er Assessor und endlich unterm 12. December 1889 Kammerassessor und ausserordentliches Mitglied der Direction der Bergwerke; zum 8. Mai 1896 erhielt er den Titel eines Bergraths. In der letzten Zeit war er mitunter kränklich, doch hat er noch immer mit der grössten Pflichttreue seine Geschäfte versehen, bis ihm eine Herzlähmung den Tod brachte. In seinen Mussestunden beschäftigte sich E. eifrig mit naturwissenschaftlichen Studien, besonders mit der Naturgeschichte der mikroskopischen Süsswasserbewohner. So lange seine Augen es gestatteten, trieb er bis zu dem Ende auf das emsigste mikroskopische Untersuchungen. Die Ergebnisse seiner Arbeiten hat er in mehreren Werken niedergelegt, die in Fachkreisen nicht nur in Deutschland, sondern, wie die Uebersetzung eines seiner Bücher in das Englische beweist, auch im Auslande verdiente Anerkennung fanden. Er gehörte 1862 zu den Begründern des Vereins für Naturwissenschaft in Braunschweig und bis zum Jahre 1868 zu dessen Vorstande.

Vergl. Braunschweig. Magazin 1897 No. 17 S. 130, wo auch die von E. veröffentlichten Schriften verzeichnet sind.

P. Zimmermann.

Sallentien, Karl Heinrich Ludwig Eduard, Theologe, * am 12. Mai 1825 zu Braunschweig, † am 3. Februar 1897 in Wolfenbüttel. — S. stammte nach einer Familienüberlieferung aus einem Salzburger Emigrantengeschlechte. Sein Grossvater war als Stadtprediger in Blankenburg 1788 gestorben, sein Vater, Karl Ludw. Ferd. S., als Generalsuperintendent zu Braunschweig am 16. April 1848; seine Mutter Friederike Charlotte war eine geborne Witting. Nachdem der Sohn die Bürgerschule und das Gymnasium seiner Vaterstadt be-

sucht hatte, bezog er zu Michaelis 1844 die Universität Jena, wo er sich nach dem Vorbilde des Vaters und aus innerer Neigung der Theologie widmete. Hier wurde er ausser durch Rückert's Auslegung des alten Testaments besonders durch Karl Hase angeregt, der gerade einen neuen kirchengeschichtlichen Cursus begonnen hatte. Noch tiefere Eindrücke sollte er drei Semester später durch die Professoren Tholuck und Julius Müller in Halle erhalten, wo er den Rest seiner Studienzeit verlebte, die er wegen einer schweren Krankheit im Winter 1846—47 für ein Halbjahr unterbrechen musste. Zu Tholuck durfte er bald in ein näheres Verhältniss treten; hier war es besonders der persönliche Verkehr, der ihn förderte, während ihn bei Müller hauptsächlich die Vorlesungen und die Uebungen des homiletischen Seminars anzogen. Ostern 1848 kehrte S. in die Heimat zurück und bestand hier im September die erste theologische Prüfung. Da die Aussichten auf Anstellung damals für die Geistlichen äusserst schlecht waren, so wandte er sich zunächst dem Lehrfache zu. Nachdem er eine Zeit lang an der Unterrichts- und Erziehungsanstalt des Pastors Kellner in Barbecke gewirkt hatte, übernahm er in Braunschweig zuerst die Aufsicht über die beiden Söhne des Freiherrn v. Minnigerode (von denen der eine sich später als Parlamentarier bekannt machte), dann (1851) die Erziehung des Erbgrafen zu Erbach-Schönberg, der von 1852 bis Michaelis 1858 das Gymnasium in Braunschweig besuchte. Da hier jetzt gerade eine Lehrkraft fehlte, so übernahm er von Michaelis 1858 bis Ostern 1860 in den beiden untersten Klassen des Progymnasiums eine Reihe von Unterrichtsstunden. Hierdurch wurde die Ablegung der zweiten theologischen Prüfung weit hinausgeschoben; er bestand sie erst im Februar 1860. Im Mai des Jahres wurde er dann Mitglied des Predigerseminars in Wolfenbüttel, in dem er später zum Subsenior aufrückte und bis April 1863 verblieb. Zum 1. Mai 1863 wurde er dann endlich als Pastoradjunkt an der Stadtpfarre zu Blankenburg angestellt; im Nebenamte hatte er noch die Direction der dortigen Bürgerschulen zu versehen. Im folgenden Jahre (19. October) vermählte er sich mit Elisabeth Maensz, einer Predigertochter aus Hohendodeleben. Gegen Ende des Jahres 1870 bekam er die Pfarre zu Gross-Vahlberg und Bansleben, aber auch nur als Pastoradjunct, wenn auch mit der Hoffnung auf Nachfolge. Diese sollte sich nicht mehr erfüllen. Denn bevor sein Vorgänger 1879 starb, war S. schon unterm 7. Mai 1875 als Nachfolger des Abts D. Hille zum Consistorialrath in Wolfenbüttel ernannt worden. In dieser Stellung hat er eine äusserst segensreiche Thätigkeit entfaltet. Er bearbeitete die geistlichen Angelegenheiten zunächst mit dem Abte Ernesti, nach dessen Tode (August 1880) er in seine Stelle einrückte, wobei Karl Rohde ihm als Consistorialrath zur Seite trat. In gesetzgeberischer Hinsicht führte er vor allem die Ausarbeitung der liturgischen Ordnungen weiter, die bereits von Ernesti und Hille begonnen worden waren. In der theologischen Prüfungscommission, die wesentlich durch ihn ins Leben gerufen wurde, führte er bis zu seinem Tode den Vorsitz. Er hatte dann diese Gesetze und einen grossen Theil der sonstigen Wirksamkeit des Consistoriums auch in der Landessynode zu vertreten. Vor Allem nahmen ihn aber die laufenden Geschäfte der Kirchenverwaltung, die er schnell und schlank erledigte, in Anspruch. Seine Erlasse und Berichte zeichneten sich hier immer durch Klarheit und bündige Kürze aus. Er zeigte sich auch sonst in der Kirchenverwaltung als ein klarer Kopf und ein fester Charakter; er liebte, wie er zu sagen pflegte, »reinliche Verhältnisse«; alle unklaren ver-

schwommenen Ideen waren ihm zuwider, und kein Mann nach seinem Herzen, dem er nicht ein festes Rückgrat zutrauen durfte. In religiöser Beziehung stand er fest auf konfessionellem Boden, und er hielt es für seine Pflicht, diesen auch der Kirche, an deren Spitze er gestellt war, nach Kräften zu erhalten. Er hatte sich in ernstem Streben zu diesem Standpunkte durchgerungen. Das hinderte ihn aber nicht, sondern befähigte ihn um so mehr, abweichenden Richtungen und Auffassungen Verständniss zu zeigen und gerecht zu werden. Er war niemals ein einseitiger Parteimann und weit davon entfernt, seine einflussreiche Stellung im Partei-Interesse auszunutzen. Bei der Besetzung von kirchenregimentlichen Stellen sah er in erster Linie auf die persönliche Tüchtigkeit, und er trug, wo er diese fand, kein Bedenken, die Ernennung liberaler Geistlicher zu Superintendenten und zu Mitgliedern der Prüfungscommission in Vorschlag zu bringen, ja sogar einmal auch die Bestätigung eines Geistlichen durchzusetzen, dem diese in Berlin verweigert worden war. In dem Predigerseminare, dessen Mitleitung ihm oblag, wusste er auf den jungen theologischen Nachwuchs des Landes durch Lehre und Vorbild auf das Vortheilhafteste einzuwirken; vielen von seinen Schülern ist er hier als väterlicher Freund nahe getreten. Auch ein grosser Theil der älteren Geistlichkeit stand noch unter seiner besonderen Leitung, da ihm vom 1. Januar 1879 ab die Generalsuperintendentur zu Wolfenbüttel, unterm 13. März 1891 auch die zu Blankenburg übertragen wurde. Hier hat er bei den Inspections- und Prediger-Synoden durch seine persönliche Betheiligung in höchst erfolgreicher und wohlthätiger Weise eingewirkt. Ausserhalb seiner amtlichen Thätigkeit lag ihm die Förderung aller Bestrebungen auf religiösem Gebiete, auf dem der innern Mission, der christlichen Liebesthätigkeit u. s. w. warm am Herzen. Eine Zeit lang war S. auch Mitglied der Oberschulcommission, doch trat er aus ihr wegen der Uebergriffe eines Kollegen schon nach zwei Jahren wieder aus. Ueber die Grenzen des Braunschweiger Landes hinaus geht die Thätigkeit, die er nach Ernesti's Tode als Mitglied der deutschen evangelischen Kirchenkonferenz in Eisenach entfaltete. Welches Ansehen S. in diesem Kreise der Vertreter der deutschen Kirchenregierungen genoss, geht deutlich daraus hervor, dass ihm seit 1890 regelmässig der Vorsitz in dieser Versammlung übertragen wurde. Auch sonst hat es ihm, obwohl er gar nicht danach strebte, an äusserer Anerkennung nicht gefehlt. Unterm 25. April 1881 wurde ihm von Herzog Wilhelm, der ihn in Blankenburg kennen und schätzen gelernt hatte, die Würde eines Abts von Marienthal verliehen. Die theologische Facultät der Universität Rostock ernannte ihn am 9. April 1884 zum Doctor der Theologie honoris causa. Am 1. April 1890 wurde er Vicepräsident des herzoglichen Consistoriums und zum 8. Mai 1891 erhielt er das Kommandeurkreuz des Ordens Heinrichs des Löwen. Seit dem Jahre 1875 war S. auch Mitglied der Landesversammlung, der er bis zum Jahre 1894 ununterbrochen angehörte. Im Allgemeinen ist er hier wenig hervorgetreten. Durchaus loyaler und konservativer Gesinnung hat er zumeist im Sinne der Regierung gestimmt und nur selten, wenn es sich nicht um Angelegenheiten der Kirche oder Schule handelte, das Wort ergriffen, obwohl ihm dies gut zu Gebote stand, und es ihm auch an Schlagfertigkeit keineswegs fehlte. Ebenso wenig mangelte es ihm an persönlichem Muthe. Das zeigte sich deutlich in den Fällen, wo er es für eine Gewissenspflicht hielt, mit seiner Ansicht offen hervorzutreten; da konnten ihn keine Anfeindungen, kein Drohen, kein Spott und Hohn davon zurückhalten, rücksichtslos

seiner Ueberzeugung Ausdruck zu geben. Das sollte sich vor allem bei zwei Gelegenheiten zeigen. Zunächst nach dem Tode Herzog Wilhelms vor der Regentenwahl. S. war ein überzeugter Anhänger der legitimen Monarchie; er stand fest auf dem Boden der deutschen Reichsverfassung, hatte die Einigung der deutschen Stämme zu einem mächtigen Reiche und alle die grossen Errungenschaften der neuen Zeit mit Freuden begrüsst und war allen Bestrebungen völlig abhold, die diese in Frage stellen mussten. Aber ebenso entschieden war er für die Aufrechterhaltung der heimischen Landesrechte und die Innehaltung der Braunschweigischen Landesverfassung, die er beschworen hatte. Das war ihm eine heilige Gewissenssache. Er sah ein und gab unumwunden zu, dass von Braunschweigischer Seite die Thronbesteigung des berechtigten Thronfolgers nicht erzwungen werden konnte, dass somit der Fall eintrat, für den zu ungestörter Fortführung der Landesverwaltung und sicherer Aufrechterhaltung der Rechte der legitimen Dynastie das Regentschaftsgesetz vom 16. Februar 1879 gegeben worden war. Aber ihn hätte keine Gewalt der Erde dazu vermocht, eine Massregel gut zu heissen, die auf eine Vereitelung jener Thronfolgerechte abgezielt hätte. Und als die thatsächliche Verhinderung des berechtigten Thronfolgers zur sofortigen Uebernahme der Regierung vorläufig anerkannt und ein Regent gewählt werden musste, da konnte er sich nicht dazu verstehen, die Schuld an dieser Zwangslage dem unglücklichen Herzoge von Cumberland aufzubürden. Das geschah in dem Antrage der staatsrechtlichen Commission, der am 20. October 1885 zur Verhandlung kam. Mochten auch viele von der inneren Ungerechtigkeit dieses dem Herzoge gemachten Vorwurfs bei sich überzeugt sein: den Muth, sich offen dagegen zu erklären, fanden nur S. und sein Freund, der Abt Thiele. Noch klarer trat sein edler Mannesmuth bei den Berathungen über den Huldigungseid für den Prinzregenten zu Tage. Um sich und vielen geängstigten Herzen, namentlich auch unter der Geistlichkeit, Beruhigung zu verschaffen, hielt er es für seine Pflicht, über das Verhältniss des neuen Eides zu dem alten dem Hause Braunschweig geschworenen Erbhuldigungseide eine authentische Erklärung zu verlangen, und seinem entschiedenen Auftreten ist es zu danken, dass damals von dem Vorsitzenden des Staatsministeriums, der auffallenderweise erst einer offenen Aussprache auswich, dann doch dem neuen Huldigungseide eine Erklärung gegeben wurde, nach der ohne Gewissensbedenken auch alle diejenigen ihn hätten leisten können, die den alten Erbhuldigungseid in fester Treue zu halten gewillt waren. Das hat im ganzen Lande zahlreiche besorgte Gemüther von drückender Sorge befreit und ihm in weiten Kreisen, zu denen auch Schreiber dieser Zeilen lebenslang sich rechnen wird, aufrichtigen Dank und innige Verehrung erworben. Dass bei dieser offen bethätigten legitim-monarchischen Gesinnung sowohl der Regent des Herzogthums, Prinz Albrecht, wie dessen Gemahlin S. stets mit der grössten Auszeichnung behandelten und wiederholt eines besonderen Vertrauens würdigten, mag manchen überrascht haben, hat aber nicht zum mindesten dazu beigetragen, dem Regenten volles Zutrauen und wahre Hochachtung gerade in legitimistischen Kreisen zu gewinnen. Sonst hat sich S. von allem politischen Treiben geflissentlich fern gehalten. Jede Thätigkeit der Art schien ihm nicht im Einklange zu stehen mit den Pflichten, die ihm die Würde seines hohen Kirchenamtes auferlegte. Dieser äusserlich und innerlich zu genügen, war er stets auf das eifrigste bedacht, aber, was das schönste dabei war, ohne dass jemand etwas davon merkte. Eine Achtung

gebietende Würde war ihm angeboren; er war nie besorgt, sie zu verlieren, und verband damit eine so anspruchslose Einfachheit und Natürlichkeit, einen so feinen Takt, so gewinnende Formen, dass sogleich ein jeder unwillkürlich sich zu ihm hingezogen fühlte. Hinzu kam, dass auch die Güte seines Herzens, die Vornehmheit seiner Gesinnung in seinem Wesen unwillkürlich zum Vorschein kamen. Er war eine glücklich harmonische Natur, in der die Kräfte des Geistes und Gemüthes in schönstem Gleichmaasse standen; dabei besass er einen fröhlichen, heiteren Sinn, war er auch für ein harmloses Scherzwort stets aufgeschlossen und verstand es, schlagfertig sofort in gleichem Tone zu erwidern. Die liebste Erholung von seinem Berufe fand er in dem glücklichen Familienkreise, der ihn umgab, dessen Seele er war und dem er durch sein ernstes und doch heiteres Wesen den Charakter eines christlichen Hauses im besten Sinne des Wortes verlieh. Für ein schweres Unterleibsleiden, das er mit bewundernswerther Geduld und Standhaftigkeit trug, hatte ein wiederholter Besuch des Bades Wildungen ihm keine völlige Gesundung bringen können. Im letzten Jahre liessen seine Kräfte merklich nach und am Morgen des 3. Februar 1897 machte der Tod seinem arbeitsreichen und gesegneten Leben ein Ende.

Braunschw. Magazin 1897, S. 25—28. — Brunonia 1897, No. 7. — Evang.-luther. Wochenblätter 1897, S. 26—31.

P. Zimmermann.

Wegele, Franz Xaver von, Historiker, * am 28. October 1823 zu Landsberg am Lech, † am 16. October 1897 zu Würzburg. — Am 16. October 1897 verlor die Universität Würzburg einen ihrer verdientesten Lehrer, eines ihrer charaktervollsten Mitglieder, Franz Xaver von Wegele. Sein reines, arbeitsreiches Leben war eine lange Spanne Zeit der fränkischen Hochschule gewidmet, in erster Linie im Gelehrtenleben, dann aber auch bedeutsam durch seinen politischen Inhalt, durch das feste und unentwegte Eintreten für Recht und Billigkeit, für eine freiere Auffassung der Dinge, als man sie im Königreich Bayern in jenen Tagen gewohnt war. Es ist daher Pflicht der Nachlebenden, seinen fleckenlosen, an Verdiensten und Erfolgen reichen Lebensgang in Worten festzuhalten und künftigen Geschlechtern als Beispiel dafür, was auch ein schlichter, deutscher Gelehrter an fruchtbarem Samen in seinem Vaterlande ausstreuen kann, hinzustellen.

W. wurde in dem alten, malerischen und an historischen Erinnerungen nicht allzu armen Städtchen Landsberg am Lech in Oberbayern, als Sohn eines Metzgermeisters, geboren. Seine Gymnasialbildung empfing er auf dem Benedictiner-Gymnasium zu St. Stephan in Augsburg. Hier sind es besonders einige aus Oesterreich berufene Lehrer, deren Unterricht von Werth für seine Ausbildung wurde. Im Uebrigen nimmt sein Jugendleben den gewöhnlichen Verlauf und wir sind nicht im Stande zu sehen, welche Anregungen ihn auf den künftigen Beruf als Historiker gebracht haben. Vielleicht dürften die historischen Erinnerungen in Landsberg, mehr noch wohl die Augsburgs in ihm die Liebe zur Geschichte geweckt haben. Welche Personen auf ihn in der Jugend Einfluss gehabt haben, bleibt uns ebenfalls leider verborgen. Ein besonders nahes Verhältniss hat ihn mit der Mutter verbunden, die ein hohes Alter erreicht hat und der er stets mit aufrichtiger Liebe und Verehrung anhing. Nach Beendigung seiner Gymnasialstudien bezog W. 1842 die Universitäten München und Heidelberg, und hier am Neckar war es, wo vor

Allem drei Männer die Richtung seiner Geistesbildung bestimmten, Schlosser, Gervinus und der noch jugendliche Ludwig Häusser. Früh von der Neigung zur Litteraturgeschichte erfüllt, bot ihm dafür besonders Gervinus Anregung und W.'s spätere Arbeiten haben gezeigt, dass er dieser Vorliebe stets treu geblieben ist. Die universalhistorische Richtung Schlossers hat W. dahin gebracht, nie an Einzelheiten kleben zu bleiben, sondern den Blick offen zu halten für die Gesammtentwickelung der Menschheitsgeschichte. Daneben trat dann die politische Geschichte, deren glänzender Vertreter Häusser war, in ihre Rechte und erfüllte den jungen Studenten mit Begeisterung. An dem Vorbilde Häusser's hat sich dann auch der junge Docent W. ausgebildet und die glänzenden Eigenschaften des Häusser'schen Vortrages sind auf den Jüngeren übergegangen und haben ihn in seiner akademischen Laufbahn zu einem anregenden und gewandten Lehrer gemacht. Nachdem er in Heidelberg den Doctortitel erworben, suchte sich W., von Häusser dazu angeregt, im praktischen politischen Leben umzusehen und begab sich zu diesem Zwecke im Jahre 1848 nach Frankfurt am Main, das damals für einige Zeit durch das eben versammelte deutsche Parlament der Mittelpunkt des politischen Lebens unserer Nation wurde und einem offenen Kopfe wie dem W.'s einen Einblick in die politischen Vorgänge der Zeit bot, wie er günstiger damals nicht zu gewinnen war. In den verschiedenen politischen Clubs der Mainstadt gab es viel zu beobachten und zu lernen, und daraus hat der junge Gelehrte bleibende und fruchtbringende Eindrücke für alle Zukunft gesammelt.

Im Jahre 1849 wandte sich W. nach Thüringen und liess sich in Jena als Privatdocent der Geschichte nieder. 1851 wurde er hier ausserordentlicher Professor. Seine öffentliche Wirksamkeit als akademischer Lehrer und seine wissenschaftliche Laufbahn als historischer Schriftsteller nahmen nun ihren Anfang. Der Geist der kleinen, aber vielseitig angeregten Musenstadt Jena erfüllte bald auch W. Hier hatte einst Schiller als Historiker gewirkt, hier wehte noch die litterarische Luft des XVIII. Jahrhunderts und begann auf den jungen Docenten ihren Zauber auszuüben. Zunächst geht er ganz auf in der akademischen Thätigkeit. Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Historiographie, die sich später zu einem Buche auswachsen sollten, damals aber in Ermangelung guter Hilfsmittel noch mühsam aus dem Rohen zusammengetragen und verarbeitet werden mussten, füllten die erste Zeit aus und welchen Erfolg er damit hatte, zeigte ihm schon früh die Dankbarkeit und Anhänglichkeit der Schüler, unter denen später zur Bedeutung gelangte Historiker, wie die schwäbischen Vettern Otto und Siegurd Abel sich befanden. Auch an den nahen Weimarer Hof wurde W. zur Abhaltung eines Vortrages berufen.

Bald ist es die thüringische Geschichte, die den jungen Gelehrten besonders anzog und die seine ersten historischen Schriften hervorrief. Karl August von Weimar eröffnete die Reihe derselben. Litteratur wie Politik, die beiden Dinge, die W. von Anfang an anzogen und in deren Verbindung sich seine Geistesrichtung am Deutlichsten ausprägte, sind in diesem Fürstenleben so eng mit einander verknüpft, dass es für W. einen besonderen Reiz haben musste, sich gerade an diesem Stoffe zu versuchen und die ersten Sporen zu verdienen und dieser Versuch ist dem jungen Manne trefflich gelungen. Scharf umrissen tritt uns die Gestalt des Weimarer Fürsten entgegen: die stürmische Jugend, der Bund mit Goethe, die Abklärung im reifen Alter,

die Vielseitigkeit der geistig-litterarischen wie der politisch-landesväterlichen Interessen dieses ideal angelegten Wettiners, ihnen allen weiss W. gerecht zu werden und uns das Bild eines unserer besten deutschen Herrscher lieb und wert zu machen. Für einen so jungen Gelehrten wie W. war, legt das Buch Zeugniss ab von einer merkwürdig scharfen Beobachtungsgabe und von durchdringendem, politischem Urtheil. Der Jenenser Aufenthalt zeitigte ausserdem noch einige Publikationen, welche uns die Quellen zur älteren thüringischen Geschichte — denn W. verband mit allgemeinen Gesichtspunkten und Forschungen auch gerne das Naheliegende, durch das lokale historische Interesse Gebotene — erschlossen haben. Ich meine die Ausgaben der Annales Reinhardsbrunnenses und der Chronik des Erfurter Mönches Nikolaus von Siegen, die er in den Thüringischen Geschichtsquellen Band I und II erscheinen liess. Auf denselben Studienkreis bezog sich dann das später entstandene Werk: Friedrich der Freidige, Markgraf von Meissen, Landgraf von Thüringen und die Wettiner seiner Zeit (1247—1325), das uns mit einem der wichtigsten Abschnitte der mittelalterlichen sächsisch-thüringischen Geschichte in sorgfältiger Forschung bekannt machte. Den territorialen Zusammenschluss der sächsisch-thüringischen Lande unter der Führung des Markgrafen Friedrich des Freidigen, der mit zäher Energie an den Rechten seines Hauses festhielt und dadurch den Grund zur Wettinischen Hausmacht in Mitteldeutschland legte, wird uns in einem anziehenden biographisch-historischem Bilde dargelegt.

Ebenfalls dem Jenenser Aufenthalt gehört endlich ein Werk an, das die Eigenart W.'s, die in einer feinen Beobachtung der Litteraturgeschichte verbunden mit universalhistorischen Gesichtspunkten besteht, besonders deutlich darlegt, ich meine Dante Alighieri's Leben und Werke. Das Buch erfreute sich eines solchen allgemeinen Beifalls, dass es 1879 in dritter Auflage erscheinen konnte. Dante der Mensch, der Politiker, der Dichter, ein mittelalterlicher Geist mit bereits modernem Gepräge, wird uns an der Hand der besten Quellen klar vor die Augen gestellt. Aber nicht nur sein Leben, seine politische Rolle erfahren die beste Beleuchtung durch die Kunst des kenntnissreichen Historikers, die um so höher anzuschlagen ist, als W., auch darin ein echter deutscher Gelehrter, niemals den Boden Italiens, dem sein Held entsprossen war, betreten, niemals die Schauplätze von Dantes Leben und Wirken, Florenz, Verona, Ravenna mit eigenen Augen geschaut hat; auch seine Werke der Dichtkunst wie der Prosa werden von W.'s Hand zerlegt und in ihrem geistigen Inhalt, der der Menschheit angehört, vorgeführt. Mit Hilfe dieses Buches ist zum ersten Male das Leben Dantes und das Werk seines Lebens aus dem Dunkel der Vergangenheit in das Licht des hellen Tages gezogen worden und noch heute ist ein Verständniss Dantes nicht möglich ohne Benutzung dieses Buches. Das hat auch neuerdings der jüngste Biograph Dantes, Franz Xaver Kraus, mit warmen Worten anerkannt und daran wird die Gegnerschaft anderer Dante-Forscher, die mit Geringschätzung auf W.'s Leistung herabblicken zu müssen meinten, nichts zu ändern vermögen. Grundlegend für alle weitere Forschung bleibt W.'s Dante-Biographie, vermag auch neu hinzukommendes Material hie und da in dem Gesammtbilde einen neuen Zug hineinzuzeichnen.

Der Jenenser Aufenthalt W.'s ging nun nach Vollendung des Dante seinem Ende entgegen, nicht ohne das persönliche Leben des jungen Gelehrten bereichert zu haben. In Jena führte W. seine erste Gattin heim, um

mit ihr glückliche Jahre zu verleben und sie dann früh hingeben zu müssen. Drei Söhne sind aus dieser ersten Ehe hervorgegangen, der Stolz und die Freude des Vaters, zugleich einer, der älteste, sein Schmerzenskind, das er in dessen Jünglingsalter jählings verlieren musste. So blieben auch diesem Glückskinde die Prüfungen unseres irdischen Lebens nicht völlig erspart. Sie hinderten ihn aber nicht, seinen Berufs- und literarischen Pflichten mit ungeschmälertem Eifer nachzukommen, spornten ihn vielmehr an, in öffentlicher, wissenschaftlicher Thätigkeit den Trost gegen Menschenschicksal zu suchen und zu finden.

Ein neuer Lebens-Abschnitt beginnt für W. mit der Berufung als ordentlicher Professor der Geschichte an die Universität Würzburg im Jahre 1857. Seine bayerische Heimat hatte in der Zeit, wo er sie gemieden, eine beachtenswerthe Umwandlung durchlebt. Das reactionäre Regiment König Ludwigs I., der nach den stürmischen Tagen der Jugend, in denen er sich für die Befreiung des deutschen Bodens von der französischen Fremdherrschaft Napoleons I. begeisterte, bald finsteren Mächten verfiel und, eine autokratische Natur, sein Land und Volk auf seine Weise zu beglücken trachtete, war von den Stürmen der Revolution des Jahres 1848 hinweggefegt worden, sein Sohn, Maximilian II., sass jetzt auf dem bayerischen Thron. Mit ihm begann ein freierer Geist über Bayern zu wehen und vor Allem suchte der junge König, dem Beispiele seiner erlauchten Ahnen folgend, der Wissenschaft in erster Linie und neben ihr der Kunst, eine Heimat in seinem Bayernlande zu gründen. Männer der Wissenschaft trachtete Maximilian II. um sich zu versammeln, mit ihnen in zwanglosem Verkehr geistigen Austausch zu pflegen und sich mit Vorliebe in philosophische, historische und politische Fragen zu vertiefen. In diesem Kreise entstand nun der Plan, auch W.'s Kräfte seinem Vaterlande nutzbar zu machen. So wurde er von Jena als ordentlicher Professor der Geschichte nach Würzburg berufen, auf einen Lehrstuhl, den er 40 Jahre lang ohne Unterbrechung mit immer steigendem Erfolge einnehmen sollte.

W. hatte schon in Jena durch eine Arbeit, welche die rheinfränkische Geschichte berührte, gezeigt, dass er besonders geeignet war, an der fränkischen Hochschule das Interesse für die engere vaterländische Geschichte Ostfrankens zu heben und zu pflegen. 1855 liess er die Monographie über Arnold von Selenhofen, Erzbischof von Mainz (1153—1160), erscheinen. Er schildert darin die schweren Kämpfe, die dieser stolze und autokratische Prälat mit der Stadt Mainz führt und in denen er schliesslich unterliegt. Ein düsteres Bild aus der Reichs- und Territorialgeschichte des XII. Jahrhunderts wird vor uns aufgerollt, ein Kampf geschildert, wie er im Mittelalter so manche deutsche Stadt durchtobt hat und mit wechselndem Glücke von den Bürgerschaften geführt wurde.

In erster Linie widmete W. in Würzburg seine Kräfte der akademischen Thätigkeit und er war dazu wie Wenige geschaffen. Schon seine äussere Erscheinung hatte etwas Imponirendes und Anziehendes zugleich. Die hochragende Gestalt, der ausdrucksvolle Kopf mit der kühnen Adlernase und den dunklen, sprühenden Augen nahmen für ihn ein, noch mehr der reiche und anregende Inhalt seiner Vorträge. Er erweiterte jetzt bedeutend den Kreis seiner Vorlesungen und nahm mit Vorliebe Themata aus der neueren und neuesten Geschichte zum Gegenstand des Vortrages. Französische Revolution und Geschichte Napoleons I., Geschichte des XIX. Jahrhunderts von 1815 ab

wurden von ihm häufig traktirt, daneben aber auch die Geschichte des Mittelalters, der Reformation und der Gegenreformation mit dem dreissigjährigen Kriege, das Zeitalter Friedrich des Grossen nicht vernachlässigt. Aber auch in die englische Geschichte mit besonderer Berücksichtigung der englischen Revolution griff er gerne hinüber und aus dem Gebiete der Culturgeschichte zog ihn vor Allem das Zeitalter der Renaissance als Geburtsstätte des modernen Geistes an. Aber nicht nur als Lehrer der studentischen Jugend trat W. in Würzburg auf, auch seinen Mitbürgern bot er mannichfache Anregung in Vorlesungen, die eben für diese weiteren Kreise speciell berechnet waren. Hier las er über Dante, Macchiavelli, über literaturgeschichtliche Gegenstände, wie Shakespeare's Königsdramen, über die historisch sich entwickelnden Wechselbeziehungen zweier so hervorragender Staatsgebilde, wie Deutschland und Frankreich. Für das wissenschaftliche Studium der Geschichte an der Würzburger Hochschule erwarb sich W. endlich ein grosses Verdienst durch die Gründung eines historischen Seminars, in welchem die Grundlagen der historischen Wissenschaft, die Einführung in die Methode der historischen Forschung den Schülern gelehrt wurden. Neben historischer Propädeutik wurden eifrig die Quellen zur mittelalterlichen Geschichte gelesen, erklärt und kritisch beleuchtet, ebenso die historischen Hilfswissenschaften wie Chronologie, Paläographie und Diplomatik, letztere an der Hand der archivalischen Schätze in Würzburg, in den Kreis der Studien gezogen. Der moderne Betrieb der historischen Wissenschaft hat erst durch W. in Würzburg eine Stätte gefunden. Gründlichkeit in der Durchforschung des Quellenmaterials, kritische Methode, Objectivität in der Betrachtung der historischen Vergangenheit, das waren die obersten Grundsätze, die er seinen Schülern beizubringen trachtete; daneben pflegte er als ein Mann von literarischer Begabung und von Geschmack die schöne Form des Ausdrucks und der Darstellung. Ein würdiges äusseres Kleid für die aus dem Rohmaterial herausgearbeiteten Ergebnisse kritischer Forschung hat W. nie verschmäht und dafür sowohl durch seine künstlerisch abgerundeten und formvollendeten Vorlesungen, wie durch seine gut geschriebenen Werke ein leuchtendes, zur Nacheiferung anspornendes Beispiel gegeben.

Aber W. ging nicht auf in der Thätigkeit für seine Zuhörer, auch um die Organisation der Körperschaft, der anzugehören er immer als eine besondere Ehre angesehen hat, der Universität, war er in hervorragendem Maasse, mit regstem Eifer und als ein Mann von festem Charakter bemüht. Er hielt es mit für seine Hauptaufgabe, in Würzburg dafür zu sorgen, dass die Universität auf einer hohen Warte stehen und allein der Wissenschaft, der Erforschung der Wahrheit, so weit diese überhaupt für uns Sterbliche zu ermitteln und zu ergründen ist, dienen müsse ohne jede Rücksicht auf confessionelle oder auf politische Schranken. Man war in Bayern im XIX. Jahrhundert nicht immer gewillt, einen so hohen und idealen Standpunkt im Leben der Universitäten einzunehmen; W. gebührt das Verdienst stets darauf als beste Bürgschaft für die Blüthe des Geisteslebens hingewiesen zu haben und die Universität über das Getriebe der Parteien in die reine Luft der Wissenschaftlichkeit zu heben. Das zeigte sich vor Allem in seiner Thätigkeit als Dekan und Senator bei Berufungen, wo er nur den wissenschaftlich Leistungsfähigen für würdig hielt, in die Körperschaft seiner alma mater Julia einzutreten, ebenso bei der Verwaltung des Rektorates, mit der ihn bereits in jungen Jahren 1863 seine Collegen betrauten. Diesen Grundsätzen ist W.

treu geblieben bis an sein Grab und mit Schmerz und Trauer sah er die Möglichkeit voraus, dass nach seinem Tode andere und kleinliche Gesichtspunkte die herrschenden werden und die Blüthe des Universitätslebens verderben könnten, wie denn auch seine Voraussicht leider eingetreten und W.s Lehrstuhl durch den bayerischen Cultusminister einer Parteirichtung schlimmster Art ausgeliefert worden ist.

Neben der Sorge für den Unterricht der akademischen Jugend, für die geistige Bildung seiner Mitbürger und für die Aufrechterhaltung der Blüthe der Universität Würzburg entfaltete W. in seiner neuen Stellung auch eine ungewöhnlich reiche literarische Arbeitskraft, die der Geschichte Thüringens wie Frankens, der Würzburger Universität und der Entwickelung unserer deutschen Geschichtsschreibung überhaupt zu Gute kam. Wie er einst in Jena gern auf die Erforschung der thüringischen Lokalgeschichte einging und jetzt noch in Erinnerung an vergangene Tage der heiligen Elisabeth von Thüringen ein würdiges biographisches Denkmal setzte, war er bemüht, auch die Geschichte Ostfrankens durch Veröffentlichung bisher unbekannter Quellen derselben und durch Darstellung hervorragender und charakteristischer Epochen und Personen im Verlaufe ihrer Entwickelung aufzuhellen. So entstanden Publicationen wie die Monumenta Eberacensia, das Corpus Regulae seu Calendarium Domus S. Kiliani Würceburgensis saecula IX—XIV amplectens. Durch zahlreiche Abhandlungen und Aufsätze suchte er die Grundlage für eine beabsichtigte, aber leider unausgeführt gebliebene, umfassende Geschichte Ostfrankens zu gewinnen. Dahin gehören Abhandlungen wie: Zur Literatur und Kritik der fränkischen Nekrologien, biographische Studien über hervorragende Persönlichkeiten der fränkischen Geschichte, wie Wilhelm von Grumbach, Bischof Gerhard von Würzburg, aus dessen Leben und Regierung er den Städtekrieg im Hochstifte Würzburg herausgriff, Götz von Berlichingen, dessen Leben er an der Hand seiner eigenen Denkwürdigkeiten klar zu legen suchte, endlich zahlreiche biographische Artikel in der von der historischen Commission in München auf Anregung Ranke's herausgegebenen und von ihm im Verein mit Liliencron redigirten Allgemeinen deutschen Biographie. Würzburger Stadtgeschichte behandeln: der Hof zum Grafen Eckard zu Würzburg, Würzburg im XII. Jahrhundert. Der Geschichte Thüringens wie Ostfrankens kamen endlich auch seine in Sybel's historischer Zeitschrift ab und zu erscheinenden Besprechungen der neueren historischen Literatur dieser beiden Landschaften zu Gute. Dem ersten Geschichtsschreiber Bayerns, Aventin, widmete er ein biographisches Denkmal, das in der deutschen Gelehrtengeschichte stets einen würdigen Platz einnehmen wird. Und wie er literaturgeschichtliche Betrachtung neben politischer Geschichte von Anfang an geliebt hatte, so entstanden nun zwei Werke aus seiner Feder, die von seiner Begabung für diese Richtung der Geschichtsschreibung Zeugniss ablegen. Als im Jahre 1882 die Universität Würzburg ihr dreihundertjähriges Jubiläum zu feiern sich anschickte, wurde W. der ehrenvolle Auftrag zu Theil, die Geschichte derselben zu schreiben. Er hat diese Aufgabe in würdiger Weise gelöst und uns ein zweibändiges Werk, in dem er die Geschichte der alma mater Julia bis 1806 herunterführt und uns auch die nöthigen Belege durch die Veröffentlichung des urkundlichen Materials bietet, geschenkt. Wie die Universität des Fürstbischofs Julius Echter von Mespelbrunn auf der Grundlage älterer Stiftungen aufgebaut wurde, wie sie als Hort des Katholicismus im Zeitalter der Gegenreformation gedacht war, wie sie sich im Laufe ihrer

ersten drei Jahrhunderte bis 1806 im Dienste verschiedener Geistesrichtungen entwickelt hat, wird uns an der Hand reichen Quellenmaterials dargelegt und bietet einen wichtigen Ausschnitt aus der Geschichte unseres deutschen Geisteslebens. Leider ist es W. nicht mehr vergönnt gewesen, in einem dritten Bande, mit dessen Abfassung ihn seine Collegen ebenfalls betraut hatten, die Geschichte der Universität Würzburg bis auf unsere Tage herabzuführen. Er hätte uns hier einen hochinteressanten Einblick in die Cultur- und Geistesgeschichte unserer Zeit verschaffen können, wie kaum ein Anderer, da er als Zeitgenosse mit seinem scharfen und freien Blick in manche Abgründe bayerischer Staatsverwaltung hineingeleuchtet und nachgewiesen hätte, mit wie geringer Weisheit oft die Geschicke der Völker geleitet werden. Es wäre wünschenswerth, dass wenigstens der vollendete Theil des Manuscriptes, der sich auf der Königlichen Universitäts-Bibliothek zu Würzburg befinden soll, noch einmal an den Tag käme und von einem gleich charakterfesten und wahrheitsliebenden Geschichtsschreiber, wie es W. war, vollendet würde. Er würde einen wichtigen Beitrag zu unserer modernen Geschichte abgeben.

Das zweite literarhistorische Werk schrieb W. im Auftrage der Münchener historischen Commission, die Geschichte der deutschen Historiographie. Hier dürfte es am Platze sein, mit ein Paar Worten auf die Stellung W.'s innerhalb der Commission einzugehen. Durch König Max II. von Bayern in's Leben gerufen und unterstützt, wurde die Münchener historische Commission bald der Mittelpunkt der historischen Studien und Arbeiten in Deutschland, und der Kreis von deutschen Gelehrten, aus dem sie sich zusammensetzte, zeigt uns die Elite der deutschen Geschichtsschreiber unter der Führung des der Wissenschaft ergebenen bayerischen Königs. W. war eines der ältesten Mitglieder dieser Commission, nachdem er schon vorher in den Verband der Münchener Akademie der Wissenschaften aufgenommen worden war. Eng schloss er sich hier an die älteren Genossen an, so an Ranke, Waitz, Sybel, Giesebrecht; besonders innige Freundschaft aber verband ihn mit Karl von Hegel. Er pries die Münchener Tage, deren Besuch er niemals verabsäumte, als die glücklichsten seines Lebens, da sie ihm den anregenden und erfrischenden Gedankenaustausch mit gleichgesinnten Fachgenossen brachten. Bald sehen wir W. auch eifrig an den Publicationen der historischen Commission betheiligt. Er wurde Mitherausgeber der Forschungen zur deutschen Geschichte, welche es sich zur Aufgabe machten, verdienstvolle Arbeiten aus dem Gebiete der deutschen Geschichte zu veröffentlichen. Er leitete im Verein mit Liliencron die von Ranke in's Leben gerufene Allgemeine deutsche Biographie, eine in lexikographischer Anordnung geschriebene Sammlung von Lebensbildern aller bisher verstorbener deutscher Persönlichkeiten von Bedeutung. Viele Artikel, vor Allem aus dem Gebiete der ostfränkischen Geschichte, hat W. selbst zu dem Sammelwerke beigesteuert. Endlich übernahm er es, für die Geschichte der Wissenschaften in Deutschland, welche die historische Commission bearbeiten liess, eine Geschichte der deutschen Historiographie zu schreiben, die 1885 erschien. Man kann nicht behaupten, dass dieses Werk zu den gelungenen Leistungen W.'s gehört. Es fehlt die rechte Verarbeitung des schwerfälligen und spröden Stoffes, die gleichmässige Behandlung der langen Entwickelungsgeschichte unserer vaterländischen Geschichtsschreibung, Flüchtigkeiten aller Art lassen die sonst bei W. vorhandene deutsche Gründlichkeit vermissen. Aber daneben muss zugegeben werden, dass es W. gelungen ist, unsere deutsche Geschichtsschreibung in die allgemeine geistige Bewegung

unseres Volkes richtig einzureihen und besonders Abschnitte, in denen er selbständige Studien gemacht hat, so die über unsere Geschichtsschreibung im XVIII. und XIX. Jahrhundert, sind als gut gezeichnet anzuerkennen. Wenn W. über Goethe und Schiller als Historiker spricht oder die Verdienste eines Johannes von Müller klarzulegen hat, leistet er in diesem Werke Vorzügliches. Dass es keinen höheren Grad der Vollendung erreicht hat, ist weniger die Schuld des Verfassers, als des Stoffes, der weitzerstreut erst von W. mühsam zusammengetragen und verarbeitet werden musste. Als ein erster Versuch, die Geschichte unserer Historiographie im Zusammenhange darzustellen, bleibt das Werk von dauerndem Werth und wird künftigen Bearbeitern desselben Stoffes als unentbehrliche Grundlage dienen.

Die letzte Hauptarbeit seines Lebens war mit diesem Werke gethan. W. widmete sich in seinen letzten Lebensjähren hauptsächlich seinen akademischen Pflichten. Noch blieb eine Aufgabe übrig, eine Sammlung seiner an verschiedenen Orten gehaltenen und erschienenen Vorträge und Abhandlungen, doch ein schweres Leiden, das ihn erfasste und seine Kräfte lähmte, hinderte ihn an der Ausführung. So hat erst nach W.'s Tod eine Freundeshand ihm diesen Liebesdienst leisten können. Graf Du Moulin Eckart gab die Vorträge und Abhandlungen heraus und dankbar ist anzuerkennen, dass uns dadurch eine Fülle von kenntnissreichen kleineren Arbeiten W.'s dargeboten worden ist. Neben manchen uns schon bekannten Aufsätzen begrüssen wir einige hier zum ersten Male, so den über Kaiser Friedrich I. Barbarossa, der uns ein treffliches Charakterbild eines unserer grössten Kaiser und eine gerechte Würdigung seiner Regierung bietet. Ebenfalls der staufischen Geschichte gehören an: Kanzler Konrad und die Sage von der Wiederkunft Kaiser Friedrichs II. Auf das Gebiet der Literaturgeschichte greifen über: Graf Otto von Hennenberg-Botenlauben, die deutsche Memoirenliteratur, die uns einen trefflichen Ueberblick über alte und neue autobiographische Werke in deutscher Zunge giebt, Frau Baron von Oberkirch. Biographische Arbeiten über Franz Oberthür, Eulogius Schneider, die Töchter des Hauses Wittelsbach schliessen sich an. Der Geschichte der Universität Würzburg sind die Reformation der Universität Würzburg und ein mit Humor geschriebener Artikel: Ein Frauenkrieg an der Universität Würzburg entnommen. Alexis von Tocqueville ist ein seine politische und historiographische Wirksamkeit beleuchtender Aufsatz gewidmet. Wie vertraut W. mit der neuesten Geschichte ist, erweist er in der Abhandlung: Zur Kritik der neuesten Literatur über den Rastadter Gesandtenmord, wo er mit scharfem Messer all' den Märchen und Sagen, die sich über dieses denkwürdige Ereigniss gebildet haben, an den Leib geht und auch die Phantasien moderner Geschichtsschreiber über diesen Gegenstand abfertigt und aus dem Dunstkreis ihrer Darstellungen den wahren und echten Kern herausschält. W. zeigt sich uns in diesem nachgelassenen Werke von einer neuen Seite, die man bisher nur aus den Berichten seiner Schüler gekannt hatte, als Essayist, und zwar von hervorragender Begabung. Die sorgsam ausgearbeiteten, wohlabgerundeten Bilder, die er uns in seinen Aufsätzen hinterlässt, sind das Werk eines feingebildeten Geistes, der in seiner Leichtigkeit und Beweglichkeit des Ausdruckes fast an französische Eigenart erinnert. Sehr verdienstvoll ist es, dass Graf Du Moulin der Sammlung ein chronologisches Verzeichniss der von W. veröffentlichten Schriften beigegeben hat, aus dem man sich zuverlässig über seine reiche literarische Thätigkeit unterrichten kann. Ich vermisse in diesem Verzeichnisse nur den Aufsatz:

Die Beziehungen der Wettiner zu den Ghibellinen Italiens in der Zeit Dante's, Jahrbuch der deutschen Dante-Gesellschaft I, 21 ff., der hiermit nachgetragen werden soll.

Wir stehen am Schlusse von W.'s arbeitsreichem Leben, und wenn wir es nochmals rückblickend überschauen, werden wir sagen dürfen, es war ein Leben voll Erfolg und Glück. Früh schon in die richtige Lebensstellung gelangt, kann W. alle seine Kräfte frei sich ausbilden lassen, als Lehrer an deutschen Hochschulen, wie als fruchtbarer historischer Schriftsteller. Wie sein öffentliches Leben glatt und ruhig dahingeht, so ist auch sein persönliches Leben mit Glück und Harmonie gesegnet. Das Unglück hat freilich auch W. nicht verschont; aber an der Seite einer zweiten Frau erblüht ihm in Würzburg neues häusliches Glück und auf seine heranwachsenden Kinder und Enkel durfte er mit Freude und Stolz blicken. Erst die letzten Lebensjahre wurden dem allmählich alternden Gelehrten durch schwere Leiden getrübt; ein gütiges Geschick hat ihn bald davon erlöst. Unversöhnt mit seiner Kirche, deren äussere Werkheiligkeit seinem nach echter Frömmigkeit und nach Wahrheit ringendem Geiste niemals etwas bieten konnte, ist er heimgegangen und hat so noch in der Sterbestunde bewiesen, dass ihm sein ganzes Leben hindurch nichts höher stand, als die Wahrheit und deren Erforschung. Wollte man ihm eine passende Grabschrift schreiben, so wäre es sein oberster Grundsatz, den er in allen Lagen seines Lebens hoch hielt: die Wahrheit über Alles!

Als Quellen habe ich benutzt: Mittheilungen der Familie Wegele. — Die Leichenreden der Würzburger Professoren Prym, Hantzsch, Henner und des protestantischen Geistlichen. — Aufsätze und Notizen in der Würzburger, der Münchener Allgemeinen Zeitung und der Zeitschrift: Das Deutschthum im Auslande, Mittheilungen des Allgemeinen deutschen Schulvereins zur Erhaltung des Deutschthums im Auslande. — Endlich den soeben erschienenen Lebensabriss von Graf Du Moulin Eckart in Allgemeine deutsche Biographie XLIV, 443 ff.

Baden-Baden, den 1. September 1898.

Victor Bayer.

Peter, Carl Lorenz, Kirchenrath und Pfarrer in Spöck bei Karlsruhe (Baden), * 5. September 1812 in Karlsruhe, † 26. August 1897 in Oeschelbronn bei Pforzheim. — Einer kleinbürgerlichen Familie entstammend, studirte P. in Halle und Heidelberg Theologie und trat nach mehrjähriger erzieherischer Thätigkeit und einem halbjährigen Aufenthalt in Berlin 1839 in den Dienst der badischen evangelischen Landeskirche. Sechs Jahre lang wirkte er als Stadtvikar in Karlsruhe und wurde 1847 als Pfarrer nach Schallbach bei Lörrach versetzt, wo ihn sein muthiges Auftreten gegen den revolutionären Geist jener Zeit vorübergehend ins Gefängniss brachte. Von 1853 bis 1863 war er im Dienste der Basler Mission als Lehrer am Missionshause, literarischer Sekretär und Reiseprediger thätig. Ein Halsleiden nöthigte ihn, diese Arbeit aufzugeben; er nahm einen Ruf der badischen evangelischen Gemeinde Spöck an und trat hier wieder ins Pfarramt ein als Nachfolger des bekannten Convertiten und späteren Erweckungspredigers Aloys Henhöfer. Hier wirkte er bis kurz vor seinem Tode, in seiner Gemeinde wie ein Patriarch, in weiteren Kreisen der Landeskirche als Haupt und Berater hochangesehen, auch vom Fürstenhause geschätzt. Literarisch trat er selten hervor, und dies nur durch Veröffentlichung einzelner Vorträge und zeitweilige Mitarbeit an kirchlichen Blättern. Auch in das äussere Leben der Landeskirche griff er

selten ein; 1881/82 war er Mitglied der Generalsynode. Um so nachhaltiger war sein unmittelbar persönliches Wirken, das sich ihm ungesucht durch die Ausstrahlung seiner durch und durch lauteren Persönlichkeit ergab. Er war eine der edelsten Erscheinungen des süddeutschen, speziell des badischen Pietismus, in seinem Gedankenleben, wie in seiner persönlichen Bethätigung stets orientirt an der heiligen Schrift, in deren Inhalt er wie wenige eingedrungen war. Hatte ihn in seinen Studienjahren die damals herrschende speculative Philosophie dem biblischen Christenthum vorübergehend entfremdet, so suchte er, namentlich durch Gossners Predigten in Berlin demselben zurückgewonnen, mit dem als wahr Erkannten nunmehr vollen Ernst zu machen. In Karlsruhe und Schallbach bereitete ihm diese rücksichtslose Wahrheitsliebe, die er in seinen Predigten bethätigte, manche Schwierigkeit. In seinen späteren Jahren, bei einer weniger widerstrebenden Umgebung, äusserte sich sein biblischer Realismus vor allem in der Hervorhebung der Königsherrschaft Jesu Christi, die jetzt noch im Kampfe liegt mit den widergöttlichen Mächten in der Welt, einst aber nach gewaltigen Katastrophen sich siegreich und nunmehr ungehemmt entfalten wird. Diese Gedankenreihen, deren universeller Zug wohl durch die Mitarbeit an der Basler Mission wesentlich gefördert war, entwickelten sich ganz besonders im vertrauten Umgang mit der prophetischen Literatur des Alten und Neuen Testaments, die er gerne auch zum Gegenstande seiner Vorträge und Abhandlungen machte. Milde und weitherzig in persönlichen Fragen, betrachtete er mit tiefem Ernste die Erscheinungen seiner Zeit und ist so für viele zum Berather und Warner geworden. Insbesondere waren es die pietistischen Gemeinschaften der alten Markgrafschaft Baden, die in ihm ihr geistiges Haupt bis zuletzt verehrten.

Ein Nekrolog ist im Verlag von J. J. Reiff in Karlsruhe erschienen. Ein Vortrag über »Die Wichtigkeit des Studiums der alt- und neutestamentlichen Prophetie für Kirche und Theologie« erschien 1869 bei Hugo Klein in Barmen. In den »Mittheilungen der evangelischen Gesellschaft für Deutschland« 1870 und 1871 (Barmen) ist der Prophet Sacharja von P. ausgelegt.

Mühlhäusser.

Schwartz, Joh. Heinrich Karl Christian Albert, Theologe, * am 11. October 1826 zu Braunschweig, † am 13. December 1897 in Gross-Winnigstedt. Sein Vater, der 1815 als Sergeant die Schlachten bei Quatrebras und Waterloo mitgemacht hatte, war Kanzlist, später Registrator beim Herzogl. Kriegskollegium († 1870); seine Mutter, Joh. Aug. Juliane war die Tochter des Schmiedemeisters Joh. Christoph Schütze in Braunschweig; sein Grossvater Joh. Christian Aug. Schwartz war hier um die Wende des Jahrhunderts ein beliebter Porträtmaler, dessen Gattin Henriette Karoline eine Schwester des bekannten Kupferstechers Karl Schröder. Albert S. besuchte die Bürgerschule, und dann das Gymnasium Martino-Catharineum seiner Vaterstadt, das er zu Michaelis 1844 mit dem Reifezeugniss verliess, um in Göttingen Theologie zu studiren. Er genoss hier drei Jahre lang hauptsächlich den Unterricht des Abts Fr. Lücke, der Professoren Wieseler und Ehrenfeuchter. Von lebendigem Eifer für die Sache erfüllt, schloss er sich schon damals der Missionsgesellschaft an und hatte nicht übel Lust, als Missionar auszuziehen. Michaelis 1847 übernahm er zu Eppendorf bei Hamburg eine Lehrerstelle am Institute des Dr. Busse, eines Freundes seines Vaters, und er blieb auch, als er am 18. Februar 1848 das erste theologische Examen in Wolfenbüttel bestanden hatte, noch sechs Jahre in dieser Stellung, da die Aussichten auf

Anstellung bei der ungeheuren Zahl der Kandidaten der Zeit nur sehr gering waren. Im Jahre 1854 wurde er Hauslehrer bei dem Herrn v. Veltheim in Destedt. Von hier aus nahm er regen Antheil an der aufsteigenden kirchlichen Bewegung in Braunschweig, an den Conferenzen von Dienern und Freunden der evangelisch-lutherischen Kirche, den Landesmissionsfesten u. s. w., die gerade um diese Zeit ihren Anfang nahmen. Nachdem er am 16. Januar 1857 die zweite theologische Prüfung gemacht hatte, wurde er im folgenden Jahre Hülfsprediger beim Pastor Rohde in Denstorf. Erst vier Jahre später erhielt er die erste Pfarre, die zu Brunkensen und Hohenbüchen, in die er am 9. April 1862 eingeführt wurde. Bald darauf verheirathete er sich (am 20. Mai 1862) mit Marie Busse, der Tochter seines früheren Hamburger Directors. Seine Thätigkeit in der Gemeinde war eine sehr erfolgreiche, aber auch sehr anstrengende, dabei das Einkommen ein sehr geringes; zwei Mal zog er sich wohl durch die winterlichen Wanderungen nach der Filiale und den Aufenthalt in der kalten Kirche einen hitzigen Rheumatismus zu. Er bewarb sich daher später um die Pfarre zu Gross-Vahlberg und Bansleben, die er 1875 erhielt, jedoch erst nach dem Tode des emeritirten Pastors Friedrich, des Vaters des Schriftstellers Friedrich Friedrich, († 10. September 1879) mit voller Einnahme. Jetzt endlich kam er in eine sorgenfreie Lage, die sich dann noch mehr verbesserte, als er am 7. October 1888 die Pfarre zu Gross-Winnigstedt bekam. Trotzdem hat sich S. durch die äusseren Verhältnisse, die lange Zeit auf ihm lasteten, nicht niederdrücken lassen. Er besass eine grosse Elasticität des Geistes, einen angeborenen heiteren Lebensmuth und eine rührende Anspruchslosigkeit, die ihm im Verein mit strenger Sparsamkeit über viele Schwierigkeiten hinweghalf. So brachte er es fertig, dass er drei Söhne erziehen konnte, die er zu seiner Freude sämmtlich noch im geistlichen Amte erblickte. — Seinen Haupteinfluss auf die Braunschweigische Landeskirche hat S. durch die »Evangelisch-lutherischen Monatsblätter« ausgeübt, die er seit dem 1. Januar 1881 anfangs in Verbindung mit Eissfeldt, Lachmund und Palmer, dann auch (1. Januar 1887) mit Joh. Beste und (October 1889) mit J. Stölting herausgab. Vom Januar 1894 ab, wo S. die Redaction im Wesentlichen allein mit Hülfe seiner Söhne besorgte, wurde das Blatt, das immer der positiven Richtung gedient hatte, ausdrücklich als »Organ der Evangelisch-lutherischen Vereinigung im Lande Braunschweig« bezeichnet, deren Vorstande S. von Anfang an angehört hatte. Mit dem Anfange des Jahres 1896 erschien es wöchentlich unter dem Titel: »Evangelisch-lutherische Wochenblätter«. In weiteren Kreisen wurde S.'s Name nach dem Tode Herzog Wilhelms im sogen. Regentschaftsjahre bekannt. Er hing mit ganzem Herzen an seiner Braunschweigischen Heimat und dem angestammten Fürstenhause; insbesondere machte ihm der diesem geschworene Erbhuldigungseid schwere Gewissensbedenken. Er wünschte darüber eine Aussprache mit gleichgesinnten Männern und forderte daher öffentlich in seiner Zeitung die Geistlichen für den 25. Februar 1885 zu einer Conferenz über die Frage auf: »Was dürfen, können und sollen wir Geistlichen thun in der gegenwärtigen Krisis unseres Landes?« Die Abhaltung der Versammlung wurde von der Regierung, die, wie man sagte, Gegenkundgebungen fürchtete, durch polizeiliche Maassregeln verhindert, aber zur Stärkung der Gewissen, Einschärfung der bestehenden Eidespflicht hat auch dieser vergebliche Versuch zweifellos beigetragen. S. zog die Angelegenheit mancherlei Anfeindung zu. Er bewahrte diesen wie anderen Angriffen gegenüber einen bewundernswerthen

Gleichmuth. Im persönlichen Verkehr war er von naturwüchsiger Fr… Wegen der Vorzüge seines Charakters hat er, eine der Hauptstützen des … tistisch-orthodoxen Kirchenthums, auch bei den Gegnern aufrichtige H… achtung besessen.

Joh. Beste im »Braunschw. Magazin« 1898, No. 2, S. 9 ff. — »Brunonia« 1898, N… bis 14. — Evang.-luther. Wochenblätter 1897, No. 51/22; 1898, No. 1, Beil.

P. Zimmermann.

Petzold, Karl Wilhelm, Schulmann, * am 9. Februar 1848 zu Keu… bei Weissenfels als Sohn des dortigen Predigers Johann Karl P., † am 24. … 1897 zu Pouch bei Bitterfeld. — Nachdem er die Schule seines Heimat… besucht hatte, ging er nach der Sitte seiner Familie auf die Landesschule … Pforta über. Schon während dieser Zeit verlor er 20. Februar 1865 die M… 19. September 1866 den Vater, so dass er, als er Ostern 1869 die Reifepr… bestanden hatte, sein Studium unter dürftigen Verhältnissen beginnen muss… Er ging nach Halle, um sich hier der Theologie zu widmen. Doch ba… unterbrach der Krieg sein Studium. Er trat 1870 sogleich in das Schlesw… Holsteinsche Füsilier-Regiment No. 86 ein, in dem er den ganzen Feldz… insbesondere die Belagerung von Paris und das Gefecht von Epinay mit… machte. Dann kehrte er nach Halle zurück, wo er sich jetzt aber dem Studium der Mathematik und der Naturwissenschaften zuwandte. Zu Michaelis 1874 erhielt er am Gymnasium zu Neu-Brandenburg eine Hülfslehrerstelle, der aber schon zu Neujahr 1875, nachdem er inzwischen das Staatsexamen für Chemie und beschreibende Naturwissenschaften bestanden hatte, die feste Anstellung folgte. Im Sommer 1876 wurde er auf Grund einer Abhandlung »über die Vertheilung des Gerbstoffs in den diesjährigen Trieben unserer Holzgewächse« in Halle a. S. zum Doctor der Philosophie promovirt. Z… Ostern des folgenden Jahres wurde er, da er sich in Strassburg für eine der Schulen der neugewonnenen Reichslande zur Verfügung gestellt hatte, an das Gymnasium zu Weissenburg i. E. berufen. Doch verliess er diese Stelle schon zu Michaelis 1879 wieder, um nochmals ein Semester in Halle, jetzt unter Professor Kirchhoff's Leitung, Erdkunde zu studieren. Es geschah dies auf Wunsch der städtischen Behörden von Braunschweig, die ihm dann zu Ostern 1880 provisorisch, ein Jahr darauf fest an der damaligen Realschule (seit 1887 Oberrealschule) anstellten. Hier hat er dann lange Jahre eine erfolgreiche, vielfach anerkannte Wirksamkeit entfaltet. Auch ausserhalb der Schule nahm er an den wissenschaftlichen Bestrebungen in der Stadt Braunschweig regen Antheil, besonders an den Verhandlungen des Naturwissenschaftlichen Vereins, dessen Vorstande er seit 1884 meist angehörte und dessen Vorsitz er zwei Jahre (1886/87 und 1891/92) geführt hat. Seine wissenschaftliche Thätigkeit war anfangs hauptsächlich der Chemie und der Naturkunde gewidmet, wandte sich dann aber immer mehr der Erdkunde zu. Auf diesem Gebiete hat er sich vor Allem einen angesehenen Namen in der Wissenschaft errungen. Seine letzte Arbeit über »Die allgemeinen topisch-geographischen Verhältnisse des nördlichen Hauptheiles vom Herzogthum Braunschweig« erschien in der Festschrift für die 69. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Braunschweig (S. 66—74), für die er die Leitung der Abtheilung für Erdkunde übernommen hatte. Er sollte nicht mehr dazu kommen; in der Nacht vom 23. zum 24. Juli machte ein Herzschlag seinem Leben im Pfarrhause zu Pouch bei Bitterfeld ein plötzliches Ende. Seit dem 7. Juli 1880 war P.

mit Susanne Lange, Tochter des Dompredigers L. in Halberstadt, verheirathet, die ihn überlebte.

Jahresbericht über die Städt. Oberrealschule zu Braunschweig, Ostern 1898, S. 21 bis 24, wo auch ein genaues Verzeichniss der Schriften Petzold's gegeben ist.

P. Zimmermann.

Daublebsky von Sterneck zu Ehrenstein, Maximilian, Freiherr von, k. u. k. Admiral, Marine-Kommandant und als solcher Chef der Marine-Section des k. u. k. Reichskriegs-Ministeriums. St. entstammt der Kärnten'-schen Linie des Hauses Sterneck zu Ehrenstein; * am 14. Februar 1829 zu Klagenfurt, als jüngster Sohn des im Jahre 1848 gestorbenen k. u. k. wirklichen Geheimen Rathes und Landeshauptmanns von Kärnten Josef St. aus dessen zweiter Ehe mit Franziska Freiin von Kaiserstein, † zu Wien am 5. December 1897. — Seine maritime Erziehung erhielt St. im Marine-Kollegium in Venedig, von wo er nach vollendeten Studien im Jahre 1847 als provisorischer Marine-Kadet in die k. u. k. Kriegs-Marine eingereiht wurde. Noch in demselben Jahre wurde er auf der Fregatte Bellona eingeschifft. Am 1. Mai 1848 wurde St. zum offiziersdienstthuenden Kadetten ernannt; von diesem Jahre an beginnt die kriegsmaritime Thätigkeit St.'s, in der er, so oft sich eben bei den wechselnden politischen Verhältnissen Gelegenheit bot, bis zum Jahre 1866 verwendet wurde. Im Jahre 1848 machte St. die Expedition gegen Ancona mit, wobei er als Kommandant eines der drei den Dampfer Curtatone begleitenden mit Geschützraketen bestückten Boote, durch sein consequentes, während der Nacht unterhaltenes Feuer gegen die Batterien des Hafens wesentlich dazu beitrug, dass diese den Curtatone in seinem Angriffsmanöver nicht stören konnten. Ancona fiel am 19. Juni. Diese erste Waffenthat St.'s, so wenig bedeutend sie vom Standpunkte der Beurtheilung grosser Kämpfe und bedeutender Streitkräfte war, zeigte doch schon den Charakter des Mannes, der sich im Laufe der späteren Jahre wohl immer mehr entwickelte, in den Hauptzügen aber stets das gleiche Merkmal behielt: Festigkeit bis zur Härte in der Durchführung des gefassten Entschlusses, Rücksichtslosigkeit im Gebrauche der Mittel hierzu. Zur stetigen Ausbildung dieser die Bedeutung eines Soldaten in hohem Maasse bestimmenden Charaktereigenschaften trug nicht unwesentlich die Dienstesverwendung während der bis zum Jahre 1859 dauernden Friedensjahre bei. St. war während dieser Zeit nahezu immer eingeschifft: kein besseres Mittel giebt es wohl im Frieden für die Bildung eines selbständigen, muthigen Charakters, eines klaren, durch keine Ueberraschung aus dem Gleichgewicht gerathenden Geistes. Während seiner Reisen wurde St. im Jahre 1852 Fregattenfähnrich, drei Jahre darauf Schiffslieutenant, am 24. November 1859 Corvetten- und ein halbes Jahr später Fregattenkapitän. Alle diese Rangstufen hatte St. in der damals in der Kriegs-Marine gang und gäben Weise erstiegen. Erst das Jahr 1864 brachte ihm eine Auszeichnung, indem er der Kommandant der Fregatte Schwarzenberg wurde und so bereits damals Flaggenkapitän des nach dem Seetreffen von Helgoland zum Contre-Admiral ernannten Wilhelm von Tegetthoff war. In der Eigenschaft des Flaggenkapitäns des Escadrekommandanten verblieb St. auch nach seiner Beförderung zum Linienschiffskapitän, die am 4. Mai 1866 erfolgte. Als solcher kommandirte er während des Krieges 1866 das Admiralschiff Tegetthoff's, den Panzer Erzherzog Ferdinand Max. In der am 20. Juli bei Lissa zwischen der österreichischen und italienischen Flotte erfolgten

Schlacht war es vornehmlich der Thätigkeit St.'s als Flaggenkapitän zuzuschreiben, dass der Tag für die kleine österreichische Escadre in so ruhmvoller Weise endete. Wie in jedem Kampfe hatten auch bei Lissa beide Theile eine Reihe von Krisen durchzumachen, denen schliesslich die italienischen Kräfte erlagen, während es der Geistesgegenwart, der Entschlossenheit und zum nicht geringen Theile der Waghalsigkeit und dem Glücke der österreichischen Kommandanten und Mannschaften zuzuschreiben war, dass von ihnen ein grosser Sieg errungen wurde. Zu Beginn der Schlacht wurde vom Escadrekommandanten der Befehl »Panzerschiffe den Feind anrennen und zum Sinken bringen« ausgegeben; St. vollführte diesen Befehl in Kenntniss der geringen Artilleriewirkung seines Schiffes, ohne sich vorher auf eine zeitraubende Beschiessung der feindlichen Panzer einzulassen. Er wählte die zweite Schiffswaffe, die »Ramme«, als die entscheidendere, allerdings auch viel schwerer zu gebrauchende: denn um das zum Angriffsobjekt bestimmte feindliche Schiff mit Aussicht auf Erfolg anzurennen, zu »rammen« und womöglich in den Grund zu bohren, oder doch wenigstens kampfunfähig zu machen, musste das eigene Schiff möglichst senkrecht auf die feindliche Bordwand auftreffen, und dies mit der grössten Geschwindigkeit, deren das Schiff überhaupt fähig war; eine weitere Schwierigkeit dieses taktischen Manövers ist es aber, nach erfolgtem Rammen je eher je besser die verlorene Actionsfähigkeit wieder zu gewinnen, um nicht von den Unglücksfällen, denen das feindliche Schiff infolge des Stosses ausgesetzt ist, in Mitleidenschaft gezogen zu werden. In welch hohem Grade die Kühnheit und das Gefühl der Verantwortlichkeit des Schiffskommandanten für ein solches Manöver in Frage kommen, erhellt überdies aus dem einfachen Umstande, dass selbst bei glücklicher Ausführung das eigene Schiff schwere Havarien erleiden kann, die es kampfunfähig machen; es hat dann die Schwächung des Gegners mit dem eigenen Tode bezahlt. Allerdings ist nicht zu leugnen, dass in solchen, über den Ausgang eines Kampfes und den damit verbundenen Folgeerscheinungen entscheidenden Augenblicken das Gefühl der Verantwortlichkeit hinter jenem einer oft waghalsigen Entschlossenheit zurücktritt, oder dass sich hinter jenem Gefühle der Selbsterhaltungstrieb geltend macht. St. war der Mann, der vor der Wahl des gefahrvollsten, weil den entscheidenden Erfolg am ehesten herbeiführenden, Mittels nicht zurückschrak. Kurz nach erhaltenem Befehl, den Feind anzurennen, steuerte St. sofort gegen ein feindliches Panzerschiff, das er zwar vorne rammte, jedoch in schiefer Richtung: der hierdurch abgeschwächte Stoss vermochte dem feindlichen Schiffe — es war, wie sich nach der Schlacht herausstellte, der Rè d'Italia — wohl einige Havarien beizubringen, ohne es aber kampfunfähig zu machen. Kaum hatte sich der Ferdinand Max von diesem feindlichen Panzer losgemacht, als der Befehl des Contreadmiral v. Tegetthoff erfolgte: »Holzdivision unterstützen«. St. rammte in Ausführung dieses Befehls ein zweites Panzerschiff, diesmal achter an Steuerbord. Der Stoss war besser gelungen, als der erste. Der Palestro, dies war der feindliche Panzer, verlor mehrere Panzerplatten, seine Kreuzmarsstange und Besahngaffel; letztere mit einer Trikolore stürzte auf das Vorderkastell des Ferdinand Max, wo sie festgebunden als Trophäe zurückblieb, nachdem sich die beiden Schiffe getrennt hatten. Seit Beginn des Kampfes war hauptsächlich der Rè d'Italia (das zuerst von St. gerammte Schiff), den man österreichischerseits für das feindliche Admiralsschiff hielt, das Ziel der Angriffe der österreichischen Panzerdivision. Die Fregatte Rè d'Italia, von der sich Admiral Graf Persano,

der italienische Escadrekommandant, vor Beginn der Schlacht auf den Affondatore begeben hatte, hatte auch infolge dieser fortgesetzten Angriffe sehr gelitten. Der erste Stoss St.'s und das Feuer der sie umgebenden anderen drei österreichischen Panzerschiffe hatten ihr Steuerruder unbrauchbar gemacht und sie zugleich von den übrigen italienischen Panzern isolirt. Die Fregatte wehrte sich gegen die vier sie umgebenden Panzer, indem sie volle Breitseiten nach beiden Seiten abfeuerte und die ganze Equipage auf Deck berief, um eine Enterung abzuweisen. Während so der Rè d'Italia steuerlos auf und nieder trieb, kreuzte er den Kurs der Ferdinand Max. St. sah dies von der halben Höhe der Besahnwanten. Rasch folgten die Kommandos zum Rammen. Noch einmal versuchte die feindliche Fregatte dem herannahenden Stosse auszuweichen, indem sie die einzige ihr noch zu Gebote stehende Bewegung (die vor- bez. rückwärts) ausführte, doch es war bereits zu spät. In demselben Momente, als die feindliche Fregatte aus der eben angetretenen Vorwärtsbewegung gegen die sich ihr ein österreichisches Schiff vorgelegt hatte, in jene nach rückwärts übergehen wollte, also zur Zeit, da sie sozusagen still stand, traf der Ferdinand Max unter lautem Getöse ihre Backbordseite, bohrte sich tief ein. Panzer, Fütterung, Planken und Rippen waren zerschmettert. Wie der Stoss, so war auch das darauf folgende Lostrennen vom gerammten Schiffe vollends gelungen.

Der Sporn, der sich 6½ Fuss in die feindliche Planke eingebohrt hatte, löste sich bald aus dem feindlichen Schiffskörper, der in weniger als 2½ Minuten versank. Noch einmal hatte St. in dieser Schlacht Gelegenheit, seine Manövrirkunst, diesmal nicht zur Führung des Stosses, sondern um ihm auszuweichen, in glänzendem Lichte zu zeigen. Als die Vorkehrungen zur Rettung der Mannschaft des Rè d'Italia getroffen wurden, versuchte der feindliche Panzer Ancona das kaiserliche Admiralschiff zu rammen. St. gelang es, dem Stosse auszuweichen; wie blitzartig das Erkennen der Gefahr, das Ertheilen der Befehle, um ihr auszuweichen, und deren Durchführung einander folgten zeigt am besten der Umstand, dass die beiden Schiffe so dicht Bord an Bord aneinander vorbeiglitten, dass die Bedienungsmannschaft der Backbordbatterie des Ferdinand Max die Setzer in die Geschützmündungen nicht einführen konnte. Das Verdienst St.'s an dem Gelingen des Kampfes wurde durch Verleihung des Ritterkreuzes des militärischen Maria-Theresienordens anerkannt. St.'s kriegerische Thätigkeit bei Lissa war die letzte seines Lebens. Als Schiffskommandant war St. in der Schlacht lediglich in der Lage, seine hervorragenden taktischen Fähigkeiten zur Geltung zu bringen. Damals war der Kampf zwischen den beiden Waffen des Schiffes, der Ramme und dem Artilleriefeuer, (jetzt zählt man hierzu noch eine dritte: das Torpedo) noch nicht zu jener Schärfe gediehen, wie zwei Decennien später; immerhin aber gab es genug Stimmen, die bereits damals die Bedeutung der Ramme als Schiffswaffe jener des Artilleriefeuers unterordneten. St. erkannte aber, dass das Artilleriefeuer bisher noch nicht bis zu dieser Präcision und Schnelligkeit gediehen sei, und dass daher zur Erzielung eines raschen und entscheidenden Erfolges die Ramme noch immer die vorzuziehende, wenn auch gefährlichere Waffe war. Seine Auffassung trug den Sieg davon. Die Persönlichkeit des Kapitäns hatte sich bis zu diesem Zeitpunkt zu jenem typischen Bilde von Kraft, Unbeugsamkeit und Härte, von Klarheit des Verstandes und natürlicher, gesunder Logik entwickelt, das ihm bis zu seinem Tode treu blieb; allerdings war es unvermeidlich, dass die

Schattenseiten eines solchen Charakters in langer Friedenszeit schärfer zu Tage treten als es in kriegerischer Arbeit der Fall gewesen wäre.

Die lange, dem Feldzuge von Lissa folgende Friedensepoche war von Anfang an vorwiegend der organisatorischen Umgestaltung unserer Flotte gewidmet. Der erste auf den Aufbau der Flotte und der damit in Verbindung stehenden Küstenvertheidigungsmaassnahmen bezugnehmende Plan rührte vom Contre-Admiral von Tegetthoff her. Nach demselben sollte in erster Linie die Vertheidigungskraft der adriatischen Küste gesteigert werden, und zwar sowohl durch den Neubau von Befestigungen wie auch durch die der Flotte, damit diese, activ vorgehend, die Vertheidigung unterstützen könne; ferner aber hatte W. v. Tegetthoff die Vergrösserung der Flotte, um sie auch zu einer strategischen Offensive zu befähigen, in's Auge gefasst: ausser der zur Küstenvertheidigung nöthigen Escadre sollte auch eine Flotte geschaffen werden, die in allen Theilen des Mittelländischen Meeres, eventuell auch ausserhalb desselben, thätig werden konnte. Dieser Grundgedanke eines Flottenplanes blieb durch alle folgenden Jahre bis auf den heutigen Tag der leitende Gesichtspunkt für die Arbeiten aller sich im Laufe der Zeit folgenden Marinekommandanten; seine Verwirklichung schreitet wohl vorwärts, aber so langsam, dass die rascher sich entwickelnden Zeitideen uns stets um ein gutes Stück Weges voraus sind.

An der Thätigkeit v. Tegetthoff's nach dem Kriege nahm St. regen Antheil. Er wurde Militärhafenkommandant in Pola und wirkte in dieser Stellung, sowie als Leiter sämmtlicher Schulschiffe vorwiegend dadurch, dass er die Ausbildung von Officieren und Mannschaft auf neue den gegenwärtigen Anforderungen entsprechenden Grundlagen stellte. Nachdem St. im Jahre 1871 von der Fahrt, die er nach Nowaja Semlja mit dem Grafen Hans Wilczek unternommen hatte, um dem Nordpolfahrer Weyprecht Lebensmittel zuzuführen, zurückgekehrt war, wurde er zum Contre-Admiral ernannt. Als solcher wurde er Escadrekommandant und im Jahre 1873 in die spanischen Gewässer entsandt, um bei den bestehenden Wirren die Interessen der Monarchie zu wahren. Im Jahre 1883 wurde St. Viceadmiral und Chef der Marinesection des Reichskriegsministeriums und Marinekommandant. Es war nunmehr für ihn die Zeit gekommen, an die Ausgestaltung und Realisirung der Tegetthoff'schen Pläne zu schreiten. Seit Tegetthoff hatte eine Schiffswaffe, das T o r p e d o, immer mehr die Aufmerksamkeit der Fachmänner auf sich gezogen, und zum grossen Theile die Ansichten über den Schiffskampf und die Seetaktik von Grund auf umgeändert, zum anderen Theile auch für die grosse Seekriegführung, sowohl für die Defensive, also vornehmlich die Küstenvertheidigung, wie auch für die Offensive, neue Gesichtspunkte geschaffen. Ein Plan, nach dem unter diesen geänderten Verhältnissen die Monarchie ihren Interessen, sowie ihrem Ansehen als Grossmacht gerecht werden konnte, wurde von St. bald nach Uebernahme der Geschäfte dem Kaiser überreicht. In erster Linie war es die Ausgestaltung der K ü s t e n - v e r t h e i d i g u n g, die in Betracht kam, und zwar sowohl, was deren defensive Streitkräfte, d. i. Befestigung der Küste, als auch deren offensive Kampfmittel anbelangt, d. i. eine Escadre, die frei sich längs der ganzen Küste bewegen kann, um immer dort rechtzeitig zu erscheinen, wo sie Angriffe oder Landungsversuche der Gegner abweisen soll; weiter dachte aber St. daran, eine Flotte zu schaffen, die unabhängig von den Küsten der Monarchie und den Vorgängen, die sich im Bereiche derselben abspielen, die feindliche Flotte

überall im mittelländischen Meere aufsuchen und angreifen könne und die natürlich ebenso in der Lage sei, dorthin, wo es das wirthschaftliche Interesse oder das blosse Ansehen der Monarchie erfordere die nöthige Zahl Schiffe zu schaffen. Bei der praktischen Durchführung dieses Planes war es nöthig die Befestigungen der Küste zu vervollständigen, eine Torpedoflottille zu schaffen, und den Um- sowie Neubau der vorhandenen Flotte nach Kraft und Zeit so durchzuführen, dass sie ihrer defensiv- sowie offensiv-strategischen Aufgabe gerecht werden könne. Es war jedoch der nahezu 18jährigen Thätigkeit St.'s nicht gegönnt, die Durchführung seiner Ideen, ja auch nur einen bedeutenden Fortschritt in derselben zu erleben. Die misslichen budgetären Verhältnisse der Monarchie traten stets den Wünschen der Marine-Leitung entgegen; nur die bescheidensten derselben gingen in Erfüllung. Um so unumschränkter liess St. seinem reformatorischen Drange und seinem natürlichen Verlangen nach tüchtiger, anstrengender Arbeit in der inneren Verwaltung der Marine freien Lauf. Er führte die jährlichen Flottenmanöver ein, die allein geeignet sind, die höheren Kommandanten in der Führung von Schiff oder Escadre, wie sie in der Schlacht oder während des Krieges überhaupt nöthig ist, zu schulen. In der Erkenntniss, dass einem Mangel an Zahl in erster Linie durch eine höhere Leistungsfähigkeit und Tüchtigkeit des Personals abgeholfen werden könnte, sorgte St. dafür, dass Officier und Mann auf Schul-, wie auf Missionsschiffen eine gründliche seemännische und taktische Ausbildung erhielten. In rascher Folge schuf er zum Theil in Ausgestaltung der noch in früherer Zeit von ihm als Hafenkommandanten in Pola begonnenen Einrichtungen: Marineschulen verschiedener Kategorie, ferner Arbeiterhäuser, Wohnhäuser für Unteroffiziere u. s. w. Im Jahre 1888 wurde St. zum Admiral ernannt und hatte somit die höchste Stufe seiner militärischen Carriere erreicht. Im Jahre 1896 vermählte er sich mit seiner Nichte. Ein Jahr darauf, am 5. December, starb er in Folge einer Herzlähmung.

Wenn es auch zum grossen Theile dem geistesgegenwärtigen, entschlossenen Vorgehen St.'s in der Schlacht von Lissa zuzuschreiben war, dass die italienische Flotte an diesem Tage vollständig geschlagen wurde, und so hoch auch in Folge dieser bewiesenen kriegerischen Tüchtigkeit die Bedeutung St.'s als Taktiker auf dem seemännischen Gebiete hochgeschätzt werden muss, so tritt sie gegenüber seiner langjährigen Friedensthätigkeit, die sich vornehmlich auf dem organisatorischen Gebiete zeigte, zurück. Es muss auffallen, dass bei der Beurtheilung eines Mannes, der die höchste militär-maritime Stellung der Monarchie inne hatte, und daher in einem Kriegsfalle berufen gewesen wäre, die gesammte k. u. k. Flotte zu kommandiren, von seiner strategischen Bedeutung, d. i. jener den grossen Seekrieg zu führen, nichts eingehenderes gesagt wurde; dieser Umstand rechtfertigt sich dadurch, dass sich die Thätigkeit D.'s bei Lissa lediglich auf die Führung eines Schiffes beschränkte, also nur vom taktischen Standpunkte beurtheilt werden kann, und dass in der Führung von Flotten oder Escadren das Schicksal ihm keine kriegerische und auch nur eine (mit den politischen und wirthschaftlichen Verhältnissen der Monarchie zusammenhängende) nur wenig umfangreiche Friedensthätigkeit gönnte.

Quellen: J. Lukes, Militärischer Maria Theresien-Orden. Wien 1890. Wurzbach: Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. 1878.

K. Wollanka.

Catty, Adolf Freiherr von, k. u. k. Feldzeugmeister und vor seinem Rücktritte aus dem activen Dienste Commandant des 5. Corps und commandirender General in Pressburg, * als Sohn eines Hauptmanns zu Gross-Enzersdorf in Niederösterreich am 23. October 1823, † in Wien am 9. Mai 1897. — Er trat im Jahre 1835 in die theresianische Militär-Akademie in Wr. Neustadt ein, die er nach siebenjähriger Militär-Erziehung als Lieutenant im Infanterie-Regiment Hoch- und Deutschmeister Nr. 4 verliess. Im Jahre 1848 wurde er zum Oberlieutenant befördert und in das Generalquartiermeister-Amt eingetheilt. C. war es vergönnt, von früh auf die Bethätigung seiner militärischen Eigenschaften in ernster, kriegerischer Beschäftigung zu finden. Die Kriegsjahre 1848 und 1849 machte er bei der Armee in Ungarn mit. Das tüchtige Verhalten C.'s bei den sich abspielenden Affairen, wie in den Gefechten von Nowosielica am 20. und 21. März und Munkács am 22. April und endlich in der Schlacht von Komorn am 11. Juli 1849 trug ihm als Anerkennung die Verleihung des Militärverdienstkreuzes ein. Im Jahre 1859 war C. Oberstlieutenant im Generalstabe und Chef des 3. Armee-Corps. Die verdienstvolle Thätigkeit C.'s während der beiden Abschnitte dieses Feldzuges fand nach der Schlacht von Magenta ihre Anerkennung durch Verleihung des Ritterkreuzes des Leopold-Ordens, während ihm nach der Schlacht von Solferino der Orden der Eisernen Krone 3. Klasse und wenige Monate darauf ebenfalls in Würdigung der in der genannten Schlacht bewiesenen Tüchtigkeit die höchste militärische Auszeichnung, das Ritterkreuz des Maria-Theresia-Ordens zuerkannt wurde. Mit der Verleihung dieses Ordens war statutengemäss die Erhebung in den Adelstand verbunden. Die Waffenthat C.'s bei Solferino verdient als Zeichen der hohen militärischen Befähigung dieses Mannes, sowie seines kühnen, entschlossenen Charakters kurz geschildert zu werden. Es war in den Vormittagsstunden des 24. Juni, als das 3. Armee-Corps, das rechts von dem den linken Flügel der österreichischen Schlachtlinie bildenden 9. Corps focht, alle seine Kräfte verausgabt hatte. Links der Strasse Guidizzolo-Castiglione hatte sich die Division FML. Habermann des Corps entwickelt, während rechts von ihr FML. Schönberger mit der zweiten Division des Corps im Kampfe gegen den die Linie Quagliara-Casa nuova-Rebecco und Morino haltenden Gegner stand. Ohne jede Reserve konnte das Commando des 3. Corps keine andere Absicht haben, als sich in der ihm zugewiesenen Aufstellung à cheval der Strasse so lange zu behaupten, bis das 11. Corps, das als Reserve heranrückte, zur Stelle wäre. C. war die Schlachtlinie seines Corps vom rechten Flügel an, bei dem die Verhältnisse günstiger waren, als bei den anderen Theilen des Corps, abreitend eben im Begriffe, die Strasse zu übersetzen und die Situation dem Commandanten Fürsten Schwarzenberg zu melden, als das knapp links der Strasse gegen Casa nuova vorgehende zweite Bataillon Hessen-Infanterie vom Feinde zurückgeworfen wurde. Die Schlappe war so gross, dass die Eroberung mehrerer Geschütze seitens des heftig nachdrängenden Gegners nicht verhindert werden konnte und dass die Gefahr nahe lag, der Feind könne, seinen plötzlich errungenen Vortheil energisch verfolgend, die Mitte des Corps vollends durchbrechen. C. erkannte die kritische Situation; notwendig war rasche Hilfe, wenn auch mit noch so wenig Kräften, da dem plötzlichen Gegenangriffe der siegreiche, blind verfolgende Gegner am ehesten weichen musste. C. stellte sich daher, ohne einen höheren Befehl einzuholen, an die Spitze der zunächst befindlichen intakten Truppe, es war eine Division Belgien-Infanterie, führte sie links der

Strasse vor und warf im Verein mit den sich um diese Division sammelnden, durch den vehementen Angriff der Franzosen zersplitterten Truppen, die Feinde wieder nach Casa nuova zurück, wobei diese die eroberten Geschütze im Stiche lassen mussten. Durch diese Waffenthat C.'s war die Schlacht im Centrum wieder hergestellt und dadurch zugleich einer Katastrophe vorgebeugt. Im Kriege 1866 gegen Preussen war Oberst C. Generalstabschef des Erzherzogs Ernst, der das 3. Corps commandirte. In rascher Folge erstieg C. während der nun folgenden Friedensjahre die Stufenleiter der militärischen Würden. Im Jahre 1874 finden wir ihn als Stellvertreter des Chefs des Generalstabes, von welcher Stellung er auf eigene Bitte im Jahre 1876 enthoben wurde. Bis zu seinem im Jahre 1889 erfolgten Rücktritte vom activen Dienste war C. zuerst Divisions- und dann Corps-Commandant in Pressburg. Den im Kriege erworbenen hohen Auszeichnungen gesellten sich nun während der der Erziehung des Soldaten zu seinem schweren Berufe gewidmeten Friedensjahre in rascher Folge ehrenvolle Anerkennungen des Kriegsherrn bei. C. wurde 1882 Geheimer Rath, bald darauf Oberst-Inhaber des Infanterie-Regiments No. 102 und ein Jahr darauf Feldzeugmeister und lebenslängliches Herrenhausmitglied, in welcher Körperschaft er sich der Mittelpartei anschloss.

Nach seinem Rücktritte vom activen Dienste, wobei sich aber der Kaiser die Wiederverwendung C.'s vorbehielt, wählte dieser Wien zu seinem ständigen Aufenthalte, wo er am 9. Mai 1897 starb.

Quellen: J. Lukes, Militärischer Maria Theresien-Orden. Wien 1890.

K. Wollanka.

Engerth, Eduard, Ritter von, Maler und Galeriedirektor in Wien, * am 13. Mai 1818 zu Pless in Preussisch-Schlesien, † am 29. Juli 1897 auf dem Semmering, war der Sohn eines in Pless ansässigen Malers, wanderte in früher Jugend nach Oesterreich aus und bezog im December 1837 die Wiener Akademie. Hier wurden Führich und Kupelwieser seine Lehrer. Schon 1844 erhielt er für sein Gemälde »Josefs Traumdeutung« die goldene Staatsmedaille. 1846 malte er im Auftrage Erzherzog Carls »Die Kaiserkrönung Rudolfs von Habsburg«. Im folgenden Jahre ging er mit einem kaiserlichen Reisestipendium auf 6 Jahre nach Italien. In Rom verkehrte er viel bei Cornelius; auch trat er damals in freundschaftliche Beziehungen zu Victor von Scheffel, dessen Bildniss er in einer Bleistiftzeichnung festhielt. Diese Zeichnung ist später von Th. Hrnčiř radirt worden. Das Hauptwerk seiner römischen Zeit, und wohl auch das seines Lebens, ist das grosse Bild, das sich heute in der kaiserlichen Gemäldegalerie zu Wien befindet: «Helene, die Gemahlin Manfreds, wird mit ihren Kindern von den Kriegern Karls von Anjou gefangen genommen« (gemalt 1851 bis 1853). Es erregte sowohl bei seinem ersten Erscheinen in Rom, als auch bei einer Rundreise durch Europa das grösste Aufsehen und machte bald den Namen des jungen Künstlers bekannt, ja berühmt. Es ist heute schwer, dieses Aufsehen zu begreifen, uns erscheint schon der Gegenstand für ein grosses Gemälde allzu anekdotenhaft, das hohle Pathos mit den rollenden Augen und den theatralischen Gebärden stösst uns ab, und auch in der an sich trefflichen Malerei finden wir wenig feinen künstlerischen Geschmack. Das Ganze wirkt auf uns nicht viel anders, als die vielen Kunstvereinsblätter aus jener Zeit, wo Kaulbach, Lessing und Piloty das künstlerische Leben Deutschlands fast

völlig beherrschten. Damals bewunderte man aber daran den lebendigen Ausdruck und ganz besonders den Naturalismus in der Malerei der historischen Kostüme und des Beiwerks. Merkwürdig ist das Urtheil des alten Cornelius, der an E.'s Gemälde die Komposition gut, die Darstellung ergreifend, die Malerei aber schlecht fand, wegen des Uebermaasses an Naturalistik und Glanz der Farbe, die nach seiner Meinung die Wirkung der Zeichnung zu nichte machten. Wie sehr haben sich doch seit jener Zeit die Begriffe von Naturalistik der Farbe geändert; was würde Cornelius zu unsern heutigen Naturalisten sagen!

Diesem Erfolge hatte es E. zu danken, dass man ihn Ende 1853 als Direktor der Akademie nach Prag berief, wo er der Nachfolger Christian Ruben's wurde. In der folgenden Zeit wirkte er dann an der Ausschmückung der Altlerchenfelder Kirche zu Wien mit. Das linke Seitenschiff dieser Kirche malte er nach eigenen Entwürfen, das Presbyterium nach Kompositionen seines Lehrers Führich aus. Daneben schuf er eine grössere Zahl von Bildnissen böhmischer Adeliger, im Jahre 1861 auch das Bildniss des Kaisers Franz Joseph im Toisonordensornate, ein ziemlich langweiliges Ceremonienbild (jetzt im Landtagssaale zu Prag). In den Jahren 1860 bis 1865 entstand das grosse, 28 Fuss lange Gemälde: »Prinz Eugen übersendet die Botschaft des Sieges bei Zenta an den Kaiser« (jetzt im kgl. Schlosse zu Ofen). 1865 wurde E. als Professor an die Akademie der bildenden Künste zu Wien berufen. Hier fiel ihm die ehrenvolle Aufgabe zu, neben Schwind an der Ausschmückung des neuen Opernhauses mit Fresken mitzuarbeiten. Für die sogenannte Kaisertreppe entwarf er zwölf Darstellungen aus der Orpheussage; sie verrathen einigen dekorativen Geschmack, sind aber im Ganzen etwas langweilig und süsslich. Besser sind die sieben Scenen aus der Hochzeit des Figaro, mit denen er den Kaisersaal des Opernhauses zierte. Sie zeugen von dem Einflusse Schwinds, haben Humor und fallen nur selten ins Theatralische. Den Vergleich mit Schwinds köstlichen Schöpfungen vermögen sie freilich nicht auszuhalten. Im Jahre 1867 malte E. noch die »Krönungsfeierlichkeiten Ihrer Majestäten in Ofen«, ein Gemälde, das sich gegenwärtig im kgl. Schlosse zu Ofen befindet. Seitdem hat er ausser einigen Bildnissen, worunter wir das seines Lehrers Führich hervorheben, nur wenig mehr gemalt.

Von nun an beschränkte er seine künstlerische Wirksamkeit fast ausschliesslich auf seine Lehrthätigkeit an der Akademie der bildenden Künste. Unter seinen Schülern heben wir Karger, Charlemont und Rumpler hervor. In den Jahren 1874—1876 war er Rektor dieser Anstalt, erst 1877 trat er als Professor in den Ruhestand. Daneben bekleidete er verschiedene Ehrenstellen. 1866 wurde er Vorstand der Wiener Künstlergenossenschaft, 1867 Kurator des österreichischen Museums für Kunst und Industrie, 1869 Ehrenmitglied der Münchener Künstlergenossenschaft; auch betheiligte er sich an der Jury der Pariser Ausstellung (1867) und an der der Wiener Weltausstellung (1873). In den letzten Jahren seines Lebens nahm ihn ein Amt, das ausserhalb des eigentlichen Kreises seiner künstlerischen Wirksamkeit liegt, stark in Anspruch. Seit 1871 war er Direktor der kaiserl. Gemäldegalerie im Belvedere. Von seiner Thätigkeit als solcher zeugt das dreibändige »Beschreibende Verzeichniss der ihm anvertrauten Galerie, das in den Jahren 1882 bis 1886 erschienen ist. Diese Arbeit hat ihre grossen Fehler, sie ist weitschweifig und langathmig, im Einzelnen aber, besonders in der Angabe der Provenienz und der Re-

produktionen der einzelnen Gemälde, nicht ganz verlässlich; auch gebrach es E. an Kritik und Kennerschaft, so dass er sich bei Sachverständigen, wie z. B. Crowe und Cavalcaselle, Raths erholen musste; dass die letztgenannten nicht immer Recht behalten haben, ist freilich nicht E.'s Schuld. Uebrigens steckt sonst viel Fleiss und Sorgfalt in diesem Verzeichnisse, und man kann es als eine verdienstliche und nützliche Vorarbeit zu einem zu erwartenden kritischen Kataloge der Wiener Gemäldesammlung betrachten. Wenig Glück hatte E. mit der Neuaufstellung der Galerie, die er 1891 aus Anlass der Uebersiedlung der Sammlung in das neuerbaute prunkvolle kunsthistorische Hofmuseum durchführte. Der alte Herr hatte die ganze Neuordnung auf dem Papier ausgemessen und ausgerechnet und danach die Bilder in den Räumen vertheilt. Als aber das Museum eröffnet worden war, wurden bald von allen Seiten Klagen über die Aufstellung laut, und man musste sich dazu entschliessen, die Bilder ganz neu zu hängen. Noch vor dieser Neuaufstellung trat E. aus Gesundheitsrücksichten in den Ruhestand. Den Rest seines Lebens verbrachte er in Zurückgezogenheit.

A. Schäffer, Die kaiserliche Gemälde-Galerie in Wien. Moderne Meister. 1893ff. S. 28. — C. Karger, Erinnerungen an E. v. E., Neue Freie Presse, 12. August 1897. — Wiener Zeitung, 29. Juli 1897. — Zeitschrift für bildende Kunst III. 1868 S. 5: Engerths Fresken aus Figaros Hochzeit (B).

Gustav Glück.

Schönn, Alois, Maler, * zu Wien am 11. März 1826, † zu Krumpendorf am Wörthersee in Kärnthen am 16. September 1897, war der Sohn des k. k. Oberamtscontrolors Johann S. und seiner Gattin Anna, geb. Hauffer, genoss im Hause seiner Eltern eine sorgfältige Erziehung und kam im Herbst 1845 an die Wiener Akademie, wo er länger als zwei Jahre verblieb und besonders bei Führich studirte. Als im Winter 1848 die Akademie in Folge der Revolution geschlossen wurde, ging der junge S. zur Vertheidigung Tirols an die italienische Grenze. Der kleine Feldzug, den er hier mitmachte, bot ihm reiche künstlerische Anregung, bestärkte seine Neigung zur Schlachtenmalerei und gab ihm die Vorwürfe zu seinen ersten Bildern. Bald nach seiner Rückkehr malte er den »Rückzug aus dem Gefechte von Ponte Tedesco«, ein Gemälde, das der Verein für bildende Kunst um eine stattliche Summe erwarb, und »Die Erstürmung des verschanzten Lagers von Lodrone«, die vom Kaiser für die Belvedere-Galerie angekauft wurde. Diese Erfolge bewogen ihn, auch den Kriegsschauplatz in Ungarn aufzusuchen, wo er sich neue Vorwürfe zu seinen Schlachtenbildern holen wollte. Hier war er jedoch weniger glücklich: er wurde bei Komorn von den Aufständischen gefangen genommen und als Spion zum Tode verurtheilt; nur das Einrücken der kaiserlichen Truppen rettete ihm das Leben. Aus Erinnerungen und Studien, die er von dieser Reise mitbrachte, entstand das Bild: »Eine ungarische Familie kehrt nach Beendigung des Krieges in die Heimath zurück«. Im Jahre 1850 begab sich S. nach Paris, wo er bis 1851 blieb, ein Aufenthalt, der sicherlich für sein ferneres Schaffen von grösster Bedeutung war. Wie er selbst angab, hat er dort am meisten von Horace Vernet gelernt; die grossen Schlachtendarstellungen dieses damals sehr gefeierten Meisters müssen den jungen Künstler stark angezogen haben. Freilich hat er gerade seit seiner Pariser Reise fast gar keine Schlachtenbilder mehr gemalt. Wichtiger ist aber für S.'s Laufbahn etwas anderes geworden, was er Vernet ver-

dankt, nämlich seine grosse Vorliebe für den Orient, der er zeitlebens treu geblieben ist. Vernet hatte den Aufsehen erregenden Versuch gemacht, seine biblischen Darstellungen in das Gewand von Scenen aus dem wirklichen Orient zu kleiden; solche Bilder mögen wohl in S. den Wunsch erweckt haben, den Orient aus eigener Anschauung kennen zu lernen und zu schildern. Die Orientmalerei war ja auch damals in Paris nichts neues mehr; früher als Vernet hatte der geniale Alexander Decamps den Orient und das Leben des Orients mit den Augen eines grossen Malers angesehen und mit den glühendsten Farben geschildert. Hätte S. nicht selbst gesagt, dass er in Paris am meisten von Vernet beeinflusst worden sei, so müssten wir glauben, dass ihm Decamps viel mehr gewesen sei, als der malerisch weit weniger begabte Vernet. In der That stossen wir in S.'s Bildern, selbst in denen seines Alters, immer und immer wieder auf Decamps' Einfluss: von niemand anderm hat S. den feinen Geschmack, der sich in der Wahl oft unscheinbarer, malerisch aber höchst wirksamer Motive zeigt, wie es z. B. Ansichten von verfallenem Gemäuer, schmutzigen Höfen und Innenräumen, elenden Werkstätten und dergl. sind; auch die breite, kräftige Malweise und die etwas tiefe Färbung der Bilder S.'s erinnert sehr an Decamps' Art.

Wie dem auch sei, es ist ohne Zweifel S.'s eigenes Verdienst, dass er zuerst den Orient in die österreichische Malerei eingeführt hat, etwa wie es Decamps für die französische und Wilhelm Gentz für die deutsche Malerei gethan haben. S. ist in Oesterreich der erste wirkliche Orientmaler; viel später erst sind ihm auf diesem Gebiete österreichische Maler wie Leopold C. Müller und C. Huber gefolgt. Schon 1852 hat S. seine erste Reise in den Orient unternommen und seither fast den ganzen Orient auf wiederholten Reisen kennen gelernt und studirt: Syrien, Aegypten, Nubien, der Sudan, Tunis, die Türkei und die Balkanländer haben ihm Stoffe zu seinen Bildern geliefert. Er liebte den Süden; nicht nur die sonnige, heitere Landschaft zog ihn an, sondern noch viel mehr das südlich lebendige, fluthende Treiben des Volkes bei Versammlungen, Festen, Märkten, Weinlesen, Theatervorstellungen u. s. w. Einige Titel solcher Bilder mögen hier angeführt werden, weil sie uns am besten die Gegenstände seiner Schilderungen aus dem Orient vor Augen führen können: »Märchen-Erzähler«, »Türkisches Café«, »Der türkische Bazar« (jetzt in der Akademie der bildenden Künste zu Wien), »Pferdemarkt in Tunis«, »Der orientalische Obstmarkt«, »Der Wüstenbrunnen«, »Türkische Weinlese« u. a. m. Aber nicht nur den Orient hat er malerisch dargestellt, sondern er fand auch Gegenstände für seine Gemälde überall, wo er noch ursprüngliche Volksbräuche und -sitten beobachten konnte: in Ungarn, Siebenbürgen, Galizien, Bosnien, Dalmatien, in Italien, wovon er besonders Rom, Capri, Palermo, Taormina und Chioggia liebte, endlich in Kärnthen und selbst in Wien. Seine Entwicklung war etwa der Pettenkofens parallel gegangen; wie dieser, ist er vom Schlachtendarsteller zum Maler des Volkslebens geworden. Am meisten Erfolg hatte er mit seinen Bildern aus Italien: das Gemälde »An der genuesischen Küste« wurde 1872 für die Belvedere-Galerie angekauft, das »Volkstheater in Chioggia« brachte ihm 1874 in Berlin die goldene Medaille, das »Volksfest an der Riviera« 1878 in Paris das Ritterkreuz der Ehrenlegion, die »Römischen Winzer« 1883 in Wien die Karl-Ludwigs-Medaille. Ein weiteres Feld, worin S. seine feine Beobachtungsgabe verwerthen konnte, bot ihm die Schilderung des Lebens der Wallachen, Zigeuner und galizischen Juden. Dahin gehören die Bilder:

»Die drei Zigeuner«, »Vorhof einer Synagoge«, »Judenverfolgung«, »Gänsemarkt in Krakau« u. s. w. Am Ende seines Lebens, wo ihm Reisen anfingen, beschwerlich zu werden, hat er sich auf die Schilderung des Wiener Volkslebens geworfen; davon zeugen die Gemälde: »Abschied auf dem Südbahnhofe zu Wien«, »Auf der Freyung« und »Am Schanzl« (die beiden letztgenannten im Besitze der Stadt Wien). Das letzte Bild, das er gemalt hat, ist das »Kirchweihfest in Luzia in Kärnthen«.

S. nimmt unter den österreichischen Malern der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts eine hervorragende Stellung ein. Seine künstlerische Persönlichkeit zeichnet sich nicht so sehr durch auffallende Originalität oder feuriges Temperament aus, als viel mehr durch Ernst, Ruhe, Tüchtigkeit, Ehrlichkeit und Fleiss. Diese Eigenschaften haben aus ihm einen vorzüglichen Maler gemacht. Die Färbung seiner Bilder war Anfangs schwer und kühl und durch bleierne graue Schatten entstellt; später wird sie Dank seinem Studium italienischer Luft und Landschaft harmonischer, tiefer und wärmer. Seine Malweise ist immer breit und kräftig und verfällt nie ins Glatte und Kleinliche. Dadurch nähert er sich etwas den Modernen, ohne freilich weit über die Tradition der französischen Malerei des zweiten Kaiserreiches hinauszugehen. Wirkliches Freilicht sucht man in seinen Gemälden vergeblich; wohl aber findet man es in seinen Studien. Gerade diese Naturstudien, wovon man eine grosse Anzahl auf der Ausstellung seines Nachlasses in Wien im Winter 1898 bewundern konnte, geben aber den besten Begriff von seinem grossen malerischen Können.

C. von Vincenti, Wiener Kunstrenaissance Wien 1876 S. 341. — A. Schäffer, Die kaiserliche Gemälde-Galerie in Wien. Moderne Meister. 1893 ff. S. 83. — Katalog des künstlerischen Nachlasses A. S.'s. Wien, Miethke 1898 (mit Abbildungen). — Neue Freie Presse, 22. Februar 1898 (Abendblatt): Der Nachlass des Malers Schönn (v. V.).

Gustav Glück.

Meyer, Jürgen Bona, Philosoph, * am 25. October 1829, Sohn des gleichnamigen Kaufmannes in Hamburg, † am 22. Juni 1897 in Bonn. — Von 1842—1849 besuchte er das Hamburger Johanneum. Dann studirte er zu Bonn vom Herbst 1849—1851 Medizin und Naturwissenschaft, und in Berlin bis Herbst 1853 Naturwissenschaft und Philosophie. Nach einem halbjährigen Aufenthalt in Hamburg promovirte er am 19. Juni 1854 zu Berlin auf Grund einer Dissertation »De principiis Aristotelis in distributione animalium adhibitis« als Doctor der Philosophie. Diese Dissertation wurde die Grundlage zu einem grösseren Werke »Aristoteles' Thierkunde. Ein Beitrag zur Geschichte der Zoologie, Physiologie und alten Philosophie.« Berlin 1855. 250 S. — Vor Beendigung des Druckes dieses Werkes begab sich M. im Januar 1855 nach Paris, um dort Vorstudien zu einer Geschichte der neueren Philosophie in Frankreich zu machen, als deren Ergebniss bald einige Artikel in der »Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik« erschienen. Von Herbst 1855 bis Winter 1862 lebte M., abgesehen von einem halbjährigen Berliner Aufenthalt und verschiedenen Reisen in der Schweiz und Norditalien, in Hamburg als Privatgelehrter. Im Winter 1856 hielt er am Hamburger akademischen Gymnasium öffentliche Vorträge »zum Streit über Leib und Seele«, die dann auch, unter diesem Titel, im Druck erschienen (Hamburg 1856. 130 S.). Es waren Worte der Kritik, die auf Kant's Kriticismus zurückwiesen. Zugleich erschien eine Schrift »Voltaire uud Rousseau in ihrer

socialen Bedeutung« (Berlin 1856. 184 S.), gleichfalls aus wissenschaftlichen Vorträgen hervorgegangen. Letztere Schrift war in ihrer Richtung, speziell in ihrer Werthschätzung Voltaire's, ein Vorläufer des Werkes von David Strauss über Voltaire. Die wissenschaftliche Hauptthätigkeit dieser Zeit galt der Mitarbeit am Index zum Aristoteles, den die Berliner Akademie veranstaltete. M. übernahm die naturgeschichtlichen Artikel. Im Jahre 1860 betheiligte sich M. an der Königsberger Naturforscherversammlung mit einem Vortrage über die »Principien der Stufenordnung der Thiere«. Im gleichen Jahre veröffentlichte er eine Schrift »Gedanken über eine zeitgemässe Entwicklung der deutschen Universitäten«, die den Anfang bildete zu einer dauernden Beschäftigung mit der Frage der Universitäten und ihrer Geschichte.

Damals schon regte sich in M. der Gedanke der Habilitation .an einer Universität. Doch blieb er noch einige Jahre in seiner Vaterstadt, theils wissenschaftlichen Studien hingegeben, theils bemüht, allerlei gemeinnützige ideale Bestrebungen, wie die Errichtung einer Kunsthalle, eines Schillerdenkmales, einer Volksbibliothek, einer Fortbildungsanstalt für junge Kaufleute, eines öffentlichen Leseinstitutes des Athenäums, insbesondere aber die auf eine Schulreform gerichteten Bestrebungen zu unterstützen. Jenen verschiedenartigen Bestrebungen sollte auch die Herausgabe des Hamburger Wochenblattes (gemeinsam mit Emil Lohmann) dienen. Das Interesse an der Schulreform veranlasste M. zur Veröffentlichung der Schriften »Staat und Kirche im Streit um die Schule in Hamburg« und »Grundzüge der Schulreform unserer Zeit mit Rücksicht auf die Geschichte des Schulwesens in Hamburg« (beide 1861). M.'s damalige pädagogische Studien fanden ihren vorläufigen Abschluss in dem Buche über »Religionsbekenntniss und Schule« 1882.

Herbst 1862 endlich habilitirte sich M. in Berlin als Privatdozent für Philosophie. Gleichzeitig wurde ihm die Funktion eines Lehrers der Philosophie an der Berliner Kriegsakademie übertragen. 1867 wurde er Trendelenburg's Nachfolger als Mitglied der ausserordentlichen Prüfungscommission für das Oberlehrerexamen. Auch in Berlin betheiligte sich M., soweit es die neue Lehrthätigkeit gestattete, durch öffentliche Vorträge an gemeinnützigen Bestrebungen, vor allen solchen, die auf Hebung der Volksbildung gerichtet waren. Einer dieser Vorträge erschien unter dem Titel »Volksbildung und Wissenschaft in Deutschland während des letzten Jahrhunderts« 1866. Im Februar 1868 wurde M. als Brandis' Nachfolger ordentlicher Professor der Philosophie in Bonn. Die Antrittsrede über »die Gemeinschaft der Facultäten« erschien 1869 in Bonn. Im folgenden Jahre veröffentlichte M. ein Buch über »Kant's Psychologie«, das in eindringlicher und einleuchtender Weise auf das Psychologische in Kant's Untersuchungen hinwies und dadurch für die Beurtheilung der Kant'schen Philosophie grundlegende Bedeutung gewonnen hat. Von 1869—1882 war M. Mitglied der wissenschaftlichen Prüfungscommission für das Oberlehrerexamen, betraut mit der Prüfung in Philosophie und Pädagogik; nach Einführung der wissenschaftlichen Staatsprüfung der Theologen auch Mitglied der dafür bestellten Prüfungscommission (1874—1880). In den Jahren 1877 und 1878 war M. einer der Lehrer des Prinzen Wilhelm von Preussen.

Neben der akademischen Wirksamkeit war M., besonders seit 1871, von der Theilnahme an gemeinnützigen Bildungsbestrebungen und dem Interesse an der deutschen Kirchen- und Schulpolitik in Anspruch genommen. Thätigen Antheil nahm er sofort an der 1871 gegründeten Gesellschaft zur Ver-

breitung von Volksbildung. Auf der zweiten Generalversammlung dieser Gesellschaft in Darmstadt 1872 trat er energisch für die obligatorische Fortbildungsschule ein, die dann auch bald darauf in Hessen gesetzlich eingeführt wurde. Der dort gehaltene Vortrag erschien in den »Deutschen Zeit- und Streitfragen« 1873. Seit 1872 war M. Mitglied des Centralausschusses der genannten Gesellschaft. Anfang Januar 1871 begründete er mit Anderen den Bonner Bildungsverein, und war dann ein Jahrzehnt Vorsitzender desselben. Von 1872—1876 war er zugleich Vorsitzender des Verbandes der Bildungsvereine Rheinlands und Westfalens, der sich in dieser Zeit besonders der Förderung der Fortbildungsschulen, der Volksbibliotheken und des Simultanschulwesens annahm. Nach dem Umschwung der Kirchen- und Schulpolitik der preussischen Regierung wurde auf seine Anregung zum Zweck der Festhaltung des Errungenen im Januar 1881 der liberale Schulverein Rheinlands und Westfalens gegründet, dem er gleichfalls als Vorsitzender angehörte. Zugleich suchte er als Ausschussmitglied des »Deutschen Vereins« und bis 1884 auch als Mitglied des nationalliberalen Provinzialcomités die politischen Bemühungen des gemässigten Liberalismus zu fördern.

Die Schriften der bezeichneten Vereine geben von M.'s reicher Antheilnahme an ihren Bestrebungen Zeugniss. Besonders hervorzuheben sind folgende hierhergehörige Arbeiten: Zum Bildungskampfe unserer Zeit, Bonn 1878; Die Simultanschulfrage (Deutsche Zeit- und Streitfragen VIII, 1880); Die Behandlung der Schule auf den letzten Generalsynoden Rheinlands und Westfalens, 1881; Der Kampf um die Schule; historische und pädagogische Erörterungen über die Fragen: Staatsschule oder Kirchenschule? Religionsunterricht und Staatsschule? Bonn 1882; Die angebliche sittliche Verwilderung der Jugend unserer Zeit und die behauptete Mitschuld der Schule an derselben, Bonn 1884. In Bonn erschien auch das seit 1883 von M. herausgegebene Monatsblatt des liberalen Schulvereins Rheinlands und Westfalens. Neben diesen weitverzweigten, überall wissenschaftlich fundirten, aber doch zunächst auf das Praktische und die brennenden Tagesfragen gerichtete Thätigkeit ging doch jederzeit die spezifisch wissenschaftliche Arbeit des Philosophen und Pädagogen einher. Ein gross und umfassend angelegtes Werk über Pädagogik und ihre Geschichte schwebte M. lange Jahre hindurch als sein eigentliches Lebenswerk vor. Endloses Material wurde von ihm gesammelt und da und dort im Einzelnen verarbeitet. Seine Vorlesungen an der Universität und allerlei öffentliche Vorträge gaben von der Beherrschung des Stoffes, der Klarheit der grossen Gesichtspunkte, der Tiefe des Blickes für das charakteristisch Einzelne Zeugniss. Eine gelegentliche, hierhin gehörige Arbeit ist das Buch »Friedrich's des Grossen pädagogische Schriften, aus dem Französischen übersetzt mit einer Abhandlung über Friedrich's des Grossen Schulregiment« erschienen in der Bibliothek pädagogischer Klassiker (Langensalza 1885). Dass das grosse Werk nicht zum Abschluss gelangte, hat zum Theil seinen Grund in M.'s Art, in seiner wissenschaftlichen Gewissenhaftigkeit sich nie genug zu thun, von jeder Arbeit über den Gegenstand Kenntniss nehmen, Allem gerecht werden zu wollen.

Zum Anderen liegt der Grund hierfür in dem Umstande, dass von einer gewissen Zeit an der Gedanke an ein anderes grösseres Werk, einen »Grundriss der Philosophie« in den Vordergrund seines Interesses rückte. Dies Buch sollte in einen historischen und einen systematischen Theil zerfallen. Jener sollte die letzten überhaupt möglichen Gegensätze der philosophischen Welt-

und Lebensauffassung aufzeigen und ein Bild ihrer geschichtlichen Entwickelung zeichnen, dieser von den Ergebnissen der philosophischen Disciplinen ein Bild geben, und des Verfassers eigene philosophischen Ueberzeugungen im Zusammenhang darlegen. Auch hierfür sind umfassende Vorarbeiten von M. gemacht und allerlei dahin Gehöriges ist von ihm früher und später veröffentlicht worden. Vor allem sind zu nennen sein grösseres Werk »Philosophische Zeitfragen«, und die »Probleme der Lebensweisheit«, die beide in populärer Form, jenes in zusammenhängenderer Darstellung, diese in loserer Aneinanderfügung der einzelnen Fragen wichtige Probleme der philosophischen Welt- und Lebensauffassung beleuchten und dem Verständniss näher bringen. Dazu treten dann ausserordentlich zahlreiche kleinere Schriften, Aufsätze und Vorträge über einzelne Philosophen, vor allem über Kant und die Philosophie nach Kant, andererseits über die verschiedensten psychologischen und psychologisch-ethischen Thatsachen und Probleme. Aber auch dieses zweite grosse Werk ist nicht zum Ende gediehen. Es war in M.'s philosophischen Anschauungen eine Gährung eingetreten. Sein ursprünglicher philosophischer Dualismus war ihm, zum Theil unter dem Einfluss moderner psychologischer Untersuchungen, deren Gang er eifrig verfolgte, wankend geworden. Der Monismus gewann über ihn grössere Macht. Eine Revision seiner Anschauungen, ein nochmaliges Durchdenken derselben schien ihm nothwendig. Da lähmte im Januar 1895 ein Schlaganfall seine körperliche, später eine mehrfache Wiederholung desselben auch seine geistige Kraft.

M.'s Vorlesungen erstreckten sich auf die Pädagogik und ihre Geschichte, die Geschichte der Philosophie, die Logik, die Psychologie. Von den der Geschichte angehörigen Philosophen stand Kant im Mittelpunkte seines Interesses. Unter den Disciplinen der systematischen Philosophie war ihm die Psychologie die grundlegende. Grossen Erfolg hatten dann vor allem auch seine Vorlesungen über akademisches Leben und Studium. M. war ein anregender Lehrer und treuer Freund der studirenden Jugend, immer bereit zur Förderung ihrer Interessen und zu versöhnendem Ausgleich der Gegensätze.

Alle, die M. persönlich näher kannten, schätzten in ihm die Reinheit des Charakters. Er war ein anima candida und eine optimistische Natur, liebenswürdig, das Beste Aller wollend, ein weiches Gemüth, vertrauend, Gutes anerkennend, Kränkungen leicht vergessend, den Seinen in treuer Liebe ergeben, von grossem Freundschaftsbedürfniss, und treu festhaltend an seinen Freunden. So lebt er in ihrem Andenken.

Theodor Lipps.

Telmann, Konrad, Schriftsteller, * am 26. November 1854 in Stettin, † am 24. Januar 1897 in Rom. — Der Name »Konrad Telmann« ist ursprünglich ein Deckname für den Schriftsteller Ernst Otto Konrad **Zitelmann**, ist aber in späteren Jahren von dem Autor auch im bürgerlichen Leben geführt worden. Sein Vater war der Justizrath und Generallandschafts-Syndicus Zitelmann, seine Mutter eine Tochter des Dichters und Geschichtsschreibers Ludwig Gisebrecht. Er besuchte das Mariengymnasium seiner Vaterstadt und studirte seit Ostern 1873 an den Universitäten Berlin, Leipzig, Heidelberg und Greifswald die Rechte. Obwohl seine Gymnasial-, und noch mehr die Universitätszeit durch häufige Krankheit sehr getrübt wurde, so dass mehr-

fache Unterbrechungen seiner Studien und wiederholter Aufenthalt in der deutschen und französischen Schweiz, in Meran, im bayrischen Hochlande, in verschiedenen Bädern nöthig wurden, bestand er doch schon 1876 sein erstes juristisches Examen und trat als Gerichtsreferendar, zuerst in einer Kleinstadt Pommerns, dann in Stettin, in den Staatsdienst. Indessen hatte das erzwungene Fernhalten von wissenschaftlichen Studien seine früh entwickelte Neigung zu poetischer Production begünstigt, so dass er in Rücksicht sowohl auf diese Neigung als auch auf seine Gesundheit schon zu Neujahr 1878 aus dem Justizdienste schied, um hinfort als Schriftsteller zu wirken. In den folgenden Jahren lebte er meist auf Reisen durch Deutschland, die Schweiz, Frankreich und Italien, weilte besonders längere Zeit auf Sicilien, bis er sich 1883 in Mentone (Südfrankreich) sesshaft machte. Nach seiner Verheirathung mit der bekannten Malerin und Dichterin Hermine von Preuschen (1891) lebte er zeitweise in Höckendorf bei Stettin, vorwiegend aber in Rom, und in der ewigen Stadt hat er auf dem italienischen Friedhof auch seine letzte Ruhestätte gefunden. — T. war ein sehr fruchtbarer Schriftsteller; er hat in 24 Jahren nicht weniger als 69 Werke in 93 Bänden veröffentlicht, vorwiegend Novellen, für welche Dichtungsform er ganz besondere Begabung zeigte.

Persönliche Mittheilungen.

Franz Brümmer.

Hirzel, Ludwig, Universitätsprofessor der deutschen Literatur, * am 23. Februar 1838 in Zürich, † am 1. Juni 1897 in Bern. — H. stammte aus einem alten Züricher Geschlecht. Ueber seinen Grossvater, den Chorherrn und Professor der Philosophie Heinrich H. (1766—1833), hat Ludwig selbst im Nachruf auf seinen Oheim Salomon Hirzel geschrieben. Er war der Sohn jenes Heinrich H. († 1790), der, als nicht unbegabter Maler, für Kunst und Wissenschaft rege Theilnahme hatte und der Freund des Fabeldichters Meyer von Knonau war. Der Chorherr machte sich durch die Schrift »Eugenias Briefe«, die 1819 die 3. Auflage erlebten, bekannt, auch gab er Goethe's Briefe an Lavater, freilich nicht vollständig, heraus. Der Vater H.'s war Theolog und Philolog, nach 4jährigem Studium in Leipzig wurde er Professor der Theologie am Karolinum in Zürich und Lehrer am oberen Gymnasium. Ein mir vorliegender Nachruf betont, dass sein Glaube im Bedürfniss eines liebenden Herzens wurzelte. Der oft kränkelnde Mann starb 40jährig 1841. Den Sohn erzog die heitere, gebildete und sicherstellige Mutter Agnes, eine geb. Lorenz aus Leipzig, die H. aufs innigste geliebt und verehrt hat. Im Jahre 1844 siedelte sie mit dem Sohn und einer Tochter nach Leipzig über, wo von den Brüdern des Vaters besonders der jüngste, der bekannte Goetheforscher Salomon H., auf den heranwachsenden Knaben und Jüngling grossen Einfluss ausübte. Salomon H. war nicht bloss ein kluger, weltgewandter Buchhändler, sondern auch reich an Bildung und Scharfsinn, an Gemüth und Humor, den Männer wie Gustav Freytag, Otto Jahn, Moritz Haupt, Theodor Mommsen ihren Freund nannten. Nach Beendigung der Schulzeit kam Ludwig H., 19jährig, nach Zürich, um alte Philologie und Sprachwissenschaft zu studiren. H. Schweizer-Sidler, H. Köchly waren seine Lehrer, der Aesthetiker Vischer war ihm besonders lieb. Mit den in Zürich lebenden deutschen Dichtern und Künstlern, die von radikalster Gesinnung waren, trat der junge Student in Verkehr: so mit Richard Wagner und Georg

Herwegh; auch Gottfried Keller's Eigenart ging nicht spurlos an ihm vorüber. Um der Mutter und der geliebten Schwester, die durch ihre Liebe zum Bruder, durch ihr Wesen, wie durch ein Jugenderlebniss an Kornelie Goethe erinnerte, nahe zu sein, bezog Ludwig 1858 die Universität Jena. Dort lernte er Heinrich Motz, einen Mecklenburger von Geburt, kennen, der ihm ein Freund für das Leben wurde. Motz war damals noch Theolog, ging später aber ganz zur Philologie über und wurde in seinen Anschauungen immer radikaler, während H. im Laufe der Zeit immer mehr und mehr zu historischer Betrachtung der Dinge geneigt war. Dass der in sich gekehrte, finsterblickende und scheinbar so strenge Student den Schelm im Nacken hatte, und dass er oft auch keck, übermüthig und verwegen sein konnte, wussten wenige so gut wie Motz. Von den Lehrern in Jena wirkte vor allen auf H. der freigesinnte Sprachforscher August Schleicher, auch bei Göttling und Kuno Fischer hörte er Vorlesungen. Nach vier Semestern gingen beide Freunde nach Berlin, dort schlossen sich ihnen der Theolog Kradolfer, später Prediger in Bremen, und der junge Zürcher Arzt K. Meyer eng an; auch andere Schweizer, die sich später einen Namen machten, verkehrten mit ihnen. Wie weit sich H., wenn er gut aufgelegt war, im Uebermuth vorwagen konnte, geht aus vielen Geschichten hervor, die Motz berichtet; eine stehe hier mit seinen Worten: »Er hatte mit Dr. Meyer eine Wette gemacht, er wolle in der belebten Friedrichstrasse, auf einer bestimmten Strecke, Männer und Frauen bestimmen, über seinen vorgehaltenen Stock zu springen. Und durch finstere Drohung, jovialen Scherz, bestrickende Schmeichelei und possierliche Bitte überwand er alle, nicht ohne schändlicher Weise den über ihre eigene Gefälligkeit Verblüfften mit seinem Stock auf der Rückseite noch einen unerwarteten Dank abzustatten.« In Berlin waren Boeckh, Müllenhoff und Friedrichs seine Lehrer; durch Adalbert Kuhn wurde er in seinen speciellen Studien besonders gefördert. Seine Doctordissertation reichte er der philosophischen Facultät in Zürich ein. Im Herbst 1862 folgte er einem Ruf an das Gymnasium in Frauenfeld im Kanton Thurgau, auf Anrathen seines Oheims; er empfand freilich, wie er Motz schrieb, ein leises Grauen, wie wenn man ins Wasser geht und nicht weiss, wie tief es ist. Vier Jahre blieb er dort, oft unzufrieden und sich manchmal in der ersten Zeit wie ein Verbannter fühlend. Er lernte die »realen Mächte des Lebens« kennen: »ich hasse sie aber«, so schrieb er an Motz. Aber Freunde, die H. immer gefunden hat, linderten das Missbehagen, so Böckel aus Jever, später Mitglied des deutschen Reichstages, und Jäckel, der 1848 aus Sachsen geflüchtet war. Ausflüge nach München, wo H. ein Bild von Böcklin zum Aerger seines Freundes Kekulé bewunderte, und nach Oberitalien mit Motz, entschädigten ihn für fehlende Anregung. Nach Uhland's Tode hielt er, dazu aufgefordert, einen Vortrag über den von ihm immer verehrten Dichter. Im Januar 1863 schrieb er Motz: »Ich habe mich in Uhland mit Liebe versenkt und habe ihn deshalb wohl nicht ganz missverstanden; ist dies der Fall, so kann ich auch andern, die ihn bisher nicht so lieben gelernt, etwas Neues und vielleicht Wahres sagen«. Immer mehr ging er von sprachvergleichenden Studien zur Literaturgeschichte über. Zunächst beschäftigten ihn Erscheinungen des 16. Jahrhunderts. Für das Leben des schweizerischen Humanisten Petrus Dasypodius sammelte er sorgsam und machte zu diesem Zweck auch eine Reise nach Strassburg. »Interessant ist es doch«, so schreibt er im Januar 1866 an Motz, der damals in Bergamo weilte, »aus einzelnen Steinchen, die

man hier und da findet, ein Bild zusammenzusetzen.« In demselben Brief' äusserte er, die Zeit in Frauenfeld sei doch nicht nutzlos vorübergegangen: »Im Grunde schadet es einem gar nichts, wenn man überall ein wenig herumguckt, weiss man nur immer festen Stand zu behalten«. In demselben Jahre 1866, in dem sein Aufsatz über Dasypodius erschien, erhielt H. einen Ruf an die Kantonsschule in Aarau. Die 8 Jahre, die er dort verlebte, waren reich an Arbeit, aber auch an Erfolgen. Man schätzte nicht bloss seinen Unterricht, auch die Feinheit seines Auftretens, das zuverlässige Wesen des jungen Professors machten auf die Bewohner der bildungsfrohen, kleinen Hauptstadt den günstigsten Eindruck. Uhlig, jetzt in Heidelberg, wirkte noch an der Schule; Männer, wie E. L. Rochholz und H. Kurz, die damals noch lebten, schärften die Arbeitslust. Der gesellige Verkehr verscheuchte die Neigung zur Melancholie und machte ihn heiter und selbstbewusst. Seltener wurden die Stunden des Missmuthes und mangelnder innerer Befriedigung. Ein Kreis tüchtiger und nicht gewöhnlicher Männer, die H. mehr oder weniger nahe standen, umgab ihn; am »Storchentische« wurde brav gezecht, aber auch manches kluge, gute und anregende Wort gesprochen. Wie oft erfreute H. durch beissende Wendungen und durch seinen schalkhaften Humor! Die Mischung von Gemüthlichkeit und scharfem Witz, die er selbst seinem Grossvater und zum Theil auch dem Oheim Salomon zuspricht, war ein Grundzug seiner eigenen, liebenswerthen Persönlichkeit. Auch für Fragen der Politik hatte H. grosses Interesse. Männer, wie Augustin Keller, Feer-Herzog, Haberstich, Oberst Rothpletz und Stadtammann Erwin Tanner — diese beiden nähere Bekannte H.'s — spielten im öffentlichen Leben des Kantons eine Rolle. Trotz seinen demokratischen Anschauungen stand H. im Jahre 1870 durchaus auf deutscher Seite und bekämpfte mit Feuereifer die Franzosenfreunde. Im Herbst 1869 hatte er Paris besucht, wie ein Brief an Motz vom 22. October aus dem Café Rohan mir zeigt. Auf den Strassen sah er fröhliche Gesichter; »wie in einem furchtbaren Kriegsgetümmel« befand er sich bei einem Besuch der Börse; die Gemäldegalerie entzückte ihn. Seine Freunde, die Italiener, sah er aufs glänzendste vertreten, »man kann kaum Athem schöpfen, und noch viel weniger in der Antiken-Sammlung; ausruhen aber lässt sich vortrefflich bei unserer lieben Frau von Milo, die ganz allein in einem Saale steht, erhaben über alles Lob«. Es war für H.'s Freunde ein grosser Verlust, als er im Jahre 1874 als Professor der deutschen Literatur nach Bern ging. Im Frühling nahm er noch an der begeisterten Feier bei der Annahme der neuen Bundesverfassung theil und liess ein Gedicht drucken, als öffentlicher Redner aber trat er nicht auf. Der Abschied wurde ihm nicht leicht; die Aussicht jedoch auf grössere Wirksamkeit erhob ihn. Ich erinnere mich genau, wie er mir, als die Berufung gewiss war, mit freudigem Blick entgegen rief: ich hân mîn lêhen! Die erste Zeit in Bern war ihm nicht immer behaglich. In Briefen klagte er oft über Vereinsamung; dass das Publikum in Bern geistigen Bestrebungen nicht geneigt sei; auch darüber, dass die Zuhörer für die Vorlesung nicht genug vorbereitet seien: ihren guten Willen aber und ihren Fleiss hat er wiederholt gerühmt. So oft es möglich war, kam er mit Motz und dessen Frau, wie mit andern Freunden zusammen. Ein neues freudiges Leben aber begann für ihn durch die 1877 vollzogene Vermählung mit Anna Arndt aus Bremen. An der Seite dieser Frau, die ihn ganz verstand, wuchs seine Arbeitskraft. In einem Briefe an Motz gegen Ende des Jahres bemerkt er, die Beschäftigung mit Albrecht Haller

sei jetzt »die Gespielin seiner Nebenstunden«; »zu mehr hat den alten Haller die junge Hirzeln nicht kommen lassen, und glücklicher Weise nicht. aber mit 1878 gehe ich ernstlich an die Arbeit, und da soll manches Neue zu Tage gebracht werden. Ich freue mich auf die Arbeit«. Die Freundschaft ferner mit dem jetzigen Generalstabschef Arnold Keller und seiner Frau, die von Aarau nach Bern gezogen waren, war für H., wie er wiederholt versichert hat, eine Quelle dauernder Befriedigung. Die Geburt eines Sohnes, der seinen Namen erhielt, erhöhte sein Glück. Rector der Hochschule wurde er 1879 und zeigte sich, so urtheilt Professor Steck in Bern, in den Geschäften als ein sorgfältiger und einsichtsvoller Arbeiter, der viel Gutes für die Universität wirkte. Nur zu bald aber verdüsterte sich diese sonnige Lebenszeit. Die geliebte Mutter starb am 30. November 1881. »Dein Brief«, schrieb er damals an Motz, »wird mir ein treues Pfand Deiner unwandelbaren Freundschaft bleiben.« Schwereres aber stand bevor. Seine Frau starb am Herzschlag am 3. October des folgenden Jahres. Von einer Reise zurückgerufen, fand er sie todt, die er scheinbar ganz wohl verlassen hatte. »Mit aller Anstrengung«, so schrieb er mir am 30. November, »fand ich die Kraft, meinen nächsten Verwandten die näheren Umstände mitzutheilen, unter denen meine süsse, liebe Frau ihr Leben so früh beschliessen musste. Wie mir zu Muthe ist, nachdem mein kurzes Glück so jäh geendet, können Sie ermessen, auch ohne dass ich das Unfassbare in Worte zu fassen versuche. Ich lebe nun so für mich hin. Mein Knabe ist mir alles. Im übrigen habe ich mit dem Leben selber abgeschlossen.« Damals konnte ihn die Thatsache nicht trösten, dass seine zu Beginn des Jahres 1882 erschienene Ausgabe der Gedichte Haller's allgemeine Anerkennung fand. In der Arbeit suchte er Vergessenheit. Im Jahre 1883 machte er eine Reise nach Deutschland zu dem Verzeichniss einer Goethebibliothek; in Leipzig that man alles, wie er an Motz am 13. Mai schrieb, um ihn aufzuheitern, in Berlin, das er weit grossstädtischer und eleganter fand als früher, sah er viel »Neues und Schönes«. »Für meine Arbeit habe ich gute Ausbeute gehabt; wie viele Mühe es gemacht, wird man dem kleinen Buche nicht ansehn«. Im Jahre 1884 war er in Helgoland: »er sei gesunder« schrieb er mir, »aber fröhlich zu sein habe er längst verlernt«. Eifrig widmete er sich seinen Arbeiten wie seinem Lehrberuf: »ich habe 10 Stunden zu lesen, daher viel zu thun« (1885). Ein hellerer Stern leuchtete erst wieder über seinem Leben, als Elisabeth Focke, eine Freundin seiner Frau, am 26. October 1886 seine Gattin geworden war. Dieser Bund brachte ihm wieder Ruhe und Frieden. Sein ganzes Glück suchte und fand er bei den Seinen im engsten Kreise; ein Töchterchen, Anneli, wuchs neben seinem Ludwig auf. Auch seine Gesundheit war gut, aber nach 3 Jahren erlitt sie durch die Influenza einen schweren Stoss. Im Mai 1891 klagte er Motz über einen neuen heftigen Anfall, über Brust- und Rückenschmerzen. Leiden lähmten seine Arbeitslust nicht, aber der Frohsinn der Jugend war hinweg. Eine Reise nach Rom konnte ihm nicht mehr den Genuss bringen wie im Jahre 1876. Die Krankheit ruhte nicht; starkes Asthma, die Folge der Verkalkung der Arterien, machte ihm, besonders Nachts, unsägliche Qualen. »Ich bin wie eine matte Fliege vor Eintritt des Winters«, so schreibt er am 27. Juni 1896 an Motz. Dennoch that er, mit Aufbietung aller Kräfte, seine Pflicht weiter. An Bernays, mit dem er, auch wissenschaftlich, intim verkehrte, diktirte er Briefe, als ihm das Schreiben zu schwer wurde. Am 3. August 1896 begrüsste ich ihn und seine Familie in

Leissigen am Thunersee. Er litt schwer; liess aber die Athemnoth nach, dann war sein Geist scharf und klar, sein Wesen warm und gütig wie sonst. Beim letzten Abschied ahnte ich nicht, dass die Schatten des Todes schon nahten. Gegen Ende des Jahres erhielt ich von ihm die letzte Nachricht, es gehe ihm etwas besser, aber noch immer schlecht genug. Viel hat der Gute noch in den letzten Monaten gelitten; die Vorlesungen gab er auf, die amtlichen Geschäfte aber besorgte er noch 14 Tage vor seinem Tode. Dieser kam als Befreier am 1. Juni 1897. Nach 7 Wochen betrat ich die Stadt, in der ich den Freund immer zuerst gesucht hatte. Als wir an seinem Grabe auf dem Bremgartener Friedhof standen, regnete es leise und die Wolken flogen; die Freiburger Alpen wurden sichtbar. Beim Verlassen des Friedhofes lasen wir auf dem Granitblock über dem Grabe des Bundesrathes Stämpfli die Worte aus Shakespeare's Cäsar: Ihr liebtet all ihn einst nicht ohne Grund.

Wer H. ganz gekannt und Verständniss für sein Wesen gehabt hat, musste ihn lieben. Als Gelehrter wie als Mensch war er der gleiche. Schwer erschloss er sich, aber erprobten Freunden vertraute er ganz. Allem Schein und leerer Aeusserlichkeit abgeneigt, war er tief von des Dichterwortes Wahrheit durchdrungen: lasst uns die Götter bitten um ein einfach Herz. Frei von Gelehrtendünkel und Eitelkeit, hat er es mit der Wissenschaft ernst wie wenige gemeint, daher konnte er Tadel so gut vertragen, daher ärgerte ihn inhaltloses Lob. Des Lebens Freuden liebte er trotz dem durch körperliche Leiden oft gesteigerten Ernst seines Wesens, aber er schränkte sich früh durch Selbstzucht ein, und ruhige Männlichkeit bei wärmstem Innenleben war für ihn kennzeichnend. Durchaus unabhängig und selbständig, hasste er alles Posiren, Hofiren und Scharwenzeln; seinem Vaterland und seinen Einrichtungen treu ergeben, war er kein Schmeichler seiner Landsleute. Voll zarter Rücksicht und von feinstem Taktgefühl, trat er, der die Formen des Verkehrs zu wahren gewohnt war, nicht selten herb und schroff Unlauterkeit und Falschheit entgegen, und manche Erscheinungen unserer Zeit behandelte er mit einer Rücksichtslosigkeit, die um so wohler that, weil sie der vollste Ausdruck uneigennütziger und muthiger Wahrheitsliebe war. Daher war der grosse Berner Albrecht Haller ihm so werth, weil er alles das geisselte, wodurch, nach H.'s Worten, Recht und Gesetz in Verachtung zu sinken und die öffentliche Sittlichkeit Schaden zu leiden droht. In der Jugend durchaus radikal, ja revolutionär gesinnt, verwarf er den Goethe'schen Standpunkt der Entwickelung; in reiferen Jahren aber wurde er ruhiger und geneigter, die historischen Mächte zu würdigen. Das Jahr 1870 hat auf ihn tief und entscheidend gewirkt. Immer aber blieb er seinen freien Anschauungen getreu, ohne einer bestimmten Partei anzugehören, und Gottfried Keller's Wort gilt auch von ihm: »Mit dem Vaterland und allen Freien ging er stets dem goldenen Licht entgegen«. So wirkte auf jeden, der wenigstens einen Hauch seines Geistes verspürte, seine reife Menschlichkeit und Männlichkeit; kein Wunder daher, dass ihm die Gunst gerade der edleren Frauen zufiel, die Kraft mit Weichheit, Kernigkeit mit Milde und Gemüthstiefe gepaart, immer zu schätzen wissen.

Wie H. seiner Abstammung nach halb Schweizer, halb Deutscher war, so mischten sich in ihm schweizerische und deutsche Art. Das deutsche Nationalgefühl war in ihm stark lebendig. Was die Schweiz dem deutschen Geiste verdankt, dessen war er sich zu jeder Zeit bewusst: die Beziehungen hervorragender Schweizer zu unsern Dichtern aufzuweisen, betrachtete er als

seine wesentliche Aufgabe. Ihr sind die meisten seiner Schriften gewidmet, von denen ich zum Schluss die wichtigen alle anführen will. Seine Dissertation »zur Beurtheilung des äolischen Dialektes« erschien 1862 in Leipzig im Verlag seines Oheims; Kuhn, G. Curtius, Schleicher, Schweizer-Sidler beurtheilten sie sehr günstig. Noch 1868 lobt sie Wilhelm Scherer »zur Geschichte der deutschen Sprache«, und Benfey erwähnt sie in der »Geschichte der Sprachwissenschaft«. Der in Kuhn's Zeitschrift 1863 gedruckte Aufsatz zum »Futurum im Indogermanischen« verdient insofern Beachtung, als Schleicher im Lehrbuch der vergleichenden Grammatik sich auf H.'s Deutung der Futurform beruft. Die Arbeit über den Frauenfelder Amtsgenossen Petrus Dasypodius († 1559), die im »Neuen Schweizer Museum« Basel 1866 gedruckt wurde, hat Scherer in Wagner's Archiv für deutsche Sprache gerühmt und seine Abhandlung »Dasypodius als Dramatiker« H. 1874 zugeeignet. Nachdem H. sich dem Studium des 18. Jahrhunderts eingehender zugewendet hatte, erschien der Vortrag, den er zuerst mit Beifall in Aarau gehalten hatte, »Goethe's italienische Reise«, Basel 1871. Ein Jahr darauf zu Aarau das Programm »Ueber Schiller's Beziehungen zum Alterthum«. Schiller hat H. geehrt und geliebt, seine Rhetorik imponirte ihm, aber Goethe's Grösse hat er nie verkannt. Vorher waren 1870 in den Leipziger Grenzboten und in Schnorr's Archiv f. Literaturgeschichte einige das Leben Wieland's betreffende Aufsätze erschienen. Eine grössere Arbeit des Jahres 1876 war ein Beitrag zur Goetheliteratur: er erzählte das Leben und würdigte die Aufsätze des Luzerners Karl Ruckstuhl, der, ein Bundesgenosse Goethe's gegen die neudeutsche Richtung und den Purismus, durch Geist und kräftiges Wirken des Dichters Theilnahme errang. Im folgenden Jahre schrieb er den Aufsatz »Nachträgliches über Ruckstuhl«. Die grössere Schrift war Salomon H. als Gruss aus der Schweiz gewidmet: nicht lange darauf starb der geliebte Oheim am 8. Februar 1877. Ludwig widmete ihm einen warmen Nachruf im Anzeiger für deutsches Alt. und deutsche Literaturgeschichte Bd. IV. In demselben Jahre 1877 schrieb er für dieselbe Zeitschrift den Aufsatz »Jakob Grimm und J. R. Wyss«, und zeichnete als Beitrag zur Festschrift für Haller kurz und scharf: »Albrecht v. Haller's Bedeutung als Dichter« (Bern 1877). Daneben fand er noch die Zeit zur Mitarbeit an der Zeitschrift »Im neuen Reich«, für die er alle wichtigen Erscheinungen auf dem Gebiete der neueren Literatur, nicht bloss die unsere Klassiker betreffenden Schriften, anzeigte. Manches Urtheil ist charakteristisch. So seine Vorliebe für Mörike (im Neuen Reich 1878), für den von Heyse meisterhaft übersetzten Giusti, dessen Charakterfestigkeit er preist (ebenda 1875), mit der er die Lumpe und Windbeutel aller Sorten in ihrer Erbärmlichkeit aufzeigt; R. König's Literaturgeschichte ärgert ihn durch ihre Flüchtigkeit und die Art, mit der »den Hütern und Wächtern des freien Gedankens und des nationalen Sinnes in elender Zeit« im Grabe noch die Ehre abgeschnitten wird. In der Anzeige der Gedichte Leuthold's (1879) heisst es: »ein Schönfärber der heimischen Zustände ist L. nicht. Gerade diese Gedichte aber machen ihn vielen Schweizern werth, denen der Dichter das Wort von der Zunge genommen«. Sein Werk »Albrecht v. Haller's Gedichte« erschien als III. Band der Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz zu Frauenfeld 1882. Bis zum Herbst erschienen 21 Recensionen des Buches, in dem H. durch die Fülle neuer Aufschlüsse über Haller, durch die eingehende Würdigung der ganzen Persönlichkeit seinen Namen für immer mit dem des gedankentiefen Dichters verbunden hat.

Scherer rechnete die Einleitung »zu den bedeutendsten literarhistorischen Arbeiten der letzten Jahre«, und A. Sauer schrieb in den Gött. gelehrten Anzeigen: »das Ideal einer kritischen Ausgabe ist hier erreicht«. Dass H. aus bisher unbekannten Quellen geschöpft hatte, bezeugte auch die Herausgabe der »Tagebücher Haller's, seine Reisen nach Deutschland, Holland und England« (Sonntagsblatt des »Bund« 1882 und Leipzig 1883), die für die Biographie so wichtig sind wie für die Kenntniss der Zustände der besuchten Länder. Im Jahre 1884 gab er dann »Salomon Hirzel's Verzeichniss einer Goethe-Bibliothek mit Nachträgen und Fortsetzung« heraus und arbeitete an einer neuen Schrift »Goethe's Beziehungen zu Zürich und zu Bewohnern der Stadt und Landschaft Zürich«. Sie erschien als Neujahrsblatt der Stadtbibliothek in Zürich auf das Jahr 1888. Briefe des Herzogs Karl August an K. T. v. Sinner in Bern wurden durch ihn 1890 in der Vierteljahrsschrift f. Litg. Bd. III bekannt. Dann folgte ein Buch über Wieland. Schon in früheren Jahren hatte er das Verhältniss des Dichters zur Schweiz behandelt. Sein 1891 zu Leipzig gedrucktes Buch »Wieland und Martin und Regula Künzli. Ungedruckte Briefe und wieder aufgefundene Aktenstücke« ist für die ganze Zeitgeschichte bedeutsam: nicht bloss Wieland und die Familie Künzli, auch Bodmer, der Satiriker Waser, über den H. in der Vierteljahrschr. f. Litg. Bd. V nachträglich schrieb, und andere Schweizer treten lebendig hervor. Wieland's »Geschichte der Gelehrtheit seinen Schülern diktirt«, die er 1891 (Frauenfeld) herausgab, zeigt uns Wieland's ernsthafte pädagogische Bemühungen. H.'s Verdienste wird keiner besser würdigen als Wieland's künftiger Biograph Seuffert. Auch in der Leidenszeit erlahmte H. nicht. So lenkte er 1893 auf einen bisher völlig übersehenen Roman des 17. Jahrhunderts von F. R. Gasser aus Schwyz die Aufmerksamkeit (Sonntagsblatt des »Bund« und separat), und ein Jahr darauf zeichnete er ein sorgsames Bild von Heinrich Zschokke in der »Schweizerischen Rundschau«, welchem damals in Aarau ein Denkmal errichtet wurde. 1894 machte er »zwei Briefe von Uhland« bekannt in der Zeitschr. f. deutsches Alt., und das Buch seines Schülers Rud. Ischer gab Anlass zu dem Aufsatz »Johann Georg Zimmermann« im Sonntagsbl. des »Bund«. Noch 1896 erschien ebenda: »Nach Amerika. Aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts«.

Nekrolog des Vf. im Goethe-Jahrbuch 1898. Neues Material verdankt er den ungedruckten Aufzeichnungen des Prof. H. Motz in Zürich, der ihm auch Briefe H.'s an ihn freundlich anvertraut hat. Neuerdings vgl. O. v. Greyerz im 28. Jahresheft des Vereins schweizerischer Gymnasiallehrer. Aarau 1898 S. 33f.

Daniel Jacoby.

Ahlefeld, Karl Wilhelm von, Wirklicher Geheimer Rath, erster Landesdirector der Provinz Schleswig-Holstein, um die er sich in 22jähriger rastloser und segensreicher Thätigkeit hohe Verdienste erworben hat, * am 19. Januar 1818 in Schleswig, † in Kiel am 5. Februar 1897. A. bestand 1841 das juristische Amtsexamen, worauf er als Auscultant bei der schleswig-holsteinischen Regierung eintrat. Später wurde er Senator und Polizeimeister in Schleswig, nahm lebhaften Antheil an der schleswig-holsteinischen Bewegung der Jahre 1848—51, wurde in Folge dessen 1851 von der Amnestie ausgeschlossen und lebte nach Verlust seines Amtes als Privatmann in Uetersen. 1863 zum Klosterpropst des dortigen adeligen Klosters berufen, wurde er 1864 vorübergehend als Amtmann des Amtes Flensburg constituirt und 1872 vom Pro-

vinzziallandtag zum Landesdirector der Provinz Schleswig-Holstein gewählt; 1884 fand seine einstimmige Wiederwahl statt. — Für A.'s ganzen Lebensgang, für sein gesammtes Wirken und Streben war eins bestimmend, ein schöne Gefühl, in dem das ganze Wesen des Mannes wurzelte: die Treue zur Heimat. Seiner Heimat galt die Arbeit seines Lebens, zu ihr stand er in den Tagen schweren Ringens um Freiheit und Recht, ihr diente er, an die Spitze der Verwaltung gestellt, gerecht und treu, mit voller, ernster Hingabe an seine Ziele. Eins schmückte ihn besonders: das seinem ausgeprägten Gerechtigkeitssinne entspringende warme Mitgefühl für das Elend seiner Mitmenschen. Mit thatkräftiger, barmherziger Hand suchte er zu helfen und zu lindern, wo er nur konnte. Er war es, der für das Unterkommen armer Epileptiker in Schleswig-Holstein in den Bielefelder Anstalten Sorge trug; die Erweiterung der Provinzial-Irrenanstalt ist sein Werk, ebenso die Förderung und Pflege der Blindenanstalt und die Errichtung einer Anstalt für weibliche Epileptiker. — Die Heimatsliebe des Verstorbenen zeigte sich auch in dem regen Interesse, das er für die Geschichte seiner Heimatsprovinz bekundete. »Ueber 23 Jahre hat er als Präsident der Gesellschaft für Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte höchst erfolgreich gewirkt, die Veröffentlichung wichtiger Quellenwerke und Urkundensammlungen durch die Gesellschaft ermöglicht und ihre Bestrebungen bis an sein Lebensende mit warmer Theilnahme und grosser Fachkenntniss begleitet.« Auch die gegenwärtig in frischem Aufblühen begriffene Provinzial-Bibliothek für Schleswig-Holstein ist eine Schöpfung A.'s. Von dem Amte des Landesdirectors trat er aus Gesundheitsrücksichten am 1. Februar 1895 zurück.

Vgl. Kieler Zeitung, Morgen-Ausgabe vom 10. Februar 1897, Abend-Ausgabe vom 30. December 1897 (Schleswig-Holsteinischer Nekrolog 1897).

Joh. Sass.

Holstein, Conrad Graf von, einer der angesehensten Vertreter der schleswig-holsteinischen Ritterschaft, * am 10. December 1825 zu Neverstorff in Holstein, † am 7. September 1897 auf Waterneverstorff. — Er besuchte das Gymnasium in Lübeck, bezog Ostern 1846 die Universität Heidelberg, um die Rechte zu studiren, betheiligte sich in den Jahren 1848—51 als Dragoner-Officier an dem Unabhängigkeitskampfe der Herzogthümer gegen Dänemark, trat nach Beendigung des Feldzuges in das Privatleben zurück und übernahm die Bewirthschaftung seines im Kreise Plön belegenen Gutes Waterneverstorff. Selbst ein hervorragend praktischer Landwirth von vorbildlicher Tüchtigkeit und als solcher seit dem Jahre 1871 Directions- und später Ehrenmitglied des schleswig-holsteinischen landwirthschaftlichen Generalvereins, war er für die Hebung der Landwirthschaft in seiner engeren Heimat unablässig und in aufopferndster Weise thätig. Die Herrschaft Waterneverstorff gestaltete er zu einer Musterwirthschaft ersten Ranges. Musterhaft war vor Allem auch das Verhältniss des Gutsherrn zu seinen Arbeitern, für deren Wohl er in wahrhaft väterlicher Weise sorgte. Für Jeden, auch den Geringsten, hatte er ein theilnehmendes Herz und eine offene Hand. Alle hingen an ihm mit Liebe und Vertrauen. Der Name »unser Graf«, wie er allgemein auf dem Gute hiess, legt davon ein schönes Zeugniss ab. Selbst die Socialdemokraten haben gelegentlich diese Seite seiner edlen Natur, die Fürsorge für seine Arbeiter, unumschränkt anerkennen müssen. Schon früh widmete er sich auch den öffentlichen Interessen seiner Heimatsprovinz, deren Wohl und Wehe ihm fast mehr als das

eigene am Herzen lag. Einer der eifrigsten Vorkämpfer für den engen Anschluss an Preussen und die unauflösliche Zusammenfügung Schleswig-Holsteins mit der Krone der Hohenzollern, hat er bis zuletzt, trotz Schmerzen und Krankheit, seine besten Kräfte in den Dienst seiner Heimat gestellt. Von 1853—63 gehörte er der holsteinischen Ständeversammlung, seit 1867 dem Provinziallandtage an und seit 1877 war er als Vertreter des 9. schleswig-holsteinischen Wahlkreises Mitglied des deutschen Reichstages. Hier wurde er ein Mitbegründer und Führer der conservativen Partei, für die sein Hinscheiden einen unersetzlichen Verlust bedeutet. Wohl selten hat ein Abgeordneter in solchem Maasse die Hochachtung aller Fractionen besessen. Graf H. war eine schleswig-holsteinische Kernnatur von vornehmster Gesinnung, ein Edel- und Ehrenmann im besten Sinne des Worts, der den Adel seiner Geburt stets nur als Ansporn zu erhöhter Pflichterfüllung gegenüber der Gesammtheit betrachtete. »Gottesfurcht, Weisheit und Treue vereinigten sich in seinem Wesen mit edler Schlichtheit, Wahrhaftigkeit und Herzensgüte.« Die Provinz Schleswig-Holstein hat mit ihm einen ihrer besten Söhne verloren.

Vgl. Hamburgischer Correspondent, 9. September 1897, Abend-Ausg.; Kieler Zeitung, 9. September 1897, Abend-Ausg.; Kölnische Zeitung vom 10. September 1897, Abend-Ausg.; Landwirthschaftliches Wochenblatt für Schleswig-Holstein, 1897, Nr. 38.

Joh. Sass.

Schütze, Theodor Reinhold, Jurist, * am 12. Januar 1827 zu Uetersen in Holstein als Sohn eines Predigers, † zu Graz am 16. December 1897. — Er besuchte das Gymnasium in Hadersleben, studirte in Kiel und München Jurisprudenz, bestand 1853/54 das juristische Amtsexamen für Holstein und Schleswig mit dem ersten Charakter und habilitirte sich in Kiel, wo er 1853 zum Dr. jur. promovirt war, als Privatdocent der Rechte. Unter dem 14. Januar 1855 wurde er zum Professor des römischen und schleswigschen Rechts an der Universität Kopenhagen ernannt, von diesem Amte jedoch in Folge der Einziehung des betreffenden Lehrstuhls am 1. April 1866 mit Wartegeld entlassen. Mit Beginn des Jahres 1867 trat er wieder als Privatdocent in Kiel auf und bekleidete dann auch mehrere Jahre hindurch das Amt eines Syndicus der dortigen Handelskammer. 1876 folgte er einem Rufe als Professor für Strafrecht und Strafprocess nach Graz, wo er bis zu seinem Tode gewirkt hat. Sch. hat zahlreiche Schriften besonders auf dem Gebiete des Strafrechts veröffentlicht; er war Mitarbeiter an einer ganzen Reihe von juristischen Zeitschriften. Weitere Verbreitung fand namentlich sein »Lehrbuch des deutschen Strafrechts auf Grund des Reichsstrafgesetzbuchs« (Leipzig 1870—71; 2. Aufl. 1874).

Vgl. Alberti, Lexikon der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Schriftsteller, 1829—66, Abth. 2, S. 370 u. 1866—82, Bd. 2, S. 245/46. Daselbst auch eine Uebersicht über Sch.'s Schriften und die von ihm in Zeitschriften publicirten Artikel. Siehe auch Kukula, Bibliographisches Jahrbuch der deutschen Hochschulen. Innsbruck 1892. S. 839/40.

Joh. Sass.

Gätke, Heinrich, der »Vogelwärter von Helgoland«, einer der bedeutendsten Ornithologen der Gegenwart, * am 19. Mai 1814 zu Pritzwalk in der Mark Brandenburg, † am 1. Januar 1897. — Schon der Knabe verrieth den künftigen Naturforscher. Die freie Natur war sein Lieblingsaufenthalt, ihr

tausendfältiges Leben und Weben zu belauschen und zu beobachten seine liebste Beschäftigung. Er botanisirte und legte Sammlungen von Eiern und Schmetterlingen an; daneben zeichnete er mit besonderer Vorliebe nach der Natur, wofür er ein hervorragendes Talent besass. Eben dieses gewann zunächst die Oberhand und bestimmte ihn, sich nach Absolvirung der Schulen seiner Vaterstadt ganz der Malerei zu widmen. 1837 ging er als Seemaler nach Helgoland, um dort in möglichster Nähe des Meeres eine Reihe von Jahren hindurch gründliche Seestudien zu machen. Das wogenumrauschte Felseneiland sollte seine zweite Heimat werden. Sein ganzes übriges Leben, fast 60 Jahre, hat er daselbst zugebracht, nachdem er als Gouvernements-Secretär eine sichere Stellung gefunden und sich einen eigenen Herd gegründet hatte. Wie dann aus dem Maler allmählich ein gelehrter Ornithologe wurde, darüber berichtet er selbst in der Vorbemerkung zu seinem Buche »Die Vogelwarte Helgoland« (herausgegeben von Rudolf Blasius, Braunschweig 1891) in folgender Weise: »Der Hang des Künstlers zur freien Natur brachte mich unvermeidlich in Berührung mit der so wunderbar reichen Ornis Helgolands. Diesem folgte ebenso unvermeidlich der Wunsch, eines oder das andere der in ihrer Gestalt, ihrem ganzen Thun und Treiben so unendlich anmuthigen Geschöpfe zu besitzen: so entstand eine kleine Sammlung. Mit dem Besitze erwachte aber das Verlangen nach gründlicherer Kenntniss des Gesammelten, und das während einer Reihe von Jahren fortgesetzte eifrige Studium der hiesigen Vogelwelt, sowie der Vergleich derselben mit anderen Local-Avifaunen liess mich nicht allein erkennen, welch ein nie geahnter Reichthum des Kennenswerthen sich hier zusammenfinde, wie unendlich der kleine Fels darin die stolzesten Reiche überrage, sondern es ward mir auch mehr und mehr klar, dass dem, welchem ausnahmsweise Umstände eine so vollständige Einsicht und Erkenntniss eines hervorragenden Feldes der Naturwissenschaften gewährten, damit auch die Pflicht auferlegt sei, seine Erfahrungen nicht mit sich selbst wieder verschwinden zu lassen, sondern dieselben den Forschern auf gleichem Gebiet zu erhalten — nur das Gefühl dieser Pflicht veranlasst mich zur Veröffentlichung meiner Erfahrungen.« So hatte ihm, dem nach seinen eigenen Worten im Leben nichts ferner gelegen haben würde, als der Gedanke ein Buch zu schreiben, die Natur selbst die Feder in die Hand gedrückt, und es kam auf Grund eingehendster, fast 50 Jahre hindurch mit grösster Sorgfalt gepflegter Beobachtungen jenes Werk zu Stande, mit dem er sich in der wissenschaftlichen Welt ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat. Die Entdeckungen G.'s, namentlich in Bezug auf die Wanderzüge der Vögel, waren von geradezu epochemachender Bedeutung und fanden bei allen Ornithologen des In- und Auslands allgemeinste Anerkennung. G. war ein Naturforscher, man möchte sagen, mehr mit dem Herzen als mit dem Kopfe. Die unendlich tiefe und feine Poesie des Naturlebens, besonders des Lebens der Vögel, war es, die ihn, der selbst wie ein Stück ursprünglicher Natur erscheint, vor Allem fesselte. Immer wieder klingt diese poetische Auffassung auch in den warmen Schilderungen seines Buches durch. Es hat etwas ungemein Anziehendes, sich das Bild dieses Mannes, den zugleich in Gesinnung und Auftreten die grösste Bescheidenheit zierte, und sein inniges Zusammenleben mit seinen gefiederten Lieblingen zu vergegenwärtigen, wie er bis in sein hohes Greisenalter hinauf Jahr aus Jahr ein Tag für Tag sein scharfes Auge über Meer und Himmel hinschweifen lässt, damit ihm kein Wanderer der Lüfte entgehe, wie er das Thun und Treiben der auf der Insel rastenden

Vögel bis ins Kleinste verfolgt, wie er sie hegt und pflegt und sich liebevoll in alle Eigenthümlichkeiten jedes Einzelnen versenkt. Auch die Schlussworte der »Vogelwarte« sind für dies ganz einzigartige Freundschaftsverhältniss, wie man es wohl mit Fug nennen möchte, höchst charakteristisch. »Hiermit«, heist es, »ist dieser Bericht über die Vögel Helgolands abgeschlossen. Nicht ohne eine gewisse Trauer scheide ich von ihnen, die mir während einer so langen Reihe von Jahren liebe Gefährten gewesen, und deren hundertfältige, so wohl gekannte Stimmen während mancher späten Abendstunde, die ich an meinem Pulte über diesen Blättern verbrachte, mir wie Freundesgrüsse aus ferner Höhe herabklangen, wenn sie in ungezählten Schaaren über das Oberlicht meines Atelier-Museums dahinzogen.« — Hand in Hand mit den Beobachtungen G.'s ging die stetige Vergrösserung seiner Vogelsammlung, wobei ihm seine leidenschaftliche Neigung zur Jagd zu Gute kam. 1891 hat das deutsche Reich diese in der Welt einzig dastehenden Sammlungen erworben und damit die damals schon nahe gerückte Gefahr, dass dieselben ins Ausland wandern könnten, für immer beseitigt. In seinen letzten Lebensjahren plante G. noch eine Arbeit über das Flugbild der Möven und Seeschwalben für den Verein zum Schutze der deutschen Hochseefischerei. Das Werk sollte gleichsam ein Lehrbuch und Führer für die deutschen Seefischer werden. Doch es war ihm nicht vergönnt, dasselbe zu vollenden. Von einem Influenza-Anfall, der ihn 1896 traf, vermochte er sich nicht wieder zu erholen. Ein in seinem äusseren Verlaufe unendlich einfaches und dennoch unendlich reiches und bedeutungsvolles Leben fand damit seinen Abschluss.

Vgl. Ornithologische Monatsschrift, 1897, S. 120: Zum Andenken an drei theure Verstorbene, u. 1898, S. 49ff.: Nachruf von Rudolf Blasius, mit Bildniss. Die englische Ausgabe der »Vogelwarte« erschien 1895 in Edinburg unter dem Titel: Heligoland as an ornithological observatory. The result of fifty years experience by Heinrich Gätke.

Joh. Sass.

Marquardsen, Heinrich, von, ordentlicher Professor des Staatsrechts an der Universität Erlangen. * 25. Oktober 1825 in Schleswig, † 30. November 1897 in Erlangen, lebte ein an Arbeit, Erfahrung und Bewegung reiches Leben. Sein Vater war im Besitze eines von den Voreltern übernommenen kleinen Landgutes vor den Thoren von Schleswig und auch seine Mutter stammte aus gleicher Gegend und so war es der Wunsch der beiden Eltern, dass auch ihr Sohn, ihr einziges Kind, auf heimischer Erde bleibe und in die Fusstapfen des Vaters als Kleingutsbesitzer trete. Der Knabe musste in landwirthschaftlicher Arbeit früh mit anpacken und durfte die Gelehrtenschule in Schleswig nicht besuchen. Allein mächtiger als die väterliche Bestimmung war der Wissenstrieb, welcher den Jungen beseelte. Abends, wenn die Familie zur Ruhe gegangen war, sass er eifrig studierend in seinem Kämmerchen. Ohne alle Hilfe lernte er aus Büchern älterer Vettern, die die Vorschule in Schleswig besuchten, Latein und Griechisch, Englisch, Französisch und Mathematik. Kaum 12 Jahre alt, ging er dann einmal unter dem Vorwand, die Tante zu besuchen, in die Stadt und machte die Aufnahmsprüfung in Sekunda. Der Wille des Vaters war damit gebrochen. Noch nicht ganz 14, kam M. in Prima, musste dort aber wegen seiner grossen Jugend zweieinhalb Jahre ausharren. Mit $16^1/_4$ Jahren ward er Student. Zuerst in Kiel immatrikulirt, wandte er sich bald nach Heidelberg, der Stadt, die ihm die liebste seines Lebens wurde. Dort begründete er seine durch das ganze Leben währende Freund-

schaft mit Kussmaul, dem berühmten, nun in Ruhestand wieder in Heidelberg lebenden inneren Kliniker, und mit Aegidi, dem bekannten Politiker und Leiter des Presswesens des Auswärtigen Amtes, in den Jahren 1871—77. Am 2. Februar 1848 schloss M. seine Universitätsbildung durch seine Promotion zum Doctor beider Rechte der Heidelberger Juristenfakultät ab. Vangerow und Mittermaier waren die Lehrer gewesen, die ihn für die akademische Laufbahn begeisterten. Der Vorbereitung auf diese gehörten die Jahre 1848—51. Dieselben waren zu Reisen am Rhein, nach Belgien und nach England verwandt, um in längerer eigener Anschauung und Uebung das öffentliche mündliche Strafverfahren dortselbst kennen zu lernen. Von jener Zeit datiert M.s intime Beziehung zu einem der jetzt höchsten englischen Richter, dem Lordappellrichter Hannen, der erst vor kurzem als einer der Schiedsrichter in dem englisch-amerikanischen Beringsmeerstreit hervortrat. Wintersemester 1851/52 habilitirte sich M. in Heidelberg mit einer Arbeit »über Haft und Bürgschaft bei den Angelsachsen«, die eine Einleitung zu einer Geschichte des Habeas-Korpus-Rechtes und damit des Rechtsgutes werden sollte, in dem noch der Engländer heutigen Tages seinen höchsten politischen Besitz erblickt. M.'s Vorlesungen betrafen Straf- und alsbald auch Völker- und Staatsrecht. An den allgemeinen Fragen der Rechtswissenschaft nahm er durch Mitbegründung und Mitherausgabe der seit 1855 erschienenen »Kritischen Zeitschrift für die gesammte Rechtswissenschaft« teil, einer Zeitschrift, die, nachmals mit der »Kritischen Ueberschau« vereinigt, noch heute als Münchener »Kritische Vierteljahrsschrift für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft« fortlebt. Ein Jahr vorher hatte er mit der Tochter des in jungen Jahren dahingerafften Privatdozenten für englische Literaturgeschichte, Wiss, eines Neffen des englischen Dichters Camble, die denkbar glücklichste Ehe eingegangen. In Stintzing und Goldschmidt, den späteren Professoren der Rechte in Bonn und Berlin, erwarb er treue Freunde und Fachgenossen. 1857 ward M. zum ausserordentlichen Professor befördert, 1861 erhielt er einen Ruf als ordentlicher Professor für Staatsrecht nach Erlangen und dieser Hochschule blieb er bis ans Lebensende treu. In den ersten Jahren entwickelte er auch hierselbst eine eifrige und fruchtbringende Dozententhätigkeit — er las insbesondere auch über Politik und Enzyklopädie der Staatswissenschaften —, von 1868 an gehörte aber seine Thätigkeit nahezu ausschliesslich dem parlamentarischen Leben an. Am 27. April 1868 trat M. für den Wahlkreis Fürth-Erlangen in das deutsche Zollparlament, am 21. September 1869 für den Wahlkreis Erlangen in die bayerische Abgeordnetenkammer ein; von 1871 an war er Mitglied des Reichstags. Mitglied dieses blieb er, den Wahlkreis Fürth-Erlangen im Laufe der Zeit mit den Wahlkreisen Worms und Kusel (in der Rheinpfalz) vertauschend, bis zu seinem Lebensende; bayerischer Landtagsabgeordneter und zwar später für den Wahlkreis Kempten war er bis 1893. M.'s parlamentarische Arbeit hatte drei Richtungen. In erster Linie gehörte sie der Partei. National und liberal in der Worte bester Bedeutung, zählte er zu den berufensten Kräften der nationalliberalen Partei während ihrer ganzen Entwicklung; den verschiedensten Organisationen derselben, dem Vorstand der nationalliberalen Reichstagsfraktion, dem Centralvorstand der nationalliberalen Partei überhaupt und dem Landesausschuss derselben in Bayern gehörte er als Vorstandsmitglied bezw. als Vorsitzender an. In der Reichstagsfraktion lag seine vorwiegende Thätigkeit in informatorischen Vorträgen an die Fraktionsgenossen über die jeweils zur parlamentarischen

Behandlung stehenden Gesetzesvorlagen juristisch-politischen Inhalts. Mit das wichtigste Aktenstück, welches die Geschichte der nationalliberalen Partei kennt, ist die einen Wendepunkt in ihrem Programm darstellende Heidelberger Erklärung vom 23. März 1884. An ihrem Zustandekommen war M. neben Miquel der hervorragendst Betheiligte. Stammte der erste Entwurf derselben aus Miquels Feder, so gab ihr M. die Fassung, in welcher sie mit einer einzigen Ergänzung wörtlich auf dem Parteitage angenommen ward. In zweiter Linie gehörte seine Thätigkeit den Reichstagsverhandlungen. Er wirkte in den verschiedensten Kommissionen, insbesondere in den für die Justiz- und Strafprozessgesetzgebung niedergesetzten. In der Reichstagskommission über das Pressgesetz war er Berichterstatter; der Wahlprüfungskommission stand er seit mehreren Legislaturperioden vor. Im Plenum trat M. in juristischen und allgemein politischen Fragen als Fraktionsredner auf, eine sonore, kräftige Stimme und die Kunst des ridendo dicere verum waren ihm eigen. In den letzten Jahren sprach er vor allem zu der versuchten Strafprozessreform — er war ein Gegner der Berufung in Strafsachen —, zu den Anträgen über Aufhebung des Jesuitengesetzes und zuletzt über die Frage der mehr unitarisch oder mehr föderalistisch zu gestaltenden Organisation der Kontrole über die Auswanderungsunternehmungen. Drittens aber pflegte er die Vertretung der Partei nach Aussen, gegenüber den übrigen Fraktionen des Reichstags, gegenüber der Regierung und besonders gegenüber der Presse. Nicht nur von den Parteien, sondern auch von Bismarck war er als politischer Mittler in Vertrauensmänner-Versammlungen geschätzt. Seine freie ungezwungene Art, in der M. nicht nur zu geben, sondern auch zu nehmen verstand, machte ihn hierzu besonders geeignet. Persönliche Feinde hatte M. nicht. Selbst bei politischer Trennung blieb die persönliche Freundschaft erhalten. Noch hervorragender war aber seine Thätigkeit als politischer Tages- und Parteischriftsteller. Die meisten kritisch würdigenden Artikel der »Kölnischen Zeitung« über Reichstagsvorlagen, die prägnant und feinsinnig stilisirten, auftretende Personen und behandelte Sachen vorzüglich schildernden Reichstagsberichte des gleichen Organes hatten M. zum Verfasser*). Seine politischen Verdienste hat die bayerische Regierung 1888 durch die Verleihung des mit persönlichem Adel verbundenen Verdienstordens anerkannt. Es ist begreiflich, dass bei solch reicher politischer Thätigkeit für die Wissenschaft wenig Zeit blieb. Nichtsdestoweniger gab er auch ihr Anregung. 1874 wurde er zum Mitglied des Instituts für Völkerrecht gewählt, an dessen Sitzungen im Haag (1875), in Turin (1882), in München (1883), in Hamburg (1891) und in Venedig (1896) er sich eifrig beteiligte. Ende der siebziger Jahre veranlasste er die Herausgabe eines grossen seinen Namen tragenden Sammelwerks, des »Handbuchs des öffentlichen Rechts der Gegenwart«. Die letzte parlamentarische Thätigkeit M.'s sollte nach seiner Absicht die deutsche Militärstrafgerichtsordnung sein. An ihrem Zustandekommen wollte er noch mitwirken; dem Strafprozess hatten seine ersten litterarischen Arbeiten gegolten, ihm sollte auch die letzte parlamentarische Thätigkeit gewidmet sein. Dann wollte er vom politischen Leben Abschied nehmen. Der neue Kurs und auch die zunehmende Verarmung des Reichstags an ideal angelegteren und politisch vorgebildeten Mitgliedern hatten ihm die parlamentarische Thätigkeit verleidet;

) Band I unseres Biographischen Jahrbuches und Deutschen Nekrologs (1897, S. 49 ff.) verdankt Marquardsen den Nachruf auf Franz Armand Buhl. D. H.

vor Allem vermisste er den immer stärker auftretenden Mangel an Abgeordneten, die zu wirklich erspriesslicher Kommissionsarbeit geeignet waren. Doch es kam anders. Am Tage vor Eröffnung der Wintersession des Reichstags setzte ein Gehirnschlag dem Leben des noch völlig frischen und schaffensfreudigen Mannes ein Ziel. Auch seine Absicht, nach Ausscheiden aus dem parlamentarischen Beruf, an die Abfassung von Lebenserinnerungen zu gehen, blieb so unerfüllt. Um den Entschlafenen trauerte tief die Wittwe mit dem einen ihr verbliebenen Sohn (ein anderer war M. 1883 entrissen), die Fakultät, die Partei, am meisten aber das Vaterland. Dies schuldete ihm am meisten.

Schriften.

1) W. M. Best's Grundzüge des englischen Beweisrechts, übersetzt 1851.
2) Ueber Haft und Bürgschaft bei den Angelsachsen, 1852.
3) Aufsätze und Artikel im »Archiv des Kriminalrechts«, »Gerichtssaal«, »Zeitschrift für die gesammte Rechtswissenschaft«, Rottecks und Welckers »Staatslexikon« (3. Auflage), Bluntschli's und Brater's »Staatswörterbuch«.
4) Der Trentfall, 1862.
5) Das englische Oberhaus uud die Wissenschaft, 1862.
6) Reichspressgesetz vom 7. Mai 1874 mit Einleitung und Kommentar.
7) Spencer, Einleitung in das Studium der Sociologie, 2 Theile, übersetzt 1875.
8) Handbuch des öffentlichen Rechts der Gegenwart, herausgegeben von M. (von ihm selbst nur die einleitenden Worte), 1883 ff.
9) In memoriam (Erinnerungsblätter auf Vangerow und 'Mohl), 1886.
10) Art. Mohl in der »Allg. Deutschen Biographie«, Band 15 (1887).
11) Die nationale Bedeutung des Reichscivilgesetzbuches in der deutschen Juristenzeitung, 1. Jahrgang (1896) Nr. 17.
12) Ueber die Verjährung bei Pressdelikten (ebd. Nr. 23).

Vergl. Rehm, Heinrich von Marquardsen in der Beilage zur »Allgemeinen Zeitung« 1897 Nr. 291 und im »Juristischen Litteraturblatte« (Berlin) vom 15. April 1898.

Erlangen. H. Rehm.

Ergänzungen und Nachträge zum „Deutschen Nekrolog vom 1. Januar bis 31. December 1896“.

Seidel, Ludwig, Philipp von, Professor der Mathematik und kgl.-bayerischer Geheimrath, * am 24. October 1821 zu Zweibrücken, † am 13. August 1896 in München. — Als Sohn eines kgl. Postverwalters geboren, entschied er sich schon während seiner Gymnasialstudien, die er in Nürnberg begann und in Hof vollendete, wie er sagt »angezogen durch den belebenden Vortrag des Professors Schnürlein«, für das Studium der Mathematik, in das ihn jener wackere Lehrer, selbst ein Schüler von Gauss, in einem $2^1/_2$jährigen Privatunterricht einführte. Um auf der gewonnenen soliden Grundlage weiterzubauen, begab er sich 1840 an die Universität Berlin, wo ihn besonders Encke's Vorträge über Astronomie und Lejeune-Dirichlet's Vorlesungen über reine Mathematik anzogen. Namentlich aber war es die Astronomie, die ihn schon damals fesselte, so dass er von Encke bereits mit verschiedenen astronomischen Arbeiten beauftragt wurde, die er, wie aus einem noch vorhandenen Zeugnisse desselben hervorgeht, zu dessen vollster Befriedigung erledigte. 1842 begab er sich nach Königsberg, um bei Bessel, Jacobi und Franz Neumann seine astronomisch-mathematische Ausbildung zu vervollständigen, was ihm auch auf's beste gelang, da er von Berlin aus warm empfohlen, nicht nur die Vorlesungen dieser bedeutenden Männer hörte, sondern auch von denselben auf das liebenswürdigste empfangen wurde und mit ihnen in enge persönliche Beziehung trat. Damals gab es in Deutschland nur drei Universitäten, Göttingen, Berlin und Königsberg, an denen man mit Nutzen Mathematik studiren konnte; aber während der gewaltige Gauss, zu sehr mit eigenen Arbeiten beschäftigt und wenig zugänglich, es nicht vermochte, in Göttingen eine eigentliche mathematische Schule zu gründen und nur wenige, wenn auch sehr bedeutende Männer, zu seinen Schülern zählte, so war dies zum erstenmale Jacobi und Dirichlet für reine Mathematik, Neumann für physikalisch-mathematische Studien durch Gründung ihrer Seminare gelungen. S. aber durfte sich mit Stolz als einen hervorragenden Schüler dieser grossen Männer bezeichnen, denen der Aufschwung und die grössere Verbreitung mathematischer Studien in Deutschland in erster Linie zu danken

ist. Nach einjährigem Aufenthalt in Königsberg wandte sich S. nach München, um sich dort nach Erlangung der Doktorwürde zu habilitiren. Durch Bessel wurde er an Steinheil, einen früheren Schüler des letzteren, auf das wärmste empfohlen und von diesem sogleich in sein Arbeitsgebiet, die Anwendung der Mathematik auf physikalische Probleme eingeführt. Steinheil hatte 1835 das Photometer erfunden, und es handelte sich darum, mit dem neuen Apparate Messungen vorzunehmen, wozu sich S. sofort anschickte. Nebenbei löste er eine von der philosophischen Fakultät der Münchener Universität gestellte Preisfrage und promovirte 1846 mit einer Arbeit »Ueber die beste Form der Spiegel in Teleskopen«. Im gleichen Jahre habilitirte er sich mit einer auf die Studien bei Dirichlet zurückzuführenden Arbeit: »Untersuchungen über Convergenz und Divergenz der Kettenbrüche« und veröffentlichte 1848 eine weitere demselben Gebiete angehörige Abhandlung: »Ueber neue Eigenschaften der Reihen, welche discontinuirliche Functionen darstellen«, worin er zum erstenmale den Begriff der ungleichmässigen Convergenz einführte — eine Entdeckung, die später von Weierstrass, der S.'s Arbeit nicht kannte, von neuem gemacht wurde und nach dem Urtheil von Professor Lindemann zu S.'s bedeutendsten rein mathematischen Leistungen gehört. Später hat er sich nur gelegentlich mit Untersuchungen ähnlichen Charakters beschäftigt, die sich niedergelegt finden im XI. Bande der Abh. der bayer. Ak. der W. von 1871, in den Sitzungsberichten derselben von 1877 und im Journal für Mathematik Bd. 73. Aus der gemeinsamen Arbeit mit Steinheil, der S. sehr rasch schätzen lernte, so dass beide bald eine enge Freundschaft verband, ging eine Reihe praktischer Arbeiten hervor: so eine Abhandlung zur Theorie des Steinheil'schen Passage-Prismas 1846, ferner Tafeln zur Reduction der Wägungen von Steinheil und S. 1848, und vor allem seine wichtigen photometrischen Untersuchungen, von denen »Erste Resultate photometrischer Messungen am Sternenhimmel« 1846 und die umfassende Arbeit »Untersuchungen über die gegenseitige Helligkeit der Fixsterne erster Grösse und über die Exstinction des Lichtes in der Atmosphäre«, 1852 in den Berichten und den Abhandl. der bayer. Ak. erschienen. Es sind dies die ersten bedeutenden Messungen dieser Art und haben ihren Werth bis heute beibehalten. Später hat S. diese Untersuchungen auch auf die Planeten ausgedehnt, (Gelehrte Anz. der Ak. 1853 und Monum. Saec. der Akad. II. Kl. 1859) und weiter publicirte er noch »Resultate photometrischer Messungen an 208 der vorzüglichsten Fixsterne (Abhandl. d. bayer. Ak. 1862 und 1867). Hieran schlossen sich nicht weniger bedeutende dioptrische Arbeiten, die ebenfalls von Steinheil veranlasst wurden, und einerseits zur Verbesserung der Herstellungsmethoden optischer Instrumente, andererseits für die heute so vielfach in der Astronomie verwendete Photographie von bedeutendem Nutzen sind. Sie erschienen theilweise in den Jahrgängen 1853 und 1856 der astronomischen Nachrichten, theils in den Sitzungsberichten und Abhandl. d. bayer. Ak. von 1848 bis 1873.

In engem Zusammenhang mit diesen praktischen Anwendungen standen S.'s Arbeiten über Wahrscheinlichkeitsrechnung und die Methode der kleinsten Quadrate, die ebenfalls in den Sitzungsberichten von 1863, in den Abhandlungen der bayerischen Akademie von 1874 und 1876 und in den astronomischen Nachrichten 1874 erschienen. Auch in ihnen sind verschiedene neue Gedanken und Methoden niedergelegt. Noch müssen wir hier die Anwendung derselben auf die Bearbeitung des statistischen Materials

erwähnen, welches auf Anregung des Hygienikers Pettenkofer angesammelt worden war, um die Frage zu entscheiden, ob zwischen der Häufigkeit der Typhusfälle in München und dem Stande des Grundwassers einerseits und der Menge der atmosphärischen Niederschläge andererseits ein Zusammenhang bestehe. Nach Pettenkofer's Urtheil hat gerade diese Bearbeitung der Frage durch S. hauptsächlich dazu beigetragen, den Ruf Münchens in sanitärer Richtung zu heben.

Diesen hervorragenden Leistungen S.'s in den verschiedensten Gebieten würden sich sicher noch manch andere gleich bedeutende zugesellt haben, hätte nicht ein schweres Augenleiden, zu welchem er den Keim durch seine intensiven astronomischen Arbeiten legte, frühzeitig seine Thätigkeit eingeschränkt und allmählich ganz gehemmt. Dieses tückische Leiden war es auch, welches in späteren Jahren seine so segensreiche Lehrthätigkeit schwer beeinträchtigte, die er 1847 als ausserordentlicher Professor an der Münchener Universität begann und seit 1855 als Ordinarius bis zu seinem 70. Lebensjahre fortsetzte. Es war dies um so mehr zu bedauern, als der durch die oben genannten grossen Männer in Deutschland angebahnte Aufschwung der Mathematik in Bayern in S.'s Person den ersten hervorragenden Vertreter gefunden hatte; und in der That waren auch seine bedeutende Lehrbegabung und das Interesse, das er dem Unterrichtswesen entgegenbrachte, in hohem Maasse geeignet, einerseits die damals gänzlich darniederliegende Heranbildung junger Mathematiker für das Lehrfach zu heben und andererseits dem an den Mittelschulen bisher so wenig berücksichtigten Fache die ihm zukommende Bedeutung zu verschaffen. Trotz seines schweren Leidens hat S. diese wichtigen Ziele seiner Berufsthätigkeit nie aus dem Auge verloren, wenn ihm auch theils jenes Leiden, theils der Wechsel der Verhältnisse nicht gestatteten, alle seine diesbezüglichen Wünsche erfüllt zu sehen. Dass es so bedeutenden Fähigkeiten und hervorragenden Leistungen auf verschiedenen Gebieten nicht an äusseren Anerkennungen fehlte, ist selbstverständlich; wir sehen von Orden und Titeln ab und nennen nur diejenigen, die er, der Gelehrte, selbst am höchsten schätzte: so wurde er 1851 Mitglied der bayerischen Akademie der Wissenschaften, 1867 Mitglied der europäischen Gradmessungskommission, ferner korrespondirendes Mitglied der kgl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen, der Akademie der Wissenschaften zu Berlin und der Leopoldinischen Akademie der Naturforscher.

S. war unvermählt geblieben, aber um so mehr widmete er sein ganzes Interesse, seine ganze kraftvolle Individualität seiner Berufsthätigkeit. Die Integrität seines Charakters, die Festigkeit und Willensstärke, die aus allen seinen Handlungen sprach, und andererseits seine Liebenswürdigkeit im Umgang verschafften ihm die Achtung und Zuneigung aller, die mit ihm in näheren Verkehr traten, und lassen ihn namentlich bei seinen Schülern unvergessen bleiben.

Quellen: Almanach der bayer. Akademie der Wissensch. Gedächtnissrede, gehalten von Prof. Dr. F. Lindemann in der k. bayer. Akademie der Wissenschaften am 27. März 1897. München, Ackermann 1898.

A. v. Braunmühl.

Noé, Heinrich, August*), Dr., * am 16. Juli 1835 in München, † 26.

*) Vergl. Band I, S. 447; mit der Aufnahme eines zweiten, von berufener Freundeshand herrührenden Nekrologes Noé's, willfahren wir einem Wunsche Friedrich Ratzel's (Beilage zur Allg. Ztg. 1898, No. 277).

August 1896 zu Bozen, entstammte einem stramm-hugenottischen Auswanderergeschlecht. Er hat mir gelegentlich selbst erzählt, wie ihn, nachdem er den Pyrenäen und den carlistischen Wirren den Rücken gekehrt, auf französischem Boden plötzlich ein wohliges Heimatgefühl überkommen habe, das er sich nicht anders erklären mochte, als dass er es mit der Station Château Noe in Zusammenhang brachte, an der er bald darnach vorübergefahren. Sein Vater war königlicher Beamter, Schlossverwalter in Aschaffenburg, und hatte seinen Amtssitz zuletzt in Ansbach. Der Studienweg führte Heinrich über Augsburg, Aschaffenburg nach Erlangen, wo er statt Theologie, wie die Eltern gern gesehen hätten, lieber Naturwissenschaften und Sprachen hörte. Promovirt hat er erst 1864. Sein Sprachentalent ging in die Tiefe wie in die Breite; es wurzelte im Sanskrit — seine Erstlingsschriften bezeugen es — und umfasste allgemach achtzehn Idiome. Er hat Tjutschew's lyrische Gedichte übersetzt, 1861. Seine Sprachkunde namentlich empfahl ihn der Hofbibliothek in München, an der er unter Director Halm von 1857 bis gegen 1863 als Assistent thätig war und die ausländischen Besucher als redegewandter Cicerone überraschte. Da war es auch, wo er einen in Frankreich herausgekommenen, vorgeblich aztekischen Zeichencodex als das erkannte, was er war, nämlich als modern-europäisches Kindergekritzel. Der Bibliotheksvorstand hielt grosse Stücke auf ihn; er beförderte ihn an's britische Museum in London. Er konnte sich hier gut stehen, aber er vertrug das Klima nicht, und in die alten Münchener Verhältnisse zurückgekehrt, gewahrte er, dass auf die Sehkraft seiner Augen kein rechter Verlass sei. Der Drang nach Freiheit und Ungebundenheit that das Uebrige dazu, um aus dem Bureaumenschen den Reiseschriftsteller, den berühmten Alpenwanderer zu machen, zum Verdrusse seiner Eltern, die ihn in einer sicheren Stellung wissen wollten, und mit gänzlicher Umgestaltung seines Lebensstiles; denn der junge Mann, der einen angeborenen Sinn und ein allseitiges Verständnis für vornehme Lebensführung hatte, schlug trotzig, schlug mit klarem Bewusstsein zu einem Bohémien um, wie solcher auf die Wanderschaft und in die Berge passte.

Nicht jeder Wirth witterte hinter diesem gleich auch den Bildungsmenschen, wiewohl seine adelige Gestalt sofort auffallen musste. »Gewaltig konnt' er schreiten und war von hohem Wuchs.« Seine Stirn blieb schön und glatt bis in seine letzten Tage; sein nussbraunes Haar legte sich mit einer Charakterlocke vor und wich niemals weit zurück. Seine Adlernase hatte mehr einen gallischen als bajuvarischen oder tirolischen Schwung. Die dunklen Augen blickten scharf aus; freisam, muthig und doch zugleich wohlwollend grüssten sie, doch gern zuckten auch die Lichter von Schalkhaftigkeit, Laune und Spott in ihnen hin und wieder — spät erst verriethen sie Weinseligkeit. Sein Mund war zart, sein Kinn kräftig; über ersterem bog sich buschig der Schnurbart herab, dem ein etwas massigerer Bestand unterhalb entsprach. Er trug Blouse oder Joppe, schlang sich die Binde lässig um den Hals und der weiche, breitkämpige Filzhut wusste stets von allen möglichen Wetterunbilden zu erzählen. Er zog nicht wie ein Künstler einher, auch nicht wie ein Holzknecht, aber zwischendurch tauchte seine eigenartige Erscheinung auf. Und wie gesagt, sie hatte Stil. Wer ihn je im vollem Wichs gesehen, muss ein Sonntagskind sein; aber auch da wird er seinen Mann gestellt, d. h. eine gute Figur gemacht haben.

Bei der Arbeit gehörte N. ganz sich und dem eben zu behandelnden Gegenstande an; aber wie lebte er auf, wie verjüngte er sich, wie sprühte

sein Geist tischüber in geselligem Kreise bei einem gutem Tropfen! Da zog er mit Leichtigkeit alle Register seines reichen Wissens, da war ihm in allen Tagesfragen ein stichkräftiger Trumpf zur Hand, da entwickelte er Laune und geistige Anmut. Als Causeur war er unvergleichlich, fesselnd, entzückend, erobernd, gleichviel, ob er verwöhnte städtische Sommersiedler oder schlauschlichte Landleute um sich hatte. Und sein süsser beredter Mund that's auch Frauen an. Er hatte Glück bei dem schönen Geschlecht. Aber so viele Gelegenheiten ihm auch nahe gelegt wurden, so viele Freiheiten er sich auch nahm, er blieb doch zeitlebens ein Gebundener, und in einzelnen Fällen kam es zu tragischen Ausgängen, wiewohl das Geschick nicht eigens heraufbeschworen worden. So ging 1880 das Gerede, dass seinethalben sich eine begabte Schriftstellerin das Leben genommen — seinethalben, doch kaum durch seine Schuld.

Was N. zu seinem neuen Berufe mitbrachte, war ungewöhnlich viel: umfassende naturwissenschaftliche Kenntnisse, geschichtliches und ethnographisches Interesse, Gewandtheit in den Sprachen, ein treues Gedächtniss, das sich fort und fort durch sachliche Tagebuch-Eintragungen festigte, ein männlich-poetisches Empfinden und eine Darstellung, die unschwer die Verbindung zwischen Nahem und Fernem aufgriff und das scheinbar Entlegenste zu einem einheitlichen stimmungsvollen Ganzen zu verweben verstand; während sie eine Gegend im Zauber der gegebenen Jahreszeit schildert, liegt für sie zugleich der geologische und geschichtliche Urgrund derselben zu Tage, und wie sie stilgemäss dem sonnigen Süden und der heroischen Vorwelt beikommt, weiss sie auch das rauhgewaltige Naturwalten der nördlichen Alpenwelt zu fassen.

»In den Voralpen« ist wohl das erste Buch, das N. als erwandertes herausgegeben, obwohl dasselbe erst in der Ausgabe von 1871 weitere Verbreitung gefunden zu haben scheint. So geht ja auch das »bayrische Seebuch« (1865) naturgemäss dem »österreichischen« und »italienischen« (1867 und 1874) voraus. Gleich die erste zu den Alpen aufstrebende Publication trug dem Autor auf Verwendung des Directors Halm ein königliches Reisestipendium ein. Die Fahrt ging nach Dalmatien, Italien und zwar hier zu Fuss nach Rom. So wirkte wohl Seume nach und als Früchte dieser Reise sind das »Brennerbuch 1869« und »Dalmatien und seine Inselwelt, nebst Wanderungen in die schwarzen Berge« zu betrachten.

Aber mittlerweile hatte sich der Wanderer daheim die Finger verbrannt. Die beiden in's Zeitgeschichtliche einschneidenden Broschüren »Ach wie dumm gehts in Bayern zu« und »Gottes Zorn« konnten ihm nicht Freunde erwecken, weiss man doch, dass selbst dem vorsichtigeren grimmen Fallmerayer seine verdeckten Ausfälle gegen das bajuwarische »Derwischabad« nicht wenig eingetränkt worden sind. N. zog sich an die österreichische Grenze nach Mittenwald zurück, das, von Fahrten nach Spanien und nach Italien abgesehen, sechs bis sieben Jahre sein Aufenthalt geblieben. Auch Lehrgeld zahlen musste der junge Alpenwanderer. Wir erzählen mit den Worten seiner Frau Schwester, die so treu und liebevoll sein Gedächtniss wahrt: »Im Jahre 1865 auf 66 in der Sylvesternacht verirrte er sich auf einem Uebergangsjoch zum Achensee. Er stiess auf eine Holzhütte, machte Feuer darin und gewahrte, dass ihm die Füsse erfroren. Erschöpft, ohne Lebensmittel, sah er sich dem Tode nahe. Grenzwächter, die das Feuer bemerkt, vermutheten Schmuggler in der Hütte auf der Höhe und fanden so meinen armen Bruder. Er lebte noch, wurde zu Thal gebracht und von da weiter nach Ansbach zu den Eltern befördert. Anfangs glaubte man, dass man ihm die Füsse werde abnehmen

müssen, doch der mütterlichen Pflege gelang es, ihn wieder auf gesunde Beine zu bringen. Die Zeitungen berichteten über den Unglücksfall und schon damals kamen Beileidsschreiben aus Nah und Fern, sogar aus Russland. Bei dieser Gelegenheit sah ich meinen Bruder zum ersten Mal, ich 11 Jahre alt, Heinrich um 20 Jahre älter —.« (S. auch »Gartenlaube«. 1865.)

Schon auf seiner ersten grösseren Wanderung schrieb N. Feuilletons, landschaftliche, Reisefeuilletons. Sie wurden gleich beachtet und mit dem damit erzielten Honorar spann er wohl den Faden seiner Fahrten weiter. Und der Feuilletonist brachte es rasch zu anerkannter Meisterschaft und bald verstand er sich zu ausgesprochen feuilletonistischen Aufträgen und Touren. Er wurde zum Feuilletonisten, wie Fallmerayer zum Fragmentisten geworden. Und wie diesem standen ihm in der besten Zeit die angesehensten Blätter zur Verfügung, Allg. Ztg., Gartenlaube, N. Fr. Pr., Wiener Ztg. u. s. w. Und man las den Feuilletonisten N. lieber als dessen Bücher, denn er brachte stets das Frischeste, Neueste, das eben Actuelle und Saisongemässe. Also machte der Buchautor durch seine Feuilletons sich selbst die wirksamste Concurrenz, und sodann nahmen seine Feuilletons auf die Gestaltung seiner Bücher Einfluss. Nicht wenige derselben entbehren nemlich des einigenden Buchgedankens und sind nur aufgesammelte, mehr oder minder glücklich verbundene Feuilletons. So gleich sein Hauptwerk, das vierbändige »Deutsche Alpenbuch« 1875—88. In diesem erscheinen einzelne Länder, einzelne Partien wesentlich bevorzugt, andere empfindlich zurückgesetzt. Das gegen vierzig Jahre ältere, fast titelgleiche, fünfbändige Werk A. Schaubach's »Die deutschen Alpen« ist entschieden gleichmässiger gearbeitet. Aber freilich, auf diesem liegt sozusagen eine und dieselbe Jahreszeit, der Sommerglanz, während N. mit Fug und Recht auf die »verschiedenartige Beleuchtung« hinweisen kann, »in welcher Landschaften und Menschen erscheinen«; da er sein Alpenbuch »nicht als Sommer- oder Ferientourist« geschrieben, vielmehr »von einer Wintersonnenwende bis zur anderen keinen Monat, ja keine Woche, keinen Tag« vorübergehen liess, »an welchem er sich seinen Gegenstand nicht beschaut hätte«. Ersichtlich feuilletonistischen Gefüges ist das »Tagebuch aus Abbazia« 1884 und sind auch »Die Jahreszeiten«, 1888, was gleichwohl gerade dieses Buch nicht hindert, ein's der gehalt- und stimmungsvollsten zu sein, womit uns der Autor beschenkt hat.

»Ich bin kein Dichter«, pflegte N. zu sagen. Dieser Meinung oder diesem Vorurtheil ist es wohl zuzuschreiben, dass er die Reihe seiner Roman- und Novellendichtungen sobald abbrach; auf »die Brüder«, »den Zauberer des Hochgebirges« und die »Gasteiner Novellen« (1873—75) folgte Ende der Siebzigerjahre der »Robinson in den Tauern«, wohl sein bekanntestes erzählendes Werk, in drei Bänden. Es wiegt viel und man legt es nicht zu den gelesenen abgethanen Sachen. Der Held ist ein Militärflüchtling zur Zeit der Napoleon'schen Gewaltherrschaft. Er lässt sich von der Salzburger Veste herab, er durchirrt, verfolgt und geächtet, die Wildnisse des Salzburger Landes; der Pfleger von Werfen ist eine Prachtgestalt, ein nächtliches Effectstück die Schmuggler und der Sturm auf dem Zeller See, und so ist hier des Gehaltvollen noch viel, vielleicht allzuviel für eine leichte Unterhaltungslektüre, die am ehesten Aussicht hat, populär zu werden. In den Achtzigerjahren schrieb N. als Erzähler nur noch in kl. 8°, wörtlich und figürlich gesprochen, d. h. er ging unter die Jugendschriftsteller, und beispielsweise, wer mit den »Pionieren der Unterwelt« auszieht, kann das Fürchten lernen.

Als getreuer Eckart der Alpenwelt hat N. überall hin fördernden, weisenden Ausblick gehalten. Wo eine neue Bahnlinie angelegt oder ein interessanter Gebirgswinkel erschlossen wurde, wo eine Gegend, ein Ort zu Ruf und Besuch gelangte, wo immer der sommerliche Fremdenschwarm sich hinlenkte, überall tauchte fast ungesäumt die reisige Gestalt unseres Autors als kundiger, williger Geleitsmann auf. Daher seine vielen »Führer« und Ortsmonographien, die alle tiefer gegriffen und eigenartiger gefasst sind als die gewöhnliche touristische Marktwaare. Wir heben »Elsass-Lothringen«, »Gastein und seine Nebenthäler«, »Gossensass«, »Innsbruck«, »Arco«, »Görz und seine Umgebung«, die »illustrirten Führer auf den Linien der österreichischen Eisenbahnen« und eine stattliche Reihe der bekannten Füssli'schen Reisehefte hervor, letztere aus den ersten Achtziger Jahren. Doch dies und Aehnliches hätte immerhin auch ein anderer behender Schriftsteller im Dienste des augenblicklichen Bedarfes leisten können. Aber N. war zugleich Pfadfinder; in ihm stak ein Stück Aeskulap; er wurde zum Wohlthäter an der erholungsbedürftigen Menschheit, zum Gründer mittlerweile berühmt gewordener Luftkurorte und Sommerfrischen, solcher, die wir uns unmöglich mehr wegdenken können. Wir nennen Semmering, Toblach, Vahrn, Abbazia, das Kurhaus in Görz, Madonna di Campiglio. Die Mehrzahl dieser Trost- und Heilstätten, sicher Semmering, Toblach und Abbazia sind Gründungen N.'s durch die Südbahn, mit deren Generaldirector Schüler er nach dem bosnischen Feldzuge diesen menschenfreundlichen Eroberungsplan besprochen und vereinbart hatte. Wie beispielsweise Abbazia erworben und ausgestaltet wurde, erzählt N. selbst gelegentlich, natürlich mit bescheidener Zurückstellung seines eigenen Verdienstes. Er hat sich trotzdem wohl bereichert bei diesen Gründungen? Durch ungefähr acht Jahre ein Honorar von je 1200 fl., ein kleines, feuchtes Haus in Abbazia, darin sich seine älteste, seine Lieblingstochter den Todeskeim holte, und etwa die Erwirkung der einen oder anderen Schnellzugshalte-Stelle, das ist Alles, was er von seinem Zusammenwirken mit der Südbahn hatte.

Besonders beachtenswert sind die Bücher vorwiegend naturwissenschaftlich-lehrhaften Inhalts. So schon aus der ersten Zeit: »Wie soll man die deutschen Alpen bereisen?« und »Neue Studien aus den Alpen«; so »Gossensass« mit den Erinnerungen an Tirols Gletscherwelt; so das »Geleitbuch nach dem Süden« mit ganz einzig schönen Kapiteln über den Karst und die Karstnatur im allgemeinen, und so auch die »Geschichten aus der Unterwelt«, die mit dem Karstwesen zusammenhängen.

Wieder in anderen Büchern überwiegt N.'s lyrische, erinnerungsselige Natur; wir nennen diesbezüglich neben den schon erwähnten Jahreszeiten die »Bergfahrten und Raststätten«, das »Deutsche Waldbuch« und »Edelweiss und Lorbeer«, ein Spätwerk (1895), darin schon merklich die Schatten länger werden.

Auf Tirol entfällt ein überwiegender Theil von N.'s Schriften; er zog dies Land immer vor und in den letzteren Jahren mehr und mehr den Süden desselben und das Küstenland. Anfangs schrieb er, wie überhaupt, detailreich über Tirol, dann aber wurden seine Schilderungen immer grosszügiger, sinnbildlicher. Schon aus 1890 stammt »Sinnbildliches aus der Alpenwelt«, wenn auch aus demselben Jahre noch der »Frühling in Meran« datirt mit der berühmten Bismarck-Novelle. Gerade bezüglich Tirols hatte N. einen gewichtigen und berühmten Rivalen an L. Steub. Ludwig von Hörmann, selbst eine Autorität in allen ethnographischen und kulturhistorischen Dingen

seiner Heimat, kennzeichnet und unterscheidet die beiden glänzenden alpinen Schriftsteller bestens in folgenden Sätzen: »Die Frage, welcher von beiden bedeutender war, halte ich für überflüssig, jeder ist in seiner Eigenart gross. Bewundern wir bei Steub die freie Zeichnung, die in wenigen Strichen ein Landschaftsbild treu wiedergibt, so fesselt bei N. die farbengesättigte Malerei mit der reichen Detailausführung; finden beim Ethnographen und Literarhistoriker Steub mehr die Menschen und ihre Schöpfungen Berücksichtigung, so beschäftigt den Naturforscher N. mehr die Natur in ihrem Werden und Vergehen; dem Humoristen und Satiriker Steub antwortet der Denker und Philosoph N., dem in der gewaltigen Natur und ihrem geheimnisvollen Weben eine verwandte Saite entgegentönt. Und wenn der Ethnograph Steub aus verwitterten Grabsteinen und Wappen die Namen ausgestorbener Geschlechter entziffert oder in räthselhaft klingenden Ortsnamen den Resten untergegangener Völker nachspürt, so mahnt den Geologen N. die marmorne Tischplatte, auf deren abgeschliffenen Ueberresten versteinerter Ammoniten sein Weinglas einen rothen Rand gezeichnet, an das Mittelalter unserer Erde, sowie sein ahnender Blick beim Herabkollern der Steinlawine die Zeit kommen sieht, da im Verlaufe der Jahrtausende der schöne Alpsee vom Gerölle ausgefüllt und verschwunden sein wird. Ueberall auf seinen Wanderungen begleitet uns der ernst angelegte denkende Mensch, der grübelnde, etwas zum Mysticismus geneigte Geist im Gegensatz zu Steub, dessen Humor wie heiterer Sonnenglanz seine Schöpfungen belebt.«

Diese nach beiden Seiten hin gleich zutreffende Charakteristik findet sich im Vorwort zur N.'schen Nachlassschrift »Bozen und Umgebung«, die soeben das Heinrich Noé-Denkmal-Comité in Bozen herausgibt. Sie ist mit N.'s letztem Bildniss nach der Originalfarbenskizze von Carl Amonn geschmückt, bringt auch zwei figurale Beiträge von Defregger und enthält überdies drei Landschaftsschilderungen von N.'s verstorbener Lieblingstochter Maria Walpurgis. Man braucht blos das erste Kapitel dieses posthumen Buches zu lesen, um inne zu werden, was unter dem Stich ins Mystische zu verstehen ist. Ein möglichst vollständiges Verzeichniss der N.'schen Schriften macht diese pietätsvolle Publication besonders werthvoll.

Selbst N.'s ehrlichste Freunde und Würdiger werden kaum alle seine Schriften gelesen haben; er hätte es auch keinem zugemuthet. Denn kleinliche Eitelkeit lag ihm fern, und er wusste selbst zu gut auch, dass neben den Sachen von bleibendem Werthe viel Gelegentliches mit einherlief. Er war arbeitsam aus Drang und Noth, aber er hielt nicht Ordnung, und bei seinem Nomadenleben war dies auch ein Ding der Unmöglichkeit. An dem Unstäten aber hing er eben so eigensinnig als unbekümmert, nachdem er einmal sich selbst zu einer Art Declassirten gemacht. Bei ihm konnte man ebenso wenig eine Sammlung seiner Werke suchen wollen, als sich in seinem Nachlasse Verlagsbriefe und dergleichen vorfand.

Doch es ist noch manches Biographisches nachzuholen. Ich lernte den längst verehrten Meister 1877 in Velden am Wörthersee persönlich kennen. Er war eben vom russisch-türkischen Kriegsschauplatz zurückgekehrt, wo es ihm knapp an den Hals gegangen, und noch vor Plewna wars. Er redigirte eine kärntnerische Wochenschrift, litt zuweilen an Fieber und sommersiedelte in einem abseits stehenden Bauernhäuschen mit seiner Frau, die ihm ein Töchterchen geboren. Er hatte 1870 oder 72 in Zara geheiratet und zwar seine Sekretärin und Reisebegleiterin. Die Ehe war keine glückliche. Er

hatte aber Münchner Freunde um sich, du Prel, die Maler Oppel und Flüggen. Mit diesen galt's ein rüstiges, wildes Naturkneipen. Man badete unter dem wuchtigen Wassersturz des oberen Sees, man kampirte nachts im Walde bei einem lebhaften Feuer und liess die Flasche Rothweins kreisen, man setzte im Costüm von Wilden über den gedachten See und schlief in einem, diesem zu, offenen Holzverschlag. Den Zutritt zur Banda vermittelte der Losungsruf »Arkas«, nach dem Sohne der Kallisto. Mich, der doch auch zur zahmeren Gesellschaft im Orte hielt, schalt der Meister »Weiberknecht«.

Schon 1878 ging N.'s Ehe in die Brüche — sie ist ihm durchgegangen, hiess es; er hat sie fortgeschickt, verlautete von anderer Seite, und das dürfte wohl das Richtigere sein. Zu einer förmlichen Scheidung oder Trennung kam es nicht; Fristversäumniss, Kosten und Schuldbewustsein wohl auch auf Seiten des Mannes standen dem im Wege. Vom lieben Kinde konnte sich N. nicht trennen, obwohl dasselbe bei seiner mittlerweile verheiratheten Schwester gut aufgehoben gewesen wäre. Das dreijährige Töchterchen brauchte aber eine Pflegerin und Erzieherin, N. selbst eine geübte Schreibkraft. Das Alles fand sich in einem feinen gebildeten Fräulein, doch die Verbindung mit demselben konnte nur eine Gewissensehe sein und ist eine solche geblieben. Es war daher nur ein wohlwollendes Gerücht, welches wissen wollte, N. habe zum zweiten Male sich in St. Ruprecht bei Klagenfurt trauen lassen und dabei sein Erlanger Doctordiplom vorgewiesen. So ist es aber gekommen, dass die beiden hinterlassenen Töchter Karoline und Henriette nicht ihres Vaters berühmten Namen führen, während ihn noch eine Unwürdige trägt.

Bald nach Velden siedelte N. auf einer Höhe über Brixen. Er und seine Kameraden wurden als Ketzer denunzirt, aber man kam damit an einen gutmüthigen Geistlichen, der den Ausspruch that: »Lasst sie — irgendwo müssen sie ja doch sein!« Bald nach der Besetzung Bosniens brachte N., der Erste, aus diesem schönen Berglande deutsche Kunde. Man lese beispielsweise im heurigen Schulvereins-Kalender das Nachlassstück »Eine türkische Geschichte«. Später hatte N. sein Heim in Görz. 1893 leitete er kurze Zeit die amtliche Laibacher Zeitung, bis ihn nämlich der slovenische Uebermuth anwiderte. Bald darnach that er bei Römerbad einen bösen Fall vom Conducteurhüttchen eines Waggons herab — man witterte ein slovenisches Attentat — richtiger trug aber einfache Schlummerseligkeit das Verschulden. Die Narbe quer die linke Wange herab rührt von daher, nicht von einer Studentenmensur.

1894 verlor N. seine geliebte legitime Tochter Maria Walpurgis. Von da an war er nicht mehr derselbe. Er fühlte Arbeitskraft und -Mut schwinden; eine rührselige Stimmung überkam ihn, den sonst so sicheren Mann; der Stich in's Mystische vertiefte sich, so dass sich ihm beispielsweise die Augen feuchteten, wenn er aus dem Todtenritual bei dem Begängnisse seiner Tochter der tröstenden Worte gedachte: »Du wirst den Tod nicht sehen, ob Du gleich stürbest«; er suchte Trost beim Weine und vertrug nicht mehr das gewohnte Mass. Eine Kaltwasserkur in Thalkirchen bei München im Sommer 1896 festigte ihn wenig. Auf dem Rückwege nach Bozen verweilte er noch vierzehn Tage in Niederndorf. Er starb in Bozen Nachts 12 Uhr am 26. August 1896, nicht in seiner Wohnung, sondern als Gast im Krankenhause — erstere war nicht in Ordnung! Der Arzt erkannte auf Gehirnerweichung, Gehirnschlag.

N. ruht auf dem protestantischen Friedhof; Begängniss und Grabstelle

hat die Curcommission in Gries bestritten. Mutter und Kinder sind mittellos hinterblieben. Spontane Anerkennung rafft sich zu einem Denkmal für den Hingeschiedenen auf und das ist tröstlich, aber kein Ehrenstein gleicht aus, was an ihm das Leben verschuldet.

Lit. Zur Erinnerung an Heinrich Noé. Von Friedrich Ratzel. Beilage zur Allgem. Zeitung, No. 148 vom 7. Juli 1898.

Hans Grasberger.

Leithe, Friedrich, * am 28. März 1828 zu Fieberbrunn in Tirol, † am 15. Dezember 1896 in Innsbruck, Bibliothekar. L's. Vater war k. k. Gubernialrath und jubil. Eisenwerkdirector. Nachdem L. seine Studien an der Mittelschule vollendet, bezog er die Wiener Universität, an der er die juridischen Prüfungen mit ausgezeichnetem Erfolge ablegte und 1852 die Doktorwürde der Philosophie erwarb. Von da ab widmete er seine ganze Kraft dem Bibliothekswesen, dem er sich ungetheilt bis an sein Lebensende ergab. Nach mehr als dreijähriger Dienstzeit als Hilfsarbeiter an der Hofbibliothek in Wien, wurde er im Februar 1857 zum Amanuensis an der Universitätsbibliothek daselbst, April 1857 zum Scriptor ernannt. Schon in diesen Stellungen that er sich derart hervor, dass er nicht nur durch eine ministerielle Belobung, sondern auch durch Verleihung einer Bibliothekarstelle an der Universitätsbibliothek in Innsbruck (Jänner 1868) ausgezeichnet wurde, ein Avancement, bei dem er die Stelle eines Custos übersprang. 1874 wurde ihm die Leitung der Wiener Universitätsbibliothek, März 1885 die der Bibliothek der technischen Hochschule in Wien anvertraut. Ueber ein Jahr quälte ihn ein Leiden, das ihn dienstunfähig machte, bis ihn der Tod davon erlöste. Jeder, der L. kannte, schätzte ihn als einen Mann von peinlicher Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue, den die Freude an seinem Dienste beseelte. Als Vorstand der grossen Institute, die er leitete, zeigte er Sinn für Organisation und Blick für all das, was das Ansehen und die Leistungsfähigkeit dieser Anstalten zu heben vermochte. Dabei hielt er auch als Vorstand an seinem unermüdlichen Eifer fest; von früh morgens bis in den späten Abend hinein sass er in seinem Bureau, wo er die wichtigsten Amtsgeschäfte selbst erledigte. Er führte die Korrespondenz, besorgte den Einkauf der Bücher, sowie einen Theil der Katalogisirung; dabei war er stets in der Bibliographie genau orientirt und wusste über alle Fragen, die ihm zur Entscheidung vorgelegt wurden, Auskunft zu geben. Auch seine vorgesetzte Behörde, das Unterrichts-Ministerium, schätzte den Umfang seiner Kenntnisse und befragte ihn oft in wichtigen Bibliotheks-Angelegenheiten. 1873 war er Mitglied der Tiroler Landeskommission für die Wiener Weltausstellung, im Jahre 1893 erhielt er den Titel eines Regierungsrathes u. s. w. — Sein Werk »Die k. k. Universitäts-Bibliothek in Wien. Wien, 1877« ist durch genaue Sachkenntniss und sorgfältige Benutzung aller Quellen ausgezeichnet.

Quellen: Neue freie Presse vom 21. Dezember 1896 und unveröffentlichte Akten.

H. Bohatta.

Volkmann, Wilhelm, Buchhändler, * am 12. Juni 1837 in Leipzig als Sohn des berühmten Anatomen und Physiologen Alfred Wilhelm Volkmann (bis 1837 in Leipzig, bis 1843 in Dorpat, bis zu seinem Tode, 1897 in Halle) und jüngerer Bruder des berühmten Chirurgen und Dichters Richard Volkmann (ps. R. Leander), † am 24. December 1896 zu Leipzig. Er besuchte das Pädagogium in

Halle und die Klosterschule in Zerbst, erhielt auch später noch Privatunterricht. Von 1856—59 erlernte er bei Eduard Anton in Halle den Buchhandel, studirte in Leipzig Literatur und Geschichte, war kurze Zeit in der Burdach'schen Hofbuchhandlung in Dresden thätig und trat 1860, zunächst zur Erlernung des Buchdrucks, bei Breitkopf & Härtel in Leipzig ein. Als Enkel Gottfried Härtels wurde er 1867 Procurist, 1873 Teilhaber, 1884 Mitbesitzer der Firma, der er seit 1880 mit seinem Vetter und Gesellschafter, Dr. Oskar von Hase, bis kurz vor seinem Tode 1896 als ältester Chef vorstand. Er trug wesentlich zur Erhöhung der Leistungsfähigkeit der Buchdruckerei bei, war aber auch sonst für das weitverzweigte, mit verschiedenen technischen Nebenzweigen verbundene Geschäft unermüdlich thätig. Den allgemeinen Interessen seines Berufes und der städtischen Angelegenheiten widmete er sich mit regstem Eifer. Von 1875—84 verwaltete er das Amt eines Rechnungsführers des Deutschen Buchdruckervereins. Er war Prinzipalvorsitzender und Rendant der Unterstützungskassen für Buchdruckergehilfen. Seit 1894 bekleidete er besonders auch das wichtige und verantwortungsreiche Amt des ersten Schatzmeisters im Börsenverein der deutschen Buchhändler. Seit 1874 war er in städtischen Ehrenämtern thätig. 1876 wurde er zum Stadtverordneten, 1880 zum Stadtrath gewählt. In segensreicher Weise machte er hauptsächlich für die Armenfürsorge und, wie im eigenen gegen 600 Personen beschäftigenden Hause, um mancherlei Wohlfahrtseinrichtungen und milde Stiftungen sich verdient.

Vgl. M[ax] E[vers] im Adressbuch des Deutschen Buchhandels 1898 und Börsenblatt f. d. D. Buchhandel 1896 Nr. 300.

H. Ellissen.

Stolberg-Wernigerode, Otto, Fürst zu, General der Cavallerie à la suite der Armee, erbliches Mitglied des preussischen Herrenhauses und der ersten Kammer der Stände des Grossherzogthums Hessen, * 30. Oktober 1837 zu Gedern am Vogelsberge, † zu Wernigerode am 19. November 1896. Sein in gleicher Weise durch geistige Anlagen und edle Gaben des Herzens und Gemüths wie durch Geschäftstüchtigkeit ausgezeichneter Vater, der Erbgraf Hermann, wurde ihm schon am 24. Oktober 1841 entrissen, während ihm seine Mutter, die Erbgräfin Emma, geb. Gräfin zu Erbach-Fürstenau, eine äusserlich und innerlich hohe Erscheinung, bis zur Schwelle seines 53. Lebensjahrs erhalten blieb. Da Graf Otto einen Monat vor dem Vater auch einen älteren Bruder, den Grafen Albrecht, verloren hatte, so trat er als voraussichtliches künftiges regierendes Haupt des Hauses an dessen Stelle und es nahm nun neben der Mutter, die aufs treueste über der Entwicklung seines Geistes und Gemüths wachte, der den Vater bis zum 16. Februar 1854 überlebende Grossvater, Graf Henrich, die Ausbildung des Enkels mit grosser Sorgfalt in die Hände. Seit 1839 von einem Informator auf dem Marienhofe zu Ilsenburg erzogen, besuchte er darnach kürzere Zeit das unter der Leitung des Regierungsraths Eilers stehende Privatinstitut zu Freienfelde bei Halle a. d. Saale. Von 1851 bis 1856 war er dem Gymnasium zu Duisburg am Niederrhein anvertraut, das sich damals unter der Leitung des tüchtigen Direktors Eichhoff eines besonderen Rufes erfreute.

Nach wohlbestandener Reifeprüfung — das mündliche Examen war ihm erlassen worden — bezog Graf O. im Herbst 1856 die Universität Göttingen. Die Studienfächer waren die Rechte und die Kameralwissenschaft, wobei

jedoch der Kreis der gehörten Vorlesungen ziemlich weit gezogen wurde. Nicht nur hörte er Encyklopädie des Rechts bei dem Privatdozenten Aegidi, Nationalökonomie bei Hassenstein, sondern auch geschichtliche Vorlesungen bei Waitz, Physiologie bei Rudolf Wagner, Chemie bei Wöhler und ein philosophisches Privatissimum bei Lotze. In dankbarer Erinnerung behielt er nationalökonomische Vorträge vom Professor Hanssen. Auch fanden Ausflüge in die Umgegend, so nach dem landwirthschaftlichen Gut Wehnde, statt und es wurde ein reger Verkehr in Gesellschaften bei höheren Beamten und Professoren gepflogen, auch öfter bei Hoffesten das leicht erreichbare Hannover aufgesucht. Auf die Göttingische Zeit folgte 1858 noch ein Sommersemester in Heidelberg, wo der junge Graf sich dem Corps Saxoborussia anschloss.

Schon während der Duisburger Zeit war Graf O. Erbe der Stammgüter des Hauses und regierender Herr geworden, doch hatte während seiner Unmündigkeit sein Oheim Graf Botho mit grosser Gewissenhaftigkeit und Treue die Vormundschaft geführt. Er selbst aber hatte sich früh Einsicht in die seiner wartenden Aufgaben und in die Verhältnisse seiner Besitzungen verschafft.

Ehe wir jedoch unsern Blick auf die Verwerthung seiner Kenntnisse und Gaben für den Beruf richten, für welchen ihn Geburt und Vorbildung zunächst bestimmt hatten, wird es sich besonders an dieser Stelle empfehlen, uns zunächst den Aufgaben und Leistungen zuzuwenden, die Graf O. aus freier Entschliessung und zum grossen Theil veranlasst durch die Bedürfnisse der ausserordentlichen Zeit, die ihm zu durchleben beschieden war, auf sich nahm.

So gross auch der in seiner Eigenschaft als Haupt seines Hauses sich eröffnende Wirkungskreis war, so fühlte er sich doch gedrungen, aus freier Wahl ein paar Jahre im preussischen Heere zu dienen. So trat er denn als Lieutenant bei dem Regiment der Gardes du corps ein, wo er 1859 bis 1861 bald in Berlin, bald in Potsdam stand. Im letzteren Jahre kam er aber, um den dringenden Pflichten für die Grafschaft Wernigerode genügen zu können, um Entlassung aus dem activen Militärdienst ein und trat hinfort in das Verhältniss à la suite der Armee, worin er, mit der Berechtigung die Uniform der Gardes du corps weiter zu tragen, bis zum General der Cavallerie emporstieg.

Mit dem Jahre 1864 beginnt nun aber die Reihe grosser Ereignisse, durch welche Graf O. zu opferfreudiger Hingabe an König und Vaterland veranlasst wurde. Zwar der Feldzug in Schleswig gab ihm nur in bescheidenem Masse Gelegenheit durch die Aufnahme und Pflege verwundeter Krieger Opfer der Vaterlandsliebe darzubringen; aber um so reichere bot der Krieg des Jahres 1866. Als Delegirter des Militär-Inspecteurs der freiwilligen Krankenpflege bei der Mainarmee wurde er dem Stabe des Generals Vogel v. Falkenstein beigegeben, nahm in dieser Eigenschaft an verschiedenen Gefechten, wie Hammelburg, wo er Ordonnanz ritt, Aschaffenburg, Kissingen theil, und nach hergestelltem Frieden an dem Einzuge der Truppen in Berlin. Jener seinem Wesen durchaus entsprechenden Thätigkeit zur Linderung der Schrecken des Krieges hat er dann in seiner Eigenschaft als Mitglied des Johanniterordens, in welchem er seit 1868 die Stelle eines Commendators für die Provinz Sachsen, von 1872 bis 1889 die des Ordenskanzlers einnahm, sowie als Vorsitzender des Central-Comités der deutschen Vereine, wie besonders des preussischen Vereins vom rothen Kreuz, bis an sein Ende mit ganzer Hingabe und aller Anerkennung obgelegen.

Aber neben dem über den Streit der Parteien und Sonderinteressen erhabenen christlich-humanen Wirken galt es auch im parlamentarischen und staatsmännischen Leben in höheren Stellungen Dienste zu leisten, wobei es dem Verewigten eine willkommene und oft mit grossem Erfolge gelöste Aufgabe war, in dem Kampfe der Parteien und gegenüber starken Abneigungen und Sonderinteressen vermittelnd und versöhnend einzuwirken. Bei den Wahlen zum constituirenden Reichstage des Norddeutschen Bundes wurde ihm 1867 mit grosser Stimmenmehrheit das Mandat des Wahlkreises Oschersleben-Halberstadt-Wernigerode übertragen.

Eine besonders schwere verantwortungsvolle Last wurde aber auf seine Schultern gelegt, als er die Stellung eines ersten Oberpräsidenten der eben erst dem preussischem Staate angegliederten Provinz Hannover übernahm, ein Amt, das er vom September 1867 bis Februar 1873 versah. Es galt hier starke Abneigungen zu überwinden, zu versöhnen und den Bewohnern der grossen Provinz den Uebergang in die neuen Verhältnisse möglichst zu erleichtern. Durch unermüdliche Thätigkeit, thunlichst beschleunigten Geschäftsgang und hingebende Sorge für die praktischen und geistigen Bedürfnisse des Landes wurde das erstrebte Ziel in einem Masse erreicht, wie es sich nur irgend erwarten liess. Ein schöner Beweis für das Vertrauen, welches der Oberpräsident sich im Lande erworben hatte, ist es gewiss, dass derselbe von 1871 bis 1878, d. h. bis sein Uebergang in neue Verhältnisse ihm eine Fortführung dieser Mandate unmöglich machte, als Vertreter der hannöverschen Wahlkreise Melle-Diepholz und Goslar-Klausthal Mitglied des deutschen Reichstags war. Eine grössere Anerkennung aber konnte sein Wirken kaum finden, als in dem Petitionssturm, der sich erhob, um den durch andere Aufgaben zu sehr in Anspruch genommenen zum Verbleiben in seiner Stellung zu bewegen.

Mittlerweile war allerdings durch den Krieg gegen Frankreich, abgesehen von den äusseren Veränderungen, eine grosse Wandlung in den Stimmungen hervorgerufen. Graf O. selbst begrüsste es mit grosser Freude, als auf dem Boden Frankreichs in dem neuen deutschen Reiche eine edle Friedensfrucht gereift war. Wohl kannte und schätzte er die trefflichen Eigenschaften und Vorzüge des strammen altpreusischen Wesens, aber er wusste, dass sich auch anderswo in Deutschland viel Gutes finde, das nun, nach Vereinigung der deutschen Fürsten und Stämme unter preussischer Führung, dem geeinten Reiche als segensreiche Morgengabe zufiel.

Zunächst diente er dem Gesammtvaterlande noch in seiner Stellung in Hannover, wo ihm der Krieg noch besondere Gelegenheit zur Errichtung von Lazarethen in Hannover und Göttingen darbot, dann auch in der oben bezeichneten Weise als Mitglied des deutschen Reichstags, in welchem er sich in politischen Fragen der freiconservativen Partei anschloss. Von 1872 bis 1877 war er ausserdem zum erstenmal als Nachfolger seines Vetters Graf Eberhard zu St.-W. Präsident des Herrenhauses, eine Aufgabe, der er sich mit ganz besonderer Freude unterzog. Als dann die orientalischen Wirren in Sicht traten, wurde er im Jahre 1876 zum Botschafter am Kaiserlich österreichischen und Königlich ungarischen Hofe in Wien ernannt. In dieser Stellung trug er viel dazu bei, das Verhältnis zwischen dem deutschen und österreichisch-ungarischen Reiche freundlich zu gestalten. Das beste Zeugnis für den Erfolg dieser Sendung ist es, dass er zur Zeit einer grossen Spannung, als es sich um den Abschluss eines deutschen Bündnisses mit Oesterreich

handelte, im Jahre 1878 zum allgemeinen Stellvertreter des Reichskanzlers ernannt wurde, was er bis zum 1. Juni 1881 war. In dieser Eigenschaft hat er es durch sein eifriges Bemühen und durch das grosse Vertrauen, das er bei dem Haupt des deutschen Reiches genoss, vermocht, Kaiser Wilhelm in Baden-Baden zur Unterschreibung dieses wichtigen Bündnisses zu bewegen.

Von seinen letzten hohen Stellungen zurückgetreten, übernahm er nach drei Jahren wieder auf den besonderen Wunsch des Kaisers und Königs das Amt eines Oberstkämmerers Seiner Majestät, das er wieder bis zu des Kaisers Ableben mit freudiger Hingabe verwaltete und dann bis zum Jahre 1892 bei Kaiser Wilhelm II. fortführte. Ausserdem war er als Nachfolger des Grafen v. Schleinitz von 1885 bis 1888 mit der Leitung des Königlichen Hausministeriums betraut. Nach der auf sein Gesuch erfolgten Enthebung von dem Amte eines Oberstkämmerers bekleidete er von allgemeineren öffentlichen Aemtern und Stellungen nur noch die eines Präsidenten des Herrenhauses und eines Vorsitzenden der deutschen und preussischen Vereine vom Rothen Kreuz, in welcher letzteren Eigenschaft er auch bei den internationalen Congressen dieser Vereinigung in Karlsruhe (1887) und Rom (April 1892) als Vorsitzender betheiligt war. Seit 1891 war er auch, als Nachfolger des Generalfeldmarschalls Graf Moltke, Kanzler des hohen Ordens vom Schwarzen Adler, der ihm noch von Kaiser Wilhelm I. zu Neujahr 1888 war verliehen worden.

Aber in seinen hier kurz angedeuteten Leistungen für Kaiser und Reich, für Preussen und für das allgemeine Werk der Verwundeten- und Krankenpflege war keineswegs sein ganzes Thun beschlossen. Ausser seinem Wirken für das grosse Ganze wandte er auch den Angelegenheiten der heimischen Provinz sein lebhaftes Interesse zu. Dieses war bereits im Hause erblich geworden. Schon beim ersten sächsischen Provinziallandtage im Jahre 1827 hatte sein Grossvater Graf Henrich den Vorsitz geführt und der Vater, der Erbgraf Hermann, an den Verhandlungen theilgenommen. Sein Grossoheim, Graf Anton, hatte sich als Oberpräsident grosse Verdienste um die Provinz erworben. Er selbst nahm seit 1862 öfter an dem Provinziallandtage theil; von 1871 bis 1875 führte er als Landtagsmarschall der Provinzialstände in Merseburg den Vorsitz, 1876 war er Vorsitzender des Landtages der Provinz und des Provinzialausschusses. Bei der Bildung einer Kommission für den Denkmälerschutz in der Provinz wurde er auch deren Mitglied. Die zweimalige Absendung eines Gelehrten nach Rom zur Benutzung des vatikanischen Archivs seitens des Geschichtsausschusses der Provinz geschah auf seine persönliche Anregung hin. Unerwähnt darf hier auch nicht bleiben sein Geschick und sein Verdienst bei wiederholter Leitung der Provinzialsynode. Seine Betheiligung an den Angelegenheiten der Provinz machten ihm stets eine besondere Freude.

Bei allem Wirken und Streben in weiteren und weitesten Kreisen war er doch zunächst seit erlangter Volljährigkeit regierender Graf zu Stolberg und Haupt der älteren Linie des Hauses und es geschah nicht ohne Opfer, wenn er durch allgemeinere dem Gemeinwohl und für Kaiser und Reich geleistete Dienste von der Erfüllung der ihm zunächst durch Geburt und Erbschaft zugefallenen Aufgaben abgezogen wurde. Seine wernigerödische Stellung war eine eigenartige. Durch Verträge zwischen der Krone Preussen und dem Grafen zu Stolberg-Wernigerode von 1714 und 1822 war dem letzteren gegen Verzicht auf wichtige vorher besessene Rechte noch eine ziemliche Summe

von Hoheitsrechten geblieben, die durch einen besonderen gräflichen Regierungskörper ausgeübt wurden. Durch die politische Entwickelung, welche Preussen seit Errichtung des deutschen Reiches gewann, insbesondere durch die neue Kreisordnung, wurde den meisten dieser vertragsmässig zugesicherten Rechte der Boden entzogen. Dadurch sah sich der Graf im Jahre 1876 gedrungen, auf seine Regierungsrechte zu verzichten, die dann mit dem 1. Oktober d. J. theils auf die königlichen Behörden, theils auf neu eingerichtete Selbstverwaltungsorgane übergingen. Was bei diesem Uebergange nicht ausdrücklich aufgehoben wurde, blieb nach Massgabe jener älteren Vergleiche in Kraft. Insbesondere blieb das besondere Fürstliche Consistorium und die Aufsicht über Kirchen und Schulen bestehen.

Noch in demselben Jahre errichtete Graf O. ein Hausstatut, in welchem ein gutes Stück alten Herrenrechts festgestellt wurde. Durchdrungen von der Bedeutung und den besonderen Aufgaben seines Geburtsstandes, erschien er als der geeignete Nachfolger des Fürsten zu Fürstenberg als Vorsitzender des Vereins deutscher Standesherren, was er bis zu seinem Ableben war. Im Jahre 1890 nahm er mit allerhöchster Genehmigung den fürstlichen Titel an, dessen im Jahre 1742 durch Kaiser Karl VII. erfolgte Verleihung an die Nebenlinie Stolberg-Gedern sich auch auf seinen directen Vorfahren, Graf Christian Ernst (1710—1771) erstreckt hatte, von diesem aber nicht angenommen war. Bei dem im Jahre 1890 vom deutschen Kaiser ausgestellten Diplom fand auch eine vom Fürsten veranlasste angemessenere neue Formation des Familienwappens statt. Nach derselben Urkunde erstreckt sich der fürstliche Charakter nur auf den Fürsten O. und seine Nachfolger im Stammgut Stolberg-Wernigerode erster Generation, sowie auch auf die Nachkommen erster Generation des jedesmaligen erstgeborenen Sohnes und präsumtiven Nachfolgers im Stammgute.

Den Aufgaben seiner eigenen Verwaltung widmete sich der Fürst mit eben so grossem Eifer als Geschäftstüchtigkeit, hierbei unterstützt von treuen Beamten, auf welche naturgemäss sein Vorbild segensreich einwirkte. Wir müssen es uns versagen, auf das schöne Verhältnis, das zwischen Herrn und Diener waltete, näher einzugehen, wie denn auch hier nicht die innere Thätigkeit der fürstlichen Verwaltung, so die neue Ordnung des Rechnungswesens, verfolgt werden kann. Wohl aber ist auf verschiedene Schöpfungen und Erwerbungen des Fürsten hinzuweisen. Hervorragend sind die Werke seiner eifrigen Bauthätigkeit, die ums Jahr 1862 begann und mit der am 4. April 1880 erfolgten Einweihung der Wernigeröder Schlosskirche der Hauptsache nach ihren Abschluss fand. An einer der schönsten Stellen Norddeutschlands angesichts des erhabenen Brockens und des weiten Hasseröder Thals gelegen, war der alte Grafensitz durch die schweren Geschicke des 17. und den geringen architektonischen Kunstsinn des vorigen Jahrhunderts zum unschönen Rumpf entstellt. Mit pietätvoller Schonung aller auf irgend welchen Kunst- und geschichtlichen Wert Anspruch verdienenden Reste wurde dieses Bauwerk mit sehr erheblichen Kosten so grossartig und schön gegliedert im gothischen Style ausgebaut, dass es nunmehr als das schönste Bergschloss in Norddeutschland dasteht. Wir können nur kurz des romanischen Bothobaus bei dem ehemaligen Benediktinerkloster Ilsenburg, der Wiederherstellung der Drübecker Klosterkirchthürme, des allein auf fürstliche Kosten ausgeführten Baues der Kirche in Schierke gedenken, desgleichen des Baues von Strassen im Lande und im Gebirge (Hagenstrasse nach

Schierke). Durch ein grossartiges Opfer an Grund und Boden sicherte er auch das Unternehmen der Harzquer- und Brockenbahn. Mit noch grösseren Opfern war die Uebernahme des Patronats des früher städtischen Gymnasiums zu Wernigerode im Jahre 1867 verknüpft. Damit verbunden war die Aufführung eines neuen Schulgebäudes, eines mit einem Kostenaufwande von 300,000 M. ausgeführten Monumentalbaues in frühgothischem Stile.

Das grösste sichtbare Denkmal einer durch mehr als drei Jahrhunderte im Hause Stolberg geübten Pflege der Wissenschaft, besonders der kirchlichen und geschichtlichen, ist die über 108,000 Bände starke Fürstliche Bibliothek in dem grossen ehemaligen Orangerie-Saale. 40,000 Bände wurden hiervon durch den Fürsten O. erworben. Durch Vereinigung und Vermehrung verschiedener, theilweise schon älterer geschichtlich-antiquarischer Sammlungen wurde ein werthvoller wissenschaftlicher Schatz gesammelt, für dessen Unterbringung geeignete Räume bestimmt wurden und der von des gegenwärtigen Fürsten Christian Ernst Durchlaucht zur Ehrung der Verdienste des verewigten Vaters mit dem Namen Fürst Otto-Museum belegt und der öffentlichen Benutzung zugänglich gemacht wurde. Theils unmittelbar theils mittelbar geschah es durch seine Anregung, auch durch seine grossmüthige Unterstützung, dass zur Zeit seines Waltens eine Reihe von Urkundensammlungen und darstellenden Schriften zur Geschichte des Hauses Stolberg und seiner Besitzungen ans Licht trat. Ganz besonders war es das persönliche Interesse an der Sache — weit weniger materielle Unterstützung — was für das Gedeihen des im Jahre 1868 zu Wernigerode gegründeten Harzvereins für Geschichte und Alterthumskunde fördernd wirkte. Das seit der Gründung geführte Protektorat war eben so wenig ein blosser Name als die mit der Fürstungsurkunde als Schildhalter aufgenommenen Wilden Männer eine unwesentliche Zier: sie versinnbildlichen das innere Verhältniss des erlauchten Herrn und seines Hauses zum Harz und seiner Geschichte.

In grossem Umfange verfolgte er die Abrundung und Vermehrung der Besitzungen, sowohl des Stammguts als der Eigengüter. So erwarb er im Jahre 1867 durch Tausch mit dem preussischen Fiscus das seit 1694 von der Grafschaft abgekommene Waldgebiet der Oberförsterei Hasserode, in eben demselben gegen Verzicht auf weiter reichende Ansprüche eine bequem an das Wernigerödische sich anschliessende Waldfläche von über fünftehalbtausend Morgen im Amt Elbingerode. Ein paar Jahre vorher war schon im O. der Grafschaft Wernigerode das benzingerödische Forstgebiet angekauft worden. Dazu erwarb Fürst O., abgesehen von Besitzungen in Westpreussen und in Posen, im Jahre 1880 eine über hunderttausend Morgen (rund 28,900 ha) grosse Waldherrschaft in den Kreisen Gross-Strehlitz und Lublinitz, Provinz Schlesien, welche durch des jetzt regierenden Fürsten Christian Ernst, Durchlaucht, den Namen Ottowald erhalten hat.

Zwar müssen wir es uns hier versagen, auf Einzelnes in der gräflichen und fürstlichen Verwaltung einzugehen, doch sei daran erinnert, dass das ganze Rechnungswesen neu eingerichtet wurde und dass der Verewigte stets bestrebt war, bei der Verwaltung alle Besserungen durchzuführen, welche er nach dem Rath erfahrener Beamter und Räthe als die den Forderungen der Gegenwart entsprechenden erkannte.

Von dem mannigfaltigen und reichen Wirken für Kaiser und Reich, Provinz und eigenen Besitzungen, für Kunst und Wissenschaft wenden wir uns zu dem engen persönlichen Verhältniss, welches zwischen dem grossen

Kaiser und Könige und seinem erlauchten Bannerträger bestand und mit der Zeit sich immer inniger gestaltete. Dieses Friedensidyll in einer grossen, bewegten Zeit wird den tiefer blickenden nicht nur wohlthuend berühren, es wird auch bei dem allgemein bekannten treuen Festhalten Kaiser Wilhelms an Personen, die sein ganzes Vertrauen gewonnen hatten, nicht als bedeutungslos anerkannt werden. Handelte es sich doch hier um das besondere Vertrauen zu einer Persönlichkeit, die durch Geburt und Stellung eine der höchstgestellten im Staate war.

Die näheren Beziehungen zwischen Kaiser und Fürst sind fast durch ein Menschenalter zu verfolgen. Schon als Graf O. im Regiment der Gardes du corps theils in Berlin, theils in Potsdam weilte, erzeigte der Prinzregent sich besonders gnädig gegen ihn und gewann ihn lieb. Im October 1861 folgte er des Königs Rufe zum Krönungsfeste in Königsberg. Als er dann im Jahre 1865 an dem in Verbindung mit dem Königsmanöver stattfindenden Ständefeste in Merseburg theilnahm, hatte er zum erstenmal den König öffentlich anzureden. Als dieser bei der Eröffnung des deutsch-französischen Krieges Hannover berührte, nahm er huldvollst die Pathenstelle bei dem am 23. Juli d. J. geborenen Sohn des Grafen, dem Prinzen Wilhelm, an. Mittlerweile hatten seit dem Jahre 1868 die herbstlichen Königsbesuche, die bald zu Kaiserbesuchen wurden, begonnen, die theilweise mit Besuchen des Kronprinzen Friedrich Wilhelm und des Prinzen Wilhelm verbunden waren oder damit abwechselten und bis zum Jahr 1887 fortgesetzt wurden. So bedeutsam erschienen diese erhebenden Wernigeröder Kaisertage, dass der Fürst sich gedrungen fühlte, die Erinnerung daran durch ein Denkmal an einer vielbesuchten Stelle festzulegen, dessen Enthüllung (am 19. Juni 1890) durch die Anwesenheit des Kaisers und der Kaiserin Wilhelm II. eine feierliche Weihe erhielt. Für den erlauchten Urheber handelte es sich hierbei ganz besonders um einen Denkstein dankbarer Erinnerung an den ebenso innig verehrten als geliebten erhabenen Gast.

Die stets mit dem erfrischenden Weidwerk in den wernigerödischen Harzforsten verbundenen Kaiserbesuche führten den hohen Monarchen zugleich in den trauten Familienkreis seines erlauchten Wirthes ein. Der spätere Fürst O. war seit dem Jahre 1863 mit der Prinzessin Anna Elisabeth, Tochter des Prinzen Heinrich LXIII. Reuss j. L. und der Gräfin Karoline zu Stolberg-Wernigerode (geb. 9. Januar 1837), vermählt. Es war ein aus wahrer innerer Neigung geschlossener überaus glücklicher Bund. Von sieben demselben geschenkten Kindern, vier Söhnen und drei Töchtern, starb im zarten Alter nur ein Graf Heinrich. Der Erbgraf, nunmehrige Fürst Christian Ernst, wurde am 28. September 1864 geboren.

Ziemlich ausgedehnt war der Kreis der Länder, die Fürst O. in seinem Leben sah. Mochten seine Reisen der Erholung dienen, durch Einladungen zur Jagd oder durch seine Staats- und Ehrenämter veranlasst sein, stets suchte er dabei sein Streben nach Selbstbelehrung zu befriedigen. Süddeutschland, die Schweiz, Frankreich, England, Holland, Oesterreich-Ungarn, Italien, Russland hat er aus dem einen oder anderen Anlass kennen gelernt.

Als nach dem Rücktritt vom Oberstkämmereramte der Fürst die Lasten hoher Staats- und Hofämter hinter sich hatte, auch die hauptsächlichsten Monumentalbauten hergestellt waren, schien für ihn eine zwar immerhin geschäftsreiche aber doch ruhige, lediglich der Verwaltung seiner Besitzungen sowie der Verschönerung der dem Schloss unmittelbar benachbarten Gärten